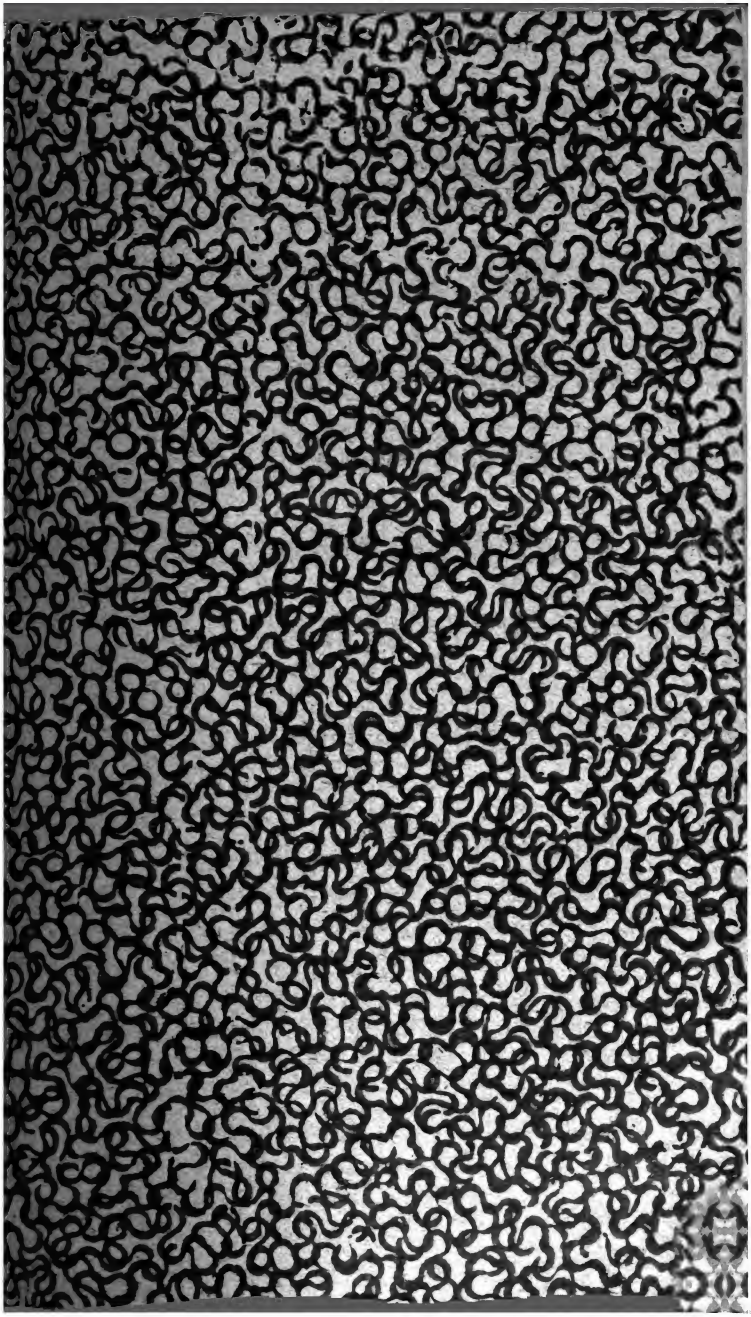
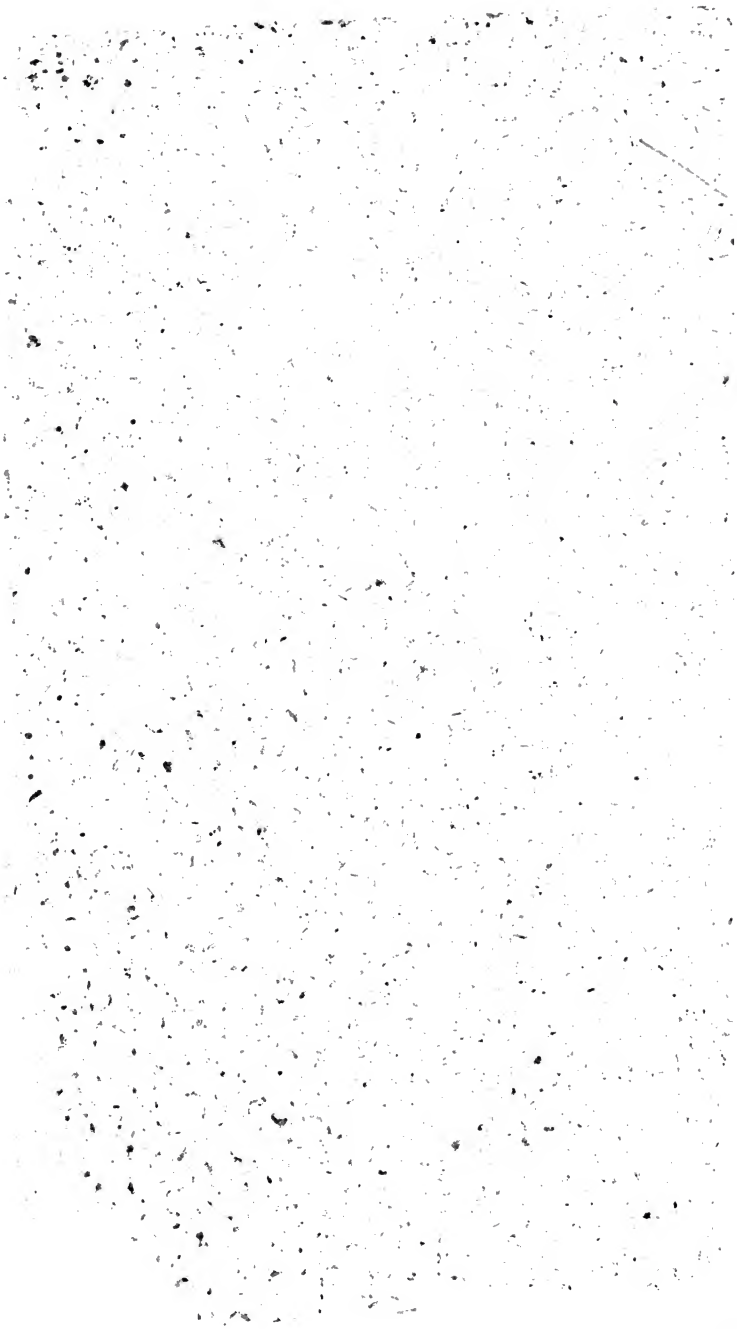
KAIS. KÖN. HOF- BIBLIOTHEK
60.246-B
Ait-

~~H. 3.~~
2 8° 3





Heidelberger

Jahrbücher

der

Litteratur.

Dreyzehnter Jahrgang.

Zweyte Hälfte.

July bis December.

Heidelberg,

bey Mohr und Winter.

1820.

60246-B.

No. 40. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

Lehrbuch der gerichtlichen Medicin. Zum Behuf academischer Vorlesungen und zum Gebrauch für gerichtliche Aerzte und Rechtsgelehrte entworfen von Adolph Henke, der Arzneikunde und Wundarzneikunst Doctor, ord. öffentl. Lehrer der Therapie, Klinik und Staatsarzneikunde Director des klinischen Instituts zu Erlangen etc. Zweite, bedeutend vermehrte und verbesserte Ausgabe. Berlin, 1819. XXIV und 440 S. 8.

Diese neue Ausgabe eines schon früher mit verdientem Beyfalle aufgenommenen Werkes wird mit Recht eine bedeutend vermehrte und verbesserte genannt. Außerdem daß 56 neue §§. und viele Anmerkungen hinzugekommen sind, haben viele Capitel bedeutende Zusätze erhalten, besonders die von den Früh- und Spätgeburten, von der Ueberfruchtung, von den psychischen Krankheiten, von der Tödtlichkeit der Verletzungen, von den zweifelhaften Todesarten neugeborner Kinder und von den Vergiftungen. Auch ist überall die neuere Literatur nachgetragen worden. Wenn übrigens das Werk durch die vielen Zusätze und Anmerkungen, gleich dem von Metzger, einen für ein Compendium fast zu großen Umfang erhalten haben und mehr als ein Handbuch anzusehen seyn möchte; so wird dagegen die größere Ausführlichkeit desselben Vielen um so mehr zu Statten kommen, als oft nur wenige Stunden für die Vorlesungen über diesen Gegenstand bestimmt werden und dieselben in der neuern Zeit von Vielen ganz vernachlässigt worden sind.

Indem wir uns aber darauf beschränken, diese Zusätze und Verbesserungen im Allgemeinen angezeigt zu haben (da ein weiterer Auszug für den Umfang dieser Blätter zu groß seyn würde, und wir ohnehin voraussetzen können, daß sich dies schätzbare Handbuch in den Händen unserer Leser befinden werde)', wollen wir nur noch einige Bemerkungen über einzelne Gegenstände beyfügen.

Unter den §. 19. angeführten deutschen Aerzten, die sich um die gerichtliche Arzneywissenschaft verdient gemacht haben, würden wir wenigstens noch Platner, Gruner und Sprengel (deren Verdienste übrigens der Verf. gewiß nicht verkennt) ausdrücklich genannt haben.

§. 22. S. 16 bey der Ueberschrift: Systematische Schriften der Ausländer wäre wohl, wenn diese Abtheilung überhaupt befolgt werden soll, der Zusatz: Neuere nöthig, indem unter den S. 14 — 16 angeführten systematischen Werken überhaupt ja auch Schriften der Ausländer, als die von Fidelis und Zacchias, vorkommen.

Die Eintheilung des materiellen Theiles der gerichtlichen Medicin ist die auch in der ersten Ausgabe befolgte in 3 Abschnitte, wovon der erste die gerichtlich-medicinischen Untersuchungen an lebenden Personen, der zweyte die an Leichnamen, der dritte die an leblosen Substanzen enthält. Der Verf. hat indessen selbst bemerkt, daß manche Untersuchungen sowohl an Leichnamen, als an lebenden Personen vorgenommen werden, und daß andere Fälle, z. B. Vergiftungen, Untersuchungen erfordern können, die in zwey der obigen Abschnitte fallen. Doch sollen die Gegenstände unter diese Abtheilungen geordnet werden können, je nachdem sie am häufigsten, oder ihrer wichtigsten Beziehung nach, einer derselben angehören. Allein eben weil die allgemeine Eintheilung solchen gegründeten Bemerkungen ausgesetzt ist, würde Rec. es vorziehen, diese Ueberschriften der Abschnitte oder diese allgemeine Eintheilung ganz wegzulassen. Dabey könnten die einzelnen Capitel doch in der von dem Verf. gewählten Ordnung, welche im Allgemeinen zweckmäßig und der von Metzger befolgten vorzuziehen ist, auf einander folgen, oder auch die den Gegenstand des dritten Abschnittes ausmachenden Vergiftungen gleich nach den Verletzungen abgehandelt werden.

Ueber die sogenannten Mondkälber (Molae) §. 79 fg. hätten wohl Lamzweerde hist. molarum u. a. angeführt werden können.

In Ansehung der rechtmäßigen Geburt (Partus legitimus) sagt der Verf. (§. 92 — 93.), daß man die Begriffe rechtmäßiges und erbfähiges Kind mit einander

verwirrt, als gleichbedeutend gebraucht habe, daß diese Begriffe aber rein rechtlich seyen und den gerichtlichen Arzt eigentlich nichts angiengen, daß rechtmäßig eine Leibesfrucht sey, wenn sie in gesetzmäßiger Ehe erzeugt und geboren werde, daß die Leibesfrucht aber, um erbfähig zu seyn, rechtmäßig, lebend, lebensfähig und als Mensch mit einem menschlichen Kopfe (nicht monströs) geboren seyn müsse. Nach den meisten Rechtsgelehrten wird indessen zu einem rechtmäßigen Kinde, außer dem daß es aus rechtmäßiger Ehe entsprungen sey, allerdings erfordert, daß es zur rechten Zeit geboren worden sey, und diese Bestimmung muß wenigstens den Aerzten bey den diesen Gegenstand betreffenden gerichtlichen Fragen bekannt seyn.

In Bezug auf die Untersuchungen über das Lebensalter wäre bey der sonstigen Ausführlichkeit dieses Handbuches auch zu wünschen, daß die Zeichen des Alters des Foetus (§ 117.) näher angegeben worden wären.

Was aber die §. 126. gegebene Charakteristik des höheren Alters oder Greisenalters betrifft, so möchte der ersten Periode desselben nicht so allgemein die Abnahme der innern wie der äußeren Sinne zugeschrieben werden können, indem nämlich oft, während die Abnahme der vegetativen Verrichtungen merklicher ist, der Geist seine Lebhaftigkeit noch behält und sich durch Reife des Urtheiles auszeichnet.

Die von dem Verf. § 232., wie von Metzger und Anderen unter den verhehlten Krankheiten angeführte Lungenschwindsucht würden wir hier lieber weglassen, da wohl Fälle, wo sie verhehlt werden sollte, nicht leicht vorkommen und die Kranken selbst am wenigsten daran denken möchten.

Die von Pinel, Reil und Hoffbauer angenommene Manie ohne Wahnsinn, welche der Verf. hier (§. 272., wie in seinen Abhandlungen B 2.) bestritten hat, glaubt Rec. doch seiner Ueberzeugung gemäß vertheidigen zu müssen. Wenn auch manche dafür angeführte Fälle gegründeten Zweifeln ausgesetzt seyn sollten, so sind doch die von Pinel genau beschriebenen von der Art, daß man diese Manie nicht wohl läugnen kann, wenn man nicht Pinel alle Glaubwürdigkeit absprechen will. Denn der Kranke sprach und urtheilte nicht

bloß, wie unser Verf. behauptet, in lichten Zwischenräumen zusammenhängend und richtig, sondern es wird von Pinel ausdrücklich bemerkt, daß er dies auch während der Anfälle gethan und auch in diesen keine Spur von Unordnung in seinen Vorstellungen verrathen, kein Merkmal von Delirium geäußert habe. Das Selbstbewußtseyn war keinesweges bey ihm aufgehoben, wohl aber die Freyheit der Handlung (deren Mangel aber wohl nicht allein den Charakter jeder Geisteszerrüttung ausmacht), daher auch Pinel eine Verkehrtheit der Willensäußerungen, einen Instinct oder blinden Trieb, der den Willen unterjocht und den Menschen zu gewaltsamen Handlungen zwingt, mit Recht für den Charakter der Raserey erklärt hat. Sollte auch in manchen Fällen der Art während der Anfälle einige Verstandesverwirrung erzeugt werden, so ist dies doch nicht nothwendig immer der Fall, und auch der Entstehung nach ist diese Art der Manie, von der gewöhnlicheren, welche durch eine vorhergehende Verstandesverwirrung erzeugt oder aus der sogenannten Melancholie entwickelt wird, verschieden.

Des Verf. Ansicht von der Lungen- und Athemprobe ist schon aus seiner Revision der Lehre von diesem Gegenstande, die er in seinen Abhandlungen B. 2. umgearbeitet und erweitert hat, bekannt. Wir verkennen nicht das Verdienstliche dieser umständlichen und sorgfältigen Untersuchung und sind ganz überzeugt, daß eine solche Berücksichtigung aller für oder gegen diese Lehre sprechenden Umstände höchst wichtig sey, um uns der Wahrheit näher zu bringen, mag sie auf dieser oder jener Seite liegen. Obgleich wir aber nicht zu denen gehören, welche den Werth der Lungenprobe überschätzen, und gern zugeben, daß sie in so manchen Fällen keine Aufklärung geben, und daß man sich nicht immer auf sie allein verlassen könne, so glauben wir dagegen doch, daß sie oft wirklich Aufschluß gebe, und daß sie selbst dann, wenn sie nur neben anderen Zeichen Aufschluß geben, oder zur Bestätigung derselben dienen kann, immer alle Beachtung verdiene. Auch bey so manchen anderen Gegenständen der gerichtlichen Arzneywissenschaft, wie der Medicin überhaupt, kann man sich ja nicht immer auf einzelne Zeichen allein verlassen, sondern muß

sie zusammen und in ihrem wechselseitigen Verhältnisse betrachteten. In wie fern wir aber dem Verf. bey seiner sorgfältigen Prüfung der gegen die Lungenprobe erhobenen Einwürfe und der Versuche, sie zu widerlegen, in Ansehung mehrerer Einwendungen beystimmen, demohngeachtet aber unserer Ueberzeugung nach die Lungenprobe immer noch für ein wichtiges Experiment halten müssen, wollen wir in folgender Betrachtung der einzelnen Einwürfe noch etwas näher, so weit es der Raum dieser Blätter erlaubt, angeben.

Der erste Einwurf: daß die Lungen- und Athemprobe nur ausmitteln könne, ob das todtgefundene neugeborene Kind geathmet, nicht aber, ob es nicht, ohne zu athmen, dennoch nach der Geburt gelebt habe, ist allerdings gegründet. Indessen bezieht er sich erstens auf die höchst seltenen Fälle, wo die Kinder in den unzerrissenen Häuten geboren werden, und wo auch im Falle eines Kindermordes, wie schon Haller bemerkt hat, die Spuren von Gewalt und Beschädigung zu berücksichtigen sind. Zweytens bezieht er sich auf Fälle, wo das Kind im Zustande großer Schwäche, der Ohnmacht, oder des Scheintodes geboren wird, oder wegen Anfüllung des Mundes und der Luftwege mit Schleim ꝛc. oder wegen anderer Hindernisse nicht athmen kann. Auch hier kann die Lungenprobe allein keine Entscheidung über das Leben des Kindes geben, und wir stimmen dem Verf. ganz bey, wenn sie sich gegen Metzger erklärt, nach welchem der Arzt in solchen Fällen den sichersten Weg gehen soll, wenn er das Kind für todtgeboren oder unter der Geburt gestorben erkläre, indem er so nur die Inquisitin begünstigen könne. Der Wahrheit angemessener ist es wohl hier als Resultat der Lungenprobe anzugeben, daß das Kind, wo nicht todtgeboren, doch in einem solchen Zustande, wo es nicht geathmet habe, gewesen sey. Nun kommt es ja immer noch darauf an, zu untersuchen, auf welche Weise der Tod bewirkt worden sey, wodurch oft noch weitere Aufklärung erhalten wird.

Bey dem zweyten Einwurfe, daß die Lungenprobe keineswegs das Athmen des Kindes nach der Geburt unbedingt beweise, da das Kind auch

schon vor und während der Geburt geathmet haben könne, möchte in Bezug auf den Vagitus uterinus zu bemerken seyn, daß dieser doch wenigstens nur selten, unter dazu besonders günstigen Umständen und wohl nur bey zögernder Geburt vorkommen möchte. Nach einem Gutachten der wissenschaftlichen Deputation für das Medicinalwesen im Ministerium d. J. über zwey auf Kindermord sich beziehende Fragen (in Kleinschrod's n Arch. I. 3. S. 442 fg.) soll diese Erscheinung selbst nur in solchen Fällen einer zögernden Geburt, wobey Manualhülfe geleistet wird, vorkommen, nicht bey den verheimlichten Geburten, welche rasch und ohne fremde Hülfe vor sich gehen, anzunehmen seyn. Wenn übrigens auch ein Kind vor vollendeter Geburt geathmet hat und dann gestorben ist, so wird wenn die Lungenprobe das Statt gefundene Athmen dargethan hat, deshalb die Inquisitin nicht schuldlos gravirt werden, wenn man nur darauf Rücksicht nimmt, daß ja nun doch noch die eigentliche Todesursache ausgemittelt werden muß, und daß ein solches Kind auch ohne Schuld der Mutter sterben kann.

Der dritte Einwurf, daß das Niedersinken der Lungen nicht unbedingt den Tod des Kindes vor der Geburt beweisen könne, weil die Lungen unter gewissen Bedingungen auch niedersänken, wenn gleich das Kind eine geraume Zeit nach der Geburt gelebt und geathmet habe, bezieht sich theils auf die ohnehin höchst seltenen und leicht zu entdeckenden, also, wie auch der Verf. bemerkt hat, die Lungenprobe nicht trüglich machenden Fälle, wo das Gewicht der Lungen durch krankhafte Zustände vermehrt ist, theils auf die Beobachtungen solcher Fälle, wo die Lungen von Kindern, die offenkundig längere Zeit nach der Geburt geathmet und geschrieen hatten, dennoch im Wasser untergesunken seyn sollen. Die zuletzt angegebenen Beobachtungen betreffen zum Theil unreife Geburten und machen dann weniger Schwierigkeit. In anderen Fällen der Art kann aber das nur schwache, unvollkommene Athmen nicht die durch ein vollständiges und wiederholtes Athmen bewirkte Veränderung der Lungen ꝛc. hervorbringen, und dann das Urtheil oft nur zweifelhaft seyn.

In Bezug auf den hier angeführten, sonst allerdings merkwürdigen Fall von Schenk müssen wir übrigens bemerken, daß die Lungenprobe hier nicht vollständig gemacht worden ist, und daß sie, wenn dies geschehen wäre, wohl fast eben so wie in dem Fall von Kopp (Jahrb. d. Staatsarzneyk. Jahrg. 9. S. 153 fg.) wenigstens das unvollkommene Athmen angezeigt haben würde. Deshalb würde hier der gerichtliche Arzt das Kind gerade auch nicht für todtgeboren haben erklären können. Nach diesen und ähnlichen Erfahrungen muß er selbst darauf aufmerksam machen, daß unter solchen Umständen das Kind gelebt haben könne. Wäre dabey eine absichtliche Tödtung erfolgt, so muß diese ja doch noch durch andere Zeichen ausgemacht werden.

Was noch den vierten Einwurf betrifft, daß nämlich das Schwimmen der Lungen eines todtgefundenen Kindes nicht unbedingt das Leben desselben nach der Geburt beweisen könne, weil auch Lungen, die nicht geathmet haben, schwimmen können, so sind die Fälle, wo Fäulniß oder Windgeschwülste das Schwimmen veranlassen, leicht zu entscheiden. Der schwierigste Fall ist der, wo es sich fragt, ob das Schwimmen durch Einblasen von Luft bewirkt worden sey. Daß hier manche von Metzger und Anderen angenommene Unterscheidungszeichen, als die angebliche Unmöglichkeit der vollkommenen Ausdehnung der Lungen, der Mangel des knisternden Geräusches ꝛc. keineswegs sicher seyen, ist von dem Verf., wie von Schmitt, mit Recht bemerkt worden. Aber (außerdem daß das künstliche Aufblasen der Lungen, selbst von geschickten Aerzten vorgenommen, schwer gelingt) verdient ein Hauptpunct hier eine nähere Berücksichtigung, der wenigstens oft Aufklärung geben kann, nämlich die mit dem Athmen eintretende Anfüllung der Blutgefäße der Lungen und deshalb größere Schwere derselben, daher die Ploucquetsche Lungenprobe, wenn auch sonst Manches dagegen zu erinnern, als ein Hülfsmittel zur Aufklärung dieses Punctes immer wichtig ist. So nimmt ja auch Schmitt (neue Verf. und Erfahr. über die Lungenprobe, S. 142.) nach seinen Versuchen an, daß ein reifes Kind, bey welchem das Gewicht der Lungen mehr als 4 Loth 3½ Drachme

beträgt, geathmet habe. Und Wildberg (§. 263. p.) fand das absolute Gewicht der Lungen, die (nach anderen Anzeigen) geathmet hatten, nur einmal 22½ Drachme, sonst immer höher.

Uebrigens bleibt es dem Richter, wie Wildberg (§. 272.) sagt, überlassen, die factische Gewißheit des geschehenen Einblasens, und ob es von anderen Personen zum Zweck der Wiederbelebung, oder, was kaum zu glauben ist, aus Bosheit, oder ob es von der Mutter verrichtet ist, durch die specielle Inquisition auszumitteln. „Aber es ist billig, sagt mit Recht Metzger (§. 343.), daß dem gerichtlichen Arzte die Nachricht von dem geschehenen Einblasen von den Gerichten nicht vorenthalten werde.“

Was die Behauptung betrifft, daß die Lungenprobe in einigen Fällen die des Kindermordes verdächtige Inquisition unrechtmäßig begünstigen, in anderen sie schuldlos graviren könne, so bemerken wir nochmals im Allgemeinen (was wir schon bey der Betrachtung der einzelnen Einwürfe angezeigt haben), daß durch die Lungenprobe vorerst nur ausgemittelt werden soll, ob das Kind gelebt habe oder nicht, und daß ja demnächst noch die eigentliche Todesart desselben ausgemacht werden muß. Doch auch die Todesart kann oft nicht ohne die Lungenprobe ausgemacht werden, und so bestätigt es sich auch hier, wie immer ein Zeichen dem anderen zu Hülfe kommen muß.

Hieraus wird sich nun unser Urtheil über das endliche Resultat der Untersuchung des Verf. (§. 562.), daß der Lungen- und Athemprobe, für sich allein genommen, nur ein beschränkter Werth als Beweismittel bleibe, und daß sie hinfort in strafrechtlichen Fällen nie als Hauptbeweis, sondern nur als Nebenbeweismittel gelten könne, leicht abnehmen lassen. Da übrigens in demselben §. noch die Erklärung hinzugefügt wird, daß wir kein sicheres Prüfungsmittel hätten, daß sie mit Behutsamkeit angestellt in vielen Fällen wenigstens ein sehr wahrscheinliches Urtheil begründe, und es deshalb um so nothwendiger sey, sie einestheils mit derjenigen Vorsicht und allseitigen Berücksichtigung anzustellen,

wodurch den oben bezeichneten Einwürfen begegnet wird, und anderntheils sie mit den übrigen Merkmalen möglichst in Verbindung zu setzen, möchten wir den geschätzten Verf. auch nicht mit Manchen zu den Gegnern der Lungenprobe erklären, wozu vielleicht die Form seiner Darstellung einige Veranlassung gegeben hat. Man kann den Werth der Lungenprobe in vielen Fällen wohl anerkennen, ohne sie überzuschätzen oder sie zu sehr herabzusetzen und das Unmögliche von ihr zu verlangen, ohne zu den übertriebenen Verehrern oder den Gegnern zu gehören.

Uebrigens hätten wir bey der sonstigen Ausführlichkeit dieses schätzbaren Handbuches gewünscht, daß auch das Verfahren bey der Anstellung der Lungenprobe (was der Verf. §. 563. nur kurz angedeutet und worüber er auf Metzger, Roose und Autenrieth verwiesen hat) umständlicher angegeben worden wäre.

J. W. H. Conradi.

Versuch eines Vereines der Theorie und Praxis in der Heilkunst, von Joh. Ulr. Gottlieb Schäffer, fürstl. Oettingen-Wallerst. Hofrath und Leibarzt. Erster theoretischer Theil. Berlin 1817. bey Reimer. 239 S. in 8.

Praktische Aerzte pflegen gewöhnlich das Forschen nach Theorie ganz aufzugeben und sich mit der Masse von Erfahrungssätzen für ihr ärztliches Wirken zu begnügen, die sie am Krankenbette bewährt gefunden haben, ohne sich weiter zu bemühen, die Ursache und den Grund der Gültigkeit dieser Erfahrungssätze zu erforschen. Freylich wenn man bedenkt, wie wenig Muße einem guten praktischen Arzt zum weiteren Studio übrig bleibt, und wie er so ganz und gar nicht mehr Herr seiner Zeit ist, so kann ihm ein solches Erkalten für wissenschaftliche Forschungen nicht sehr verargt werden. Eine seltene aber um so erfreulichere Erscheinung ist es, dann und wann eine Ausnahme zu bemerken, wie dies bey dem würdigen, durch mehrere Schriften rühmlichst bekannten, als Mensch und Arzt gleich ausgezeichnetem Schäffer der Fall ist. Jeden

freyen Augeblick benutzt er, sich mit den Forschungen und Entdeckungen in der Naturwissenschaft und Heilkunde bekannt zu machen, bestrebt sich dieselben in ihren ursachlichen Verhältnissen aufzufassen, und forscht den Prinzipien für seine am Krankenbette gemachten Erfahrungen nach.

In dieser, in mancher Hinsicht recht schätzbaren Schrift hat der Verf. versucht, die schwierige Aufgabe zu lösen, Theorie und Praxis in der Heilkunst zu vereinbaren. Sehr lobenswerth ist sein Bestreben, die Beobachtungen und Erfahrungen unter allgemeine Gesichtspunkte zurückzubringen, und die Gesetze aufzustellen, wodurch die einzelnen Erscheinungen bedingt sind. Bedauern müssen wir nur, daß eine vermeintliche Naturphilosophie, die durch Witz glänzt, der aber der Scharfsinn so ganz abgeht, auf den Ideengang unseres Verf. einen großen Einfluß gehabt habe, wodurch er eben von der Erreichung des ausgesteckten Ziels abgehalten worden ist. Nach unserem Dafürhalten hätte der Verf. in dem Eingange seiner Schrift die Methode angeben sollen, welche der Naturforscher und Arzt anwenden muß, wenn er sich von dem Einzelnen zu dem Allgemeinen erheben, und wenn er die Gesetze auffinden will, nach welchen die einzelnen Erscheinungen erfolgen. Ferner hätte er darthun sollen, wie die für gewisse Erscheinungen durch Versuche, Beobachtungen und Reflexion gefundenen Gesetze wieder auf noch höhere und allgemeinere zurückgebracht werden können, und wie endlich diejenigen höheren Gesetze, die noch keine hinlängliche Erklärung zulassen, vorläufig durch Hypothesen oder Muthmaßungen erklärt werden. Der Verf. hätte ferner auch zeigen sollen, wie der Arzt die Hypothesen sowohl bey der Aufstellung eines wissenschaftlichen Lehrgebäudes als bey der Ausübung seiner Kunst mit Vorsicht anwenden müsse. Der Raum unserer Jahrbücher erlaubt nicht, eine ausführliche Anzeige dieser an genialen, aber auch an sehr gewagten Ideen reichen Schrift zu liefern, wir müssen uns daher auf die kurze Angabe des Inhalts beschränken, aus der sich der vom Verf. bey seinen Untersuchungen gewählte Gang ergeben wird.

§. 1. Das Seyn und Bestehen der unorganischen und organischen Natur durch gemeinschaftliche, antagonistische Kräfte.

Die hier angegebene Scheidung der Materie und Kraft ist unstatthaft, und es gibt für die Erscheinung eben so wenig eine Materie ohne Kraft, als eine Kraft ohne Materie. §. 2. Innige Abhängigkeit des Pflanzenreichs von diesen Kräften. §. 3. Verschiedenheit des vegetativen Reichs vom thierischen. §. 4. Abhängigkeit des Thierorganismus von der Außenwelt. Darin sind viele sehr richtige Bemerkungen enthalten. §. 5. Activität und Passivität, Irritabilität und Sensibilität im Thierorganismus. Der zwischen Sensibilität und Irritabilität obwaltende und nach den Ansichten von Gutfeld, Humboldt, Görres u. a. angenommene Antagonismus ist zu einseitig dargestellt, und keineswegs ist die Sensibilität in ihrem Wirken gesteigert, wenn die Irritabilität verringert ist, und umgekehrt; was sich schon daraus ergibt, daß beyde gleichzeitig in ihren Thätigkeits-Aeußerungen von der Geburt bis zum Culminationspunkt des Lebens zunehmen, und dann bis zum Tod wieder abnehmen. §. 6. Organismus. Bestimmte, den ganzen Körper durchdringende Form und Mischung sey das oberste Princip der Organisation und des Lebens. §. 7. Leben, äußeres und inneres Princip des Lebens. §. 8. Tod und Wiederbelebung. §. 9. Die drey Systeme, Dimensionen am Thierorganismus; ihre Nachweisung in festen und flüssigen Theilen. §. 10. Production und Reproduction, als Ursysteme der übrigen; ihre Perioden; Entwickelung, Blüthezeit, Decrepidität. §. 11. Bildung und Rückbildung. Nähere Beleuchtung der Reproduction; ihr gradualer Antheil an Sensibilität und Irritabilität. Folgerungen auf das Benehmen in Krankheiten. Manche treffliche Bemerkungen sind hier geäußert. §. 12. Gegensatz der Sensibilität und Irritabilität. Der ganz im Geiste einer vermeintlichen Naturphilosophie aufgestellten Behauptung, daß diese beyden Kräfte sich wie Expansion und Contraction, wie Stickstoff und Kohlenstoff, wie Wärme und Kälte verhalten sollen, kann Rec. durchaus seinen Beyfall nicht schenken. § 13. Niemeyers, Gutfeldts und Walthers Sätze über das gegenseitige Verhältniß und Wirken der Sensibilität und Irritabilität. §. 14. Nachweisung des Antagonismus der Sensibilität und Irritabilität bey Thieren beym Menschen, bey Verschiedenheit der Geschlechter, der Lebens-

perioden; anatomische, physiologische, pathologische Belege. §. 15. Contraction ist Grundeigenthum des belebten Muskels. Dessen gradual verschiedene Acte. Der Verf. sucht zu beweisen, daß Krampf in einer zu starken Aeußerung der Irritabilität der Muskeln bestehe, und daß hierbey der Einfluß des Nervensystems auf den Muskel aufgehoben sey. Dieser Ansicht stehen aber die in neuerer Zeit angestellten Untersuchungen der Nerven und des Rückenmarks in Menschen entgegen, die an Tetanus, Trismus und Convulsionen litten. Man fand das Rückenmark und die Spinalnerven entzündet, und daher ist es wohl nicht zu bezweifeln, daß die Convulsionen in einem abnorm gesteigerten Einfluß des Nervensystems auf die Muskeln begründet sind, welches in Folge der Entzündung automatische Reizungen erzeugt und die Muskeln in Contraction erhält. §. 16. Urgestalten organischer Bildung. Jedes Organ schließt die verschiedenen Systeme in sich; ihr mehr oder minderes Hervortreten macht es vorzugsweise zum sensiblen, irritabelen, reproductiven Organ. §. 17. Der Muskel faßt die entgegengesetzten Pole in sich. Das Herz der am meisten oxydirte, irritabelste Muskel. Seine Nerven. §. 18. Abhängigkeit der Muskelbewegungen, der Respiration, des Kreislaufs vom Gehirne. Le Gallois Versuche. §. 19. Antheil des Blutes an Muskelcontractionen. §. 20. Muskelcontractionen bey Winterschläfern. Kälte veranlaßt Geneigtheit zum Schlaf. §. 21. Eigenthümlichkeiten der Irritabilität. Muskelcontractionen bey gewaltsam getödteten Thieren. §. 22. Gerades Verhältniß der Muskeln zum Knochengerüste; ungerades Verhältniß des Gehirns zum Skelet. § 23. Verhalten der Irritabilität in den Sphincteren. §. 24 Natur des Krampfs. Pathologische Belege. §. 25. Die verschiedenen Parthien des sensiblen Systems. §. 26. Analogie des sensiblen Stoffes mit dem Lichtstoffe. § 27. Ausströmen des sensiblen Stoffes. Licht, Repräsentant der Sensibilität; Electricität, Repräsentant der Irritabilität und Reproduction. Der Verf. sucht wahrscheinlich zu machen, daß in dem Nervensystem die Erzeugung eines Agens statt finde, welches in seiner Wirkung dem Lichte zu vergleichen sey, eine Meinung, welche bey weitern Forschungen gewiß noch bestätigt wird. §. 28. Sensibilitäts-Verrichtungen, körperliche

und geistige. §. 29. Verhältniß des Ganglien- zum Gehirn-Systeme. Aus ihrem Antagonismus geht Entzweyung des thierischen und geistigen Menschen hervor. Enthält viele treffliche Bemerkungen. § 30. Superiorität des Ganglien-systems über das Gehirn in Leidenschaften, durch Arzneywirkungen, durch verschiedene Krankheiten des Körpers und Geistes vermittelt. §. 31. Rückenmark, Repräsentant der Irritabilität; Gehirn, Repräsentant der Sensibilität, der Sinnes- und der geistigen Verrichtungen. §. 32. Eigenthümlichkeiten der Sensibilität. §. 33. Gegenseitiges Verhältniß flüssiger, zu den starren Theilen. Vitalität, Organisation jener. §. 34. Temperamente. §. 35. Nothwendige Berücksichtigung der pneumatischen und somatischen Seite bey der Krankenbehandlung. §. 36. Verschiedene Verhältnisse der Systeme und der flüssigen zu den festen Theilen in den verschiedenen Altersperioden. §. 37. Resultate der Geschlechtsverschiedenheit. § 38. Der Schlaf. §. 39. Winterschlaf, Nachtwandel, Schlafwandel. §. 40. Productivität im ganglidsen, im irritabeln, im Sinnen-system. §. 41. Zeugung.

Rec. wünscht, es möge der Verf. Muße finden, recht bald den folgenden praktischen Theil erscheinen zu lassen, der gewiß viele treffliche Bemerkungen aus seiner vieljährigen glücklichen Praxis enthalten wird.

Uebrigens kann Rec. nicht bergen, daß er nach seinem Dafürhalten die Bestrebungen der Aerzte die Heilkunst zu einer Wissenschaft zu erheben, so lange für nutzlos hält, als nicht die Naturlehre der organischen Körper überhaupt, und die des Menschen insbesondere eine festere Begründung als die jetzige erlangt hat, denn diese nur allein kann die Grundlage für eine richtige Theorie in der Medizin abgeben. Die Aufgabe der Aerzte ist vorläufig keine andere, als richtig zu beobachten und aus den Beobachtungen gewisse Regeln und empirische Sätze für die Heilkunst abzuleiten, deren Deutung und Erklärung allein durch die Physiologie zu erwarten steht.

T.

Gedanken von Christian Moritz Pauli, Dr. der Weltw. und Mitgl. der Berl. Gesellsch. für teutsche Sprache. I. Sammlung. Neue, verm. Ausg. Berlin, bey Voß. 1819. 262 S. in 8.

Sentenzen — wie können sie besser charakterisirt werden, als durch Sentenzen? Eine Sentenzensammlung recensiren heißt doch die in ihr vorherrschende Kraft charakterisiren. Und wie geschähe dieses richtiger, als durch sie selbst, durch Proben des Kräftigen und Zeitgemäßen, woran diese Sammlung reich und als ein edles Erregungsmittel des Mitdenkens zu empfehlen ist. Der Verf. giebt seine Sinn-, Sitten- und Denksprüche sehr zerstreut. Man kann nur mit ihm, und in seinen Sinn sich hinein denken, wenn man mehreres gleichartige zusammenfaßt. S. 1 scheint er sich selbst sein Ziel zu bezeichnen: „Mit kurzen Gedanken wirst du weit, mit langen zu kurz kommen.“ Seinen trefflichen Vorsatz für Verbreitung der Wahrheit, der möglichbesten Ueberzeugung, erklärt S. 3. „Wer es weiß, was Wahrheit ist und Meinungen preisgiebt, die er für wahr hält, hat einen größeren Mord begangen, als wer den Leib erschlug.“ Doch S. 4 „Ein Mensch muß völlig bestandlos in Geist und Gemüth werden, der sich zur Regel macht, alles auf witzige Art zu denken.“ S. 5. „Noch Niemand hat ganz gesagt, was er dachte und noch Niemand ganz gedacht, was ein Anderer sagte. Jedes Verstehen eines fremden Gedanken ist Uebersetzen in einen eigenen.“ — — Vielleicht ist diese letzte Andeutung der schicklichste Uebergang zu Proben von des Verf. Gedanken über bestimmte Gegenstände, zum Beyspiel über Vernunft- und Offenbahrungslehren. S. 13. „Wir würden nicht die Natur so tief unter die Offenbahrung herabsetzen, wenn sie uns nur einmal ihre Hülfe zur Ergänzung und Erklärung der Offenbahrung versagte. Wir haben keinen Strahl des Lichts in der Offenbahrung, der nicht von der Natur hineinfiele.“ — Man streitet allerdings gegen die Erkenntniß alles Menschlichwahren aus der Natur nur dann, wenn man, wie gewöhnlich, unter der Benennung Natur nur das, was körperlich für die Sinne da ist, versteht. Die Natur einer Sache aber ist der Umfang oder Inbegriff aller der Beschaffenheiten, Kräfte und Kraftäußerungen, ohne welche die Sache das, was sie ist, nicht wäre. Zur Na-

tur (des Ganzen) gehört also das Geistige, wie das Körperliche. Davon faßt, begreift, versteht der Verstand, was ist, die Vernunft denkt, was es seyn könnte oder sollte. Die Empfindung faßt beydes, nebst dem Gefühlten, insofern es sich in uns befindet, zusammen. Wo bliebe etwas, das nicht in diesem Umfang begriffen wäre? Aber, sagen viele (S. 9), „wir sehen ja, wohin die bloße Vernunft ohne Offenbahrung führe, an so vielen Zeiterscheinungen, französischen (Robespierrischen, Emigrantischen ꝛc.) Staatsumwälzungen, gräuelvollen Irrlehren u. dgl. Lieben Leute! An solchen Erscheinungen sehen wir nur, wohin die Unvernunft führe.“ — S. 7. „Zweifler haben einen Trieb nach dem Höchsten, der gewiß wahrer und inniger ist, als die Gottes- und Heilands-Liebe des Schwärmers.“ S. 6. „Gelehrsamkeit und noch mehr — Forschung hat manchen zu Schwärmereyen verleitet, aber gewiß eine größere Zahl davor bewahrt. Die Schwärmer waren fast alle Ungelehrte (oder: Vielgelernte = Polyhistors). „Ein gelehrter Gottesgelehrter, der ein Christusliebler ist, heuchelt oder wahnwitzet.“ — Desto gewisser aber wird er, wenn das Gelehrtseyn nicht die Vernunftkraft, Ideale zu denken und zu verehren in ihm niedergedrückt hat, ein desto innigerer Christusverehrer seyn, je anschaulicher er dieses Musterbild studirt hat. — „Dem Schwärmer aber ist (S. 10) die Natur (und daher auch was Jesus Christus in der Wirklichkeit war) nicht vornehm genug.“ S. 10. „Die Natur (der Verf. versteht darunter nicht blos die organisch-materielle, sondern auch die geistige!) soll nicht ausreichen, unser einzelnstes (Wollen und) Handeln zu bestimmen? Und doch hörten wir jedesmal, wann wir fehlten, die Stimme der Natur (das Bewußtseyn, was wir nach dem ganzen Umfang unsers Seyn und Wesens harmonisch wollen sollten) und ihr gegenüber die Stimme der Begier (den Reiz und das Bestreben eines einzelnen sich vordringenden Theils), wie sie beredend zu uns sprach: Die Natur belügt dich! Daß wir einer solchen Stimme mehr glauben, als der Natur, kommt eben zu nicht geringem Theile davon her, daß — Satzungsglaube dabey betheiligt (interessirt) ist uns von dem vertrautem Umgange mit der Natur (mit dem Harmoni-

schen des Ganzen, welches und in welchem wir sind) abzuhalten und unsere Anhänglichkeit an diese liebende Lehrerin zu schwächen.“ Bey diesem Wort von Satzungsglauben bemerkt Rec., daß der Verf., welcher zugleich auf Verdeutschung fremdartiger Wörter sinnt, S. 3 und mehrmals, katholische Kirche durch päbstgläubige Kirche übersetzt. Dies ist zum Glück unrichtig. Katholisch fieng die Kirche an, sich zu nennen, als man das, was alle Bischöfe, der gemeinschaftliche sich unter einander anerkennende Episkopat, in Lehre oder Kirchenzucht entschieden oder als entschieden voraussetzten, allgemein geltend machte. So weit wurde also überall (καθ' ὅλου) das nämliche, als durch den vereinten und darüber einverstandenen Episkopat entschieden, geachtet. s. Cyprian de Unitate Ecclesiae und in mehreren Briefen. Dies war zwar bey weitem nicht das urchristliche, aber doch hundert und mehr Jahre früher, ehe das Concil von Nicäa dem Bisthum von Rom nur erst den patriarchalischen Vorrang (πρωτεια) vor den drey andern Patriarchaten zur Kirchensatzung (Kanon) machte, und da man den Namen und Begriff Papa noch nicht hörte. Daher die nöthige und historisch unläugbare Unterscheidung zwischen katholisch-apostolischer Kirche und päbstlich-römischer Hierarchie als Gewalt und Uebergewalt über die Kirche und die Gesammtheit des Episkopats. Doch, diese Berichtigung nur im Vorbeygehen. Soll der Begriff katholische Kirche dem Sinn gemäß verdeutscht werden, so würde sie sich die überallgleiche nennen. —

(Der Beschluß folgt.)

No. 41. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

Gedanken von Christian Moritz Pauli, Dr. der Weltw. und Mitgl. der Berl. Gesellsch. für teutsche Sprache. I. Sammlung. Neue, verm. Ausg. Berlin, bey Voß. 1819. 262 S. in 8.

(Beschluß der in No. 40. abgebrochenen Recension.)

S. 19. „Die Sünde wider den heiligen Geist, die man als eine einzelne Sünde behandelt, ist die Ursünde, die alles einzelne Sündigen durchdringende Sünde, (der Entschluß) nämlich, Göttliches, wo es offenbar hervortritt, nicht anerkennen und daraus für unsere Handlungen nichts gewinnen zu wollen. Demnach, wenn (und weil) uns in Christus das veredlende Bild einer fleckenlosen Gesinnung unverkennbar erscheint, so sind wir (die wir dies kennen) verbunden, uns dieses Bild in die Seele zu prägen und im eigenen Verhalten lebendig zu machen. Hiermit ergäbe sich für den so schwankend gebrauchten Begriff: Christ seyn, die feste Umgränzung, alle diejenige zu umfassen, die sich verpflichtet halten, um des eigenen Wandels willen die erforderliche Menge von Anschauungen aus dem Bilde Jesu in sich aufzunehmen“ . . . ohne Lehrzwang nach dem großen Gesetze der Wahrheit! Von diesem sagt S. 21 sehr wahr und treffend: „Erhalte Dir den Sinn für Wahrheit, so wirst Du auf Neues genug kommen. Suche blos Neues, so wirst Du des Neuen immer weniger finden und bald auch den Sinn für Wahrheit verlieren. Nur die Wahrheit (und Wahrheitliebe) reicht bis an das Ende des Seyns, mit immer vermehrter Strahlenwerfung in alle Geheimnisse der Geister und Körper (in alle Wahrheit) leitend.“ — Vom Einzelnen nur noch Eines. S. 25. „Kirchenlieder muß jeder aus des eigenen Herzens Meinung (Zustimmung) mitsingen können; sonst wird er heuchlerisch, oder gewöhnt sich, statt seiner, seinen Geist oder Kunstsinn

(seine Gegenkritik) in die Kirche zu schicken. Lieder, in denen liegt, was nur unter gewissen Umständen (Eigenheiten) Einzelne empfinden, gehören in eine der einsamen Andacht gewidmete Sammlung. Nichts also in Kirchengesängen von . . Lehrauslegungen, welche anzunehmen nicht der offene (menschenwürdige) Religionssinn antreibt. Das Gegentheil gebiert Heucheley. Die geistlichen Lieder der edlen Elisa von der Recke (!) eignen sich mit Ausschluß der in besondern Lagen gedichteten, sämtlich zu Kirchengesängen, keines von Novalis." „Wenn ein wahrer Dichter katholisch wird, sagt S. 11, so ist die Dichtung, die mit ihm geboren wurde, gestorben." Ohne Zweifel aber will hier der Verf. auf Beschränktheit durch Satzungsglauben überhaupt deuten, welche in jedem Partheyglauben den freyen Geistesflug einzwängt. Dante's Purgatorio und Inferno ist nicht durch den Glauben an diese Kirchenlehren, sondern durch Benutzung derselben für Phantasie und Ironie hoch dichterisch. Ebenso Michel Angelo's jüngstes Gericht. Genug zur Probe, nur noch mit der Bemerkung, daß man ja nicht aus unsern Anführungen schließe, als ob der Verf. meist über Religionsgegenstände Gedanken gebe. Für eine reiche Menge anderer Gegenstände würden sich eben solche Zusammenstellungen von Proben ausheben lassen. Rec. möchte wohl noch dies fragen: ob der Verf. nicht bey einer neuen Ausgabe besserthun würde, die jetzt allzu gemischte Pensées nach Classen zu ordnen. Diese Bemerkung erinnert zugleich den Rec. an eine ältere Schuld, zwey ähnliche an die Jahrbücher eingesandte Schriften nicht unangezeigt zu lassen, nämlich:

Das Menschenleben und seine Blüthe. Eine Darstellung aus den höheren Erscheinungen der Zeitalter. Von Karl Heinrich Sandberger, Rechtsgelehrten. Wiesbaden, 1818. bey Schellenberg. 446 S. in 8.

und:

Amand Berghofers literarisches Vermächtniß an seinen Sohn Ludwig. In drey Bänden (vielm. in 3 Theilen, die zusammen nur Ein Bändchen ausmachen). Hamburg, bey Herold. 1818. 72, 132 u. 109 S. in 8.

Die Darstellungen des Herrn S. sind zusammengeordnete und ausgeführte Reflexionen über 35 Arten von Gegenständen,

wie Gesetzgeber, Sitten, Erziehung . . bis: Preßfreyheit, Staatsform, . . Christenthum, Kirchendienst, heilige Schrift, Glaubensverein, Idee eines Bundesstaats. Viel Gedachtes und Wahres streut der Verf. ein; doch würde, dünkt uns, dieses selbst mehr hervorleuchten, wenn vieles andere daneben weggelassen wäre. Er spricht mehr rhetorisch, als sententiös. Jenes verdunkelt und umhüllt den Gedanken, der im Sinnspruch wie ein Blitz hervorbrechen soll. Sehr viel Denkwerthes ist von S. 270 an, bis zum Schluß, auch aus andern Denkern ausgewählt und als Bestätigung oder weitere Andeutung angefügt. Das erste zum Beyspiel ist, nach Tacitus Hist. I, 22. Majorem fidem adhibent homines iis, quae non intelligunt. Cupidine humani ingenii libentius obscura creduntur. Gewiß hatte, setzt der Verf. hinzu, das Volk des Alterthums, das nur Bruchstücke der homerischen Götterwelt kannte, größere Idee von seinem Zeus, als Plato und Aristoteles haben konnten." Hier möchte die sinnlich größere, d. i. colossalische, Ansicht und Anschauung, welche das Volk anthropopathisch von Zeus haben konnte, gar sehr von der erhabeneren Idee der Macht und Weisheit zu unterscheiden seyn, welche in Plato und Aristoteles über die Gottheiten sich verbreitete. Idee möchte dem Volke gar nicht zuzuschreiben seyn, welches seine Götter sich nur noch wie Sultane und Sultaninnen vorstellte, die den Vorzug vor den irdischen hätten, unverwüstlich zu seyn, und also alle ihre Leidenschaften soweit, als die Kraft reichte, treiben zu können. — — So ist es ein großer Nutzen solcher Pensées, daß bey jedem kurz und nervigt ausgedrückten Gedanken mancher wieder manches weitere zu denken gereizt wird. S. 369 ist zufällig nachgewiesen, woher der vermeintliche Witz, daß der Protestantismus nur im Protestiren und Regieren bestehe und sich selbst aufzehre, geschöpft ist, wobey in der Freude über den witzigscheinenden Fund vergessen ist, daß, wer falsche Wechsel protestirt, desto fähiger bleibt, die wahren zu acceptiren und zu honoriren, derjenige hingegen, welcher alles acceptirt, wie es tradirt wird, leicht in den Fall kommen kann, durch das Zuviel zu wenig zu haben. Bayle nämlich sagte unter andern seiner Paradoxien: Je suis protestant

par ce que je proteste contre tout ce qui se dit et ce qui se fait. (Er wollte ſich als einen nicht leichtgläubigen Skeptiker = umſichtigen Bezweifler und Forſcher beſchreiben, und ſpricht dies mit auffallender Uebertreibung aus, weil der Skepſis, die er erregen wollte, noch gar zu wenig war.) Rouſſeau ſagte: „der Proteſtantismus ſey eine Proteſtation gegen alles, was man mit der Vernunft nicht begreifen könne. Sonderbar iſts immer, daß die Alleinrechtgläubigen ihre Witzſpiele gegen den Proteſtantism aus zwey ſolchen Erz-Häretikern borgen. Uebrigens iſt auch Rouſſeaus Ausdruck nicht genau. Man meint nicht, daß man alles begreifen könne. Vielmehr aber vermeidet man die Inconſequenz, über das, was auf der einen Seite als unbegreiflich, als Geheimniß, angegeben wird, dennoch ſofort zu dogmatiſiren und ebendaſſelbe alſo durch Beſtimmungen, wie es doch, und wie es nicht zu denken ſey, gleichſam wie etwas begreifliches zu behandeln. Im Grundſatz des Proteſtantismus liegt unter anderen dies: nicht zu glauben das, wovon uns die Vernunft erweist, daß wir es als Menſchen nicht wiſſen oder nicht einmal faſſen können. — S. 379 iſt aus Observations philosophiques sur les principes, que l'Empereur a adoptés dans les matières ecclesiastiques (Londres 1785. 8.) die Anſicht angeführt: Le Christianisme dans son origine (das Urchriſtenthum) est un retour à la loi naturelle; il est la collection des motifs sur-naturelles (göttlich-geiſtige, überirrdiſche) qui doivent engager les hommes à observer la morale dans toute sa pureté. Enthalten dieſe dem Rec. nicht bekannt gewordene Observations mehrere derſ gleichen treffende Sentenzen, ſo würde man gewiß für eine auswählende Uebertragung derſelben dem Verf. danken müſſen. — Rec. muß noch bemerkn, daß das, was S. 320 aus Cicero de Natura Deor. I. 27. gegen Verſtand und Vernunft, als göttliche Geiſtesgaben, angeführt wird, freylich aus Cicero, aber aus einem Dialog iſt, wo der redende Cotta nicht die Anſicht Cicero's ausſpricht. Vgl. auch die ſacherklärende Note am Schluß des III. Buchs de Nat. D. in der Moſerſch-Creuzerſchen Ausg. (Lips. 1818.) p. 694.

und Pet. van Meſelen Scholten Diss. Ciceronis sententiam de Natura Deorum complectens. Amſterd. 1783.

Die dritte Sentenzen Sammlung, die Berghoferiſche, giebt in Claſſen und Rubriken kürzere, einander verwandte Denkſätze, Sinnſprüche und Urtheile. Der Verf. liebt eine ſcharfe, kauſtiſche Lauge überzugießen. Nur Ein Beyſpiel: S. 32. III. „Triumph der Philoſophie im 18ten Jahrhundert. Aus dieſer Misgeburt eines lichtſcheuen Kopfes ſtinkt der Unrath aller moraliſchen Verdorbenheit von Jeſuitism und Obſcurantism heraus, gallichte Pfaffenwuth und ſchurkiſch verläſternde Sophiſterey, wie Peſthauch aus giftigem Sumpfe. Belege dazu findet man auf jeder Seite . . aber den höchſten Grad der Unverſchämtheit boshafter Verläumdung in der Stelle gegen Rouſſeau durch die Beſchuldigung, daß Er, zum Nachahmungsmuſter in der Erziehung, ſeinen Emil in die Luſthäuſer der Unzucht führe und ein gleiches zu thun den Eltern anrathe.“ Die Verläumdung iſt abſcheulich. Aber im ruhigeren Tone ſie angeführt zu haben, wäre doch wohl würkſamer, als die Steigerung der Kritik zur Leidenſchaftlichkeit. — Eine Vorerinnerung deutet auf perſönliche, die Heiterkeit der Gemüthsſtimmung nicht befördernde Verhältniſſe, wovon dem Rec. nichts bekannt iſt. Aus der Schrift ſelbſt leuchtet Rechts- und Wahrheitliebe, mit gerechten Anſprüchen auf Achtung der Beſſeren, hervor. Das unverkennbar Wohlwollende, kräftig, aber minder heftig, ausgeſprochen, hätte wahrſcheinlich auch auf den Verf. ſelbſt wohlthätiger zurückwürken können.

H. E G. Paulus.

Nachgrabungen bey Bonn. Jahr 1818 und 1819. Von Karl Ruckſtuhl (Hierzu eine lithographirte Zeichnung). Mit dem Motto:

„Zwiſchen dem Alten,
Zwiſchen dem Neuen
Hier uns zu freuen,
Schenkt uns das Glück.“

65 S. in 8.

Eine äußerſt anziehende Beſchreibung der auf dem Wichelshofe bey Bonn entdeckten Römiſchen Alterthümer, die uns

zugleich einen neuen Beweis giebt von dem regen Eifer für Wissenschaften, und somit auch für Geschichte und Alterthumskunde, welcher in den Preußischen Rheinprovinzen seit Stiftung der Universität zu Bonn erwacht ist. Daß auch die Regierung diesem Streben die gebührende Aufmerksamkeit zollt, beweist unter Andern die neulich verordnete Anlage eines antiquarischen Museums unter des Herrn Dorow Aufsicht, welchem nun auch die bey Bonn ausgegrabenen Alterthümer, zufolge höherer Verordnung, einverleibt sind.

Den Anhang zu den Nachgrabungen, wovon in diesem Büchlein die Rede ist, gab der Herr Graf von Solms Laubach, Oberpräsident der Herzogth. Jülich, Cleve und Berg, damals Curator der Rheinischen Universität, auf einer im August 1818 unternommenen Reise durch die verschiedenen Gegenden seines Regierungsbezirkes. Außer andern Umständen hatte ein bedeutender Fund von Römischen Münzen und Anticaglien, welcher bey dem einen Büchsenschuß weit von Bonn entfernten Wichelshofe gemacht worden war, auf bedeutendere Spuren hingewiesen. Die demnächst veranstalteten Nachgrabungen zeigten, daß die um jenen Hof herum liegenden Felder von unterirdischen Mauern, die in irgend einer Beziehung und wahrscheinlich in zusammenhängender Folge mit einander gestanden, durchzogen seyen. Weitere Nachforschungen führten dann zu dem Resultat, daß man zwey verschiedene, zu verschiedenen Zwecken bestimmte Gebäude vor sich habe, das eine etwas näher, das andere entfernter von den Mauern Bonn's. Es fanden sich in dem erstern Gebäude fast lauter Münzen späterer Römischer Kaiser, während die in letzterem gefundenen, meistens den ersten Römischen Cäsaren angehörten (s. S. 13. 14). Wir übergehen die eben so genaue und bestimmte als deutliche und faßliche Beschreibung dieser Gebäude, die Hr. Ruckstuhl aus mehreren und wie uns dünkt, gewichtigen Gründen für Ueberbleibsel eines Römischen Lagers — castra stativa — hält. In den zwey schönen Basreliefs, welche in dem einen dieser Gebäude gefunden worden, und welche unter Trajan's Zeit verfertigt seyn mögen, erkennt Hr. Ruckstuhl die beyden Jünglinge Castor und Pollux; seine Gründe, denen auch Ref. seine Zustimmung nicht ver-

sagen kann, hat er S. 18 mit vieler Klarheit entwickelt. Nach den Inschriften, die sich auf Ziegeln finden, so wie nach andern Nachrichten, war in diesen Gegenden das Standquartier der ersten Legion; von der 21sten haben wir weniger Angaben. Die Ausbeute, an Geschirr, metallenen und thönernen Geräthschaften aller Art, Glas, Bildern, auch Goldplättchen u. dgl. ist überaus reich ausgefallen. Wir bemerken hier mit Uebergehung des Uebrigen, auf die ausführliche Beschreibung des Verf. selbsten S. 29 — 34 verweisend, nur ein bronzenes Bild, von 5 Zoll Höhe, das Hr. Ruckstuhl mit vieler Wahrscheinlichkeit für einen Jupiter ausgiebt (S. 29 — 35). Der ausgegrabenen Münzen sind es in Allem 400; davon 14 in Silber, der Rest in Kupfer. Sie gehen nicht über Cäsar hinaus, sind aber von Augustus an in einer nur selten unterbrochenen Folge bis auf die späteren christlichen Kaiser vorhanden, und zwar einige in der Größe eines Krosnenthalers (S. 38). Die genaueren Angaben des Hrn. Verf., der auch in diesem Fach der Alterthumswissenschaft seine Kenntnisse und Einsichten bewährt hat, werden jeden befriedigen; wir empfehlen sie unsern Lesern aufs angelegentlichste. — Hierauf folgen S. 44 — 48 einige interessante Angaben über die von Hrn. Hofmann in den Umgebungen von Neuwied entdeckten Römischen Alterthümer, unter andern ein genaues Verzeichniß der aufgefundenen Münzen (S. 47).

Schließlich stellt nun der Hr. Verf. S. 54 ff. noch die eigene Ansicht auf, die er mit vielen Gründen gut zu unterstützen weiß, es habe die alte Bonna auf dem Wichelshofe gestanden, und die Gegend des heutigen Bonn zum Begräbnißplatze der Bewohner des alten Castrum gedient. Viele bemerkenswerthe Data, welche die Sache zu einem hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erheben, werden aufgezählt; der Hauptbeweis aber aus Florus, IV, 12 genommen, einer Stelle, die von alten wie von neueren Gelehrten so vielfach angefochten und so verschieden erklärt worden ist: (Drusus) Bonnam et Gesoniam cum pontibus junxit classibusque firmavit.“ So liest nämlich Hr. Ruckstuhl diese Stelle mit der Bemerkung, daß cum wahrscheinlich ein Einschiebsel eines unwissenden Abschreibers sey, und unter

classes hier die aus verschiedenen kleineren und größeren Schiffen zusammengesetzten Flotten zu verstehen seyen, welche unter August von den Römern auf dem Rhein angelegt waren. Wenn wir auch hinsichtlich der Erklärung von classes vollkommen mit dem Hrn. Verf. einverstanden sind, so möchten wir doch jenes cum nicht so geradehin für ein Einschiebsel oder für einen fremdartigen Zusatz erklären. Ohne darauf Gewicht zu legen, daß sich cum öfters findet, wo sonst der bloße Ablatiu gewöhnlich ist (man vergl. z. B. nur Sanctii Minerva S. 686. 689), so glauben wir, daß doch auch die Latinität des Florus zu berücksichtigen sey, der nicht mehr zu den Schriftstellern aureae aetatis gerechnet werden kann. Freylich Livius sagt ächt Römisch: jungere ratibus flumen, XXI, 47. und Romani ponto Ficinum jungunt, ibid. 45. Weniger möchten wir für die Stelle des Florus hierher ziehen denselben Livius XXIV, 48: foedus cum eo amicitiamque junxit, so wie andere Stellen, wo jungere aliquid cum aliquo vorkommt. — Den Ort Gesonia, den Florus nennt, findet der Hr. Verf. in dem Dörfchen Geusen wieder, welches dem Wichelshofe noch heut zu Tage gerade gegenüber steht, während dem jetzigen Bonn das größere Dorf Beul gegenüber liegt; und dieser Umstand, den die früheren Gelehrten und Ausleger d. a. St. ganz übersehen hatten, ist es, der die Untersuchungen des Hrn. Ruckstuhl sehr begünstigt und der Stelle des Florus ein neues Licht giebt. — Einige Angaben über die vielbestrittene Lage der ara Ubiorum beschließen diese Schrift, die wir mit mit eben so großer Belehrung als Vergnügen durchgelesen haben. Möge uns der würdige Hr. Verf. bald auf ähnliche Weise von den weiteren Fortschritten und Entdeckungen Nachricht geben. — Die lithographirte Zeichnung stellt, freylich nicht so ganz deutlich, als wir es gewünscht hätten, die ausgegrabene Römische Ruine am Wichelshofe bey Bonn dar.

Beyträge zur Hydrographie der größern Ozeane als Erläuterungen zu einer Charte des ganzen Erdkreises nach Mercator's Projection von A. J. v. Krusenstern, Capitain der Russisch Kaiserlichen Marine. Leipzig 1819. 248 S. gr. 4. (mit einer dazu gehörigen Charte des bekannten Theils der ganzen Erde.)

Eine eigentliche Kritik dieses Werkes zu liefern fühlt Rec. sich außer Stande. Wollte jemand dem berühmten Verfasser Schritt vor Schritt folgen, das Neue herausheben, das Unrichtige verbessern und das Zweifelhafte einer näheren Prüfung anheimstellen; so müßte dazu eine Menge von Hülfsmitteln zusammengebracht werden, welche sich schwerlich in irgend einer Stadt in der Welt vereinigt findet, und es würde ein Aufwand von Zeit dazu erforderlich seyn, welcher sich im Voraus gar nicht bestimmen, im Allgemeinen aber sehr hoch anschlagen läßt; Grund genug, warum kritische Blätter dieses merkwürdige literärische Product unverdienterweise leicht mit gänzlichem Stillschweigen übergehen könnten. Nimmt man hinzu, daß der vorzügliche Nutzen dieses Buches der Nautik zugehört, und daß alle Staaten, worin diejenige Sprache herrschend ist, welche der Verf. gewählt hat, keine Marine im weiteren Sinne des Wortes besitzen, so kann man sich leicht vorstellen, wie wenig allgemeines Interesse die Schrift erregen muß und erregt hat, wie beschränkt die Verbreitung derselben ihres großen inneren Werthes ungeachtet gewesen seyn mag, und wie leicht dieselbe im Ganzen bald in Vergessenheit gerathen könnte. Rec. rechnet es sich aber dennoch nur zum geringen Verdienste an, wenn er dem berühmten Verf. auch seiner Seits den Tribut der hohen Achtung zollt, welche das Publicum seinen gerechten Verdiensten schuldig ist, und glaubt nichts weiter als die unnachläßliche Pflicht deutscher literärischer Blätter zu erfüllen, wenn er in diesen Jahrbüchern eine Anzeige einer in vielfacher Hinsicht höchst schätzbaren Schrift liefert. So wenig nämlich deutsche Leser sich für tiefere Forschungen der Hydrographie, sofern ihr Nutzen sich zunächst oder ausschließlich nur auf die Erweiterung und Verbesserung der Schiffahrtskunde bezieht, ernstlich interessiren können; so werden sie doch ohne Zweifel die schmeichelhafte Achtung dankbar anerkennen, welche dadurch gegen das deutsche Publicum als ein wissenschaftliches

vom Verf. ausgedrückt iſt, daß er ein ſolches, zunächſt für die Nautik beſtimmtes Werk in deutſcher Sprache verfaßte, und daß ſelbſt die prachtvolle, in London geſtochene Charte durchgehends deutſche Bezeichnungen enthält. Wir wollen dabey aus genügenden Gründen nicht vorausſetzen, daß ein in allen, die Schiffahrtskunde betreffenden, Zweigen ſo höchſt erfahrner Schriftſteller, als der berühmte Weltumſegler iſt, von dem Beſitze nautiſcher Kenntniſſe ähnliche Anſichten gehegt habe, als der bekannte Aſtronom v. Zach, welcher in der Zeitſchrift für Aſtronomie Bd. 4. S. 145 ſagt: „Vervollkommnet, verfeinert, ja überfeinert hat man die Wiſſenſchaft (der Schiffahrtskunde) in — Büchern; man treibt ſie auf — dem feſten Lande, aber nicht ſonderlich auf Schiffen, und in offener See. Dies iſt ſicher der Fall bey der Schiffahrt auf allen europäiſchen Meeren.“ Wie dem auch ſey, ſo wird gewiß das deutſche Publikum die reichen ihm dargebotenen Schätze mit Dankbarkeit annehmen, und dazu, wozu es ihm allein möglich iſt, nämlich zur Erweiterung genauer geographiſcher Kenntniſſe und richtiger Verzeichnung der Landcharten benutzen.

Das vorliegende Buch enthält genau dasjenige, was der Titel, und insbeſondere derjenige Theil deſſelben angiebt, welcher als Columnentitel durchgehends beybehalten iſt, nämlich Erläuterungen einer Charte des ganzen Erdkreiſes. Dieſe große, ausnehmend ſchöne Charte, deren Platte 34 P. Z. Länge und faſt 24 Z. Höhe mißt, umfaßt die ganze Erde der Länge nach, den erſten Meridian durch Grenwich gezogen, ſo daß die weſtliche Länge bis 120° reicht, folglich die Nordweſtküſte von America durchſchnitten iſt, um die Inſelgruppe des großen indiſchen Oceans nicht zu zerſtückeln; von den Breiten beyder Hemiſphären aber die bis jetzt bekannten Theile, nämlich bis über 81° nördlicher und etliche 60° ſüdlicher Breite, und zählt zugleich in Graden und in Stunden weſtlicher Länge von Grenwich, als erſten Meridian. Die Reiſeroute der bekannten ruſſiſchen Expedition nebſt einigen andern merkwürdigen Fahrten ſind auf derſelben verzeichnet; vorzüglich genau ſind die Küſten, Buchten und Inſeln ausgedrückt, aber auch auf dem Lande ſind die merkwürdigſten Oerter angegeben. Als Seecharte mußte ſie nach Mercators Projection entworfen

werden, woran man zwar bey gewöhnlichen Landcharten nicht gewöhnt ist, allein es kostet nur wenig Mühe, sich hierin zu finden. Inseln, Sandbänke, Riffe, Ankerplätze u. s. w. sind mit bewundernswürdiger Genauigkeit gezeichnet, und der Stich ist durchaus schön, so wie die kleine Schrift ausnehmend leserlich. Bey weitem am wesentlichsten sind die Erläuterungen, welche Rec. aber weder im Auszuge mittheilen, noch wovon er eine kurze Uebersicht zu geben vermag. Um aber aufmerksam darauf zu machen, daß der Verf. nicht bloß seine eigenen nicht unbedeutenden Beobachtungen zur Erweiterung desjenigen, was früher bekannt war, hinzugefügt, sondern auch eine Menge anderer, den meisten Gelehrten unzugänglicher Hülfsmittel zur Erreichung einer größeren Vollständigkeit benutzt hat, darf Rec. nur anführen, daß derselbe von 1813 bis 1815 sich in England aufhielt, und dort sowohl, als auch späterhin höchst wichtige Mittheilungen englischer und spanischer, mit der Marine ihrer Staaten in unmittelbarer Verbindung stehender Hydrographen erhielt. Vorzüglich schätzbar war ihm in dieser Hinsicht die persönliche Bekanntschaft der HH. Hurd, Horsburg, Rennell, des Capitains Burney und des spanischen Admirals Espinosa, und es steht ohne Zweifel mit den Nachrichten vieler anderer Reisenden im Widerspruche, wenn hier die Offenheit und Bereitwilligkeit der Engländer gerühmt wird, womit sie den Fremden ihre wissenschaftlichen und artistischen Schätze mittheilen sollen. „In der Bereitwilligkeit," heißt es S. 8, „dem Fremden alles zu zeigen und mitzutheilen, können die Engländer gewiß von keinem Volke übertroffen werden; auch haben sie in der That keine Ursache, über ihre große Offenherzigkeit Furcht zu äußern; das Wenigste von dem Nachahmungswerthen in England kann, aus vielen Gründen, mit dem besten Willen einzelner Personen, welche so gern Alles, was sie in England sehen, nach ihrem Vaterlande verpflanzt sehen möchten, nachgeahmt werden." Gleichgültig kann jedoch keiner gegen die vielen merkwürdigen Einrichtungen in jedem Fache der Administration Englands seyn, und man würde in der That einen geringen Grad der Bildung verrathen, wenn man sie nicht zu sehen wünschen sollte. Die Engländer, geschmeichelt durch diesen Tribut, den ihnen die Fremden

zollen, machen nie Schwierigkeiten, die Wißbegierde derselben zu befriedigen." Bey dieser Aeußerung wird gewiß ein jeder gern zugestehen, daß manche Klagen über den Monopolgeist der Engländer aus einer kleinlichen kaufmännischen Gewinnsucht auf dem Continente entstehen, aber daß von dem angeführten Lobe ein großer Theil auf die persönliche Achtung einer eben so sicher als mit Recht stolzen Nation gegen den berühmten Weltumsegler zu schreiben sey, läßt sich eben so wenig einen Augenblick bezweifeln. Wie sorgfältig übrigens der Verf. sowohl die Arbeiten der englischen Hydrographen verglichen und benutzt habe, als auch insbesondere den Inhalt eines auf dem Continente außer Spanien gewiß seltenen Buches von Espinosa, die Memorias sobre les observaciones hechos por los navigantes Españoles in distintos lugares del globo u. s. w., welches 1809 in Madrid in zwey Quartbänden mit einem großen Atlas herausgekommen ist, zeigt schon ein flüchtiger Blick in das vorliegende Werk desselben. Nicht ohne großes Interesse hat Rec. auch aus demselben erfahren, daß durch Capitain Horsburg atmosphärische Tabellen für die Marine herausgegeben sind, worin der Stand des Barometers, Thermometers, die Richtung und Stärke der Winde leicht angemerkt werden können, und welche ohne Zweifel Veranlassung geben werden, auch andere merkwürdige meteorische Erscheinungen aufzuzeichnen und der Wissenschaft zu erhalten. Jedes nach Indien segelnde Schiff muß zwey Exemplare dieser auf drey Jahre eingerichteten Tabellen mitnehmen, und unterwegs ausfüllen; und da mit Sicherheit zu erwarten steht, daß auch andere Seefahrer sich derselben bedienen werden, so eröffnet sich hier ein weites Feld für das Studium der Meteorologie, wobey nur zu wünschen bleibt, daß auch auf dem festen Lande in dieser Hinsicht das Erforderliche bald geschehen möge. Insbesondere hat der Verf. durch mehrere sehr interessante Beyspiele dargethan, wie vortheilhaft, ja man darf wohl sagen wie unentbehrlich für die Sicherheit eines Schiffes die Beobachtung des Barometers ist, und sonach dürften die Seefahrer bald allgemein anfangen, sich dieses eben so einfachen als herrlichen Werkzeugs zu bedienen, und die Meteorologen können vielleicht bald correspondirende Beobachtungen desselben aus den

entferntesten Weltgegenden zusammenstellen und vergleichen. „Den Umstand," sagt der auf seiner Reise alles Wissenswürdige sorgfältig beachtende Verf. S. 13, „daß ich während einer Reise von drey Jahren fast gar nichts an Steuzen, Raen, nicht einmal eine Bramstenge verloren habe, auch so glücklich war, keinen einzigen Mann durchs Fallen von dem Mast oder von den Raen zu verlieren, kann ich auch wohl zum Theil dem Gebrauch des Marine-Barometers zuschreiben, da mich fast nie ein Sturm plötzlich, und besonders in der Nacht, überraschen konnte." Den bekannten, für die Theorie des Luftkreises höchst wichtigen Resultaten, welche sich aus den genauen Barometerbeobachtungen durch die HH. Horner und Langsdorf ergeben haben, wie solche in der Reisebeschreibung des Verf. ausführlich enthalten sind, wird hier noch S. 10 eine merkwürdige Beobachtung hinzugefügt. „In der Nähe des Cap Horus und im Ochotzkischen Meere, also in zwey sehr entlegenen Regionen, habe ich ein ganz gleiches Phänomen wahrgenommen, nämlich einen plötzlich verringerten Barometerstand, der, ob er gleich über einen halben Zoll betrug, nicht die geringste Veränderung in der Witterung hervorbrachte, und so lange währte, bis wir diese Regionen verließen, wo das Barometer seinen gewöhnlichen Stand wieder annahm." Das Interessante dieser Erscheinung wird noch vermehrt, wenn man berücksichtigt, daß beyde Oerter ohngefähr 14 Stunden in der Länge verschieden sind, der eine aber unter 56° nördlicher, der andere unter 56° südlicher Breite nahe genau liegt. Kaum ist es denkbar, daß diese Anomalie in jenen Gegenden beständig seyn sollte, und auf allen Fall wäre es wichtig, den Grund derselben aufzufinden.

Bisher hat Rec. den allgemeinen Charakter des vorliegenden, ausnehmend gelehrten, gehaltreichen und für seine eigentliche Bestimmung höchst wichtigen Werks angezeigt, und indem es auf keine Weise zweckmäßig seyn würde, in das Einzelne der Untersuchungen einzugehen, welche sich in drey Abtheilungen zuerst auf das atlantische Meer, dann den indischen Ozean und zuletzt auf das Südmeer oder den großen Ozean bloß in Beziehung auf die genauere Bestimmung der geographischen Lage der Inseln, Küsten, Felsen, Häfen, Flußmündungen,

Sandbänke u. s. w. beziehen; so beschließt er seine kurze Anzeige mit der Bemerkung, wie angenehm es ihm gewesen ist und sicher auch vielen andern seyn wird, in dem berühmten Weltumsegler einen Mann zu schätzen, welcher sich eben so sehr durch tiefgelehrte Forschungen, als durch practisches Talent, ächte Humanität und unerschrockenen Muth bey gefahrvollen Unternehmungen auszeichnet.

Pharmacopoea extemporanea antisyphilitica, oder Auswahl der vorzüglichsten (?) Arzneiformeln der neueren Aerzte gegen alle Gattungen venerischer Krankheiten und ihre Folgen. Für angehende Aerzte und Wundärzte zusammengestellt von Leo Lebrecht, der Heilkunde Doctor und praktischer Arzt zu Mainz. Mainz 1818.

Nicht nur das Nützliche, Neue und Brauchbare einer Schrift hervorzuheben, ist des Recensenten Pflicht, sondern auch das Unnütze, Schlechte und Schädliche anzuzeigen. Bey vorliegender Compilation kann nur von dem letzten unangenehmen Geschäfte die Rede seyn. Bloße Receptformeln gegen Krankheiten anzugeben ohne allen Commentar, ziemt dem wahren Arzte nicht; sie können immer nachtheilig werden, doppelt aber, wenn von der syphilitischen als einer der gemeinsten Krankheiten die Rede ist. — Gute Aerzte werden es für eine Schande ansehen, sich von einem Andern ihre Receptformeln dictiren zu lassen, es wird ihnen nie in den Sinn kommen, sich in Receptbüchern Raths zu erholen; und schlechte — für die dies Büchlein so eigentlich zusammengesetzt zu seyn scheint, die werden unter der Menge der Formeln blindlings eine auswählen, und meistens mehr schaden als nützen. Solche Schriften sollten billig auf Antrag der medicinischen Polizey weggenommen, und der Verf. bestraft werden.

Das Werkchen zerfällt in zwey Theile:

A. Pharmacopoea extemporanea antigonorrhoica, worin die besten (??) Formeln gegen den Tripper, sowohl acuten als chronischen, für den innern und äußern Gebrauch angegeben werden.

Hier ist gleich die zweyte Formel gegen den acuten Tripper die Handelsche Mischung, eine Auflösung des Extraktes der Krähenaugen: wie, wenn ein unwissender Wundarzt uns glücklicher Weise dieses Büchlein in die Hände bekommt, und jedem Trippverkranken, der sich ihm anvertraut, Krähenaugen verschreiben wollte! — — Und solche Vorschriften sollen, wie es in der Vorrede heißt, „zum Nutzen und Frommen angehender Aerzte“ dienen!! Es würde Zeitverderb seyn, noch mehrere unpassende Formeln, woran es nicht mangelt, anzuführen; es ist genug, wenn man erinnert, daß balsamische erhitzende Mittel gegen den acuten Tripper, drastische Purgirmittel gegen den chronischen, die Application eines Cataplasma von Seidelbast in allen Zeiträumen des Trippers empfohlen wird. Die zweyte Abtheilung ist überschrieben:

B. Pharmacopoea antisyphilitica (in specie), worin die besten Formeln gegen die Lustseuche insbesondere, für den innern und äußern Gebrauch angegeben werden.

Gleich die erste Mixtur enthält nebst einer bedeutenden Quantität Camphor, Weingeist und Essigsäure vier Unzen Salpeter und zwey Pfund Aqua Parietariae; es sollen bey venerischen Krankheiten täglich drey Gläser voll davon getrunken werden. Dieses mag schon hinreichen, um die Gabe des Herrn Verf., die besten Mittel gegen die genannte Krankheit auszuwählen, beurtheilen zu können.

Man muß die Keckheit bewundern, mit der der Verf. sich herausnimmt, angehenden Aerzten solche Formeln zur Nachahmung vorlegen zu wollen, eine Anmaßung, die ernstlich gerügt zu werden verdient.

Indessen giebt es nicht leicht eine Schrift, in welcher nicht wenigstens eine gute Idee vorkommt, und so ist es denn auch hier. Es heißt nämlich in der Vorrede: „Mir eigene Vorschriften anzuführen, wäre dem Titel und Zwecke des Büchleins zuwider“ und daran hat nun Herr Doctor Lebrecht sehr wohl gethan, er verdient in dieser Hinsicht den vollkommensten Beyfall.

Zeitgebrechen. Ansichten und Parallelen, von Carl Ludw. Roth. Stuttgart, bey Steinkopf. 1820. 208 S. in 8.

Der Verf., Sohn eines sehr verdienten Schulmanns am Gymnasium zu Stuttgart, an welcher sehr achtungswürdigen Anstalt jetzt er selbst Lehrer ist, zeigt sich in dieser Schrift als Beobachter der Sitten der Zeit, ohne ausdrückliche Beziehung

auf specielle Beyspiele, und als einen Philologen, welcher beym Studium des Alterthümlichen an die Menschheit überhaupt, bey dem Vergangenen auch an die Mitwelt zu denken sich gewöhnt hat. Er hat also nicht nur das edle Mittel, sondern auch den Zweck der philologisch-historischen Geistesbildung vor Augen. Vornehmlich wird daher sein Fall von Sparta durch Ueppigkeit und Habsucht S. 68—85 sein Ueberblick der Geschichte der Gracchen S. 68—130 und S. 177—192 die Parallele von Cremutius Cordus, unter dem Imperator Tiberius, dem unübertrefflichen Musterbild individueller und politischer Verdorbenheit, interessiren. Sehr richtig ist S. 130 die Bemerkung: Die Wendepuncte in der Geschichte sind es vorzüglich, was man deutlich hervorheben sollte. „Ueber einen der größten Wendepuncte in der neueren Geschichte habe ich, schreibt der Verf., manches Gute gelesen, über die Reformation; nichts erschöpfendes aber über den größten Wendepunct in der ganzen Menschenbildung, die Stiftung unserer Religion.“ Wie vieler anderer Thatsachen kann man dann entbehren! (Die Hauptursache zu dieser Klage, wo anders mag sie liegen, als darin, daß man so wenig noch an das Universelle des Christenthums, an das Zurückgehen auf das Urchristenthum denkt? Heil genug, daß man, nach dem Beyspiel der im heiligen Bunde feyerlich anerkannten Grundsätze, an das allen Christen Gemeinsame denken darf und immer mehr denken soll! daß nicht immerfort Kirche und Dogmenlehre mit Religion verwechselt werden muß.) — „Für uns Teutschen, fährt der Verf. fort, sind das Jahrhundert Carls des Großen, mehr noch die Reformation, solche Wendepuncte. Beyde sind durch den Triumph des Lichts erhellt. . . Auf beyden bestehen die höchsten Angelegenheiten des Menschen einen siegreichen Kampf mit seiner Trägheit und seinen Leidenschaften. Und heute noch, wenn gleich nach menschlicher Weise von manchfachem Uebel bedrängt, segnen die Nationen das Werk, welches von einem großen Theile der Mitwelt verabscheut wurde, weil es seinen Leidenschaften, seiner Gewalt Zügel anlegte.“ Nur der Rest von Solchen ists, der noch jetzt es ungeschehen machen möchte. — — Eine sehr leichte, kritische Bemerkung, daß der Verf. seine Andeutungen dem Tagebuch eines jungen reisenden Mexikaners beylege, aber nichts dem Mexikaner eigenthümliches einflechte, betrifft im Grunde nur die erste, wohl nach Abfassung des Ganzen erst vorangesetzte Periode.

H. E. G. Paulus.

No. 42. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

Aeschylos Agamemnon metrisch übersetzt von Wilhelm von Humboldt. Leipzig, bey Gerhard Fleischer dem Jüngeren. 1816. XXXVII u. 86 S. in 4.

Ob es gleich manche recht brave und wackere Uebersetzung griechischer Tragödieen giebt, welche dahin streben, den Text in möglichst treuer Nachbildung zu geben, wohin vorzüglich die Sophoclesübersetzung von Solger, Süvern, Adolph Wagner und die Aeschylosübersetzung von Conz zu rechnen sind, so war uns doch noch keine zu Gesichte gekommen, die die großen dabey obwaltenden Schwierigkeiten sammtlich so besiegt hätte, als sie uns Deutschen auf unsrer jetzigen Stufe der Uebersetzungskunst, wohin uns der gewaltige Geist und die eiserne Ausdauer des großen Meisters geführt, möglich sind zu siegen. Wir gestehen daher offenherzig, daß alle unsre Hoffnung seit geraumer Zeit auf die Verdeutschung des Aeschylos, die uns der jüngere Voß versprochen, gerichtet war, der in einigen Proben, in welchen außer dem einzigen Vers:

Und starker Donner überhallendes Gekrach.

sich nichts wahrhaft verwerfliches vorfand, den Beruf zu jener Arbeit, d. i. geistreiche Erfassung der Ursprache und kräftige Handhabung der Muttersprache mit der gehörigen Geschmeidigkeit und poetischem Gefühl verbunden, beurkundete. Ob zwar in den Tragikern alles so treu wird übertragen werden können, wie in den Epikern, ist noch keineswegs ausgemacht, und uns scheint es ziemlich gewiß, daß das Lyrische in der Chören an vielen Orten unerreichbar für uns bleiben wird. Andeutungen aus der reichen Sagengeschichte und weithinzielende Anspielungen sind öfters darin mit Einem Worte gegeben, oder in dunklen abgerißnen Sätzen berührt, die der Grieche, dem jene Dinge bekannt waren bis zur Alltäglichkeit, wohl verstehen

mochte, ja und auch er selbst nicht immer, wie uns die Frösche des Aristophanes, diese feinste aller Kritiken der griechischen Tragiker berichten. Bey der außerordentlichen Leichtigkeit und Beweglichkeit der griechischen Sprache ward in den Chören eine Verschlungenheit und Verwickelung der Construction möglich, für die unsre Sprache viel zu schwerfällig und unbiegsam ist. Unsre Art zu reden ist, im Vergleich mit den Griechen, ziemlich logisch geordnet und beynahe nüchtern, was dem Einfluß der ihrem Dünkel nach sogenannten höheren Stände, die bey uns viel Enges in die Sprache gebracht haben, größtentheils zugeschrieben werden muß. Denn Entfremden von der Natur und ihrem volles Leben erzeugenden Einflusse, verbunden mit dem vor frostiger Eitelkeit und geistödtender Selbstsucht Zusammenschrumpfen der freyen Einbildungskraft, machen zu kühnen Gedanken und Reden unfähig. Der Grieche, geist- und herzreich von Natur, unbeschnitten und ungezwackt von nüchternem Hochmuth, drückte seine in lebendiger Beweglichkeit vieles auf einmal überschauenden Gedanken eben so schnell aus, indem er, statt den gewöhnlichen langsamen Uebergängen zu folgen, übersprang, was manchmal so weit geht, daß es ihren Auslegern, wenn sie etwas zahm sind, bis zur Schwachheit schwindlicht wird. Darin und in der Fülle des Ausdrucks, die durch wärmere Anschaulichkeit und Erfassen der Dinge entsteht, liegt der Aufschluß zu jenen Redefiguren, deren sich die Grammatiker zu ihrer Andacht einen ganzen Rosenkranz zusammengereiht haben. Solche Kühnheiten sind für den Uebersetzer eine so schwierige Aufgabe, als es nur eine geben kann. Ferner scheint öfters in den Chorgesängen, in einer ganzen Reihe kurzer Sylben das Gefühl losgelassen und leidenschaftlich hinstürmend. Wenn wir nun auch an solchen Stellen unsre Mittelzeiten häufen, denn dafür gelten uns doch unsre meisten einsylbigen Wörtchen, so lange wir der gewöhnlichen und natürlichen Aussprache folgen, so bekommen wir größtentheils bey ungezwungenen nnd nicht einstudiertem Lesen, Jamben oder Trochäen, zu welchen letztern unsre Sprache sich überhaupt gar sehr hinneigt, während die griechische mehr jambisch ist, wodurch uns auch das Nachbilden der Anapästen schon bedeutend schwerer wird, als das der Daktylen. Daß wir an kurzen

Sylben ärmer sind, liegt in der durchaus verschiedenen Längenbestimmung beyder Sprachen, da im Deutschen Stammsylbe und Bedeutung, d. h. die Qualität Längen bestimmen, im Griechischen dagegen nur das dem Redefluß entgegentretende Hinderniß, dergestalt, daß selbst der von Natur lange Vocal oder Diphthong, wenn der sie hemmende Consonant wegfällt, wegen des erleichterten Flusses kurz ausgesprochen werden können. Der Anfang einer Sylbe aber kann, wenn er auch noch so viel Consonanten enthält, nichts zur Verlängerung der Sylbe beytragen, so wenig als der Fels, aus dem die Quelle springt, ihr schnelles Fortrollen hindert. Was die absoluten Längen und Kürzen betrifft, so finden bey einer genauen und scharfen Zergliederung in beyden Sprachen noch mannichfache Abstufungen statt, im Griechischen durch mehr oder minder gehäufte Hindernisse, im Deutschen durch Verschiedenheit des Werths und des vorzüglich auf ein Wort gelegten Nachdrucks; der Sprachgebrauch erkennt sie aber nicht an, und wenn auch eins oder das andre etwas nachdrücklicher ausgesprochen werden sollte, so geschieht dies doch nicht in dem Grade, daß es einen wirklichen und bedeutenden Unterschied erzeugen könnte. Darum hat der sich der Sprache bedienende Künstler nichts damit zu schaffen, weil er nie über den allgemeinen Gebrauch derselben bestimmen kann, sondern höchstens bey einem oft wiederholten Rhythmus für den Augenblick über eine einzelne Sylbe gebieten, was aber nie ins Allgemeine übergeht. Da nun die mehrsylbigen Worte im Deutschen nur eine kleine Anzahl kurzer Sylben darbieten, keines aber bloß solche, die einsylbigen dagegen größtentheils einigen Werth besitzen, und besonders, wo mehrere zusammenkommen, wirklich lang gebraucht werden, so leuchtet hieraus die Schwierigkeit des Gebrauchs vieler kurzen Sylben hintereinander ein. Bey dem Trimeter hat der Grieche noch den Vorzug des mehr jambischen Baues seiner Sprache, während wir an den Ausgängen derselben immer mit unsern Trochäen zu kämpfen haben. Wir glauben hier einigermaßen die Schwierigkeiten geschildert zu haben, die der Uebersetzer, wenn er treu seyn will, zu besiegen hat, um darnach zu prüfen, wie weit dies in vorliegender Verdeutschung des Agamemnon gelungen ist. Auf den ersten Blick leuchtet ein,

daß sie sich bestrebt, den Urtext mit allen seinen Eigenheiten ohne fremden Beyschmack wieder zu geben. Das Ganze gewährt beynahe denselben Eindruck, den uns heutzutage der griechische Text gewährt, alles ist in sich abgerundet, ohne jene holperigten Unebenheiten, wo das eine gelungen, das andre mißlungen alle Harmonie des Eindrucks stört. Gleichmäßig schreitet es von Anfang bis zu Ende dahin, und der dunkle Ernst des Aeschylos erscheint nicht unbeholfen, das Schwere der Sprache ist nicht aus Mangel der Kraft entsprungen; es ist eine völlige Freyheit und eine sichere Beherrschung der Rede unverkennbar, die sich bis in die Einzelnheiten erstreckt, und so war denn dieses Werk es werth, daß Hr. v. H. zwanzig Jahre daran arbeitete. Das einzige wesentliche, was wir vermissen, sind Anmerkungen, die jenen, selbst griechischen Ohren nicht allezeit verständlichen, Dunkelheiten einiges Licht verschafft hätten, und wem wären die besser gelungen, als einem Manne, der einen Schriftsteller so tief durchdrungen hat, und einen so trefflichen Geschmack bewährt? Eine mit vieler Umsicht geschriebene Einleitung geht der Uebersetzung voran, die wegen der durchdachten Ansichten des griechischen Geistes vorzügliche Aufmerksamkeit verdient. Zuerst wird darin das Stück selbst gewürdigt, wie noch nie zuvor und bey dieser Gelegenheit folgende Bemerkung gemacht: „Die früheste geschichtliche Ueberlieferung gestaltete sich in dem glücklichen Griechischen Geiste von selbst zum Stoffe der Kunst, ein Vorzug, der wohl hauptsächlich der in ihrem ersten Ursprung dichterischen Sprache zuzuschreiben ist) da die Form immer die Materie besiegt, die nur, wo jene mangelhaft ist, sich in ihrer rohen Unbeholfenheit hervordrängt; die Ereignisse in Argos, in Theben, in Ilion scheinen sich an einander zu reihen, wie der gelungenste Flug der Einbildungskraft sie auf der Bühne zu ordnen vermöchte. Das Geschlecht der Pelopiden gehört vorzugsweise zu diesen, ohne alle vorgängige Bearbeitung, dichterischen Stoffen.“ Diese Ansicht dünkt uns eine falsche. Es giebt der Spuren so viel, wie geschichtliche Ueberlieferung, Mythologie und Kunst bey den Griechen nach und nach erwuchsen und grade aus denselben Wurzeln wie bey den andern Völkern. Gäbe es auch jene Spuren und Zeugnisse nicht, so müßte die

Analogie entscheiden, da es ein hartnäckiger, wenn auch anmuthiger Traum wäre, ein vorzüglich schöner Mensch, dessen Kindheit uns grade verborgen wäre, sey nicht wie alle andern herangewachsen, sondern an einem heiteren Frühlingsmorgen vom Himmel gefallen. Wenn auch der Geist dieses sinnreichen Volks, und äußere glückliche Umstände, vor allen das Seegenslicht der Freyheit, viel gethan zu der herrlichen Blüthe, die überall aufgieng in ihrem Leben, so wird doch auch ein sehr großer Theil des poetischgestalteten wirklicher dichterischer Bearbeitung in früher Zeit verdankt. Daß die Form die Materie bezwungen, können wir noch weniger glauben. Beyde sind nebeneinander entstanden in und aus einem und ebendemselben Geiste, und tragen darum beyde denselben Charakter, als Blüthen eines Stammes. Sprache, Kunst, Philosophie, historische Ansicht und Leben eines Volkes wirken wechselseitig aufeinander, und von Natur verwandt bilden sie an einander manches hervor, was bey abgesondertem Bestehen sich nicht würde entwickelt haben, wenn sie aber alle denselben Charakter tragen, so ist es einzig daher zu leiten, daß sie wie Strahlen einer Sonne von des Volkes Geist ausgehen, der wie das Meer alle sich in ihn ergießenden Ströme mit seiner Natur durchdringt. War also die griechische Sprache dichterisch in ihrem ersten Ursprung, so heißt das nichts anders, als der Geist der Griechen sey von Anfang an dichterisch gewesen, und wenn sich dies in der Sprache offenbarte, so mußte es sich auch überall offenbaren, was denn auch wirklich der Fall ist. Hieher gehört auch, was Seite XXII steht: „mir hat es immer geschienen, daß vorzüglich der Umstand, wie sich in der Sprache Buchstaben zu Sylben, und Sylben zu Worten verbinden, und wie diese Worte sich wieder in der Rede nach Weile und Ton zu einander verhalten, das intellektuelle, ja sogar nicht wenig das moralische und politische Schicksal der Nationen bestimmt, oder bezeichnet.“ Daß selbst das politische Schicksal eines Volkes mit seiner Sprache zusammenhänge, kann nur dann gelten, wenn wir den Fatalismus ganz und gar läugnen, was wir billigen müssen, da wir des Glaubens sind, jedes Volk schaffe sich sein Schicksal selbst. Es könnte wirklich von dieser Seite mit vieler Wahrscheinlichkeit ein er-

sprießliches philosophisches Forschen statt finden, woraus manches historische Resultat an das bisher nicht gedacht worden, sich ergeben, und es vielleicht überzeugender als anderswoher einleuchten würde, daß die Weltgeschichte eigentlich nur ein großes Sündenregister menschlicher Schwächen, nicht aber ein Buch des Schicksals ist. Was die Einrichtung dieses äschylischen Stückes betrifft, so wird Aegisth's Zwist mit dem Chor nebst der Erwähnung des Menelaos, dem Streben nach Symmetrie und Vollständigkeit zugeschrieben, was ein geistreicher und des Aeschylos würdiger Gedanke ist. Wir aber treten der Meinung des scharfsinnigen Böckh bey, welcher in seinem Buch über die Tragiker S. 268 behauptet, es bereiteten jene Dinge ein in der Tetralogie folgendes Stück vor, und dafür spricht die Analogie, die bey dergleichen mehr gelten muß, als unsre eigne Ansicht. Was eine Uebersetzung leisten soll, ist in das gehörige Licht gesetzt, und Voß's unermeßliche Verdienste in diesem Fach werden mit Einsicht gewürdigt. Aeschylos und Pindaros werden mit einander verglichen, und soll dies bloß einige Aeußerlichkeiten betreffen, so haben wir nichts dagegen, meint aber Hr. v. H. den Geist beyder Dichter, so halten wir diese Zusammenstellung für höchst verfehlt. Aeschylos, dem die Gegenwart mit sammt ihren neuen Göttern klein erscheint, flüchtet mit seinem einsamen Gemüthe in die Urwelt, wo die Titanen hausten, und alles größer war; wie mild gesellig und ganz in der Gegenwart lebend ist dagegen Pindaros, und wie fromm gegen die neuen Götter! Aeschylos weis't überall auf das unerbittliche Schicksal hin, und preis't den Trotz, der sich nicht vor denselben beugt, sondern untergeht. Pindaros dagegen ist durchaus gottergeben und deutet alles zum Guten, die Fabeln, die jener ergreift, um aus ihrem schroffen Gehalt noch etwas schrofferes zu bilden, kleidet dieser anders ein, und versucht wahrhaft antiquarische Deutungen, um sie anders auszulegen. Die rauschende Musik und die kühne, gewaltige Bildersprache des Pindaros sind nicht wie bey Aeschylos da, dem Gewöhnlichen auszuweichen und einer höheren Welt eine höhere Sprache zu schaffen, sondern die Gegenwart festlich zu schmücken und sich daran zu erfreuen. Unter allen Griechen preiset keiner das εὐγενὲς weniger als Aeschylos, keiner mehr als

Pindaros, bey dessen Liedern das Lob des Adels die andern Schönheiten jeder freyen Seele ungenießbar macht. Wir würden wegen der inneren Milde und eines gewissen musikalischen und religiösen Zaubers, lieber Pindaros und Sophokles zusammenstellen. Was die metrische Behandlung der deutschen angeht, so hat Hr. v. H. die mittelzeitigen Sylben entweder immer lang oder immer kurz gebraucht. Pronomen und Präposition sind bey ihm immer kurz, ausgenommen wo sie durch den Sinn lang werden, Conjunctionen, welche die auf sie folgenden Sätze regieren, z. B. als, oder die gewissermaßen den vorhergehenden Satz elliptisch in sich enthalten, wie denn, sind meistentheils lang gebraucht, noch andre sind nach Art der Griechen enklitisch oder betont behandelt. Dies alles kann nur dann von Nutzen seyn, wenn sich die Leser einem Studium der aufgestellten Regeln unterziehen wollen, um sich diese feinen Unterschiede einzuprägen, die in unsrer gewöhnlichen Art zu reden und zu lesen nicht hervortreten. So sehr wir nun auch ein Mittel wünschen, den griechischen Rhythmus nachzubilden, so können wir daher doch das vom Herrn v. H. angewandte nicht billigen, und würden bey mittelzeitigen Sylben ihre Verlängerung lieber durch den Accent bezeichnen, dies hätte der Leser vor Augen und könnte nicht fehlen, und so wäre man auch nicht genöthigt, dasselbe mittelzeitige Wort entweder immer lang oder immer kurz zu gebrauchen. Da, wo die Betonung entscheiden muß, ob ein Vers zu diesem oder jenem Rhythmus gehöre, hat Hr. v. H. sich bemüht, dies auch im Deutschen bemerkbar zu machen, und meint eine entschieden kurze Sylbe, die auf eine entschieden lange folgt, könne nicht betont seyn, das Pronomen oder die Conjunction erhebe sich über Präposition und Artikel, ein einsylbiges Wort über eine entschieden kurze Anfangssylbe des folgenden Worts, oder eine Anfangssylbe über eine gegen sie offenbar tonlos folgende. Ferner erhebe sich die vorletzte über die Endsylbe, diese Classe sey jedoch die zweifelhafteste, oder eine ihrer Natur nach mehr, als die zunächst folgende Sylbe, betonte Endsylbe, oder endlich, wo eine solche Endsylbe an sich unbetont, durch die gewöhnliche Aussprache Betonung erhalte, dies sey aber die am wenigsten zu empfehlende Art, weil sie eine fehlerhafte

Betonung begünstige. Gegen dies alles läßt sich nichts einwenden, da es wirklich in der Sprache begründet ist, doch werden diese Feinheiten nur angestrengter Aufmerksamkeit erscheinen, und wir halten sie nicht für so wichtig, daß man ihnen sonst wesentliche Schönheiten aufopfere.

Die Recension des Textes ist so viel als möglich treu, und Hr. v. H erfreute sich dabey der Hülfe des Professor Hermann, der sich, wie bekannt, schon eine lange Reihe von Jahren mit einer Ausgabe des Aeschylos beschäftigt, und mit dem kein Herausgeber dieses Dichters weder an Gelehrsamkeit, noch an Scharfsinn zu vergleichen ist. Derselbe hat nach einem verständigen Vorwort über die Fortschritte der Kritik die wichtigern Lesarten, welche befolgt sind, angezeigt, jedoch ohne die Gründe ihrer Annahme darzulegen, daß dieser Text von den buntscheckigen, oft ganz unäschylischen Umbildungen Bothe's und Schütze's ganz und gar abweiche, versteht sich von selbst, und wir glauben, daß im Ganzen genommen, niemand nach den jetzigen Hülfsmitteln etwas Besseres geben wird. Ueber einzelne Punkte freilich, die von individueller Ansicht abhängen, können immer noch verschiedene Meinungen statt finden, und doch nur einer Recht haben; deren sind aber nur wenige. Wir wollen hier einige Punkte dieser neuen Recension durchgehen, ohne grade die wichtigern auszulesen. V. 7. ist richtig beybehalten, denn die Tragiker lieben so gut als andere Dichter, der bildlichen Benennung eines Gegenstandes, den Namen hinzuzufügen. Man vergleiche unter andern Septem c. Theb. 474. Selbst bey ganz gewöhnlicher Rede ist ihnen eine solche Ausführlichkeit eigen, siehe ebendaselbst 594. — V. 32. Aus der Uebersetzung:

Denn glücklich werd' ich wenden jetzt der Herrscher Loos.

geht nicht deutlich hervor, ob εὖ — θήσομαι mit Schütz oder εὖ πέσοντα mit Voß (Cur. Crit.) verbunden worden, welches letztere hinlänglich vertheidigt und ohne Zweifel das richtige ist. V. 90. Mit vollem Rechte beybehalten, denn diese Ausführlichkeit ist bey den Tragikern gar nicht selten, wir hatten uns zu dieser Stelle angemerkt: Septem c. Theb. 256. Supplic. 1000. Sophocl. Antig. 851 sqq. Oed. Col. 750. Eurip Hippol. 1272 (ed. Matth.). V. 101. ἀγαγὰ φαίνουσ'

richtig überſetzt durch ſtrahlt hell, denn zu billigen iſt Seidlers Note zu Eurip. Elect. 1231. gegen Wunderlich observ. Crit. in Aeschyl. Trag. p. 99, welcher die intranſitive Bedeutung von φαίνω läugnet. Man vergleiche Soph. Oed. T. 1129., wo Elmsleys Ἰό nicht angenommen werden kann. 1131. Oed. Col. 329. 1223. Electr. 646. 1359. Antig. 20. 242. 471. Philoct. 297. Eurig. Bacch. 163. Hippol. 1442. Aristoph. Ran. 1283. Eccles. 969. Thesmoph. 468. u. a. m., welche Stellen ſich nur gezwungen erklären laſſen, wenn man nicht die intranſitive Bedeutung anerkennt. — V. 70. iſt das ſchwierige ἀπύρων ἱερῶν ὀργὰς ἄλεγεῖς überſetzt:

den nie auslöſchenden Zorn
ob des Opfers vermiſſeter Flamme.

Dieſe Erklärung ſcheint einigermaßen beſtätigt zu werden durch Eurip. Hippol. 144 sqq.:

σὺ δ' ἀμφὶ Ἰὰν πολύθηρον
Δίκτυνναν ἀμπλακίαις
ἀνίερος ἀθύτων πελάνων Ἰρύχει.

Doch fragt ſich, ob hier nicht von den Erinnyen die Rede iſt, wo das Beywort ἀπύρων höchſt bedeutend wäre, anzuzeigen, daß auch Opfer bey ihnen nichts helfen. — V. 77. ἀναϛασων, das auch Schütz aufnahm, möchte wohl nicht nöthig ſeyn. da in ähnlichen Stellen κραΐεῖν vorkommt, welches dem ἀνάσσειν entſpricht. V. 113. χερὸς ἐκ δοριπάλτου:

rechtsher, wo die Lanze ſich bäumet.

Unbezweifelbar wird dieſe Erklärung durch die Vergleichung einer Stelle, die in keinem Verhältniſſe des Einfluſſes mit dieſer ſtehen kann. In der altſpaniſchen Romanze von Gayferos nämlich leſen wir:

Corten le el pie del estribo
La mano del gavilan.

Haut ihm ab den Fuß zum Bügel
Haut ihm ab die Falkenhand.

V. 130. Οἷον μή Ἰις ἄγα
Θεόθεν κνεφάσῃ προΐυπὲν

Σῆμον μέγα Τροίας
Σπρατευθέν.

Nimmer umdunkle nur Irrwahn Ilions
mächtiges, früherverletztes Gebiß einst,
das hin da zeucht.

Hier ist ἄγα der göttliche Neid durch dessen Erzeugniß Irrwahn übersetzt, welches der Stelle einen andern Sinn giebt, den wir nicht billigen können; denn nun bedeutet es: Irrwahn möge sie nicht umdunkeln, d. h. dahin führen, wo sie nothwendig fallen müssen; während es doch eigentlich heißen sollte: der göttliche Neid möge sie nicht zu Grunde richten. προϑυπὲν σῆμον wurde durch procusum erklärt, wie viel aber die Stelle an Kraft gewinnt durch Herrn v. H. Uebersetzung, bedarf keiner Erörterung. V. 211. (222 ed. Schuetz.) Strophe. 220. (232. ed. Schuetz.) Antistrophe. 229. (243. ed. Schuetz.) Strophe. 240. (254. ed. Schuetz.) Antistrophe. Durch diese Abtheilung werden alle die bisher vorgeschlagenen zahlreichen Conjecturen überflüssig, und statt deren nur eine Aenderung gemacht, die durchaus nichts unäschyliſches enthält. Nämlich V. 244 wird Τὸ δὲ προκλύειν, ἐπεὶ γένοιτ' ἂν ἥλυσις, προχαιρέτω in Τὸ προκλύειν δ' ἥλυσιν προχαιρέτω geändert. V. 256. Das ganz verdorbene ἔμελθεν ist nicht mit andern in ἔμελψεν, sondern in ἔμιχθεν verwandelt, wahrscheinlicher und der äschyliſchen Sprache angemessener, die Stelle heißt nun:

Des Safrans Tünchung zum Boden gießend,
und sanft des Mitleids Geschosse
vom Blick der Opfrer jedem sendend,
erschien sie bildähnlich dort, verlangend noch,
wie sonst, nach Anrede, weil
sie oft im Männergemach des Vaters
versammelt einst weilten.

V. 246. αὐΔαῖς ist in αὐγαῖς verwandelt worden, was nicht kühn ist, da Δ und γ so sehr häufig verwechselt werden und diese beyden Wörter selbst in Soph. Philoct. 1199, auch der Sinn ist offenbar gut.

und sicher kommt es, dem Tag entsprechend.

Dennoch möchten wir αὐλαῖς auf Ἰέχναι Κάλχαντος bezogen noch nicht aufgeben und übersetzen:

Ja klar erscheints noch, einstimmend ihnen.

V. 330. Daß ὡς δυσδαίμονες recht sey, kann nur der glauben, der von dem Sinne der Griechen gar nichts versteht, so grob ist hier gegen den Euphemismus verstoßen. Stanley änderte ὡς δ' εὐδαίμονες, keineswegs übel; aber das rechte mag wohl das von Hrn. v. H. ausgedrückte ὡς δὲ δαίμονες seyn.

Δρόσων τ' ἀπαλλαγέντες, ὡς δὲ δαίμονες
Ἀφύλακτον εὐδήσουσι πᾶσαν εὐφρόνην.

Vom Himmelsthau und nächt'gem Frost. Die ganze Nacht durchruhn da werden, unbewacht, sie, Göttern gleich.

V. 342.:

πολλῶν γὰρ ἐσθλῶν τὴν ὄνησιν εἰλόμην,

Denn nur Genuß des vielen Glückes wünsch' ich noch.

Hermann hat die Lesart Τήνδ' ὄνησιν hinten angemerkt, aber ausgedrückt ist sie in der Uebersetzung auf keine Weise, und wir sehen auch gar nicht ein, was diese Aenderung bedeutet, denn daß Τὴν ὄνησιν denselben Sinn einschließt und dabey poetischer ist, braucht man einem so gelehrten Manne nicht durch Beyspiele zu beweisen. Ueber Wunderlichs Zweifel (observ. crit. in Aeschyl. Trag. p. 172), ob εἰλόμην hier einen Wunsch ausdrücken könne, werden wir an einem andern Orte reden, so wie auch über V. 341.

Ἰοιαὶ Ἰοὶ γυναικὸς ἐξ ἐμοῦ κλύοις.

Dies, Greise, hört von einem Weib ihr jetzt von mir.

V. 368 sqq. Μεῖζον ἢ δικαίως
φλεόντων δωμάτων ὑπέρφευ
ὑπὲρ τὸ βέλτιστον.

Hier wird nach 369 ein Comma gesetzt und ὑπὲρ in ὅπερ verwandelt.

Denen mehr, als Recht ist,
Das Haus einst stolz in Ueberfluß schwamm.
Das Höchste ist dies.

Dieser Aenderung können wir nicht beytreten, überzeugt, ὑπέρφευ ὑπὲρ τὸ βέλτιστον entspreche dem ὑπὲρ μὲν ἄγαν. Eurip. Med. 624. (ed. Matth.) und rühme die goldene Mittelmäßigkeit, damit nicht der Neid erwache. V. 402.

πάρεστι σιγὰς (i. e. σιγηλὸς) ἄτιμος,
ἀλοίδορος,
ἄληστος ἀφεμένων, ἰδεῖν.

Er stehet stumm, die entflohen
vergessend nie,
nicht ehrend, scheltend nicht, zu schaun.

Allen bisher vorgeschlagenen Aenderungen weit vorzuziehen, da sie die leichteste und schönste ist. σιγάς für σῖγα, wie μιγάς und μίγα sich finden. V. 412. δόκαι für δόξαι bedarf es nicht, da keine andre Bedeutung herauskommt, und Aeschylos das Wort auch Choeph. 1044 eben so gebraucht. V. 643:

αἱ δέ, κεροτυπούμεναι βίᾳ
Χειμῶνι τυφῷ σὺν ζάλῃ τ' ομβροκτύπῳ
Ὤιχονθ' ἁφανῶτοι, ποιμένος κακοῦ στρόβῳ.

daß umher gepeitscht
von Ungewitters wilder Wuth und Regenguß
sie untergehn in ihres Führers Wirbelsturz.

Weit poetischer und einzig richtig scheint uns Heinrichs Erklärung, die auch Schütz angenommen hat, wo unter ποιμήν der Orkan verstanden wird. V. 769. ist die Lesart des Stobäus befolgt, wie wenig aber demselben zu trauen sey, ist bekannt genug, und ohne völlige Verderbtheit der Handschriften ihm zu folgen, scheint uns nicht wohlgethan. Hier könnte ξυγχαίρουσιν von der Schadenfreude verstanden werden, und die Stelle würde dann denselben Sinn und zwar stärker enthalten. Die Uebersetzung lautet:

Und im Innern erfreut sehn sie der Nacht gleich
in des finstern Gesichtes erzwungenem Ernst.

Wir kommen nun zu einer Stelle, wo die Vulgata allerdings wunderlich aussieht, von Herrn H. aber beybehalten wurde. Nämlich V. 914.

Καὶ σοῦ μολόντος δοματῖτιν ἑστίαν
Θάλπος μὲν ἐν χειμῶνι σημαίνεις μολών.

Und jetzt zum Heimathsheerde wiederkehrend uns
verkündest mild du Sonnenwärm' in Winterszeit;

Schütz schlug für μολών vor δόμοις, woran wir nichts geniales verspüren, desto genialer aber ist das vom jüngern Voß (Cur. crit. p. 26.) vorgeschlagene θερμαίνει μολόν.

Und da zum Heimathheerde jetzt du wiederkehrst,
Wärmt Sommerglut uns, hergesandt in Winterszeit.

Sollte die gewöhnliche Lesart nicht durch Annahme einer Constructionsverwechslung vertheidigt werden können, so ziehen wir Voß's Conjectur vor. Aber wie aus verschiedenen Constructionen öfters eine entsteht, hat noch neuerdings Hermann zu mehreren Stellen des Ajax treffend gezeigt, unter den vielen Beyspielen jedoch, die wir uns gesammelt, ist keines, welches der Stelle des Aeschylos ganz entspräche. V. 1008.

Ἐπεὶ σ' ἔθηκε Ζεὺς ἀμηνίτως δόμοις.

Da Zeus dich einem Hause, frei von Groll, gesandt.

Hieraus geht nicht klar hervor, ob Herr H. ἀμηνίτως oder ἀμηνίτοις gelesen hat, das erstere, auf Zeus bezogen, möchte aber wohl unfehlbar recht seyn. Wunderliche Erklärung a. a. O. p. 151 sq. können wir nicht billigen. Damit, wenn nicht ἀμηνίτοις als rechte Lesart angenommen wird, keine Zweydeutigkeit statt finde, möchte zu übersetzen seyn:

Da Zeus dich, sonder Groll zu einem Haus geführt.

V. 1064. Bodens Blutbesudelung, läßt uns zweifelshaft, ob πέδον ῥαντήριον beybehalten worden, oder πέδου angenommen ist. Mag aber auch das erstere aller Welt ein Greuel scheinen, wir können es doch nicht aufgeben. Man vergleiche Soph. Trach. 554. λυτήριον λύπημα, daran sind zwar auch Aenderungen versucht, aber ehe dies geschah, hätte billig erst nachgeforscht werden sollen, ob diese Construction sich nicht noch an anderen Stellen vorfände und der griechischen Sprache eigen sey. Choeph. 233 σπέρματος σωτηρίου, 811 sq. πλοῦτον λυτήριον, 501. κληδόνες σωτήριοι. Agam.

654. σωτηρίων δὲ πραγμάτων εὐάγγελος. Oed. Col. 487. ἱκέτην σωτήριον. Trach. 1021. λαβίπονον ὀδύναν und μῦσος ἄπαν ἐλατήριον, deſſen Stelle mir entfallen iſt. V. 1082.

προτείνει δὲ χεὶρ ἐκ
χειρὸς ὀρεγομένα.

und Hand ſchon auf Hand ſtreckt
wild ſie verlangend aus.

Hermann merkt hinten ὀρέγματα als die befolgte Lesart an, und damit ſtimmt V. 421 in den Choephoren überein, aber poetiſcher möchte wohl ὀρεγομένα ſeyn, weil die Hand ſtärker perſonificirt wird, und das Ringen derſelben lebendiger vor das Auge tritt. Die Ueberſetzung drückt aber eigentlich die von Schütz aufgenommene Proſa aus, welche lautet:

προτείνει δὲ
χεῖρ' ἐκ χειρὸς ὀρεγομένα.

An προτείνει kann wohl nicht leicht jemand zweifeln, indem Aeſchylus τείνειν mehrmals als Medium gebraucht. Sepdem c. Theb. 748. Pers. 64. Supplic. 93. V. 1180.

ἀλλ' ἦν παλαιστὴς, κάρτ' ἐμοῦ πνέων χάριν
Reizathmend war er übermächtiger Streiter mir.

Dieſe Erklärung dünkt uns weder dem Zuſammenhang gemäß, noch dem Sprachgebrauch angemeſſen, weshalb wir überſetzen möchten:

Ein Kämpfer wärs traun, der um mich ſich viel gemüht.

Daß aber vor dieſem Vers keine Lücke angenommen iſt, müſſen wir natürlich billigen, da ja wirklich keine im Text, ſondern im Kopf der Herausgeber war.

V. 1277. 8. (1304. 5. ed. Schuetz) ſind nach Heath, dem auch Schütz folgt, umgeſtellt, was uns von Anfang an nicht gefallen und auch noch nicht gefällt. Nach der gewöhnlichen Ordnung heißt es:

Chor. Ἀλλ' ἴσθι τλήμων οὖσ' ἀπ' εὐτόλμου φρενός.
Unglücklich macht dich, wiſſ' es, dieſe Zuverſicht.

Kaſ. Οὐδεὶς ἀκούει ταῦτα τῶν εὐδαιμόνων.
Niemals vernehmen ſolches Wort die Glücklichen.

Wir fragen nun, entſpricht dieſe Stelle nicht durchaus V. 980 im Prometheus?

Prom. Ὤιμοι. Herm. Τόδε Ζεὺς τοὔπος οὐκ ἐπίσταται.
P. Weh mir! H. Fürwahr Zeus kennet nicht ein ſolches Wort.

Den erſten Vers halten wir außerdem nicht für gut überſetzt, er ſollte vielmehr heißen:

Unglücklich wahrlich, machet dich dein kühnes Herz.

V. 1319. Warum hier Ὤιμοι, μάλ' αὖθις δευτέραν πεπληγμένος abgetheilt wird, ſehen wir nicht ein, da doch in den Choephoren 868 οἴμοι μαλ' αὖθις, geleſen wird, andrer Stellen nicht zu gedenken. Hr. H. überſetzt:

Weh, weh! getroffen wieder jetzt zum zweytenmal.

V. 1314. iſt ἄγαν herausgeworfen und für ἐπικρανεῖ, ἐπικραίνει angenommen.

Wenn aber das Blut er der Väter nun büßt,
und den Todten mit Tod, abtragend, die Schuld
zahlt andren verübeten Todes.

Dieſe Aenderung wollen wir dahingeſtellt ſeyn laſſen, glauben aber nicht, daß jemand ἄγαν in den Text geſetzt habe, ſondern daß es auf anderem Wege entſtanden ſey. V. 1365.

Χαίρουσαν οὐδὲν ἧσσον, ἢ Διὸς νότῳ
Γανᾷ σπορητὸς κάλυκος ἐν λοχεύμασιν.

Die dies erfreut, wie Kronos Sohnes üppger Süd
Die Saaten, wenn fruchtſchwanger auf die Kelche ſchwellt.

Die Lesart der Handſchriften iſt γᾶν, εἰ σπορητός, welches Schütz in γᾶν εὐσπόρητον, Bothe in γαίᾳ σπορητῷ verwandelte, wir hatten es früher in γανεῖ, welches Heſychius vorkommt, verwandelt, Porſon in γάνει, da aber grade die Erde im Sommer ſo ſehr zu lechzen ſcheint, ſo möchten wir γᾶν nicht aufgeben. V. 1370.

Τάδ' ἂν δικαίως ἦν. Ὑπερδίκως μὲν οὖν
Τοσῶνδε κ. τ. λ.
So wäre hier gerecht ſie, warlich vollgerecht.

Diese Interpunktion müssen wir durchaus billigen, indem die Stelle so weit nachdrucksvoller wird. Nicht ganz auf dieselbe Art sind ἐνδίκως und δικαίως verbunden Eurip. Troad. 954. 5. (ed. Matth.), welche Lesart Seidler nicht hätte anfechten sollen. V. 1402.

Μεγαλόμητις ἔι
Περίφρονα δ' ἔλακες, ὥςπερ οὖν
Φονολιβεῖ τύχᾳ φρὴν ἐπιμαίνεται,
Λίπος ἐπ' ὀμμάτων αἵματος ἐμπρέπειν
Ἀτίετον.

Kühn in die Höhe strebst
du, und mit gewaltsamem Sinne; rühmst,
da dir die Brust, an Mord frech sich ergötzend, rast,
daß dir des Blutes Mahl stets ungerochen glänz'
am Auge.

Mit dieser Anordnung sind wir ganz einverstanden, außer daß wir ἐπιμαίνεται ἐμπρέπειν verbinden, das erstere in verstärkter Bedeutung genommen, wie ἀριστεύσας Soph. Ag. 475. 1300. ἀρκέσας 439 ebendaselbst u. a. m. V. 1511 heißt es nun:

ἄξια δράσας, ἄξια πάσχων.

Da Verdientes er that, da Verdientes er litt.

Dies wird erklärt ἄξια ἀξίων δραμάτων πάσχων. Vielleicht wäre zu vergleichen εὖ δρῶσαν, εὖ πάσχουσαν Eumen. 857.

(Der Beschluß folgt.)

No. 43. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

Aeschylos Agamemnon metrisch übersetzt von Wilhelm von Humboldt. Leipzig, bey Gerhard Fleischer dem Jüngeren. 1816. XXXVII u. 86 S. in 4.

(Beschluß der in No. 42. abgebrochenen Recension.)

Da wir nicht alles anzeigen können, so wollen wir die Recension des Textes verlassen, und wieder auf die Uebersetzung zurückkommen. Wir glauben, daß das Lob, welches wir derselben oben ertheilten, sich schon durch die wenigen angeführten Verse einigermaßen bestätigen wird, wollen aber hier noch eine Stelle im Zusammenhange geben, woraus es besser erhellen kann, vorher nur noch erinnernd, daß wir doch auch an dieser Uebersetzung, die wir für so sehr gelungen und trefflich halten, die Bemerkung gemacht haben, daß jene Anmuth, die wie ein leiser lieblicher Duft alle griechischen Werke, die kein Machwerk der Nachahmung sind, umfließt, und dem beseeligenden Liebesgefühl und Lebensbalsam gleicht, den ein südlich heiterer Himmel durch alle Adern gießt, und der dort aus allen Augen glänzt, verschwunden ist. Es will uns fast bedünken, es sey die nothwendige Folge alles Uebersetzens, daß sich jener Geist verflüchtige, und die Hauptaufgabe dessen, der den Agamemnon abermals übersetzen wollte, würde eben das Gewinnen jener Anmuth seyn. Tadelfreye Verse, und hohe Treue im Wiedergeben des Textes lassen sich durch anhaltenden Fleiß erringen, aber daß aus der lebendigen glanz- und duftreichen Blume keine todte seidene werde, dazu gehört, daß die Grazien an der Wiege erscheinen, was eben Antonio und Tasso unterscheidet. Wer aber meint, es sey solches nur eitle Rede, und außer dem Wort und seiner Bedeutung gebe es nichts am Dichterwerk, es müsse denn mit Worten beschrieben werden können, der beschreibe uns das Wehen des Frühlings oder den

Duft einer Blume, oder läugne beyde, und dann sind wir am schnellsten bekehrt. Bey der seltenen Gleichmäßigkeit vorliegender Uebersetzung können wir nichts heraussuchen, was vorzüglicher sey, es stehe hier ein Theil von Agamemnon's Rede bey seiner Ankunft:

Agamemnon.

V. 786. Zuerst geziemt es, Argos sammt den heimischen
Gottheiten hier zu grüßen, sie, der Wiederkehr
mir Helfer, und des Gerichts, das über Ilion
ich hegte. Denn der Rednerzunge rechtend Wort
nicht hörend, legten Troias Untergang, den Tod
der Männer, doppelt nicht getheilt, ins Blutgefäß
die Götter stimmend; doch der andern Urne Schooß,
dem leeren, kam die Hoffnung nur der Hand genaht.
Am Rauch noch kenntlich ist die eingenommne Stadt.
Des Verderbens Stürme wehen; selbst mitsterbend schickt
des alten Reichthums fetten Duft die Asch' empor.
Dafür gebührts, den Göttern Dank, lautschallenden,
zu weihen, weil die zornerfüllte Hinterlist
vollbracht wir jetzt, und eines Weibes wegen wild
die Stadt verwüstet Argos Ungeheuer hat,
die Brut des Rosses, schildbewehrte Völkerschaar,
im Sprunge stürmend um der Pleiaden Untergang;
kühn über ihre Mauern setzend, schlürfete
sich satt der gierentbrannte Leu am Königsblut.
Den Göttern sprach ich dieser Erstlingsworte Gruß.

Als Probe der Chorgesänge stehe die Entweichung Helenas. V. 394:

Zurück der Heimath des Kriegsspeers Gewühl,
der Schild' Anklang lassend, sammt Waffenschaar des Schiffszugs,
zum Brautgeschenk Verderben bringend Ilion,
entwich leichtfüßig sie aus dem Thor,
unwagbar's wagend. Tief erseufzend da,
begannen laut so des Hauses Seher:
O, weh! Pallast! weh! Pallast und Fürsten, ihr!
O, Lager! Weh! Weh! der Gattenliebe Spur!
Er stehet stumm, die entflohen

vergeſſend nie,
nicht ehrend, ſcheltend nicht, zu ſchaun.
Erſehnt, noch herrſcht, ſcheint es, im
Hauſ', als Geiſt, dort die Meerentführte.
Reitz nachahmender Bilder
iſt dem Manne verhaſſet,
weil in Blickes Entbehrung kalt
jede Liebe dahin welkt.

Wer nun glaubt, dieſe Ueberſetzung noch übertreffen zu können, der erſcheine auf dem Kampfplatz, und trägt er den Sieg davon, ſo nenne er ſich kühn der Ueberſetzer Erſten.

C. S.

---

1. Choix des poésies originales des Troubadours. Par M. Raynouard. (Membre de l'institut royal de France etc.) Tome premier, contenant les preuves historiques de l'ancienneté de la Langue romane; — Des Recherches sur l'origine et la formation de cette langue, les Eléments de sa grammaire, avant l'an 1000; — La Grammaire de la langue des Troubadours. Paris, de l'imprimerie de F. Didot et de l'institut. 1816. XXXII und 447 S. 8.

2. Observations sur la langue et la littérature provençales, par A. W. de Schlegel. Motto: Cantars non pot gaire valer, Si d'inz del cor no mov lo chanz. Bernard de Ventadour) Paris, a la librairie grecque - latine - allemande. 1818. 122 S. 8.

Unter allen gelehrten Arbeiten der Franzoſen, die ſich auf die alte Sprache und Literatur ihres Landes beziehen, iſt die vorſtehende des geiſtreichen, auch als Dichter berühmten Raynouard ohne Vergleich die wichtigſte, nicht allein für die ſüdlichen Länder, Italien, Spanien und Portugal, auf welche die edle gaya ciencia ſo bedeutenden Einfluß hatte wie ohne Zweifel auch für das übrige gebildete Europa. Wir dürfen daher die Erſcheinung eines Werkes auch hier nicht unerwähnt vorübergehen laſſen, das, wie es mit verehrungswerther Liebe und Einſicht unternommen, und ſo weit mit ſeltner Beharrlichkeit ausgeführt iſt, Aller Betrachtung und Zuneigung in

Anſpruch nehmen muß; zugleich freuen wir uns, auf eine neue Schrift unſers gelehrten und geiſtvollen Landsmannes, Herrn A. W. v. Schlegel aufmerkſamer zu machen, die mehr als eine bloße Recenſion des Raynouardiſchen Werkes ſich über dieſes und die provenzaliſche Sprache und Literatur insbeſondre, in der bekannten klaren, eindringlichen und lebendigen Weiſe ihres Verfaſſers verbreitet, und, wenn ſie freylich keine entwickelnde Darſtellung des tiefbewegten Lebens damaliger Zeit geben durfte, doch bey jeder Gelegenheit ſehr anziehend Lichtblicke auf den geiſtigen Verkehr der Völker wirft. Solche Erſcheinungen werden endlich das unbekannte Feld der weitgeprieſenen provenzaliſchen Poeſie erleuchten, und den abentheuerlichen Ritterzügen ſo mancher Literatoren auf jenem Feld mit Einemmal ein Ende machen, welche Herren, theils aus einigen halbverſtandenen poetiſchen Reſten, theils aus Millots ſchalen Ueberſetzungen ihre Schilderungen ins Blaue hinein entwarfen. Unter den Gelehrten, die ſich mit Geſchichte und Literatur der Troubadours beſchäftigten, zeichnete ſich ganz beſonders Antonio Baſtero, † 1737, durch Kenntniß ſeiner Mutterſprache aus: denn er war ein Catalonier von Geburt, und brachte ſo lang in Italien zu, um die provenzaliſchen Handſchriften ſtudiren zu können; allein von ſeinem Unternehmen iſt nur der erſte Band (la Crusca provenzale. 1724.) erſchienen, der als Einleitung ſehr ſchätzbare Beyträge zum Leben der Troubadours enthält. Ungleich weniger Quellenſtudium und gelehrte Sprachkenntniß hatte der ältere Noſtradamus, deſſen Leben der provenzaliſchen Dichter nach alten Biographen ſchon 1575 erſchien; die Ueberſetzung dieſes Werkes von Creſcimbeni in ſeinen Commentari alla sua istoria della volgar poesia. Venezia 1730. (V. II. p. 1. S. 1 — 248) iſt von einigen Originalgedichten begleitet, die Salvini äußerſt fehlerhaft überſetzte. Ein Werk über denſelben Gegenſtand vom Cardinal Bembo iſt nie ans Licht getreten. Der Dichter Taſſoni endlich durchlieſt nur gelegentlich die Handſchriften zum Behuf ſeiner Considerazioni sopra le rime di Petrarca; andere Literatoren, wie Gregorio de Mayans y Siscar, Varchi, Paſquier, Caſeneuve, Lito begnügten ſich mit der Anſicht einiger Handſchriften, bis endlich

der bekannte La Curne de Sainte-Palaye zu einem entscheidenden Werk Hoffnung machte, das aber vielleicht zum Glück nicht zu Stande kam; eine Ausbeute aus seinen Papieren war Millot's höchst mittelmäßige Histoire littéraire des Troubadours, die auf keinen Fall im Stande war, die Liebe zu dieser Literatur zu entzünden. Von den Denkmälern der ältern und eigentlichen provenzalischen Poesie ist bis dahin im Grunde noch nichts gedruckt worden, einige, nicht einmal ältere Catalanische und Valenzianische Dichter ausgenommen, wie die Werke von Ramon Muntaner, geb. 1265, Ausias March, † 1460, Jaime Roig u. a. Die wenigen noch geretteten Handschriften befinden sich beynah alle in Rom, Florenz, Paris und Orleans; die Hoffnung, andere in spanischen Bibliotheken anzutreffen, ist schwach, da keiner der spanischen Sprach- und Geschichtforscher, die diesen Gegenstand behandelt haben, die mindeste Anzeige davon thut; dennoch sollte man denken, daß in den Gränzen des ehemaligen Reiches Aragon, wo sich die Uebung der fröhlichen Wissenschaft am längsten behauptete, manche literärische Denkmäler aus ihrer guten Zeit erhalten hätten. Was besonders zu bedauern ist, alle Romane, bis auf drey, zwey nämlich in Versen und einer in Prosa, sind verschwunden; ihre Anzahl muß allerdings nicht so gering gewesen seyn, da es sich von so regsamen Geistern erwarten ließ, daß sie die ihnen aus Nordfrankreich zugekommenen Romane, deren Helden sie so häufig erwähnten, in ihre Sprache übersetzten oder bearbeiteten; doch dünkt uns die Behauptung des Hrn. v. Schlegel, daß die damals in Italien gelesenen Romane provenzalisch gewesen, da man keine so alte italiänischen Uebersetzungen kenne, nicht haltbar. Dante sagt in seiner Abhandlung de vulgare eloquio I, 9: „Allegat ergo pro se lingua Oil, quod propter sui faciliorem ac delectabiliorem vulgaritatem quicquid redactum sive inuentum est ad vulgare prosaicum, suum est: videlicet biblia cum Trojanorum Romanorumque gestibus compilata et Artui regis ambages pulcherrimae, et quam plures aliae historiae ac doctrinae.“ Von großem Gewicht für obige Vermuthung ist dagegen die Stelle im Parcival des

Wolfram von Eschenbachen, auf welche auch der Verf. der Observations aufmerksam macht:

Ob von Troys Meister Cristan
Der Mähre hätt' unrechte gethan,
Das mag wohl zurnen Kyot,
Der uns die Mähre rechte entbot.
Endehaft geht der Provenzal —

woraus deutlich hervorgeht, daß der berühmte Romanenbearbeiter Chrestien de Troyes die Geschichte vom Perceval verfälscht hat (vgl. auch die folgenden Verse).

Daß das Studium der Literatur eines Landes, wo nach allen Anzeigen das Ritterthum sich auf eine so sinnvolle Weise ausgebildet hat, und das in der Völker- und Sittengeschichte eine so selbstständige Rolle spielte, von ausgezeichneter Wichtigkeit sey, möchte nicht leicht bezweifelt werden; daß aber auch eben so die Sprache jenes Volkes des genauesten Studiums nicht unwerth sey, davon können wir uns nunmehr aus der vortrefflichen und wir dürfen sagen geistreichen Sprachlehre Raynouard's überzeugen. Die Sprache, von der wir hier reden, schwankt auf eine merkwürdige Weise zwischen dem alten und neuen Sprachcharakter, insofern man erstaunliche Kürze neben großer Dunkelheit des Ausdrucks findet. Der bestimmte Artikel (masc. el, elh, lo; fem. la, il, ilh, ill) ist in mancherley Formen vorhanden; den unbestimmten findet man höchst selten angewandt; die lateinische Declination ist auf eine sehr ungenügende Weise gebraucht, Unverständlichkeit hier nicht vermieden, der durch die Casuszeichen de und a nicht immer abgeholfen werden kann. So hat z. B. das Wort beutatz (beauté) im Genitiv, Dativ und Accusativ des Singular, und eben so im Nominativ des Plural: beutat, in den casus obliqui desselben Numerus wieder beutatz, ganz gegen den Brauch der übrigen lateinischen Sprachtöchter. Merkwürdig erinnert an die semitischen Sprachen die Behandlung mancher Comparative, als mielher (meilteur), das in den casus obliqui des Singular, und im Nominativ des Plural sich in mielhor verwandelt. Die Vergleichungsstufen werden sonst durch plus oder mais gebildet, oder durch den Genitiv angedeutet. Der Fürwörter ist eine hinreichende Menge; an den

unentbehrlichſten Bindewörtern fehlt es manchmal; ſehr viele Nebenwörter entſprangen aus der Verbindung mit den Partikeln a, de, en, als de intz, dedins von intus; de vers, en vers von versus; avant von ab ante. Im Zeitwort ſind die Perſonen nicht ſo genau, wie im Lateiniſchen, unterſchieden, zumal da die Perſonalpronomina ſelten angewandt werden; übrigens ſind die Zeitwörter nicht reicher an Temporen als in der franzöſiſchen Sprache. Das Activ wird eben ſo mit aver, das Paſſiv mit esser oder estar gebildet; das Futur iſt aus dem Infinitiv des Zeitworts und dem Präſens von aver zuſammengeſetzt, wie alle romaniſche Sprachen ausweiſen (prov. und franz. aurai ſtatt aver-ai, ital. aver-ho, ſpaniſch: haber-hé u. ſ. f. auch in den Dialekten; ähnlich iſt unter andern die vor Kurzem von einem Kenner der Sanskritſprache nachgewieſene Entſtehung des deutſchen Imperfects, nämlich aus dem Zeitwort thun; aus liebe thaten ward demnach unſer liebten). Der unregelmäßigen und mangelhaften Zeitwörter ſind nicht gar viele, noch ſchwere; verwandtes findet man ſtets in den verwandten Sprachen. Die drey regelmäßigen Conjugationsformen kommen ganz beſonders mit dem Spaniſchen, demnächſt mit dem Italiäniſchen überein. So vereinigt das edle Organ der gaya ciencia viele Eigenthümlichkeiten der Schweſterſprachen in ſich, übertrifft aber alle ſowohl durch Wortreichthum, als durch die Mannichfaltigkeit der Formen (ſo ſind viele Wörter beyderley Geſchlechts, als fuelh und fuelha, Blatt), nicht weniger ferner durch Bildungsfähigkeit, wie durch den Ausdruck der Wortfügung. Daher erhebt Scuolano in ſeiner Historia di Valencia (lib. I. c. 14.) die beſondere Feinheit des Catalaniſchen, indem er ſich über die Rauhigkeit und Ungelenkigkeit des Caſtilianiſchen beſchwert, bey Gelegenheit der von Montemayor überſetzten Gedichte von Auſias March (ſ. Bastero, S. 77).

Der vor uns liegende erſte Band der Auswahl provenzaliſcher Dichtungen enthält: 1) hiſtoriſche Beweiſe vom Alter der romaniſchen Sprache. S. I — XXXII. 2) Unterſuchungen über den Urſprung und die Bildung dieſer Sprache mit den Grundſätzen der Sprachlehre vor dem Jahr 1000. S. 1 — 105. und endlich die Sprachlehre der ſpätern Zeit —

S. 447. — Die romanische Sprache ward in ihrer besten Zeit von Grammatikern erläutert; eine ungedruckte Historia de la lengua Catalana hinterließ Bastero. Ohne sich auf die Ausprüche seiner Vorgänger zu stützen, hat Raynouard die Grundsätze dieser Sprache durch historische Verfolgung der einzelnen Wörter und Formen bis in die ältesten Zeiten festgestellt, und ein höchst einfaches, doch gründliches und umfassendes Gebäude aufgeführt; 2000 Verse, alle aus Handschriften gezogen, und mit französischer wörtlicher Uebersetzung begleitet, beweisen seine Behauptungen, und berechtigen uns von der Fortsetzung der Unternehmung zu den größten Erwartungen. Besonders rühmlich — wenn auch nicht fehlerfrey — dünkt uns die Schilderung von der Entwicklung der romanischen Sprache aus der verderbten lateinischen; doch müssen wir bemerken, daß der Verf., wie so viele seiner Landsleute, der germanischen Sprache wenig Einfluß zugestehen. Seit dem sechsten Jahrhundert begann der Verfall ganz besonders; man fieng an, die Vorwörter willkührlich zu gebrauchen, verband Haupt- und Beywörter nicht gehörig; die Casusendungen giengen verloren, das Bedürfniß führte Hülfspartikeln ein, die Nomina bildeten sich aus dem lateinischen Accusativ (? also entstand rosa aus rosam? eher ließe sich noch der Ablativ als erzeugende Grundform durchführen); aus ille entwickelte sich im achten Jahrhundert der Artikel, vielleicht nach dem Muster des Germanischen; die Adverbial-Endung mente (devotamente) entstand aus dem lat. Subst. mens, u. s. f.

Einiger Tadel trifft des trefflichen Sprachforschers Behauptungen in der Einleitung, daß die romanische Sprache sonst außer Frankreich auch in Spanien, Portugal und Italien geherrscht habe, und erst etwa im zehnten Jahrhundert aufgegeben worden sey, ferner, daß die fränkische Sprache gleich nach dem Tod Karls des Großen, vielleicht noch früher, sich verloren habe. Seine Beweise gründen sich keineswegs auf gehörige Auffassung des innern Völkerlebens und Verkehrs, sondern meist nur auf einzelne unzuverläßige Worte, die die Geschichte hingeworfen. Wie sollten wir uns überreden, daß in Ländern die nach der Völkerwanderung so verschiedenartige Einflüsse erfuhren, und die weder eigentlich politische, noch

literärische Bande verknüpften, eine und dieselbe Sprache gewaltet habe, ohne übrigens läugnen zu wollen, daß der Entwicklungsprozeß aller dieser südlichen Sprachen übrigens große Aehnlichkeiten darbot, zumal in den ältesten Zeiten, bevor einige einen ganz besondern Charakter anzunehmen begannen, während das Provenzalische, so frühe schon das Organ ausgezeichneter Dichter, so weit ausgebildet war? — Aus den Worten: „torna, fratre, retorna," die Rayn. nach einer alten mehrdeutigen Nachricht im sechsten Jahrhundert einem Franken anmuthet, soll hervorgehn, daß die deutschen Eroberer schon damals sich einer so fremden Sprache bedienten; aus einzelnen provenzalischen Formen in einer lateinischen Urkunde aus Coimbra von 734 folgert der Verf. die Identität des damaligen Portugiesischen und Provenzalischen. Allerdings findet man noch im 12ten Jahrh. ächte Wörter aus der Sprache der Troubadours im Castilianischen (als paraula für palabra, hy für alli, fors für afuera, cor für corazon, ome für hombre, mege für medico), aber unter hundert kaum Eins. Dasselbe schließt er aus einer Stelle, die sich aufs Italiänische beziehe: nostra vulgaris lingua, quae latinitati vicina est, also provenzalisch, und ähnliche Gründe. Das heißt kritische Schärfe! Wir können dem Verf. nicht mehr zugeben, als daß bis ins zehnte Jahrhundert die romanischen Sprachen Frankreichs und eines Theils von Spanien nicht wesentlich verschieden waren; der Schwur Ludwigs des Deutschen bürgt uns für das neunte Jahrhundert, und, was der Verf. nicht anführt, ein Bruchstück eines moralischen Gedichtes, höchst wahrscheinlich aus dem zehnten Jahrhundert (s. Lebeuf Histoire de Paris. T. II. p. 327) das erste Denkmal nordfranzösischer Dichtkunst, beweist durch seinen provenzalischen Charakter wie innigst verbunden noch damals die Sprachen diesseits und jenseits der Loire waren. Wir heben einige Verse aus:

Nos jove omne quan dius estam,
De grant follia per folledat parlam,
Quar no nos membra per cui vivri esperam,
Qui nos soste tanquam por terra nam, (vam?)
E qui nos pais (pascit) que no murem de fam,
Per cui salves mes per pur tan quell' clamam.

Dagegen wie entschieden französisch klingt schon die Sprache in den Denkmälern des eilften Jahrhunderts; man vergleiche nur folgende Verse aus der Uebersetzung der vier Bücher der Könige, die in jene Zeit fällt:

Si hom peche vers altre, a Deu se purrad acorder,
E s'il peche vers Deu, ki pourrad pur lui preier?

So tritt denn in den Gedichten der folgenden Jahrhunderte Frankreich der Provence streng entgegen, wie z. B. in diesen Versen:

Au repairier, que je fis de Provence,
S'esmut mon coeur un petit de chanter,
Quant j'aprochai de la terre de France,
Ou cele maint, que ne puis oblier.

Doch wurden unsers Wissens die Ausdrücke langue d'oc und d'oil erst im dreyzehnten Jahrhundert gebraucht. Ob diese Trennung durch die Herrschaft der Normannen begründet ward, oder ob sie in der Natur zweyer seit dem Jahr 879 sich völlig trennenden Völker lag, wurde hier nicht ausgeführt. Soviel ist nicht zu verkennen, daß die südfranzösische Sprache die alte Art treuer bewahrte, weßhalb wir den vom Verf. der Observations als unbestimmt und einseitig verworfnen Ausdruck langue romane, womit Raynouard von nun an die Sprache der Troubadours bezeichnet wissen will, während der gelehrte Kenner des Nordfranzösischen, Roquefort, sein Wörterbuch dieser Sprache Glossaire de la langue romane benannte, rechtfertigen. Lingua romana bedeutete schon in römischer Zeit die Sprache der Quiriten, wie wir wenigstens beym ältern Plinius XXXI, 2. finden; späterhin bezeichnete man mit diesem Ausdruck meist nur die verderbte Sprache der südlichen Provinzen, und setzte es in dem Sinne dem Ausdruck lingua latina gegenüber (wiewohl auch dies noch manchmal die neue Mundart bezeichnet, als im alten Gedicht vom Cid un Moro latinado, d. h. der Spanisch verstand), z. B. in einem altfranzösischen Mährchen, wo ein Jongleur sich rühmt:

Mais ge sai ausi bien conter
Et en roumanz et en latin —

Wichtiger iſt die Frage: wann die Franken ihrer Sprache entſagten? Hier ſucht Rayn. alles aufzubieten, um die allgemeine Herrſchaft der romaniſchen Sprache ſchon zu Zeiten Karls des Großen darzuthun, indem er blos zugiebt, daß in Achen das Fränkiſche herrſchend geweſen; Hr. v. Schlegel beweiſt ihm unwiderleglich, daß die Sieger die ihnen ſo werthe Sprache vor dem Anfang des zehnten Jahrhunderts nicht aufgegeben. Doch aber ſpricht der ſo oft abgedruckte und erläuterte Schwur Ludewigs des Deutſchen und Karls des Kahlen vom Jahr 842 und der Vertrag zu Coblenz vom Jahr 860 nebſt andern Umſtänden für eine vermittelnde Anſicht, welcher der gelehrte Bonamy (Mém. de l'Acad. des Inscr. et bell-lettr. t. XXIV) nahe tritt: daß nämlich die untern Klaſſen der Franken vielleicht ſeit einigen Jahrhunderten ſich an die romaniſche Sprache gewöhnt, und allmählich von ihrer eignen ſich gewendet haben, während die obern Stände ſich erſt nach der Theilung dazu entſchließen konnten, vielleicht, um auch hiermit die Gründung eines abgeſonderten Reiches zu beurkunden. Das herrliche Siegslied der Franken über die Normannen entſcheidet hier bey weitem weniger, als die oben angeführten Denkmäler von 842 und 860, da man jenes eben ſowohl mit Eccardus de rebus Franciae orientalis auf Ludwig II. von Deutſchland, wie mit Schilter auf Ludwig III. von Frankreich beziehen kann. Beynah dieſelbe Anſicht hat der gründliche Du Cange (Glossarii med. et inf. lat. praefatio, cap. 33.) „Francici usus erat in regum nostrorum palatiis, stante potissimum primo regum stemmate, atque adeo sub Carolo magno et Ludovico Pio, cum in lingua sua sicambrica loquerentur; apud reliquum vero vulgus et quod a Romanis Gallis ortum duxerat, lingua, ubi vocabant, romana seu rustica ac semibarbara semper obtinuit“ etc. Natürlich iſt hier nur an ein Vorherrſchen der wälſchen Sprache zu denken. Solchergeſtalt erklärt ſich zugleich einfach die beſonders ſeit dem ſiebenten Jahrhundert eingetretene Umwandlung der ſchon verderbten claſſiſchen Sprache, wie man aus Urkunden ſchließen kann.

Noch müſſen wir einer Anſicht von den Sprachen in den Observations Erwähnung thun. Sie ſind dreyerley, entweder

ohne grammaticalische Structur, wie das Chinesische, oder mit Affixen, wozu auch alle americanischen und die baskische gehören, oder biegungsfähige (langues à inflections), wo durch Ansatz an den für sich nichts bedeutenden Stamm alle Begriffe gebildet werden, ohne Zweifel die vollkommensten. Letztere sind entweder synthetisch, wohin alle alten gehören, als Griechisch, Lateinisch, und die heilige Sprache der Indier, oder analytisch, d. h. solche, die sich mit Hülfswörtern bilden, und, wie das Persische aus dem Pehlvi, das Indische aus dem Sanskrit, und das Romanische aus Lateinischen, aus dem Verderb älterer Mundarten entsprungen sind. Auch die ursprünglich synthetisch gebildeten germanischen Sprachen strebten von jeher nach dem Analytischen. In jenen offenbart sich mehr Thatkraft und lebendige Handlung, in diesen herrscht die Betrachtung vor u. s. w. An einer andern Stelle begegnet der Verf. der Observations denen, die den Arabern einen so entscheidenden Einfluß auf die europäische Dichtung zugestehen, mit Geist und Umsicht, indem er neben literarischen und historischen Gegengründen anführt, wie man das der menschlichen Seele Analoge nicht mit Nachahmung verwechseln dürfe. Die Bemerkungen des Hrn. v. Schlegel sind zum Theil Proben eines seit mehrern Jahren von ihm vorbereiteten Werkes: Essai historique sur la formation de la langue françoise, worin er diesen Gegenstand in seinem ganzen Umfang behandeln, und, soweit es möglich ist, die Geschichte der verschiednen Sprachen geben wird, die zugleich oder nacheinander in den Gränzen des ehemaligen Galliens gesprochen wurden. Der literarische Name des Verfassers bürgt für eine mehr als gewöhnliche Erscheinung.

Der zweyte Band der Sammlung romanischer Dichtungen wird unter der Aufschrift: Monumens de la langue romane die ältesten Originaltexte in Vers und Prosa enthalten, mit französischer Uebersetzung und Noten begleitet; der dritte Band soll die Minnegedichte der Troubadours umfassen; in der ersten Hälfte des vierten folgen die sirventes und tensons, d. h. die satyrischen, politischen, moralischen und religiösen Gedichte, in der zweyten die Varianten, das Leben der Dichter nach Handschriften, und ein Nachtrag vermischter

Stücke. Im fünften Band wird uns ein vergleichendes Gemälde von den Töchtern des Latein gegeben werden, sammt andern philologischen Untersuchungen als Einleitung zu einem Wörterbuch, das die folgenden Bände sofort enthalten sollen. Der Forsetzung eines so einziges Werkes harren wir mit Sehnsucht entgegen.

F. D.

Friedrich Ludwig Schröder — Beytrag zur Kunde des Menschen und Künstlers von F. L. W. Meyer. Zwey Theile. Hamburg bey Hofmann und Campe. 1819.

Der Verfasser, der jüngere noch lebende Freund, hat in diesen Blättern dem ältern Abgeschiedenen ein Erinnerungs- und Ehrendenkmal stiften wollen, und zur Freude Vieler, die Schröder als großen Künstler hochschätzen, als Menschen ehren, und als Schriftsteller nicht unbeachtet gelassen haben, wirklich gestiftet. Manches, was in diesen Rücksichten dem Publicum bis dahin unbekannt gewesen, ist ihm in dieser Schrift vor Augen gelegt. Es wird die Gabe freundlich und dankbar aufnehmen.

Soll getadelt werden: daß die Liebe für seinen Gegenstand den Verf. nicht selten über die Gränzen seines Zwecks, welchen Titel und Vorrede angeben, hinausführte; daß er häufig die Umgebungen des Künstlers mit eben der Sorgfalt, wie ihn selbst, beachtete; daß er die Nebengestalten an mehrern Stellen als Hauptfiguren auftreten ließ; daß er vom Künstler oft hinüberflog in das weite Gebiet der Kunst, und über Schriftsteller des Fachs und andere Schauspieler so ausführlich seine Meinung und Ansicht vorlegte; soll getadelt werden, daß wenigstens ein Drittheil des dem Leben Schröders gewidmeten Buchs, der Geschichte der deutschen Bühne, und davon vielleicht wieder die Hälfte der Geschichte des Hamburgischen Theaters angehört? so sey dieser Tadel hier vorab ausgesprochen! Wahrscheinlich hätte die Schrift, auf die Hälfte zusammengedrängt, die meisten Leser mehr angesprochen und befriedigt. Gehören die Verzeichnisse aufgeführter zum Theil längst ver-

gessener Stücke, Opern und Ballette, die Berechnungen über die Einnahme der Bühne, gehört die Angabe der Rollen Eckhofs ꝛc., Löwens Nachricht von der im Jahr 1767 vorzunehmenden Veränderung des Hamb. Theaters, und so manches sonst, was besonders der zweyte Abschnitt des 2ten Theils enthält, in Schröders Leben; stehen diese Dinge mit ihm, dem Menschen und Künstler, in der entferntesten Verbindung; werden sie unter hundert Lesern auch nur einen auf irgend eine Weise ansprechen?

Auch hätte der Verf. wohl seinen Gegenstand, besonders in der Charakterschilderung, die hier, wie gewöhnlich bey Biographien, den Schlußstein des Gebäudes macht, nicht so durchaus idealisiren mögen. Eine solche Charakteristik soll die Quintessenz dessen enthalten, was in der frühern Darstellung der Thatsachen und der einzelnen Züge vorkommt, und was sich aus diesen logisch ergiebt; der Biograph soll nie Panegyriker werden, welchem letztern allenfalls beym Gemälde den Schatten wegzulassen vergönnt ist. Wer aus Erfahrung weiß, daß die auf Erden selig und heilig Gesprochenen, der Regel nach, nicht die Besten und Edelsten auf Erden waren, dem thut das Canonisiren nicht wohl, besonders wenn von einem Manne die Rede ist, der, wie Schröder, so vollkommen würdig war, treu, mit allen seinen Vorzügen, aber weshalb nicht auch mit seinen Schwächen? der Welt vorgeführt zu werden. Er hätte mehr als Mensch seyn müssen, wenn nicht manche Folgen seiner frühern Verhältnisse, besonders seiner fehlerhaften Erziehung vom Knaben und Jüngling auf den Mann übergegangen wären; und es wäre auffallend, wenn sie sich nicht im spätern Leben jedem, dessen Wirkungskreis den seinigen berührte, besonders dem Freunde dargestellt hätten. Man hat Schröddern wohl nicht ganz mit Unrecht den Vorwurf gemacht, daß seine Reizbarkeit dann und wann in heftiges Aufbrausen, sein gerechtes Selbstgefühl zuweilen in Stolz, seine Festigkeit in Eigensinn übergegangen sey. Würden diese Flecken, wenn sie hier berührt wären, dem Werth des in so vielen höhern Rücksichten achtungswerthen, trefflichen Mannes, nur irgend Abbruch gethan haben?

Rügen wir noch: daß der Verf. in seinem Werke sich häufig, auch da, wo er seinen Gegenstand festhält, in zu viel Worte verliert, und damit den Geist des Guten, oft Treffli, chen, was er sagt, tödtet, wenigstens entkräftigt, so wäre das mit die Schattenseite der Schrift aufgedeckt. Doch wird diese um Vieles dadurch gemildert, wenn man erwägt: der im Ganzen nur zu bescheidene Freund schrieb das Leben des ihm vorangegangenen Freundes; alles, was diesem angehört, und nah oder fern auf sein Leben und Wirken Einfluß hat, ist ihm vom höchsten Interesse, und es ist so durchaus menschlich, die verwandten Objecte nicht unberührt zu lassen, wenn der Hauptgegenstand auf jene beziehend hindeutet.

Sieht der Leser ab von diesen Mängeln, oder vielmehr hinweg über dieses Zuviel, und rechnet es am Ende dem Freunde noch zur Ehre an: daß dieser den Mann, der nie, ohne den dringensten Anlaß, von sich selbst reden mochte, und es nun, wie sehr man ihn auch oft verunglimpft hat, nicht mehr vermag, treu und wacker vertheidigte und von der edelsten Seite der Welt darzustellen suchte, so wird die Schrift jedem Gebildeten gewiß eine sehr anziehende Unterhaltung gewähren.

Vielen Dank verdient besonders der Biograph, daß er über allen Nachlaß von S. Papieren benutzte, ihn, so oft es geschehen konnte, selbst reden ließ, und die Briefe des Verstorbenen stets auszugsweise mittheilte. Nicht leicht vermochte ein Anderer so genauen Aufschluß zu geben über den in seiner Sphäre höchst bedeutenden Mann als der Verf., dem in den traulichen Stunden des Zusammenlebens und durch S. schriftliche Aeußerungen so vieles von diesem zukam, was je dem andern verborgen bleiben mußte.

Der erste Theil umfaßt Schröders Jugend- und Jünglingsjahre, sein Aufkommen in der Kunst, welcher er den größten Theil seines Lebens widmete, und überhaupt S. Thätigkeit bis zur Gründung seiner Bühne in Hamburg (1786), die erste Abtheilung des 2ten Theils S. ferners Leben und Wirken bis zu seinem Tode. Die zweyte Abtheilung des 2ten Theils enthält als das Bedeutendste: S. Gesetze des Hamburgischen Theaters, seine mit Bemerkungen begleiteten Auszüge

aus Riccoboni's Vorschriften über die Kunst des Schauspielers; ferner Rollenverzeichnisse von Eckhof Ackermann, Schröder ꝛc., den Catalog von S. geschriebenen und umgearbeiteten Stücken; Berechnungen von Einnahmen des Hamb. Theaters ꝛc.

Der Raum dieser Blätter gestattet nicht, dem Verf. ausführlich nachzuerzählen: wie Schröder, geb. 1744 zu Schwerin, sich durch das Vagabundenleben der damaligen Schauspielerwelt, das ihn von Rußland und Preußen nach Deutschland, in die Schweiz und in den Elsaß führte, mühsam, oft unter Noth und Gefahr durcharbeitete; wie er, gemißhandelt von seinem Stiefvater, dem Schauspieldirektor Ackermann, auch von seiner Mutter verkannt und vernachläßigt, lange für seine Anstrengungen auf der Bühne unbelohnt, zum Spieler, Raufbold, und selbst zum Verbrecher hinabsank, der Hand an seinen Stiefvater legte, und sich Eingriffe in seiner Eltern Eigenthum erlaubte; wie er vom Tänzer zum Schauspieler im Fache untergeordneter Rollen überging; dann fortschritt zu höhern Charakteren, und zuletzt im Makbeth, Lear, Odoardo ꝛc. in Wien und Hamburg, und als Gast in Berlin, Mannheim und München sich zur höchsten Stufe und Würde der darstellenden Kunst hinaufschwang. Sobald S. darüber bestimmen konnte, gab er dem schauspielerischen Zigeunerwesen Abschied, setzte sich in Hamburg fest, und machte nur dann und wann einen Ausflug nach Schwerin, Hannover ꝛc. Zuerst führte er unter seinem Stiefvater, dann nach dessen Tode gemeinschaftlich mit seiner Mutter, später ganz unabhängig die Direktion des Theaters, und erhob die Hamburgische Bühne zu einer der vorzüglichsten, vielleicht zur bedeutendsten, die jemals in Deutschland existirte.

(Der Beschluß folgt.)

Jahrbücher der Litteratur.

Friedrich Ludwig Schröder — Beytrag zur Kunde des Menschen und Künstlers von F. L. W. Meyer. Zwey Theile. Hamburg bey Hofmann und Campe. 1819.

(Beschluß der in No. 43. abgebrochenen Recension.)

In den Jahren 1780 bis 85 glänzte S. auf dem Hoftheater in Wien, geachtet von Marie Theresia, Joseph, Kaunitz und von allen gebildeten Männern der Hauptstadt. Doch trieben ihn Mißverhältnisse in Wien, vorzüglich aber seine Vorliebe für Hamburg und die Sorge für das Wohl seiner nächsten Verwandten wieder in diesen Freystaat, wo ihm, wenn auch nicht der glänzende Beyfall dessen er in Wien genoß, doch Achtung, Ehre und eine höchst bedeutende Einnahme als Vorsteher der Bühne zu Theil ward. Nachdem er jedoch weiterhin mit manchen wirklichen und vermeintlichen Widerwärtigkeiten gekämpft hatte, entsagte er dem Direktions- und Schauspielerleben, kaufte sich eine freundliche Besitzung im Hollsteinischen, zu Rellingen, einige Meilen von Hamburg, wo er einige Jahre, seinen Wohnsitz verschönernd, seine Ländereyen cultivirend und den Wissenschaften lebend, geliebt und geschätzt von seiner Umgebung, im Genusse häuslichen Glücks, die Welt und das Bild der Welt: die Bühne vergessend, zubrachte. Die dort neu erwachte Liebe für die Kunst, und manche Verhältnisse bestimmten ihn die Leitung des Theaters in Hamburg wieder zu übernehmen. Es geschah unter sehr ungünstigen Vorbedeutungen im Jahr 1811. Gedrückt von der Willkühr der Franzosen, die damals den Norden von Deutschland beherrschten, legte er nach einem Jahre die Direktion aufs neue nieder, und führte unter nützlichen und wohlthätigen Beschäftigungen ein zurückgezogenes Leben, bis er am 3. Sept. 1816 von der großen Weltbühne, geachtet und betrauert von allen, die ihn kannten, abtrat.

Wie hoch S. als Künstler über seinen Zeitgenossen stand, darüber sind alle, die ihn in der Zeit seiner Vollendung sahen, einig. Selbst Iffland, als er schon zu den ersten Schauspielern Deutschlands gezählt wurde, betrat mit Scheu die Bühne, wenn er sie vor S. Augen betreten sollte. Natur und Wahrheit war seine Regel, aber sein zum Höhern aufstrebendes Talent vereinigte in den Stunden der Weihe glücklich und veredelnd das Gebilde der Kunst mit den Erscheinungen der Wirklichkeit, vielleicht ohne daß er es sich eingestand, da er nur Natur und Wahrheit darstellen wollte. Was ihm anfangs bey ernsten und tragischen Rollen entgegenstand, seine zu hohe Stimme suchte er demosthenisch zu bezwingen, und es gelang ihm; auch seine Gestalt, zu groß eigentlich für die Bühne, der nur Mittelgestalten anzugehören scheinen, war ihm kein Hinderniß. Wie stand er als Makbeth und Odoardo erhaben und würdig da, wie edel als der tiefgekränkte Lear, und wie hat er wieder als Truffaldino, Zinngießer Breme ꝛc. das ganze Haus zum lautesten Jubel aufgeregt; der Gebildeste mußte mit dem Ungebildesten einstimmen, denn S. war im Stande, was so selten der Fall ist, im komischen Fache beyden zu genügen. Er spielte nicht für die Gallerie, aber er gab seine Charaktere im Lustspiel so, daß auch sie von der Wahrheit der Darstellung ergriffen, in den Beyfall der Gebildeten freudig einstimmte. Ueber die Wirkungen seiner Kunst nur einige Züge aus der vorliegenden Schrift. In Wien hatte eine Schauspielerin die Goneril mit Brockmann (als Lear) mehrmals gespielt. Als S. in Wien, zur Verwunderung des Publicums, das ihm als einem großen Comiker entgegengesehn hatte, zuerst als Lear aufgetreten war, konnte eben die Schauspielerin nicht bewogen werden, neben S. die Rolle der Goneril noch einmal zu spielen; der Fluch Lears von S. ausgesprochen hatte sie (die Verheyrathete) zu tief erschüttert. — In Hamburg war ein Engländer, der deutschen Sprache unkundig, im Theater, S. spielte; „was der lange Mann da will, verstehe ich wohl“ äußerte der Engländer, „aber nicht was die übrigen vorhaben.“ — Der treffliche Reimarus war, seit er in England gewesen, selten, vielleicht nie wieder im Theater gewesen. Hamlet ward in Hamburg gegeben, und Reimarus ließ sich durch das

Aufsehen, welches diese Darstellung erregte, bewegen, das Schauspiel wieder zu besuchen. S. stellte den Geist dar. „Seht doch auf den Geist, den Geist bewundert! sagte R. zu seiner, ihn um sein Urtheil über die Darstellung des Hamlet fragenden Begleitung: „der kann mehr als die andern alle“; und doch war Brockmann damals der hochgefeyerte Hamlet, und bedeutende Künstler standen in den Nebenrollen um ihn. — Ein freyer, geistvoller, richtiger Blick in den darzustellenden Charakter; die früherlangte Kenntniß der Welt, der rohen und niedern zuerst, hernach der gebildeten mit allen ihren Eigenheiten, Vorzügen und Mängeln; ein tieffühlendes, doch nicht vom momentanen Eindruck zu tief erschüttertes Gemüth, das auch in der Darstellung der heftigsten Leidenschaft sich nie vergaß; Bildung des Geistes durch Lectüre und den Umgang mit den Besten seiner Zeit, die trefflichen Muster, die er von Jugend an vor Augen gehabt; seine Bekanntschaft mit der französischen Bühne, die er auf einer Reise nach Frankreich erlangt hatte; sein früheres Talent als kunstgerechter Tänzer, und die von ihm fleißig geübte Fechtkunst; das alles und sein, nur durch jene Umstände, Erfahrungen und Uebungen gehobenes, geregeltes und ausgebildetes Talent bildete S. zu dem als vollendet anerkannten Schauspieler.

Dem Schauspieldirektor S. gebührt vor Allem die Anerkennung des großen Verdienstes: Shakspeare's Meisterwerke auf die deutsche Bühne gebracht zu haben. Zwar nicht ganz in ihrer Eigenthümlichkeit, zwar oft, selbst in den Hauptcharakteren, in den Scenen und Entwickelungen nicht immer glücklich, nicht immer dem Geiste des Schöpfers gemäß, umgestaltet; aber das deutsche Publikum, bis dahin gewohnt, die die Regelmäßigkeit der Franzosen als das Höchste und Würdigste zu betrachten, mußte leise und auf Umwegen zur Anerkennung der hohen Eigenthümlichkeit des großen Britten hinübergeleitet werden. Diese Leitung hat S. übernommen; zu dieser Anerkennung und Würdigung hat er die Bahn gebrochen; dafür bleibe ihm um so mehr Achtung und Ehre, da er zugleich die Hauptfiguren der erhabenen Gemälde Shakspears mit dem höchsten Aufwande der mimischen Kunst und dem ausgezeichnetesten Talente darstellte. Ein zweytes Verdienst

muß S., dem Direktor der Bühne, eingeräumt werden: daß er treffliche Künstler, die nachher auf den ersten Theatern Deutschlands glänzten, unter seiner Führung bildete; es brauchen nur Brockmann und Fleck genannt zu werden. Wo er im Schauspieler Anlagen entdeckte, zog er ihn hervor, nicht selten mit Zurücksetzung seiner Individualität; denn um dem aufkeimenden Talent Raum zur Entwickelung zu geben, erschien er, der Vorsteher des Ganzen, in untergeordneten Fächern, so z. B. nicht als Götz, da er dies herrliche Werk Göthens auf die Bühne brachte, sondern in einigen Nebenrollen; nicht im Hamlet als Prinz (den er späterhin in Hamburg und Berlin zur Bewunderung der Zuschauer darstellte), sondern als Geist; in der Emilie Galotti als Bandit, nicht als Odoardo (eine seiner nachherigen Meisterrollen). Wie so ganz anders handeln, oft auf der niedrigsten Stufe der Kunst stehend, andere Schauspieldirektoren! — Nicht weniger verdient Schröders Sorge für die Sittlichkeit seines Schauspielerpersonals anerkannt zu werden. Er hätte es gern dahin gebracht, daß im darstellenden Künstler auch der Mensch geachtet werde. Seine Theatergesetze bezeugen das, wie sein von Befangenen so bitter getadeltes Benehmen gegen Schauspieler, deren Sittlichkeit nicht Probe hielt. — Auch S. Sorgfalt für alte und kranke Mitglieder seines Theaters, durch die von ihm errichtete Pensionscasse, darf nicht unerwähnt bleiben, ihrer Wohlthätigkeit wegen und als die erste, welche ein Privatunternehmer mit eignem Aufwand und bedeutendem Opfer seiner Bühne aneignete. — Daß er als Direktor des Hamburgischen Theaters, dieser Stadt eine der vorzüglichsten Bühnen gab, ist schon erwähnt; keine Anstrengung, kein Aufwand war ihm zu groß, um diesen Zweck zu erreichen, und wirklich hat er ihn in dem Grade erreicht, daß es in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts Perioden gab, wo man im Hamburgischen Schauspielhause nicht mehr daran zweifeln durfte: daß es ein deutsches, der Nation würdiges Schauspiel gebe. — Man hat S. getadelt, daß er zu viel von seinen eigenen Schauspielen aufführen lassen; sie zogen aber doch an, wurden meisterhaft gegeben, und wechselten immer mit den trefflichen und bessern Werken unserer und ausländischer Schrift-

steller. Nur während seiner letzten direktion unter der franz. Herrschaft erschien manches von S. Hand, was wohl herzlich gut gemeint, aber nicht geeignet war, gerechten oder auch nur mäßigen Ansprüchen Genüge zu leisten (die meisten dieser Stücke waren in vier bis fünf Tagen geschrieben). Wie sehr auch der Verf. bemüht ist, diesen Vorwurf von seinem Freunde abzuwälzen; wer in dieser Zeit das Hamb. Theater besuchte, hat gewiß nicht umhin gekonnt, den Tadel gerecht zu finden und in denselben einzustimmen. — In dem Buche selbst mag nachgelesen werden, wie sorgfältig S. Proben und Darstellungen behandelte, wie er durch Vorlesen von Meisterwerken, den Geschmack der Mitglieder seiner Kunstanstalt zu bilden suchte; wie besorgt er war für den äußern Glanz der Bühne in Decorationen und Costüme; wie er als Sachkundiger auch hier überall einwirkte, und Rath und Anleitung gebend, das Richtige, Anständige und Gefallende vereinigte, ohne übermäßigen Prunk zu begünstigen oder zu gestatten; wie er als Kenner der Musik, selbst in frühern Jahren Sänger und Tonsetzer, auch auf das Orchester eingriff, und dafür sorgte: daß bey bedeutendern Vorstellungen die Musik in den Zwischenakten dem Inhalt des Stücks nicht entgegen wirkte, sondern sich harmonisch mit der Darstellung verband.

Dem dramatischen Schriftsteller gebührt das Lob: daß er viel fremdes Schöne und Gute der deutschen Bühne durch seine Uebersetzungen und Bearbeitungen zugewandt hat. Die meisten seiner Stücke sind Nachbildungen, aber manche derselben so glücklich und anziehend, so reich an hervorstechenden eigenen Charakteren und anziehenden Situationen, daß sie, wie sein Ring, Fähndrich, stille Wasser sind tief, noch immer mit Beyfall auf deutschen Bühnen erscheinen. Die meisten sind indeß zurückgelegt, sie waren für S. Zeiten, sein Personal, sein Publikum berechnet. Wie das Familienleben auf dem Theater unterging, mußten viele S. Stücke sentimentalen Inhalts: Victorine ꝛc. zurückgesetzt werden. Von seinen Bearbeitungen des Shakspeare kommen nur noch einzelne hie und da ans Tages- oder vielmehr ans Lampenlicht.

Schröder dem Menschen gebührt gewiß die höchste Achtung. War er nicht so frey von Mängeln, als der Verfasser

ihn in der Charakteristik hinstellt; ein höchst verständiger, gebildeter, würdiger, edler Mann, ein trefflicher Gatte, ein treuer Freund, der Rathgeber, Tröster und Helfer vieler Hülfs-, bedürftigen und Leidenden ist aus dem ungestümen, wilden, ungeregelten Jünglinge hervorgegangen — dafür ist er anerkannt worden, und viele der Bessern seiner Zeit: Lessing, Leisewitz, Herder, Bode, Gotter, Engel ꝛc. standen mit ihm in freundschaftlichem Bunde.

Was S. als Maurer geleistet, konnte nur mit wenigen Zügen angedeutet werden. Aber Ehre sey ihm auch in dem Verhältnisse. Viel Dauernd-Treffliches hat S. in diesem Bunde redlich stiften helfen, und gestiftet; wie sollte ihm nicht schon in dieser Beziehung die wahre Unsterblichkeit zu Theil werden, die nämlich, „wo die That lohnt, wenn gleich der Name ihres Urhebers längst im Meer der Vergessenheit untergegangen seyn sollte.“

Q: Horatii Flacci Opera ad Mss. Codices Vaticanos, Chisianos, Angelicos, Barberinos, Gregorianos, Vallicellanos, aliosque, plurimis in locis emendavit, notisque illustravit, praesertim in iis, quae Romanas Antiquitates spectant, Carolus Fea, J. C., Bibliothecae Chisianae et Romanarum Antiquitatum praefectus. Denuo recensuit, adhibitisque novissimis subsidiis curavit Fridericus Henricus Bothe, D. Phil. et AA. LL. Mag., Societati, quae Jenae est, latinae, item Teutonicae Berolinensium, hon. c. adscriptus. Tomus Prior. Editio post Principem et Romanam Tertia. Heidelbergae et Spirae MDCCCXX. Sumtibus Aug. Oswald Vindobonae apud Schaumburg et Soc. Bruxellis ap. de Mat. Lugd. Bat. ap. S. et J. Luchtmans. Londini ap. R. Ackermann. Parisiis ap. Treuttel et Würz. Rigae ap. Deubner et Trey. Hafniae ap. Fr. Brummer. LXIV und 302 Seiten. Dann folgen auf 112 Seiten unter besonderm Titel:

F. H. Bothii Annotationes ad Horatium a C. Fea editum Romae. Accedunt J. C. Graevii Scholia in Horatii Odarum libros duo priores nunc primum edita. Mit dem Motto:

Caedimus, inque vicem praebemus crura sagittis. Pers. — Heidelb. etc.

Schon seit einer Reihe von Jahren ist Fea's Ausgabe des Horatius herausgekommen, aber immer blieb sie wegen des so schwachen literarischen Verkehrs zwischen Deutschland und Italien wenig gekannt und verbreitet. Wolf erklärte in den literarischen Analekten einen Abdruck für Deutschland für etwas höchst wünschenswerthes. Hr. Dr. B. ließ sich sogleich die zweyte Auflage des Fea'schen Hor. (von 1811. 2 Bde. Romae Excud. Franc. Bourlié; prostat ap. heredes Raggi bibliopolas) aus Rom kommen und fand Wolfs Urtheil vollkommen richtig. Fea ist Antiquitatum Romanarum praefectus in Rom, ist Bibliothekar und hat leichten Zugang zu allen Bibliotheken, auch bey denen, wo er nicht angestellt ist; ist Rechtsgelehrter, wohnt auf klassischem Boden und kennt ihn durchaus, ist Kenner der alten Kunst, wie Wenige (das beweist seine italienische Uebersetzung von Winckelmanns Geschichte der Kunst), und besitzt ein ruhiges und selbstständiges Urtheil. In welchem Manne könnten die Eigenschaften eines Herausgebers des Hor. schöner vereinigt seyn? Während Hr. Dr. B. diese Eigenschaften Fea's preist, verkennt er nicht, daß derselbe sich nicht immer gleich bleibt, manchmal leidenschaftlich wird, über Bekanntes sich zu breit herausläßt, manche schwierige noch nicht ins Reine gebrachte Stelle mit Stillschweigen übergeht, endlich (die Erbsünde seiner gegenwärtig lateinischschreibenden Landsleute) eben kein klassisches Latein schreibt. Alle diese Ausstellungen stoßen jedoch die Gerechtigkeit und Wahrheit des dieser Ausgabe ertheilten Lobes gar nicht um, und es wird sie, besonders noch mit den Anmerkungen des deutschen Herausgebers, künftig Niemand entbehren können, der den Hor. als Philolog lesen, oder erklären oder bearbeiten will. Den Fea'schen Hor., dessen Erscheinung so viele Jahre rückwärts fällt, jetzt noch ausführlich zu beurtheilen, scheint weder nothwendig, noch zweckmäßig. Wahr ist, daß viele Stellen erst durch ihn verbessert und hergestellt worden, viele erst durch ihn ihr wahres Licht erhalten, daß seine vielen Handschriften eine schätzbare Ausbeute an Lesarten geben,

daß er vieles Gute aus Inſchriften beybringt, vortreffliche Bemerkungen über die Orthographie des Hor. und ſeiner Zeit macht, auch viele Stellen gegen Conjecturen der Kritiker vertheidigt; kurz, wahr iſt des deutſchen Herausgebers groſes Lob und geringerer Tadel, welchem letztern noch die Seltſamkeit beygefügt werden kann, daß Fea Stellen griechiſcher Schriftſteller nicht griechiſch, ſondern in der lateiniſchen Ueberſetzung abdrucken läßt; z. B. S. 19 aus Libanius, S. 24 aus Clemens v. Alex. und aus (dem dort citirten) Euripides. Daran aber liegt uns vorzüglich, zu unterſuchen, was der deutſche Herausgeber geleiſtet habe. Und hier freuen wir uns denn, unſern Leſern die Verſicherung ertheilen zu können, daß die F.'ſche Ausgabe durch ihn ſehr an Werth gewonnen hat, daß Hr. Dr. B. bey dieſem Schriftſteller gar nicht mit der früher mit Recht an ihm gerügten temeritas emendandi verfahren iſt, daß er auch für Erklärung mancher Stellen aus eigenen und fremden Mitteln viel Gutes beygebracht hat, und daß Ton und Vortrag ſeiner Bemerkungen insbeſondere Beyfall verdienen. Er hat auch die Bodoniſche Prachtausgabe, an der Fea gleichfalls Mitarbeiter war, benutzt und die zu derſelben von Azara gut geſchriebene Vorrede abdrucken laſſen, beſonders vieles aus den Vanderburgiſchen franzöſiſch geſchriebenen Erläuterungen ſchwerer Stellen und den Diatribis des H. Stephanus mitgetheilt, endlich die Varianten eines Codex benutzt, die am Rande der erſten Henric. Petriniſchen, auf der Heidelberger Univ. Bibliothek befindlichen Ausgabe des Hor. verzeichnet ſtehen, und die nicht zahlreichen, aber guten Bemerkungen des J. G. Grävius zu den zwey erſten Büchern der Oden ſeinen Anmerkungen referirend eingewebt, außerdem aber mehrere neuere, auch ältere von dem ital. Herausgeber nicht gekannte oder nicht benutzte Werke gebraucht. Auch das Aeußerliche des Buches iſt empfehlend und der Druck größtentheils correct, wenn auch auf dem zweyten Titelblatte orura ſtatt crura und MDIIIXX ſtatt MDCCCXX ſteht. Wir heben nur noch einzelne Anmerkungen und Kritiken des deutſchen Herausgebers aus, und begleiten ſie mit unſern Bemerkungen. I, 1, 5. will Hr. B. mit Rutgerſius nach palmaque nobilis einen Punkt ſetzen. Seine Gründe für die Möglichkeit

dieſer Lesart in grammatiſcher und exegetiſcher Hinſicht wollen wir nicht beſtreiten; aber theils die gerade Verszahl in den Horaziſchen Oden dieſer Art, theils der Umſtand, daß die Hauptinterpunctionen größtentheils auf die geraden Verſe fallen, ſcheinen der bisherigen Interpunction am Ende des ſechsten Verſes günſtiger zu ſeyn. Dagegen gefällt uns v. 17. das von Hrn. B. vorgezogene laudat tuta sui, noch beſſer aber die Emendation IV, 5, 17. tuta perambulat, und die Gründe dafür. — I, 1, 29. hat Fea das neuerlich wieder von Wolf empfohlene Te doctarum etc. aufgenommen; wogegen der Herausg. aus mehrern Stellen zeigt, daß diis misceri bey Hor. ſoviel ſey als felicissimum esse, und daß dies Hor. am beſten von ſich ſelbſt ſage. Und ſo ſcheint es auch uns; ſo wie wir uns (mit Hrn. B.) von der von Eichſtädt behaupteten Unächtheit des 34ten Verſes nicht überzeugen können, I, 3, 8. beſtreitet Hr. B. mit Recht Fea's proſaiſches: ut serves animae dimidium meae. Ebend. will er ſtatt des v. 25. und 27. wiederkehrenden Audax das zweytemal leſen: Atrox Japeti genus; nicht übel. I, 14, 1. sq. will uns die von ihm vorgeſchlagene Parentheſe:

O navis (referent in mare te novi
Fluctus), ecquid agis? etc.

die ſchon einem Proſaiker nicht gut ſtände, ganz und gar nicht gefallen, und eben ſo wenig Od. III, 17. wo von Quando et bis late tyrannus 7½ Verſe eingeklammert werden. Od. I, 15, 9. zieht Hr. B. mit Fea mit Recht das ſpondeiſche heu heu dem jambiſchen eheu vor, das noch Mitſcherlich hat. Daſ. v. 20. ſcheint uns mit Fug cultus dem gewöhnlichen crines vorgezogen; jenes geben viele Handſchriften, und Lambin hätte es gewiß aufgenommen, wenn er es nicht nur in einer gefunden hätte. — II, 3, 11. halten wir den Vorſchlag des Hrn. B. Ramis, quia obliquo laborat
Lympha fugax trepidare rivo —
ſtatt et obl. für keinen glücklichen Einfall; Hr. B. ſcheint ihm auch ſelbſt nicht recht zu trauen. — II, 10, 9. Hr. B. empfiehlt uns abermals saepius; wir können uns aber, anderer Gründe nicht zu gedenken, ſchon wegen des parallelen

graviore nicht dazu entschließen, es für besser, als saevius, zu erklären. — II, 18, 40. geben wir dagegen lieber seiner Empfehlung der Lesart audet für audit, ob es gleich nur Conjectur eines viri docti bey Timmingham ist, Gehör, so wie seiner eigenen II, 20, 6. quem vetas (sc. ohire) für vocas; ferner seiner Conjectur III, 11, 18. ejulatu für ejus, atque, ja sogar III, 4, 9. abdito für Appulo. Auch ist III, 2, 1. amici gut gegen Fea's amice in dem Sinn von aequo animo, wo es gar nicht lateinisch ist, vertheidigt, und I, 35, 6. mit Recht die Wolfische Interpunction Ruris, colonus, te dominam aequoris empfohlen, so wie Hr. B. IV, 2, 46—50. durch die von ihm vorgeschlagene Interpunction der Stelle erst ihre rechte Deutlichkeit giebt. Der Beweis, daß IV, 12. an den Dichter Virgil und keinen andern gerichtet sey, ist nach Verhältniß der übrigen Anmerkungen, fast zu weitläuftig. — Dieser erste Theil enthält die Oden, Epoden und das Carmen seculare; der 2te wird die Episteln und Satiren enthalten. Wir sehen ihm mit Verlangen entgegen.

Mr.

Das Christenthum und die ältesten Religionen des Orients. Oder über den Zusammenhang verschiedener morgenländischer Religionsbegriffe und Laute mit ähnlichen der Westländer, hauptsächlich in Beziehung auf Juden- und Christenthum und die Philosopheme der griechischen Weltweisen. Ein Versuch von J. A. L. Richter, Conrektor an der Herzogl. Hauptschule zu Dessau. Leipzig, bey Leopold Voß. 1819. XIII und 327 S. in 8.

Unsere Leser kennen den Verf. und seine Ansicht und Behandlungsweise der alten Religionen und der Mythologie, wenn nicht aus eigner Lectüre, doch aus unserer Anzeige seiner Phantasieen des Alterthums (Heidelb. Jahrb. d. Lit. 1819 Dec.); sie wissen, daß er sein Buch ad usum elegantiorum hominum in einem größtentheils guten Styl, nicht aus den Quellen, sondern aus denen, welche die Quellen mehr oder minder gut benutzten, wie ein opus musivum zusammengesetzt hat, daß er in der Regel die rechten Führer wählt und durch sorg-

fältiges Studium sich die Ansichten eigen gemacht hat, die sich endlich wohl halten und immer fester begründet werden dürften, und daß er dabey seine Leser nicht mit gelehrten Citaten, die sie doch nicht nachschlagen würden, belästigt, ob er gleich die Bücher, die für ihn Quellen waren, nicht zu verschweigen pflegt. Gegenwärtiger Versuch scheint sich als selbstständige Arbeit anzukündigen, ist aber, was der Verf. nicht läugnet, wieder, anstatt aus Quellenstudium, aus dem Studium seiner schon bekannten Hülfsmittel *) entstanden, hat indessen durch des Verf. Combinationen und Beymischung eigner Vermuthungen und Hypothesen neben vielem unstreitig Richtigen auch einzelne Resultate und Behauptungen, welche die Männer, denen er sonst folgt, wohl schwerlich unterschreiben möchten. Der Verf. kann nicht einwenden (und wird es auch nicht thun), sein Buch sey ein System, man könne nicht Einzelnes billigen und wieder Einzelnes misbilligen und verwerfen; man müsse ihm entweder ganz recht geben, oder seine Principien widerlegen und so sein ganzes Gebäude umstürzen. Bey einer solchen Menge Einzelheiten, die zwar aneinandergereiht sind, aber nicht organisch miteinander verbunden; die zwar ein Gebäude, aber kein System bilden, wo durch das Ganze alle dessen Theile bedingt und bestimmt wären; bey einem solchen Aggregat, aus Quellen, die sich selbst nicht durchaus miteinander vertragen, zusammengebracht, können Sätze fallen, ohne daß das Ganze zusammenfällt, ja es könnte das Ganze verfehlt und unhaltbar seyn, während einzelne Materialien unzerstörbar wären. Einiges scheint der Verf. durch einen Gedächtnißfehler für seine Gedanken, Combinationen und Resultate zu halten, das wir uns schon anderswo gelesen zu haben erinnern; wir müßten uns etwa nur umgekehrt täuschen und etwas ähnliches, von uns bey gleichen Forschungen gedachtes, für etwas Gele-

*) Sie sind: Görres, Creuzer, Eschenmayer, Plessing, Rosenmüller (altes und neues Morgenland), Buhle (Geschichte der Philosophie), Majer (mythol. Lexicon). Auch Ideen von Kanne und Schubert fanden wir, ob wir gleich beyde Männer nicht genannt finden.

senes halten *). Das gegenwärtige Buch war anfangs als Beylage zum 5ten Bande der Phantasieen des Alterthums bestimmt, mußte aber, seines bedeutenden Umfangs wegen, von jenem Werke getrennt werden. Es enthält folgende 6 Abschnitte: 1) Der Begriff des Indischen Om findet sich in Persien, Aegypten und der Bibel wieder. S. 1—25. 2) Die philosophischen Systeme der Griechen haben die Urquelle ihrer Ideen im Orient. S. 25—109. 3) Das Indische Om, als Schlußformel der Gebete ist identisch mit unsem Amen. Vergleichung einiger andern Begriffe und Sagen bey Moses mit ähnlichen des übrigen Orients. S. 110—142. 4) Fortsetzung des vorigen. Die Religion des Jehova ist wahrscheinlich ein Zweig des Indischen Bramaismus. 5) Vergleichung der Lehren des Christenthums mit den Sätzen der frühern Religionen des Orients und den Philosophemen der Griechen. S. 180—245. 6) Fortsetzung des vorigen. Die Lehre von der Dreyeinigkeit. Vergleichungen mit dem Systeme des Philo, der Kabbalisten, der Indischen Veda's. Beschluß. S. 245—327. Im Allgemeinen wollen wir dem Verf. gerne zugestehen, daß sich die Dogmen und noch mehr die Moral des Christenthums mehr oder weniger deutlich und ähnlich zerstreut und einzeln in den alten orientalischen Religionen, besonders in Indien und Persien größtentheils nachweisen lassen, obgleich weder der Geist des Christenthums in Beziehung auf Glaubens- und Sittenlehre, noch ein ähnlicher Zusammenhang zu einem Gan-

*) Ein die alten Religionen und die christliche Religion mit einander vergleichendes und sehr große Aehnlichkeit der Dogmen der christlichen und der ältern Religionen nachweisendes Werk, das mit großer Gelehrsamkeit abgefaßt ist und die Stellen der Alten in extenso mittheilt, seltsamer Weise aber die Ordnung der Capitel der christlichen Dogmatik beobachtet, kennt vielleicht der Verf. nicht. Es ist dies Tob. Pfanneri Systema Theologiae gentilis purioris, qua, quam prope ad veram religionem Gentiles accesserint, per cuncta fere ejus capita, ex ipsis praecipue illorum scriptis ostenditur. Basil. 1679. 4. Das bekannte große Werk des großen J. Gerh. Vossius de Theologia Gentili et Physiologia Christiana brauchen wir wohl kaum zu erwähnen.

gen, noch weniger aber eine solche Reinheit der Lehren, die, recht verstanden, auch den Philosophen befriedigen, irgendwo anders sich urkundlich nachweisen läßt. Wenden wir uns aber zu dem Einzelnen, so finden wir gar manches, wo wir anstießen. Gleich in der Vorrede S. VI will uns nicht scheinen, als ob alle Religionen vor Christo mit Recht Religionen des Trugs und priesterlichen Egoismus genannt werden dürften, mochten sie es auch gerade um die Zeit, da Christus erschien, durch Verfall und Misverstehen geworden seyn. Derselbe Verfall und das Misverstehen der alten Religionen, schwerlich aber bloß das so bedeutende Heranreifen der Menschheit, bahnte denn auch der reinen und befriedigenden Christusreligion glücklicherweise den Weg zu den Gemüthern der Menschen. S. XI und an gar vielen Stellen des Buches (so wie früher schon in seinen Betrachtungen über den animal. Magnetismus) läßt er Jesum und seine Apostel ihre Thaten durch den thierischen Magnetismus verrichten; vergl. S. 242. erklärt S. 320 die Stelle 2. Kor. XI, 18.: „Was ich jetzt rede, das rede ich nicht als im Herrn, sondern als in der Thorheit" — von den nicht stetigen, sondern momentanen magnetischen Einflüssen bey den Aposteln; die Ausgießung des h. Geistes ist ihm S. 318 die zweyte Mittheilung der magnetischen Kraft an die Jünger, so wie die erste durch Jesus selbst, bey der ersten Aussendung der 12 Jünger, Matth. X, 1 ff.; bey der Verklärung Christi waren die Jünger nach S. 317 in einer Art von somnambulistischem Zustande und hielten eine magnetische Vision für eine wirkliche Thatsache. — Wir können nicht verhehlen, daß sich gegen diese Ansicht sogleich unser Gefühl sträubte, und daß, je weiter wir nachdachten, uns dieselbe immer als durchaus unerweislich und zugleich (so wenig es der Verf. Wort haben will, der vielmehr überall die Vorzüge und die Vortrefflichkeit des Christenthums hervorhebt und anerkennt) Jesum und seiner Apostel, man mag sich winden, wie man will, wenig würdig erscheint. Die Gründe für die Wahrscheinlichkeit einer Seelenwanderung sind S. 54 — 65 sehr weitläuftig auseinandergesetzt, und, was sich dagegen sagen läßt, so gut wie gar nicht berührt; ja S. 312 wird diese Hypothese auf Jesum angewendet,

wobey es dem Verf. jedoch selbst etwas „schwindlich“ wird. — S. 68 bey der trockenen Seele, die nach Heraklitus die vollkommenste seyn soll, scheint dem Verf. die neueste sehr zu berücksichtigende Ansicht (auch neben Schleiermacher im Mus. der Alterth. Wissensch. I, 3. S. 506—520) von Ast ad Hermiae Schol. in Plat. Phaedr. p. 206. nicht bekannt zu seyn. — Die Vergleichung der Offenbarung Johannis mit dem persischen Mithrasdienste ist, wenn auch nicht eigentlich neu, doch nicht ohne gute Combinationsgabe durchgeführt, ob wir gleich überzeugt sind, daß der Verf. des Buches nicht alles Einzelne als seine Idee erkennen würde. S. 297 findet der Verf. wahrscheinlich, daß Jesus und seine Schüler zu den Therapeuten gehört habe, aber nicht zu den speculirenden, sondern zu denjenigen Essenern, welche weniger auf die theoretischen Philosopheme hielten und mit größerer Strenge auf das praktische Leben hinarbeiteten, und nach S. 309 soll Christus wahrscheinlich bis zu seinem 30sten Jahre in Aegypten gelebt haben, wo ihn seine Aeltern, gleich seinem Freunde Johannes, dem Unterrichte der Essener anvertrauten. S. 178 f. giebt der Verf. seine Ansicht von der Person Christi und seiner Lehre (vergl. S. 325—327), indem er den Spruch: Da aber die Zeit erfüllet war, sandte Gott seinen Sohn — so erklärt: „Was so viele Weise schon versucht hatten, was, des besten Willens ungeachtet, doch noch keinem gelungen war, das sollte ihm, dem edelsten und weisesten der Sterblichen, dem Manne, in dem die Gotteskraft sich im höchsten Sinne offenbarte, gelingen; er sollte den Jehovadienst *), wie den Götzendienst stürzen, oder vielmehr nur den ersten auf seine wahren Prinzipien, wie die Propheten sie lehrten, zurückführen, die Geistigkeit Gottes und den Beruf der Menschen zur Sittlichkeit in der größten Reinheit lehren und diese alte, nur unter dem Wuste der Sinnlichkeit vergrabene Urreligion vom Himmel auf die Erde zurückrufen. Wenn man die Geschichte von der Verbreitung des Christenthums lieset, so ist es unmöglich, die Spuren der

*) Etwas weiter oben heißt er der Schiwa-Jehova, und die in den Prophetenschulen Gebildeten, reine Bramen.

göttlichen Vorsehung dabey zu verkennen, und man muß überzeugt werden, daß es ausdrückliche Veranstaltung Gottes nicht bloß Menschenwerk war. In diesem Sinne nenne ich das Christenthum eine göttliche Offenbarung, ob ich mich gleich nicht entschließen kann, es in dem gewöhnlichen Verstande so zu nennen, nach welchem Gott uns unmittelbar durch dasselbe hätte Lehren offenbaren wollen, die den Menschen vorher noch nicht bekannt gewesen wären." Wir enthalten uns, das schon so oft zur Sprache gekommene aufs Neue in Untersuchung zu ziehen, da uns bloß daran lag, des Verf. Ansicht und Standpunct anzugeben, welcher, da er ihm nicht aus selbstständiger Forschung geworden ist, nicht ohne einiges Schwanken und innere Disharmonie seyn kann. Im Einzelnen wäre noch Manches zu rügen, z. B. die zweymal (S. 185 und 306) vorkommende Schreibung Origines statt des Kirchenvaters Origenes; S. 100 Ammonius Sakkus statt Sakkas; S. 13 und anderswo Chokmah, richtiger Chokhmah. S. 193 mißfällt uns die halb prosaische und halb poetische Uebersetzung einiger Verse des homeridischen Hymnus auf die Demeter, und S. 11 der seltsame Ausdruck: der Gott, in dem sich die Gottheit zuerst in ihrer Selbstgenügsamkeit ausgeflammt hat; und noch so manches Andere; aber wir schließen unsere Anzeige mit der Erklärung, daß diejenige Klasse von Lesern, für welche die Phantasieen des Alterthums geschrieben sind, und die sich mit einer solchen Darstellung der Resultate größtentheils fremder Forschung begnügen kann und muß, auch diese Schrift ihrem Wunsche und ihrem Bedürfnisse gemäß finden werde, wenn sie sich nicht etwa durch einige der oben von uns ausgezeichneten Stellen zurückgestoßen fühlen sollte.

Mr.

Revision der Kriterien, deren sich gewöhnlich die gerichtliche Arzneiwissenschaft zur Entscheidung der Frage bedient: „Ob todtgefundene Neugeborne eines natürlichen oder gewaltsamen Todes gestorben seyen?" Für angehende Physiker und Criminalisten bearbeitet von Johann Jakob Günther, der Med. u. Chirurg. Doct. Kön. Preuss. Kreisphysic., Herz. Nass. Medizinalrathe etc. Köln, 1820. VIII u. 195 S. 8.

Des Verf. Zweck bey dieser Arbeit war (Vorrede V—VI), die neueren besseren Ansichten über diesen Gegenstand zusammenzustellen, indem sie in mancherley Schriften zerstreut seyen und es bisher an einem Ganzen gefehlt habe, wie es der an-

gehende Physiker und Criminalist bedürfe, und weil auch die neueren Lehrbücher der forensischen Medicin, obgleich sie diesen Gegenstand nicht übergiengen, doch ihrer Bestimmung zufolge zu oberflächlich (?) und die einzelnen Zweige der Wissenschaft zu wenig erschöpfend seyen, als daß sie hinreichende Belehrung in allen vorkommenden Fällen ertheilen könnten. Dabey erkennt er es dankbar an, die Schriften von Henke und Schmitt vorzüglich mit benutzt zu haben. Rec. will das Verdienstliche einer solchen Zusammenstellung nicht verkennen, glaubt indessen nicht, ohne ungerecht gegen die Vorgänger zu seyn, dem Verf. beystimmen zu können, wenn dieser behauptet, daß die neueren Lehrbücher der gerichtlichen Arzneywissenschaft in Ansehung dieses Gegenstandes zu oberflächlich seyen, indem mehrere, wie die von Metzger, Henke und Wildberg eine in den wesentlichsten Puncten sehr ausführliche Darstellung desselben enthalten. Nimmt man außerdem Rücksicht auf die umständlichen und genauen Untersuchungen über die Lungenprobe von Schmitt und auf Henke's neue Revision der Lehre von diesem Gegenstande und dessen Aufsätze über die Todesarten neugeborner Kinder in seinen Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin (welches ohnehin für alle, die sich um die Fortschritte der gerichtlichen Arzneywissenschaft bekümmern, unentbehrliche Werke sind), so kann man auch nicht mit dem Verf. behaupten, daß die neuen Ansichten über diesen Gegenstand so sehr zerstreut seyen. Auch ist der Verf. in seiner Revision der Lungenprobe auf keine anderen Resultate gekommen als seine Vorgänger. Er hat die von Henke angeführten und beurtheilten Einwürfe nur wieder in einer anderen Ordnung dargestellt. In Ansehung unsers Urtheils über dieselben können wir uns daher ganz auf das beziehen, was darüber neulich in diesen Jahrbüchern (1820. No. 40.) in der Recension von Henke's Lehrbuche der gerichtlichen Medicin gesagt worden ist.

In dem zweyten Theile der Abhandlung folgt die Beantwortung der Frage: Ob das todtgefundene Neugeborne eines natürlichen Todes gestorben, und durch welche Momente derselbe herbeygeführt sey? Auch hier sind die neueren Untersuchungen über die zweifelhaften Todesarten neugeborner Kinder, und besonders die sehr ausführlichen und schätzbaren Abhandlungen von Henke über diese Gegenstände gut benutzt worden.

J. W. H. Conradi.

Jahrbücher der Litteratur.

Lehrbuch der mechanischen Naturlehre von Ernst Gottfried Fischer u. s. w. Erster Theil XXXVIII und 501 S. Zweyter Theil 326 S. Zusammen mit 11 (kleinen) Kupfertafeln. Zweyte sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin 1819. 8.

Der Verf. dieses Lehrbuches, gegenwärtig den Veteranen unter Deutschlands Gelehrten beyzuzählen, und vortheilhaft bekannt sowohl durch die erste im Jahr 1805 erschienene Auflage dieses Lehrbuches, als auch durch verschiedene andere, mit Beyfall aufgenommene Abhandlungen, beschwert sich in der Vorrede darüber, daß die erste Auflage desselben in keiner gelehrten Zeitschrift recensirt sey, während sie schon 1806 unter Theilnahme und Mitwirkung des berühmten Biot in Paris übersetzt, in mehreren Schulen Frankreichs und Polens eingeführt, und im ersteren Lande schon 1813 neu aufgelegt wurde. Es wird unverhohlen angedeutet, daß die geringe Aufmerksamkeit, welche dieses Werk in Deutschland gefunden habe, dem naturphilosophischen Streben beyzumessen sey, welches von jener Zeit an in unserm Vaterlande geherrscht habe, da doch der Beyfall des Auslandes beweise, daß dasselbe auf allen Fall unter die Classe der besseren oder besten gehöre.

Um über diese keineswegs gleichgültige Vermuthung seinerseits ein gutachtliches Urtheil zu fällen, erlaubt sich Rec. zu bemerken, daß die Uebersetzung eines Buches in eine fremde Sprache nicht immer von seinem inneren Werthe abhängt, sondern meistens durch specielle Verbindungen herbeygeführt wird, worin ein Schriftsteller mit auswärtigen Gelehrten steht. Hiermit soll inzwischen dem vorliegenden schätzbaren Werke keineswegs sein Werth abgesprochen werden, sondern es ist bloß von dem möglichen Schlusse die Rede, als ob dasselbe als das vorzüglichste in seiner Art und vor allen andern brauchbar von dem benachbarten Volke ausgewählt und aufgenommen

wäre. Ohne allen Streit ist dieses Lehrbuch einer Uebersetzung ins Französische vollkommen werth, daß aber persönliche Verbindungen des gelehrten Verfassers hierbey mitwirken, könnte Rec. schon daraus erweisen, daß ihm die erste Nachricht dieser neuen Auflage und einer wahrscheinlich erfolgenden Uebersetzung desselben von Paris aus zugekommen ist, so aufmerksam er übrigens auf alle neue Schriften seines Faches zu seyn pflegt. Was zugleich den Beyfall betrifft, welchen das Buch im Inlande gefunden hat, so ist derselbe nie geringe gewesen, und namentlich gehört Rec. unter diejenigen, welche dasselbe fleißig studirt und den Zuhörern vorzüglich zum Nachlesen der sehr leicht, vollständig und lichtvoll abgehandelten Optik empfohlen haben. Oeffentlich sein Urtheil über ein Lehrbuch der mechanischen Naturlehre von der Art, wie das vorliegende ist, auszusprechen, würde Rec. seinerseits nie Bedenken getragen haben, obgleich es möglich ist, daß mancher andere weniger hierzu geneigt war, zu einer Zeit, als alles dynamisch oder idealistisch seyn mußte. Der Verf. hat dieses und den Gang der Wissenschaft überhaupt in der gehaltreichen Vorrede sehr gut entwickelt, wozu die Zeiten des Erscheinens der ersten und der zweyten Auflage eine naheliegende Veranlassung darbieten. Uebersieht man nämlich die Erweiterungen der Naturlehre während dieses Zeitraumes; so findet man sehr bald, daß bey weitem die meisten, oder vielmehr alle dem Auslande gebühren, welches höchst schätzbare neue Entdeckungen gemacht hat, während man in Deutschland nach S. XI „durch Aufnahme von allerley dunkeln Begriffen und mystischen Ansichten die Wissenschaft äußerlich zu erweitern und im Innern ihr einen höheren und würdigern Charakter zu ertheilen strebte, indem man von dem Grundsatze ausging, daß der menschliche Geist nicht in der Natur, sondern über derselben stehe.“ Lange genug haben diese völlig fruchtlosen Versuche gedauert, um mindestens den besseren Theil zu überzeugen, daß eine Erfahrungswissenschaft sich nie von der Bahn ruhiger und mit partheyloser Sorgfalt angestellter Beobachtungen entfernen darf. In der jetzigen Zeit kann schon viel leichter, als vor einigen Jahren eine Behauptung, wie die folgende S. XIII aufgestellt werden: „Die sogenannte Naturphilosophie kann diesen Preis, wonach alle

Philosophieen streben, schwerlich davon tragen, da sie in so vielen Punkten (z. B. in der Identität der Vorstellungen und des Vorgestellten) dem gesunden Menschenverstande und einem unmittelbaren Bewußtseyn aller Menschen Hohn spricht, und sich überall hinter dunkeln und mystischen Vorstellungen verschanzen muß, um die Angriffe abzuwehren, die von dem Gebiete der Erfahrung her gegen sie gemacht werden können." Das einzige, was sich noch fortwährend unter stetem Kampfe in dem einmal usurpirten Besitze behauptet, vom Verf. aber S. 108 unter der Bezeichnung: „sonderbare Erscheinungen in dem lebenden menschlichen Körper" etwas unsanft aus dem Gebiete der Naturlehre verwiesen wird, ist die aus Frankreich früher vertriebene und von Englands Küsten stets abgehaltene Lehre vom animalischen Magnetismus, indem die Vertheidiger desselben täglich neue Wunder an die Stelle derjenigen vorbringen, welche nach näherer Beleuchtung unter der Rubrik: Betrügerey und Täuschung dem hoch angewachsenen schon vorhandenen Haufen beygelegt werden müssen, wobey man sich des Wunsches nicht enthalten kann, daß derselbe zur Ehre einer künftigen deutschen Literärgeschichte wegen des ohnehin stets höher steigenden Preises des Brennmateriales bey irgend einer technischen Anstalt eine uneigentliche Bestimmung erhalten möchte.

Noch eine sehr beherzigenswerthe Untersuchung der Vorrede kann Rec. nicht mit Stillschweigen übergehen, nämlich ob es wohl für ächte Bildung des Verstandes und Herzens vortheilhaft ist, wenn man die alten Sprachen fast ausschließlich als Gegenstände des Unterrichts für alle Schüler, selbst künftige Landwirthe, Baumeister, Bergmänner, Großhändler u. s. w. zwangsweise einführt. Etwas stark, aber nicht ganz unwahr ist es ausgedrückt, wenn S. XX steht: „daß der künftige Gelehrte die alten Sprachen sorgfältig studieren müsse, versteht sich von selbst; aber die Behauptung, daß kein anderer Weg zur höheren Geistesbildung offen stehe, wird man vielleicht schon über hundert Jahre zu den unbegreiflichsten Verirrungen unsers Zeitalters zählen." Was künftige Zeiten mit sich bringen, darüber läßt sich unmöglich in der gegenwärtigen schon entscheiden; für jetzt aber würde Rec. auf keine Weise seine Zustimmung dazu geben, das Studium des klassi-

schen Alterthums aus dem Jugendunterrichte zu verbannen. Wenn es aber, wie nicht ganz selten geschieht, soweit kommt, daß alles und nur dasjenige edel und schön seyn soll, was ein Lateiner oder ein Grieche gesagt hat, daß eine Behauptung nur deswegen für wahr und wichtig gehalten wird, weil ein alter Schriftsteller sie aufgestellt hat; und daß überhaupt ein Paar lateinische und griechische Vocabeln höher geachtet werden, als das Studium der Natur und die Erkenntniß ihres Schöpfers aus den ewigen Gesetzen derselben, dann und in dieser Hinsicht stimmt er dem Verf. völlig bey, und möchte die Vertheidiger solcher Sätze auf die Neugriechen verweisen, welche ihre verfallene Cultur dadurch wieder emporzubringen streben, daß sie die wissenschaftlichen Fortschritte der westeuropäischen Völker nach dem Oriente zu verpflanzen streben.

Zu einem nur einigermaßen vollständigen Vortrage der Physik wird vom Verf. ein ganzjähriger Cursus verlangt. Hiermit kann Rec. nur dann übereinstimmen, wenn die angewandte Physik, d. h. physische Astronomie, nebst Theorie der Erde und des Luftkreises mit darunter begriffen ist. Wird aber bloß Experimentalphysik verstanden, so dürfte es hierbey, wie bey mehreren andern Zweigen, besser seyn, auf den Universitäten die halbjährigen und gedrängten Curse beyzubehalten, damit nicht, wie leicht zu besorgen ist, die Wissenschaften in ihrer eigenen Fülle untergehen. Wenn man bedenkt daß Zoologie, Botanik, Mineralogie und Chemie leicht gleiche Ansprüche machen könnten, woher soll dann die Zeit für alle diese Vorlesungen kommen? Ein zweckmäßiges Compendium, Treue und Gewissenhaftigkeit im Halten der Vorlesungen, Gewandtheit im Experimentiren und, das Wichtigste vor allen, eigenes Studium müssen die unvermeidlichen Lücken ausfüllen.

Noch ein Gegenstand, welchen die Vorrede berührt, verdient eine nähere Erörterung. Es wird nämlich an den übrigen Lehrbüchern der Physik getadelt, daß sie einen bedeutenden Theil aus der Chemie mit aufnehmen, worin Erxleben vorangegangen ist. Hiermit kann Rec. nur zum Theil übereinstimmen, und es keineswegs billigen, daß der Verf. dem sogenanten chemischen Theile nicht gleichfalls einen eigenen kurzen Abschnitt gewidmet hat. Dieses Urtheil läßt sich leicht durch Theorie

und Erfahrung rechtfertigen. Unter den Naturwissenschaften, die eigentliche Naturgeschichte ausgeschlossen, steht die Experimentalphysik voran, und macht im academischen Studio zugleich den Anfang, worüber sich namentlich auch Biot bestimmt erklärt hat. Sie begreift eine Untersuchung der allgemeinen Naturkräfte, und derjenigen Gesetze, welche die Veränderungen der Körperwelt bedingen. Unter diese allgemeinen Gesetze gehören aber offenbar auch die der chemischen Anziehungen und Verwandtschaften, mithin dürfen sie als solche auch nicht fehlen. So zweckwidrig es nun auch allerdings seyn mag, wenn manche Lehrer der Physik aus Vorliebe ungewöhnlich lange bey der Erläuterung der chemischen Principien verweilen, so unverkennbar nützlich ist es dagegen auf der andern Seite theils der Vollständigkeit wegen, theils um als Vorbereitung und Einleitung in das weitere Studium der Chemie zu dienen, eine kurze Erklärung der allgemeinsten chemischen Gesetze nicht auszulassen. Außerdem aber hat der Verf. zwar allerdings Recht, wenn er behauptet, die Kenntniß der Natur und ihrer Gesetze sey für alle diejenigen unerläßliches Bedürfniß, welche auf Bildung Anspruch machen, woraus man die Folge ableiten könnte, daß jeder Studierende auch einen Cursus der Chemie hören müßte; allein wenn man die Sache in der Wirklichkeit betrachtet, so findet man nur zu allgemein, daß die Theologen das Predigen, die Juristen das Referiren und Bescheide machen, und oft sogar Mediciner Recepte schreiben zu lernen angehalten werden, ohne eine allgemeine wissenschaftliche Bildung zu berücksichtigen, wenn nur für das künftige Examen gehörig gesorgt ist. Wie läßt sich erwarten, daß diese eigene Vorlesungen über Chemie hören sollten, so schätzbar, nützlich und interessant dieselbe auch ist, insbesondere da der Lehrer derselben die wissenschaftlich zu bildenden Aerzte, Pharmaceuten und Technologen berücksichtigend nicht umhin kann, tiefer in das Wesen der Sachen und der Verfahrungsarten einzugehen? Es ist daher für eine Menge Zuhörer der Experimentalphysik eben so nöthig als nützlich, daß der Vortrag die allgemeinen chemischen Principien und namentlich eine kurze Erörterung der Gasarten nicht übergehe, und dürfte daher das Wenige, was hierüber im 3ten Cap. enthalten ist, nicht genügend, manche rein chemische

Lehren aber, als über die Bestandtheile des Aethers, des Weingeistes, den Prozeß der Gährung u. s. w. in einer mechanischen Naturlehre strenge genommen nicht an ihrem rechten Orte befindlich erscheinen.

Was für Gegenstände in einem Compendium der Naturlehre abgehandelt werden, ist ziemlich allgemein bekannt, und Rec. hält es daher für überflüssig, eine Inhaltsanzeige des vorliegenden mitzutheilen, indem es ihm weit zweckmäßiger scheint, lieber auf einzelne wichtige Punkte aufmerksam zu machen. Hierhin gehört vorzüglich die abgeänderte Reihenfolge, worin die einzelnen Lehren abgehandelt sind, und worüber Rec. mit dem Verf. nicht überall gleiche Ansichten hegt. Daß die Wärmelehre sogleich auf die Bewegungsgesetze der festen Körper folgt, hat allerdings viel für sich, obgleich die Classe der unwägbaren Potenzen dadurch zerstückelt wird, denn es läßt sich nicht leugnen, daß die Ausdehnung der Körper durch Wärme sowohl bey der Hydrostatik als auch bey der Aerostatik sehr in Betrachtung kommt. Indeß wird jede wissenschaftliche Abtheilung in dieser Hinsicht etwas Mangelhaftes unvermeidlich mit sich führen, und auch in dem vorliegenden Falle zeigt sich dieses augenfällig, indem zur Bestimmung des einen festen Punktes der Thermometer die Kenntniß vom statischen Drucke der Atmosphäre unumgänglich erfordert wird, mithin aus einer nachfolgenden Lehre etwas anticipirt werden muß, der Luftthermometer selbst nicht zu gedenken. Daß aber die Untersuchung des specif. Gewichtes der Hydrostatik entzogen, und der Schwere angeschlossen ist, kann Rec. nicht billigen, insbesondere wegen der practischen Anwendung dieser Lehre, wenn es sich auch wissenschaftlich allenfalls rechtfertigen ließe; noch viel weniger aber, vorzüglich in der letzteren Rücksicht, wird es Beyfall finden, daß die Akustik der Mechanik fester Körper angereihet ist, indem der angeführte Grund: „Alles was wir von der Entstehung des Schalles wissen, haben wir durch Beobachtung schallender fester Körper gelernt. Dies ist der Grund, warum die Akustik hier, nicht aber, wie gewöhnlich, bey der Lehre von der Luft vorgetragen wird“ nur dann zureichend seyn könnte, wenn die Stimmen lebender Wesen, der Gesang, und die große Classe der Blase-

Instrumente nicht gleichfalls mit Erfolg beobachtet wären. Freylich ist es falsch, die Lehre vom Schalle als einen Theil der Aerometrie deswegen anzusehen, weil die Luft von vielen zur Fortleitung desselben für ausschließlich und nothwendig erforderlich gehalten wird, aber nach richtiger Reihenfolge kann dieselbe nur als ein für sich bestehender Abschnitt nach den übrigen allgemeinen Bewegungsgesetzen der festen, flüssigen und expansibelen Körper abgehandelt werden. Rec. ist hierin vielleicht etwas zu genau, und kann es daher auch nicht billigen, daß die neuesten Entdeckungen in der Lehre vom Lichte als ein eigener Anhang beygefügt sind; denn bey der Abfassung von Compendien soll man nicht bloß auf die vorzutragenden Sachen sein Augenmerk richten, sondern zugleich auch auf die zu wählende Ordnung, theils der leichteren Uebersicht wegen, theils um die Lernenden beym Studieren allezeit zugleich an ein systematisches Denken zu gewöhnen.

Daß das vorliegende Lehrbuch der Naturlehre mit Recht unter die vorzüglichsten Werke dieser Art zu zählen sey, hat Rec. schon geäußert, und wiederholt dieses hiermit nochmals, indem er im Begriff ist, auf dasienige aufmerksam zu machen, worin er mit dem rühmlichst bekannten Verf. nicht übereinstimmen kann, wobey natürlich die Entscheidung, auf wessen Seite das Recht sey, dem sachverständigen Publicum allein zusteht. Zunächst lassen sich bedeutende Zweifel gegen den Haupteintheilungsgrund des Ganzen in der Einleitung S. 5 aufstellen. Als eigentlicher Gegenstand der mechanischen Naturlehre werden die Erscheinungen der Ruhe und Bewegung angegeben, die wir in der Körperwelt wahrnehmen, und diese zerfallen dann wieder: „in Bewegungen der wahrnehmbaren Körper selbst und Bewegungen gewisser Wirkungen in den Körpern, die wir zwar wahrnehmen, aber ohne von dem bewegten Ding selbst eine deutliche Vorstellung zu haben; dergleichen die Bewegungen der Wärme, des Lichts, der Electricität u. s. w. sind.“ „Erscheinungen der letzten Art schreibt man nicht ohne Wahrscheinlichkeit gewissen nicht wahrnehmbaren Materien zu.“ Vorerst ist nicht abzusehen, warum man den Sauerstoff für sich, wenn man das Sauerstoffgas für eine Verbindung desselben mit Wärmestoff hält, wie aus der Analogie mit den Dämpfen sehr na-

türlich folgt, mehr wahrnehmbar nennen soll, als die Electricität im el. Funken; ferner ist kein Grund vorhanden, Licht und Electricität überhaupt für nicht wahrnehmbar zu halten, oder zu behaupten, daß wir von diesen Dingen keine deutliche Vorstellung haben sollen, da wir überhaupt nicht zu bestimmen vermögen, was die Dinge an sich sind, und endlich steht die Ansicht, die Erscheinungen der Imponderabilien für Bewegungen gewisser Wirkungen zu halten, mit der Annahme materieller Grundlagen derselben im Widerspruche. Schwer bleibe es immer, allgemeine Definitionen aufzustellen, und es ließe sich lange darüber streiten, ob bloß das Getast nach S. 8 über das wirkliche Daseyn eines Körpers entscheidet, wenn z. B. von einer kleinen Quantität Kochsalz im Wasser, welches durch salpetersaures Silber kenntlich wird, die Rede wäre.

Die Klarheit und Präcision, welche dem Vortrage des Verf. überhaupt eigen ist, findet man auch in dem Abschnitte über die Statik und Mechanik fester Körper, und vorzüglich ist die Lehre vom Stoße der Körper zwar kurz, aber sehr deutlich vorgetragen. Bloß gegen einzelne Punkte erlaubt sich Rec. einige Bemerkungen vorzubringen. Daß nach S. 39 ein bewegter Körper stets in der erhaltenen Bewegung beharre, wird für einen nicht rationalen, sondern aus der Erfahrung abstrahirten Satz ausgegeben. Soll aber hierbey nicht ein Schluß a particulari ad universale stattfinden, so ist dieses unzulässig, und außerdem folgt derselbe schon aus dem logischen Axiom des nil fit sine ratione sufficiente. Hat nämlich die Materie als das Bewegliche im Raume, unserer Vorstellung nach, in sich selbst keinen Grund der Bewegung und Ruhe (indem selbst die Schwere keineswegs aller Materie nothwendig zukommend durch Speculation und aus aprioristischen Gründen erwiesen werden kann); so muß die einmal erhaltene Bewegung ohne hinzukommenden Grund der Ruhe ewig dauern, so gut als der Zustand der Ruhe nur durch eine bewegende Ursache abgeändert werden kann. Beyde Sätze folgen ganz aus den nämlichen Principien, welche zugleich bey der Feststellung des Begriffes der Trägheit zum Grunde liegen. Die Lehre vom Pendel ist zwar hinlänglich vollständig und richtig vorgetragen; allein die Darstellung verliert an Deutlichkeit und

innerem Zusammenhange dadurch, daß sie nicht unmittelbar mit den Gesetzen vom Falle der Körper auf der geneigten Ebene verbunden ist, weswegen der Satz, daß der schwingende Körper nahe genau in der nämlichen Zeit den Bogen seines halben Schwunges durchläuft, in welcher er die doppelte Länge des Pendels herabfällt, isolirt und ohne Beweis dasteht, und man nicht einsieht, wie die Gesetze vom Falle der Körper durch das Pendel bestimmt werden können. Ueber den Satz, daß alle Mineralien weit häufiger unkrystallisirt als krystallisirt vorkommen S. 95. b., ließe sich viel streiten; vollkommen richtig aber ist die Bemerkung S. 89, daß man billig den Ausdruck: elastische Flüssigkeiten, ganz verbannen und sie statt dessen expansibel nennen sollte. Sehr ansprechend ist die Allgemeinheit der Schwere S. 58 ausgedrückt, wenn es heißt: „Newton hat uns die Kraft der Schwere aus einem hohen Standpunkte gezeigt. Sie gab und erhält jedem Weltkörper seine Gestalt; sie bindet alle Theile jedes Weltkörpers zusammen, daß kein Stäubchen wägbarer Materie verlohren gehen kann; sie verbindet alle Weltkörper zu einem unermeßlichen Ganzen, und erhält alle ihre Bewegungen in ewiger Ordnung und Harmonie, deren Betrachtung jedes unbefangene Gemüth zu hohen Ahnungen erheben muß. Nur dieses unsichtbare Band des Weltalls dürfte der Schöpfer lösen, um die ganze Natur in ein Chaos zu verwandeln."

Im dritten Abschnitte, dem letzten der ersten Abtheilung des ersten Theils von S. 168 bis 253, wird von der Wärme mit gleicher Vollständigkeit gehandelt, als womit die übrigen einzelnen Lehren vorgetragen sind. Neu und interessant war für Rec. die S. 192 mitgetheilte Nachricht, daß Biot in einer Anmerkung zur französ. Uebersetzung der ersten Ausgabe den Vorschlag gethan hat, das von ihm aufgefundene Gesetz der Fortpflanzung der Wärme durch metallene Stäbe zur Construction eines Pyrometers anzuwenden, eine Idee, welche sich leicht darbietet und deren Ausführung zwar schwierig, aber möglich und zugleich sehr nützlich seyn würde. Einige wenige Mängel in dieser Abtheilung sind in sofern etwas auffallend, als sie fast insgesamt leicht aus dem bekannten größeren Werke von Biot hätten ergänzt werden können. Dahin rechnen wir

insbesondere, daß bey der Bestimmung der Ausdehnung verschiedener thermoscopischer Substanzen die schätzbaren Untersuchungen der HH. Dülong und Petit nicht erwähnt sind, wonach z. B. die Grade eines Luftthermometers 100°, 200° und 300° mit den Graden 100°, 204°,61 und 314°,15 des Queckſilberthermometers correspondiren, nach Annal. de chim. et de phys. T. VII. p. 113. Nach eben diesen beträgt die Ausdehnung des Queckſilbers für einen Grad der Centes. Scale 1/5550, eine höchst wesentliche Bestimmung, statt deren S. 199 diese Größe zu 0,000165 oder 1/6060,6, S. 369 aber zu 1/4320 angegeben wird. Wonach soll nun der Lernende in vorkommenden Fällen die erforderliche Correction vornehmen? Der Siedepunkt des Queckſilbers soll bey 315° C. seyn, richtiger aber wird derselbe nach Heinrich in Schweiggers J. 1811. Heft 2. bey 356° gesetzt. Die Ursache, warum die warme Luft im freyen Raume weniger, als im eingeschlossenen in die Höhe steigen soll S. 221, nämlich weil dort die höheren Schichten eine geringere Dichtigkeit haben, dürfte nicht allen genügend erscheinen, indem auch die wärmere Luft bey größerer Erhebung dem verminderten Drucke proportional ausgedehnt wird, ohne ihre Ausdehnung durch Wärme aufzuheben; und daß die strahlende Wärme eine eigene Modification der Fortleitung durch die Luft sey, ist gleichfalls noch nicht begründet, indem wahrscheinlich diese Strahlung eben so gut im leeren Raume als im lufterfüllten statt findet. Unter den verschiedenen Calorimetern ist bloß das von Lavoisier erfundene genannt, dagegen sind die von Rumford, s. Gilbert Ann. Bd. 44. S. 1. May s. Hermbstädt Büllet. Bd. 6. S. 193. und andern angegebenen nicht erwähnt. Inzwischen ist dieser Mangel weit weniger auffallend, als daß die neuesten Untersuchungen über die specifische Wärme der Gasarten von la Roche und Berard ganz mit Stillschweigen übergangen sind. Die Theorie des Verbrennens wird in das Gebiet der chemischen Physik verwiesen, aber auch in der mechanischen, ihrer Wichtigkeit wegen, kurz erörtert, welches zwar den aufgestellten Principien gemäß ist, allein wenn das Verbrennen bloß als eine Verbindung der Combustibilien mit Oxygen dargestellt wird, so dürfte billig die Frage entstehen, ob das Verbrennen des Zinkes,

Stahles u. ſ. w. in Chlorgas auch hierunter zu rechnen ſey, womit das gegenwärtig herrſchende Syſtem ſchwerlich in Einklang zu bringen iſt; auf allen Fall aber muß ein Schriftſteller ſeine Meinung und die hauptſächlichſten Beſtimmungsgründe hierüber ausſprechen.

Die zweyte Abtheilung des erſten Theils enthält die Abſchnitte, welche von den tropfbaren und expanſibelen Flüſſigkeiten handeln. Hierbey liegt es wohl etwas außer den Grenzen einer mechaniſchen Naturlehre, wenn einzeln von den Beſtandtheilen, den Eigenſchaften und der Reinheit des Waſſers, Queckſilbers, Weingeiſtes und anderer tropfbarer Flüſſigkeiten geredet wird. Namentlich gehört die Behauptung S. 267, daß der abſolute Alcohol kein eigentlicher Weingeiſt, ſondern eine zwiſchen Aether und Weingeiſt liegende Subſtanz ſey, unleugbar in das Gebiet der Chemie, und dürfte überhaupt wohl mehrfachen Widerſpruch finden. S. 277 wundert ſich der Verf., daß das Grundwaſſer in keinem ihm bekannten phyſikaliſchen Werke erwähnt werde, da ſich doch die Entſtehung der Quellen am ungezwungenſten daraus erklären laſſe; allein von der Sache ſelbſt, wenn auch nicht unter dieſem beſtimmten Namen, wird in vielen Werken, unter andern in Mayer's Lehrbuche S. 124, in Kant's phyſiſcher Geographie Th. 2. S. 426, vorzüglich in Otto's Hydrographie S. 68 u. ff. umſtändlich gehandelt, und in letzterem Werke zugleich nachgewieſen, daß der Urſprung aller Quellen nicht füglich daraus erklärt werden kann. Die Aerometrie, ſo wie überhaupt die Grundbegriffe der Hydroſtatik und Hydraulik ſind ſehr vollſtändig und vorzüglich deutlich vorgetragen, indeß kann Rec. darin nicht mit dem Verf. übereinſtimmen, daß dem ſogenannten Hombergſchen Aräometer ein entſchiedener Vorzug eingeräumt wird, denn auch in der von Meisner verbeſſerten Geſtalt, wo es Pyknometer genannt wird, hat es allezeit das wider ſich, daß beym Manipuliren deſſelben während des Abtrocknens die Temperatur der enthaltenen Flüſſigkeit ſich nur zu leicht verändert, wodurch die Reſultate ſich von ihrer höchſten Schärfe entfernen. Für kleine Quantitäten einer zu unterſuchenden Flüſſigkeit iſt es allerdings oft allein brauchbar, aber ſobald man größere Mengen beſitzt, bleibt das Fahrenheitſche, mit der von Schmidt

angegebenen Verbesserung stets das vollkommenste Werkzeug. Unter der Literatur hätte das klassische Werk von Meisner, Wien 1816, allerdings eine Erwähnung verdient.

Luftförmige Körper sind dem Verf. diejenigen, bey denen die Expansivkraft der Wärme ein entschiedenes Uebergewicht über die Cohäsionskraft der Materie und den durch die Schwere hervorgebrachten Druck erhalten hat. Man soll sie nach seinem Wunsche bloß mit dem Worte: Luft, bezeichnen, den Ausdruck: Gas, aber den vollkommen expandirten Dämpfen beylegen, welches inzwischen nicht füglich ausführbar seyn möchte, da derselbe französisch, und in dieser Sprache von einer bestimmten Bedeutung ist. Zuerst werden die chemischen Eigenschaften der vier bekanntesten Luftarten und die Zusammensetzung der atmosphärischen Luft kurz angezeigt, die Eudiometrie aber in die Chemie verwiesen, und die Natur der Dämpfe, hier Dünste genannt, kurz angegeben. Es folgt die Theorie und Beschreibung des Barometers, welchem die Eigenschaft nächst bevorstehende Wetterveränderungen anzuzeigen, wohl zu sehr abgesprochen wird. Uebrigens ist die Aerometrie im Ganzen sehr lichtvoll und ausführlich genug vorgetragen, auch nicht unzweckmäßig im Anhange die wahrscheinliche Höhe des Luftkreises erwiesen. Der Schluß inzwischen, daß wegen der Höhe mancher Meteore (Sternschnuppen, Nordlichter u. s. w.) in hundert Meilen Entfernung von der Erdoberfläche noch Spuren von Luft vorhanden seyn müssen, bleibt so lange unzulässig, bis erwiesen ist, daß zum Erscheinen derselben Luft erforderlich sey. Die Theorie des Höhenmessens vermittelst des Barometers ist nach de Lüc kurz vorgetragen, und über die Elasticität des Wasserdampfes ist bloß die Daltonsche Theorie aufgenommen und mit den Resultaten der Versuche von Schmidt verglichen. Wenn aber der Verf. S. 442 wünscht, daß mehrere Naturforscher sich der Wiederholung und Fortsetzung solcher Versuche unterziehen möchten; so kann Rec. nicht umhin, sein Befremden darüber zu äußern, daß unter mehreren andern die Untersuchungen und Formeln von Betancourt, s. Prony neue Architectura hydraulica üb. von Langsdorf Th. II. im Anf. Mayer, s. comment de vi elast. vaporum in Comment. Soc. Reg. Gott. Muncke, s. physicalische Abhandlungen, Gießen 1816,

und Ure in phil. transactions 1818. T. II. S. 338 gar nicht erwähnt sind, da namentlich die gehaltreiche Schrift von Mayer die Daltonschen Resultate prüft, und die Größen, wie sie die Mayersche Formel angiebt, mit den neuesten, wichtigen Versuchen des polytechnischen Institutes in Wien am besten harmoniren. Sehr plan und durch viele eben so interessante als fruchtbare Anwendungen erläutert ist die Pneumatik in ihren Elementarbegriffen vorgetragen, und wird vorzüglich von Anfängern mit großem Nutzen nachgelesen werden.

Im zweyten Theile wird zuerst von der Electricität gehandelt, und hiervon das Bekannte und Wesentlichste beygebracht, ohne gerade in tiefere Forschungen einzugehen. Indem das Compendium auch für academische Vorlesungen bestimmt ist, könnten manche Erörterungen wohl etwas tiefer eingreifend seyn. So ist z. B. das Gesetz, daß die Repulsivkraft der Electricität den Quadraten der Entfernung umgekehrt proportional sey, aus Coulomb's Versuchen gefolgert, ohne der mit einem eben so zweckmäßig construirten Apparate als vorzüglicher Sorgfalt angestellten Versuche des Oberbaurath Simon in Gilberts Ann. Bd. 28. S. 277, und der hiermit übereinstimmenden von Parrot ebend. Bd. 61. S. 270 zu erwähnen, aus denen übrigens ein ganz verschiedenes Resultat folgt. Das ganz unvergleichliche, von Behrens und Bohnenberger angegebene Electrometer ist gar nicht erwähnt, und die eigentliche Beschaffenheit und Construction der nassen und trocknen Säulen keineswegs hinlänglich angegeben. Auch mit der Ansicht des Verf. S. 81: „Man kann zwar nicht sagen, daß durch dergleichen" (nämlich trockne) „Säulen wichtige Entdeckungen gemacht wären, doch sind sie nicht unmerkwürdig", stimmt Rec. nebst gewiß vielen andern nicht überein, und wenn es weiter heißt: „Es wäre wohl der Mühe werth, die Versuche mit möglichst großen und zahlreichen Platten zu wiederholen"; so ist dieses wirklich schon durch viele, namentlich durch Bohnenberger geschehen. S. Gilb. Annal. Bd. 53. S. 352. Die Funken, welche bey der Volta'schen Säule zwischen den sich berührenden Dräthen sichtbar werden, S. 76 sind in der Regel bloß Folge des verbrennenden Metalls, wogegen größere trockne Säulen allerdings leichter electrische Funken geben. Als

eine Kleinigkeit könnte noch bemerkt werden, daß Taffent als Ueberzug über die Platte des Condensators der eigenen Electricität wegen unbrauchbar ist, statt der von Lichtenberg vorgeschlagenen kleinen Glasstücke aber zweckmäßiger nach Mayer kleine Tropfen Siegellack genommen werden. Wenn aber die von du Fay vorgeschlagene Bezeichnung der beyden Electricitäten wieder eingeführt werden soll, so muß Rec. dagegen erinnern, daß dieses nach dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft schwerlich zulässig seyn kann, da Siegellack an einigen Metallen gerieben positiv, Glas aber unter verschiedenen Bedingungen negativ wird. S. Singer Electricitätslehre übers. von Müller. S. 21.

Gegen den Abschnitt über den Magnetismus dürfte die Kritik schwerlich etwas zu erinnern haben, es sey denn, daß Coulombs frühere Behauptung S. 88, als wenn alle Körper schwache Spuren von Magnetismus zeigen, später zurückgenommen ist, indem sich fand, daß dieselben bloß von den geringen Quantitäten des beygemischten Eisens herrühren, wie Biot Bd. 3. S. 117 seines größeren Werkes aus den Papieren desselben deutlich nachgewiesen hat. Einige Bemerkungen zum achten und letzten Abschnitte, worin vom Lichte gehandelt wird, erlaubt sich Rec. deswegen beyzubringen, damit der allgemein geschätzte Verf. dasjenige bey einer künftig wiederholten Auflage zu verbessern veranlaßt werden möge, worüber er den vorgeschlagenen Aenderungen beypflichten zu müssen glaubt. Eine bloße Erwähnung der Photometer, namentlich des so leicht einzurichtenden und praktisch so nützlichen Rumfordschen dürfte vielen ungenügend erscheinen, und ist dieses wohl ohne Streit wichtiger, als der weitläuftige Beweis S. 123, daß das sich von einem leuchtenden Punkte verbreitende Licht hinsichtlich seiner Stärke dem Quadrate der Entfernung umgekehrt proportional sey. Warum aber nach der Erläuterung der allgemeinen Begriffe von der geradlinigen Verbreitung des Lichtes sogleich vom Sehen und vom Auge gehandelt wird, welches doch ein ganz eigentlich dioptrisches Werkzeug genannt werden muß, ist nicht wohl begreiflich, zumal da der Verf. selbst sagt S. 132: „Alles was in der Erklärung des Sehens von der Optik gefordert werden kann, läßt sich sehr vollständig aus dem Gesetz

der Brechung ableiten" (durch einen nicht angezeigten Druckfehler steht: Berechnung). Ob nach Home und Ramsden die Veränderung des Auges für nahe und entfernte Gegenstände bloß aus der Thätigkeit der vier geraden Muskeln abgeleitet werden könne, hierüber sind die Physiologen noch keineswegs völlig einverstanden. Was der Verf. über die Ursache sagt, daß wir die Gegenstände nicht verkehrt sehen, wird den unkundigen Leser mehr verwirren als belehren, so deutlich auch die Art unsers Urtheils über Größe und Entfernung von Gegenständen nachgewiesen ist. Eben so dürfte es nicht ganz consequent scheinen, die Zahl der einfachen Farben auf sechs herabzusetzen, weil hellblau und dunkelblau nur Stufen derselben Farben sind, S. 239; denn eben dieses läßt sich vom Gelb und Orange sagen, welche übrigens nach unserer Ansicht gleichfalls nur Stufen der nämlichen Farbe sind. In dem Nachtrage über die neueren optischen Entdeckungen S. 283 wird es als ausgemacht angesehen, daß es nur drey einfache Grundfarben, nämlich roth, gelb und blau giebt, wogegen aber das Argument streitet, daß beym Durchgange des polarisirten Lichtstrahls durch dünne Gypsblättchen das Grün allezeit mit dem Rothen, wie das Blaue mit dem Gelben wechselt, und daß auf gleiche Weise bey den gefärbten Schatten Roth und Grün correspondiren. Bey den achromatischen Fernröhren wird des vorzüglichen, in Frankreich verfertigten Flintglases und der Objectivlinsen aus zwey Glasarten gedacht, welche Hr. Oberbergrath Schaffrinsky in Berlin verfertigen soll; allein alles Aufhebens ungeachtet, welches man von dem französischen Flintglase gemacht hat, sind doch bis jetzt noch keine ausgezeichnete Achromaten französischer Künstler bekannt, und Objectivlinsen aus zwey Glassorten werden gegenwärtig viele von deutschen Künstlern, namentlich in München verfertigt, auch hätten bey einer übrigens so vollständigen Untersuchung die von Frauenhofer entdeckten Streifen im Farbenprisma im letzten Bande der Münchener Denkschriften und bey Gilbert Bd. 44. S. 264, desgleichen die Bemühungen der Herren Bohnenberger, Gauß und anderer um die Verbesserung der achromatischen Linsen erwähnt werden können. S. Zeitschrift für Astronomie Bd. 1. S. 282 und 385 u. s. w. Was in

dem Anhange über die neueren optischen Entdeckungen von den Versuchen mit dem Farbenkreisel gesagt wird, ist allerdings sehr interessant und verdient bey fortgesetzten Untersuchungen sehr beachtet zu werden, läßt aber noch manche Einwendung zu. Zugleich werden die Versuche des Hrn. von Seebeck über die Bestimmung der Axen in den Krystallen als solche erwähnt, deren Bekanntmachung das Publicum mit vieler Erwartung entgegensieht, welches Rec. um so lieber hier aushebt, je größer sein Verlangen ist, dieselben kennen zu lernen, um sie mit eigenen, ohne Zweifel viel weniger vollkommenen zu vergleichen. In die Rüge des Misbrauchs, welchen die Naturphilosophen mit dem Worte Polarisation getrieben haben S. 312, stimmt Rec. zwar vollkommen ein, muß aber bemerken, daß der Ausdruck selbst nach Malus, Mayer u. a. der Sache in diesem Falle vollkommen angemessen ist, weil ganz ernstlich vom polarischen und äquatorischen Einfalle der Lichttheilchen geredet wird. Die Erklärung, welche v. Grotthuß über die Entstehung der subjectiven, oder durch v. Göthe sehr passend physiologisch genannten Farben aufgestellt hat, daß nämlich durch den Eindruck eines farbigen Lichtes die Receptivität des Auges für diese Farbe geschwächt, für die entgegengesetzte aber erhöhet werde, hat zwar viel für sich, indeß giebt es doch manche Erscheinungen, welche auf dieselbe keineswegs mit genügendem Grunde zurückgeführt werden können.

Heidelberg,

Engelmannsche Buchdruckerey.

Jahrbücher der Litteratur.

ידידיה Jedidja, eine religiöse, moralische und pädagogische Zeitschrift, herausgegeben von J. Heinemann, Dr. Vierten Bandes zweytes Heft. Berlin, beym Herausg. und im Büreau für Litt. und Kunst. 290 S. 8.

Mit Vergnügen zeigen wir die Fortdauer dieser nützlichen Zeitschrift an, soweit sie uns bekannt geworden ist. I. Von Heinemannischen Erzieh- und Lehranstalten. Wie die Unterrichtanstalt für Kaufleute jetzt gebildet sey. II. Chronologisch historischer kurzer Abriß der Geschichte von Abraham bis zur babylonischen Wegführung. Nach richtig historischen Blicken. Davids Reich wird S. 160 auf 540 geograph. Quadratmeilen und 6 Millionen Einwohner berechnet oder geschätzt. Die folgenden Heere von Judäern zu 5 bis 800 tausenden S. 164. 165, — setzen sie nicht schon eine allgemeine Bürger-Rüstung und Bewaffnung voraus? Durch stehendes Heer hätte Juda nie so stark seyn können! III. Nachrichten über Juden zu Mogador in Marocco und zu Jerusalem 1815. Die in Palästina, welche von den Auswärtigen durch Beysteuern erhalten werden müssen, wegen „künftiger verheißener Wiedereinnahme Jerusalems“ (S. 181), sammeln durch ausgeschickte Priester eine jährliche Beysteuer, welche 1814. 580,000 Dollars betragen habe. S 180. Ein besonderer festlicher Genuß von Brod und Wein wird S. 183 angeführt als ein der Beschneidung vom Verf. gleichgestellter jüdischer Religionsgebrauch bey Einweihung der Sabbate und Festtage. „Auf meiner Reise nach Tanger, schreibt der ungenannte (?) reisende Verf. S. 184, kehrte ich, von 2 Juden begleitet, zu Saffo in einem jüdischen Hause ein, wo meine Reisegefährten von ihren dortigen Anverwandten mit einer Abendmahlzeit bewirthet wurden. Vor derselben brachte man der aus 20 Personen bestehenden Gesellschaft

einen Kelch, in Form eines Deckelkrugs, und ein weißes Brod mit darin gebackenen, zerschnittenen grünen Kräutern. Alle erhoben sich zu gleicher Zeit, schlossen einen Kreis, um die aus gekochtem Geflügel bereitete und auf den Fußboden (auf den Schulchan?) hingesetzte Malzeit und fiengen an, ihre hebr. Gebete (Berachot? ευλογιας?) singend herzusagen, und zwar in einer Mundart, welche von der, die bey uns gelehrt wird, wesentlich abweichen soll. Als dieser Gesang wohl eine Viertelstunde gedauert, traten sie zu dem erwähnten Brode, von welchem jeder ein Stückchen verzehrte und auch ich, um mich nicht auszuzeichnen, etwas nahm. Unter fortwährendem Singen ward denn der Kelch herumgereicht; jeder trank daraus, so wie auch ich ein wenig von diesem, mir eben nicht sehr schmackhaften, aus Wasser und Rosinen bereiteten Wein genoß. Darauf wendeten sie sich alle nach Osten, verneigten sich, noch immer singend, dreymal, bis halb zur Erde, schlossen wieder einen Kreis und setzten sich, nach dem Händewaschen, zur Malzeit auf den Boden nieder. Am folgenden Abend wurden dieselben Ceremonien wiederholt, und noch dem Essen arab. Lieder gesungen und Geschichten erzählt." So der Reisende. Rec. hat diese Sitte des Brodbrechens nicht gekannt. Es wäre ihm interessant, belehrt zu werden, wie alt sie seyn mag und ob allgemeiner, oder wo verbreitet. Auch aus Buxtorf de S. Coena erinnert er sich keiner von diesem Kenner des Rabbinischen und Neujüdischen daher genommenen Parallele. Immer hat Recensent die Vermuthung, daß Jesus sein heiliges Gedächtniß an einen feyerlichen Genuß von Brod und Wein geknüpft habe, mit der Bedeutung: Denket Meiner, so oft ihr esset und trinket! Die Vergegenwärtigung seiner und besonders seines Sterbens als Messias, als Stifters eines Gottesreichs durch gewaltlose Ueberzeugungskraft und überzeugungstreue Gesinnung, will Er, sollte viel häufiger seyn, als die Paschamalzeit! Hatten denn etwa Juden schon zu seiner Zeit eine feyerliche Ceremonie mit Brod und Wein, die Er auf alle feyerliche Christenmalzeiten herüberzunehmen veranlaßt seyn konnte? — IV. Erbärmlicher Zustand, der etwa 8000 jüd. Einwohner eines jetzigen Stadtviertels von Jerusalem (S. 197)

nach der Reise des Comte de Forbin. Dieser rühmt aber S. 195 die Schilderungen Chateaubriands, welche doch häufig nur Erzeugnisse der Phantasie und an sich sachleer sind, so übertrieben, daß wir ihm selbst desto größere Glaubwürdigkeit anwünschen. S. 196 ist die kurze Andeutung, daß sich die Juden von Jerusalem die Erlaubniß, ein Fest der Gräber im Thale Josaphat zu halten erkauft hatten, welche F. auf den Grabsteinen ihrer Väter dort schweigend sitzen, gesehen haben will, für die Glaubenskraft des Rec. allzu kurz. In seiner Declamation S. 198 hält F. die Juden für das Volk, „welches die prachtvollsten Monumente von Memphis und Rom mit seinen Händen errichtete und mit seinem Schweiß badete.“ Wußte dieser neue Chateaubriand nicht, daß Salomo seine Baukünstler aus Tyrus her erhalten mußte? Den Namen „Hiram“ sollte doch ein solcher Baukenner kennen! Nach S. 200 will F. von Bethlehem aus gar die Spitze des — Sennacherib gesehen haben. Sennacherib? Hat Er etwas gehört, so muß es Sinai und Choreb geheißen haben. Einem solchen Wallfahrer ist es gleichgültig, damit den assyrischen König Sancherib zu verwechseln. Er spricht dennoch so fort, wie ein Chateaubriand. — S. 243 — 265. Denkschrift für Verbesserung der Juden in Bayern an die dortigen Stände im J. 1819. Allzu viele Worte. Treffende Vorschläge wären besser. S. 265. Literär-historische Andeutungen von L. Zunz, welche Belege und Ausführung verdienten!! S. 272 bis Ende. Historisch-statistische Notizen. Pohlen enthalte 2 Millionen 732,324 Einwohner, worunter 212,944 Juden; die 28 Regierungsbezirke Preußens — 127,345 Juden. Schweden habe nur 7 — 800. Der Karaiten bey Baktschiserey, der Tatarenstadt, seyen 8000. s. Dr. Way Reise durch Rußland. — L. L. Hellwiz wurde (S. 283) wegen seiner wohlwollenden Schrift: Organisation der Israeliten in Deutschland (1819) von Sr. K. H. dem Großherzog von Baden aufgemuntert. — Auch bey dem Titel dieses Buchs wundert sich Rec., daß manche jetzige Juden gerne diese Benennung mit der von Israeliten vertauschen möchten. Ιουδαιος, יְהוּדִי war ein Ehrenwort. s. selbst bey Apostel Paulus, Röm. 2, 29. die Anspielung ὁ επαινος auf das pyhalische Nennwort, יְהוּדָה =

celebrabitur. Israeliten hingegen waren, seit Jerobeam, die von Davids Dynastie und Theokratie abtrünnig gewordene! Auch die Geschichte Jakobs, welcher den Beynamen Israel bekam, ist nicht so erbaulich, daß man nach ihm genannt zu werden, erst wählen sollte. Rec. wünscht vielmehr allen Juden selbstverdiente Rückkehr zum alten הוֹד (Preis) des אֲשֶׁר יְהוּדָה = dessen, der zu preisen ist.

H. E. G. Paulus.

Aus dem Jedidja ist besonder abgedruckt:

Moses Mendelssohn. Fragmente von Ihm und über Ihn. (Von) David Friedländer für Gönner und Freunde. Berlin 1819. bey Enslin. 89 S. 8.

Ein so rein und fein geläuterter Geist, wie M. M. war, soll er nicht immerfort, immer aufs neue, eine Leuchte für das Dunkel der Zeit seyn? Wie der feinste Wohlgeruch durchdringe er die Zeitalter, wo er längst nicht mehr sichtbar und ponderabel (wägbar) ist. — S. 14. 15. „Konnte dieser Judenbursche (aus Pohlen) ohne Erziehung, ohne andere Bildung, als die aus den Kräften seines Gemüths und des ihm angebornen (mitgebornen) Sinnes sich zu dieser eminenten Höhe (von Verfeinerung des geistigen Denkens und Empfindens nicht allein, sondern auch des geistigen Aussprechens und Mittheilens, und zugleich, was noch wichtiger ist, zu dieser eminenten Höhe) von Sittlichkeit emporschwingen; konnte er in seiner Seele (scharfes und freyes Denken, Reinigung von so manchfachen Vorurtheilen im Philosophiren und Theologisiren, lichte Vereinfachung vieler schwererer Wahrheiten und Forschungen) Gottesverehrung, Gottergebenheit und (duldende belehrende) Menschenfreundschaft vereinigen, warum nicht auch andere Jünglinge dieses Volks (und anderer Völker)?“

Diese Fragmente beweisen aufs neue, daß die Rückerinnerungen an einen, nach Denken und Wollen würdigen, Geist auch in ihren kleinsten Theilen die wahren Reliquien sind. Sie sind, wie einst der Balsam von Jericho, dessen kleinster Ueberrest unzerstörbaren Wohlgeruch verbreitet. Das wird mit

uns empfinden, wer hier bis S. 21 einige Lebensschilderungen über M., S. 23 sein tiefes Wort nach Lessings Tod (Eines der Höheren, deren — wenigstens die nächste Nachwelt nicht werth zu seyn scheint. Hebr. 11, 38.), S. 32—38 die Art der geistvollen Abendzusammenkünfte bey M. M., S. 39—62, das Ausgeführte einer solchen Unterhaltung über den Unterschied zwischen einem die Menschheit vermeintlich überfliegenden und einem das Göttliche im Menschlichen findenden Supernaturalismus mit einem Beyspiel an der wahrsch. vormosaischen Schöpfungsgeschichte — mit ganzem Gemüth genießt. Noch anziehender sind von S. 65 — einige Briefe von M. an und wegen Bonnet und die mit Klugheit verbundene Weisheit in der Rettung eines im Kerker (nicht von der Gerechtigkeit, aber von der Justiz fast) Vergessenen. S. 85.

Dank dem mitfühlenden Erhalter dieser geistigen Reliquien, der sie als Lebensschüler des Weisen, für das Weisewerden mit Weisheit giebt. Denn zu einem rohen Zusammenstoppeln von Anekdoten möchte auch Rec. nie aufmuntern.

Gar zu gerne möchte Rec. hier anfügen, wie M. nach S. 25—30 zur Bildung des Menschen für Religion und Staat durch überzeugenden Unterricht zu rathen pflegte. Wahrhaft ein Wort für unser Zeitbedürfniß! Wie viel Noth wird noch nöthig seyn, um es zur Ausführung zu bringen.

Hier nur das Kurze, was M. gewöhnlich in Stammbücher schrieb:

Bestimmung der Menschen.

Nach Wahrheit forschen,
Schönheit lieben,
Gutes wollen,
Das [möglich-] beste thun.

In seines Bruders Stammbuch schrieb der Weltweise:

Die Staatskunst spricht:
Wer einen Gott erkennt, der muß geduldet werden!

Die Religion lehrt:
Wer ihn nicht dulden will, erkennet keinen Gott!

„Briefe von dem berühmten Mendelssohn“ sind nach S. 88 in hebräischer Schrift gedruckt Wien, bey Anton Schmid, k. k. privileg. hebräischer Buchdrucker. 1794. Sollte nicht einem der theilnehmenden Leser dieses Blatts möglich seyn, sie dem Rec. mitzutheilen?

Dieser erhielt indeß mit Vergnügen diejenige Friedländersche Schrift:

Ueber die durch die neue Organisation der Judenschaften ꝛc. nothwendig gewordene Umbildung 1. ihres Gottesdienstes in den Synagogen, 2. ihrer Unterrichtsanstalten ꝛc. und 3. ihres Erziehungswesens überhaupt. Berlin 1812.

von welcher unsere Jahrbücher S. 38 die Klage des Verf. anzuführen hatten: „die Schrift blieb ohne alle Würkung!“ Sie hat bessere Würkung allerdings verdient. Da sie diese im Badischen zum Theil gegenwärtig erreicht, so hofft Rec. an einem andern Ort hierüber zur Nacheiferung aufmuntern und Näheres nach Verdienst bekannter machen zu können.

H. E. G. Paulus.

Philonis opera omnia, Graece et Latine ad Editionem Thomae Mangey, collatis aliquot Mss. edenda curavit Aug. Frid. Pfeiffer, Smi Marggravii Brandenb. a Consil. aul. Ling. Oriental. Prof. Publ. Ord. Editio secunda. [oder: Iterata?] Vol. I. II. III. IV. V. Erlangae in Libraria Heyder. 1820. 8. (21 fl. oder 11 thlr. 16 gr.)

Wohl möchte es gegenwärtig an der Zeit seyn, den alten, sich selbst für begeistert erachtenden, alexandrinisch-jüdischen Allegoristen und Mystiker wieder ins Andenken zu bringen. Wie reizend und nachahmungswürdig klingt es libr. de Cherubim f. 86., daß er, nachdem er schon 2 Allegorien, was die Cherubim andeuten möchten, vorgetragen hat, mit Selbstverwunderung versichert: „Noch eine sinnigere Auslegung habe ich von meiner Seele gehört, welche von Gott ergriffen zu werden, θεοληπτεισθαι, und dann von Dingen, die sie nicht gewußt hat, zu weissagen, μαντευεσθαι, gewohnt

ist.“ Für so leicht möglich, zugleich aber auch nicht für etwas entscheidendes und das Alleinwahre gebendes, hielt man das mals die höhere Begeisterung! Möchten dann aber nur alle, welchen dieses poetische und phantasirende Moralisiren und Dogmatisiren nachzuahmen beliebt, auch gelehrt genug seyn, um aus Philo schöpfen zu können. Er, die jüdische Hauptquelle derselben, ist wenigstens weit genialischer und geschmackvoller, als Justinus, der sogenannte Philosoph und Märtyrer, welcher, für oder eigentlich gegen das christliche, ein viel abentheuerlicheres Vorbild jener zweifelhaften Kunst geworden ist. Wären nur die Mystiker unserer Tage im Stande, aus Philo zu schöpfen und seine Methode zu ergründen, so wäre, wenn je nicht dieser Grad von Gelehrsamkeit sie eher ächte historische Bibelforscher zu werden veranlaßte, wenigstens Hoffnung, daß diese gegenwärtige Erneuerung der deutschen Auflage bald mit den noch übrigen, mehr historischen und daher an sich und für Alle wichtigeren Werken Philo's vermehrt und dadurch ein vollständiges Ganzes werden könnte. Für jetzt nämlich enthalten die fünf Volumina, nach der Mangeyischen, mit guten Pfeifferischen Zusätzen vermehrten, Präfation, nur die Philonischen Allegorisirungen über Genes. I. bis Genes. XXXI. und das allgemeinere Philosophema über Abraham, als Musterbild unbescholtener Gesetzlichkeit, = Βιος του κατα διδασκαλιαν τελειωθεντος, ἢ περι νομων αγραφων, ὁ εστι Περι Αβρααμ, welcher, nach Philo, nicht nur νομιμος, gesetzmäßig, sondern selbst sich ein Gesetz war, νομος αυτος ων και θεσμος αγραφος. Bis jetzt liefert demnach die Erlangische Ausgabe nur ungefähr die Hälfte der Philonischen Werke. (Einige bis dahin unentdeckte hatte Mangey zu erhalten das Glück. Mehrere, den Titeln nach bekannte, gelingt es vielleicht einem Mai oder sonstigen thätigeren Bibliotheksvorstehern noch aufzufinden!) Besonders kann der Theolog und der Geschichtforscher mit der Erlangischen Editio secunda noch nicht zufrieden seyn, solange sie nicht das historisch wichtigere, wie von den Therapeuten oder de vita contemplativa, in Flaccum, de Legatione ad Cajum Imp. auch de vita Mosis und das weitere, wiewohl allegorisirende, über dessen Gesetze auch geliefert haben wird. Philo war, wie Origenes, ein

Allegoriſt, der doch auch über den ächt hiſtoriſchen Sinn, über Sitten und Zeitumſtände nicht unbekümmert, manches nach bleibend richtigen Kenntniſſen beleuchtete. Die hiſtoriſchen Aufſätze aber haben ohnehin den vollen Werth der Gleichzeitigkeit und Selbſterfahrung, ſo daß, ſie geleſen zu haben, jedem Theologen und Geſchichtforſcher eben ſo unentbehrlich iſt, als die ſpäteren Stücke der jüdiſchen alten Geſchichte, des jüd. Kriegs und des eigenen Lebens von Joſephus. Eben deswegen iſt noch eine Reflexion hier unabweislich. Welch ein Unterſchied zwiſchen Ehmals und Jetzt in Erſchwerung auch nur der äußern Mittel für gründlich gelehrte Kenntniſſe!! Rec. hat alle 1613 bekannte Werke Philo's in einem Folianten, griech. und lateiniſch — excudebat Petrus de la Roviere — 1613. Coloniae Allobrogum — vor ſich (eine Ausgabe, die er, auch in der Harleſiſchen Bibliotheca graeca Fabricii, nicht angezeigt findet). Dieſer recht gute bequeme Abdruck des Textes und einer meiſt guten Verſion mag nie über 5 Thaler gekoſtet haben, iſt aber jetzt ſelten zu bekommen. Nur die Hälfte der Philoniana koſtet in der neuern, wegen mancher Varianten und Noten, doch nicht entbehrlichen Ausgabe — 21 Gulden. Aehnliche Misverhältniſſe der Preiſe für jede Art von nöthigen beſſeren Hülfsmitteln zeigen ſich bey allen Aemtern in Staat und Kirche, welche ohne einiges gelehrtes und wiſſenſchaftliches Fortſchreiten, alſo ohne die Hauptbücher, nichts als Mechanismus werden müßten. Und trotz dieſer Steigerung aller der, dem, welcher gründlich ſtudieren und fortſtudieren will, unentbehrlichen Hülfsmittel, findet mancher dagegen nichts zeitgemäßer, als — die Einnahmen derer, die durch Studien Aemter erreichen und ohne ächte Studien nur klägliche Diener des Allgemeinen ſeyn müßten, wie den Erwerb des Handels zu behandeln, welcher ſeine Einnahmen auf jede Weiſe zu mehren und ſeine geſetzlichen Abgaben auf Andere zu vertheilen Gelegenheit genug hat und benutzt.

H. E. G. Paulus.

Versuche über die Wege, auf welchen Substanzen aus dem Magen und Darmkanal ins Blut gelangen, über die Verrichtung der Milz und die geheimen Harnwege, angestellt von Friedrich Tiedemann und Leopold Gmelin, Professoren in Heidelberg. Bey Mohr und Winter. Heidelberg 1820. 119 S. in 8.

Die seit kurzer Zeit an unserer Akademie statt gehabte, ungemein zweckmäßige Vereinigung sämtlicher naturwissenschaftlicher Anstalten in einem großen, neu eingerichteten Gebäude, bot den Verf. dieser Schrift eine treffliche Gelegenheit dar, einen Versuch zu machen, durch Verbindung anatomischer und chemischer Forschungen das Gebiet des physiologischen Wissens zu erweitern. Sie richteten hier zuerst ihr Augenmerk auf ein physiologisches Problem, das nur durch Versuche an lebenden Thieren und durch Anstellung chemischer Analysen zu lösen ist, nämlich auf die Frage, ob die Saugadern die einzigen Wege sind, auf welchen Nahrungsstoffe und Arzneymittel aus dem Magen und Darmkanal in das Blutgefäßsystem gelangen, oder ob auch durch die Venen des Magens und Darmkanals solche Substanzen aufgenommen und geradezu in die Blutmasse ergossen werden. Um diese Frage zu beantworten, wurden lebenden Thieren, Hunden und Pferden, verschiedene riechende, färbende und mineralische Substanzen beygebracht. Einige Zeit darnach wurden die Thiere getödtet, der Chylus aus dem Milchbrustgang und den Saugadern des Darmkanals, so wie das Blut der Gekrös-, Magen- und Milz-Venen und der Pfortader wurden aufgefangen, untereinander verglichen und chemisch untersucht, um auszumitteln, in welchen dieser Flüssigkeiten die den Thieren gereichten Substanzen vorkämen. Einige der Hauptresultate der von den Verf. angestellten Versuche sind folgende: Färbende Stoffe, Indigo, Rhabarber, Färberröthe, Cochenille, Lackmus, Alkanna, Gummigutt und Safrgrün ertheilten ihre Farbe niemals dem aus dem Milchbrustgang aufgefangenen Chylus, und ihr Vorkommen in demselben war auch durch chemische Reagentien nicht auszumitteln. Dagegen zeigte sich das Serum des Bluts der Gekrös-Venen und der Pfortader sehr stark grünlich gelb gefärbt nach der Gabe von Indigo, und Spuren der Rhabarber waren in ihm zu bemerken, nach der Reichung dieser Substanz. Der Harn

wurde durch Indigo, Rhabarber, Färberröthe und Gummigutt sehr stark gefärbt und das Vorkommen der färbenden Stoffe ließ sich durch chemische Reagentien leicht darthun.

Riechende Stoffe, Campher, Moschus, Weingeist, Terpentingeist, Dippels Thieröl, Asa foetida und Knoblauch verriethen sich niemals im Chylus des Milchbrustgangs und der Saugadern des Darmkanals, wohl aber war der Geruch des Camphers, des Moschus, des Dippelschen Oels und des Weingeistes am Blute der Milz- und Gekrös-Venen, so wie an dem der Pfortader zu bemerken. Im Harn wurde nur der von dem Terpentingeist herrührende Veilchengeruch erkannt.

Von Salzen, namentlich Bleizucker, essig- und blausaurem Queckſilber, salz- und schwefel-saurem Eisen, salzsaurem Baryt, blausaurem und schwefelblausaurem Kali wurden nur die beyden letztern und einmal etwas Eisen im Chylus des Milchbrustgangs aufgefunden. Hiegegen kam blausaures und schwefelblausaures Kali, Blei und Eisen im Blute der Gekrösvenen vor; eben so blausaures Kali, Eisen und Baryt im Blute der Milzvene; desgleichen bleisaures und schwefelblausaures Kali, Eisen, Blei und Baryt im Pfortader-Blute. Endlich wurden blausaures und schwefelblausaures Kali, Eisen und Baryt im Harn angetroffen.

Da die meisten der eben genannten Färbe- und Riech-Stoffe, so wie die Salze im Blute der Pfortader, so wie in den dieselbe bildenden Aesten vorkamen, nicht aber im Chylus des Milchbrustgangs und der Saugadern des Darmkanals, so folgern die Verf. daraus, es gelangten solche Substanzen nicht durch die Saugadern und den Milchbrustgang, sondern durch die Venen des Darmkanals in die Blutmasse, und sie schreiben eben diesen Venen das Vermögen zu, solche Substanzen einzusaugen. Die Saugadern des Darmkanals haben zufolge der angestellten Versuche vorzüglich die Bestimmung, den aus den Alimentar-Stoffen gebildeten Chylis aufzunehmen, während die färbenden und riechenden Stoffe, welche nicht durch die Einwirkung der Verdauungs-Organe zersetzt werden, so wie salzige Substanzen, directe durch die Wurzeln der Magen- und Darm-Venen aufgenommen werden. Da ferner mehrere Färbe- und Riech-Stoffe, so wie Salze, in dem Harn vor-

kamen, die nicht im Chylus, wohl aber in dem Blute der Pfortader bemerkt wurden, so erklären die Verf. das schnelle Erscheinen solcher Substanzen im Harn, bald nach Aufnahme derselben in den Magen und Darmkanal durch die Einsaugung mittelst der Magen- und Darm-Venen. Sie verwerfen dagegen, auf mehrere Untersuchungen sich stützend, die von einigen Physiologen vertheidigte Existenz geheimer Wege zwischen dem Darmkanal und den Harn absondernden Organen.

Die Milz sehen die Verf. als ein Organ an, welches zu dem Saugader-Systeme gehöre, und die Verrichtung habe, aus dem arteriellen Blute ein röthliches und sehr coagulabeles Fluidum abzusondern, das durch die zahlreichen Saugadern dieses Organs aufgenommen und zum Behufe der weiteren Assimilation des Chylus in den Milchbrustgang ergossen werde. Zu dieser Ansicht wurden sie durch die Beobachtung geleitet, daß sie die Saugadern der Milz solcher Thiere, die bald nach der Aufnahme von Nahrungsmittel getödtet wurden, immer mit einer röthlichen und sehr coagulabelen Lymphe strotzend angefüllt sahen, und daß der Chylus in dem Milchbrustgang nach Einsenkung der von der Milz kommenden Saugadern eine sehr bemerkliche röthliche Färbung und eine starke Gerinnbarkeit zeigte, welche dagegen an dem Chylus der directe von dem Darmkanal kommenden Saugadern nicht bemerkt wurden, sondern dieser zeigte sich immer ganz weiß und gerann nicht. Die angegebene Meinung haben die Verf. außerdem durch mehrere aus der vergleichenden Anatomie entlehnte Gründe zu erweisen gesucht. Und endlich haben sie an einem Hunde einen Versuch über die Wirkung des Ausschneidens dieses Organs auf die Beschaffenheit des Chylus im Milchbrustgang angestellt. Aus demselben ergab sich, daß der Chylus nicht geröthet wurde, und einen geringern Grad von Gerinnbarkeit zeigte, als bey solchen Thieren, denen die Milz nicht ausgeschnitten worden war.

Tiedemann und Gmelin.

Lehrbuch der christlichen Kirchengeschichte. Zum Gebrauch akademischer Vorlesungen. Von J. T. L. Danz. Erster Theil. Jena, bey Cröcker. 1818. 526 S. 8.

Rec. wundert sich, daß, soviel er bemerken kann, dieses kirchenhistorische Lehrbuch die Aufmerksamkeit noch nicht erhalten zu haben scheint, welche es durch eigenthümliche gute Einrichtungen in Plan und Ausführung verdient. Es hat sich in Perioden und in kleinere Zeitabschnitte nicht nach Willkühr getheilt, sondern so, wie das Geschehene selbst sie zu machen veranlaßt. Denn, nur wo in dem Ganzen der Begebenheiten eine ins Allgemeine würksame Abänderung eingetreten ist, hat auch der Geschichtschreiber der Kirche passende Abschnitte anzunehmen, wenn auch nicht immer zugleich in der allgemeinen Staaten- und Völkergeschichte parallele Epochen eintreten. Ferner sind nicht nur allgemeinere Quellen für jeden Abschnitt und Haupterfolg vorangesetzt; auch in den Anmerkungen findet man diejenige ältere und neueste Literärkenntniß, durch welche man das Specielle, nach Bedürfniß, sich weiter klar zu machen vermag, reichlich und doch mit Auswahl und Genauigkeit angegeben. (Da dieser Anmerkungen oft viele bey einzelnen Paragraphen werden mußten, so wäre es, wenn sie durch mehrere Seiten fortlaufen, eine Bequemlichkeit für die Benutzung, wenn die Person oder Sache, auf welche sich die Erläuterung bezieht, am Anfang jeder Note noch einmal gesetzt wäre.) Für sich selbst, gesteht Rec., je mehr er dieses Compendium schätzbar fand, gewünscht zu haben, daß bey solchen Stellen, wo sein Commentar über die Evangelien vollständigere Untersuchungen geliefert hat, z. B. über Jesu Geburts- und Todesjahr, über die Johannestaufe, die Folgereihe der Lebensgeschichte Jesu, die Entstehung der Evangelien ꝛc. öftere Nachweisungen auf diese Forschungen anzutreffen seyn möchten. Der eigenthümlichste Vorzug dieses Lehrbuchs aber ist der glückliche Entschluß, viele Hauptstellen aus den Concilien und Kirchenvätern in den Noten, mit richtiger Auswahl, in der Ursprache vorzulegen. Dieser Blick in die Quellen erläutert mehr und bestimmter, als vieles, was man etwa mit eigenen Worten daraus und darüber sagen könnte. Schon,

daß hier der Studierende an die alten Texte und ihre eigenen Wendungen, an die kirchliche und dogmatische alte Terminologie und Technologie, sich leicht gewöhnen kann, ist ein großer Vortheil. Würde überhaupt nicht eine Geschichte, welche, so viel möglich, aus Hauptstellen der Quellschriften zusammengefügt wäre und dazwischen nur Erläuterungen und Andeutungen des jetzt darüber zu fassenden pragmatischen Gesichtpuncts einzustreuen verstünde, die unterrichtendste und möglich-wahreste seyn? Kommt nicht das Geschichtlich-Gegebene durch jede neue Umschreibung, durch Umarbeitung des Gegebenen und die uns eigene Ansicht und Auslegung, immer dem Roman näher? Bey dem Verf. wundert man sich, daß er in so wenigem Raum so vielerley dieser Art authentisch vorlegen konnte. Dieses erreichte er durch die kluge Anlage des Abdrucks, welche mit kleiner, dennoch wohl lesbarer Schrift, vieles sehr bedeutende von Urnachrichten und Hauptnotizen zu gewähren möglich machte.

Eben diese zeitgemäße Berechnung des Raums und der davon abhängigen Verbreitung einer mehr umfassenden und doch minder kostbaren Schrift hätte Rec. gewünscht, bey einer Art von kirchenhistorischer Chrestomathie, welche angefangen ist, unter dem Titel:

Historiae ecclesiasticae veteris praecipua monumenta. Collegit Herm. Olshausen, S. S. Theologiae Licent. et Ordin. Repet. Sod. in Univers. reg. Berolin. Praefatus est Aug. Neander, S. S. Theol. Doctor et Prof. P. O. Vol. Primum. Tria priora secula continens. Berolini. Bey Dümmler 1820. 309 S. in 8.

Aufgenommen ist zuerst — Josephus Stelle über Jesus (Archäol. 18, 4.), wie sie von Euseb. I, 11. das erstemal angeführt wird, vorher aber nicht einmal von Origenes, adv. Celsum I, 47. p. 106. ed. Würzb. benutzt war. Im Abdruck sind einige mögliche Ausschmückungen, als trennbar, bemerkt, doch nicht alle. Vgl. meinen Commentar zu den 3 Evangelien Th. III. zu Mark. 15, 7. Da Josephus 20, 9.

umſtändlich über τον αδελφον Ιησοῦ, τοῦ λεγομένου Χριστοῦ Ιακωβος ονομα αυτω ſpricht, ſo lehrt uns wohl dieſe ſpätere Stelle vorausſetzen, daß bey ihm auch ſchon etwas von Jeſus vorher geſagt war. Freylich aber muß dieſes von der Art geweſen ſeyn, daß es nach Joſephus Anſichten über Jeſus geſagt ſeyn konnte. Hatte es Origenes noch ſo vor ſich, wie Joſephus würklich geſchrieben haben kann, das heißt, den Chriſten nicht günſtig, ſo iſt von ſelbſt erklärt, warum Orig. es nicht citirte. Zwiſchen ſeiner Zeit aber und dem Euſebius ſcheint dann das, was Joſephus geſchrieben haben konnte, durch leichtſcheinende Abänderungen überarbeitet und chriſtianiſirt worden zu ſeyn. Die Stelle wurde eben dadurch in ein allzu günſtiges, alſo verdächtiges, Zeugniß über Jeſus verwandelt. Dem Rec. ſcheint es nicht unthunlich, aus dem, was die chriſtlichen vermeintlichen Verbeſſerer daraus gemacht haben, doch noch das, was Joſephiſcher Text geweſen ſeyn mochte, zu reſtituiren. Ich verſuche, beyde Texte nebeneinander zu ſtellen:

Der chriſtianiſirte Text iſt:

Γινεται δε κατα τουτον τον χρονον Ιησους (τις Euseb.) σοφος ανηρ, ειγε ανδρα αυτον λεγειν χρη· ην γαρ παραδοξων εργων ποιητης, διδασκαλος ανθρωπων των συν ἡδονῃ τἀληθῆ δεχομενων. Και πολλους μεν των Ιουδαιων πολλους δε και ἑλληνικους (απο του ελληνικου, Eus.) ἐπηγάγετο. Ὁ Χριστὸς οὗτος ἦν. Και αυτον ενδειξει των πρωτων ανδρων παρ ἡμιν σταυρῳ επιτετιμηκοτος Πιλατου οὐκ ἐξεπαύσαντο οἱ πρωτον αυτον αγαπησαντες· εφανη γαρ αυτοις, τριτην ἐχων ἡμεραν, παλιν ζων,

Der wahrſcheinlich Joſephiſche ächte Text:

Γινεται δε κατα τουτον τον χρονον Ιησους στρόφις ἀνὴρ (oder: αντιστροφος ανηρ) ειγε ανδρα αυτον λεγειν χρη· ἦν γαρ παραδοξων ἔργων ποιητὴς, διδασκαλος ανθρωπων των συν ἡδονῃ τὰ ἄλλα ἥθη (oder: τἀήθη) δεχομενων. Καὶ πολλους μεν των Ιουδαιων, πολλους δε ἑλληνικοὺς ἐπήγαγετο „ὁ Χριστὸς οὗτος ἦν!“ Και αυτον ενδειξει των πρωτων ανδρων παρ ἡμιν σταυρω επιτετιμηκοτος Πιλατου οὐκ ἐξεπαύσαντο οἱ πρωτον αυτον αγαπησαντες (εφανη γαρ αυτοις τριτην ἐχων ἡμεραν

τῶν θείων προφητῶν ταῦτά τε καὶ ἄλλα μυρια περὶ ἀυτοῦ ἐιρηκότων. Εις δε νυν (εισετι δε νυν, Eus.) των Χριστιανων απο τουδε ωνομασμενων ουκ επελιπε το φυλον.

παλιν ζων) τῶν θείων προφητῶν ταυτα τε και αλλα μυρια περι αυτου ἐιρηκότων u. ſ. w.

Unter die inneren Spuren der Aechtheit rechne ich, daß geſagt iſt: Auch viele Helleniſche haben jenes: „dieſer war der Meſſias!“ gewonnen. Hätte ein Chriſt die Stelle frey erdichtet, ſo hätte dieſer wohl gewußt, daß Jeſus ſelbſt nicht viele Helleniſche bekehrte, Joh. 12, 20. Joſephus aber konnte wohl ſchreiben, daß jenes (nämlich fortlaufende Verkündigen): Dieſer war der Meſſias! ſchon auch viele Helleniſche inducirt habe. Die Muthmaßung, daß επηγαγετο in ἐπήγαγε τό· zu theilen ſey und Joſephus urſprünglich ſo geſchrieben habe, nimmt das τὸ eben ſo, wie bey Luk. 22, 37. επ τουτο το γεγραμμενον δει τελεσθηναι εν εμοι, τό· „και μετα ανομων ελογισθη!“ Vgl. Luk. 1, 62. 9, 46. 22, 2. 4. 23. 24. Apg. 4. 21. 22, 30. und vornehmlich 1 Kor. 4. 6. Es ſchickt ſich auch mehr das Activum ἐπήγαγε als das Medium ἐπηγάγετο. Und ſo ſind mit einemmal die Worte ὁ χριστος ουτος ην als Joſephiſch leicht erkennbar, die zuvor am meiſten die ganze Stelle verdächtig machen mußten. Sie hätten wenigſtens Interpolation, und zwar eine an ſich gar zu unwahrſcheinliche Interpolation ſeyn müſſen. Welcher Chriſt hätte dem Joſephus andichten mögen, daß er, der Phariſäer, als eigenen Ausſpruch geſchrieben habe: Dieſer war der Chriſtus? Nicht einmal einen σοφος ανηρ kann Joſephus, der Phariſäer, Jeſus genannt haben, deſto eher einen στρόφις einen gewandten Mann, oder αντιστροφος, gar einen widerſtrebenden, revolutionären. Aus αντιστροφος möchte des Euſebius Leſeart τις σοφος zunächſt entſtanden ſeyn.

War die Stelle in Origenes Exemplar noch ſo geſtaltet, ſo mochte er ſie freylich nicht anführen. Einen anderen ſpäteren anſchlägigen Chriſten aber konnte ſchon der ähnliche Laut

auf Umänderung in σοφος hinlenken. Einen Mann zweifelte dann ferner der ächte Josephus den στρόφις ανηρ zu nennen, weil er viel Paradoxes bewürkt habe. Er dachte bey diesem Zweifel wahrscheinlich, Jesus möchte eher ein Zauberer zu nennen seyn. Die dann folgende Umänderung von ἀήθη = ungewöhnliche, mit den Sitten nicht übereinstimmende Dinge, in ἀληθῆ war leicht.

Davon nun, daß ursprünglich eine der Gesinnung des Josephus entsprechende Stelle über Jesus vorhanden war, liegt für den schärfer ahnenden Kritiker eine überzeugende Spur gerade in mehreren solchen Wendungen, welche die pia fraus nicht gemacht haben würde, wenn sie frey eine solche Stelle zu erfinden gehabt hätte. Ein Erdichter hätte gewiß dem Josephus eine von diesem sogar nicht zu erwartende Behauptung: daß Jesus ein Lehrer derer, welche die Wahrheiten mit Lust aufnehmen, gewesen sey, beygelegt und untergeschoben, wenn er die ganze Unterschiebung ohne einen vorliegenden Urtext selbst zu machen, freye Hand gehabt hätte. Nur daraus, daß bey Josephus schon ein Text da war, den man durch möglichst angenäherte Abänderungen christianisiren zu müssen, oder für das Christenthum gefällig machen zu können meinte, konnte den frommen Betrug bewegen, in den Josephus das unpassende und von ihm schwer glaubliche hineinzurücken. Aus freyer Hand bildend würde auch eine patristische, das heißt, weder gelehrte noch kunstgerechte, Erdichtungskunst doch das wahrscheinlichere erfunden, die Wahrscheinlichkeit nicht so sehr verfehlt haben.

(Der Beschluß folgt.)

No. 47. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

Historiae ecclesiasticae veteris praecipua monumenta. Collegit Herm. Olshausen etc.

(Beschluß der in No. 46. abgebrochenen Recension.)

Das übrige kann josephisch ächt seyn, wenn nur die Worte: εφανη γαρ αυτοις τριτην εχων ημεραν παλιν ζων, als Parenthese gedacht werden. Josephus sagte dann dadurch nichts, was er nicht als Jude sagen und glauben konnte. Daß Jesus am dritten Tage wieder lebend seinen Anhängern sich gezeigt habe, dies konnte Josephus für ein Factum halten, ohne daß er es, was der Pharisäer unmöglich konnte, für eine wohlthätige, mittelbare oder unmittelbare Gotteswürkung hielt. Pharisäer schrieben ja sogar dem Satan große Wunderwürkungen zu, wie auch das N. T. an so vielen Orten. Josephus also gab durch das εφανη . . παλιν ζων nur eine Thatsache zu, als einen geschichtlichen, hinreichenden Grund, warum Jesu Anhänger davon nicht abließen, daß die heiligen Propheten dieses (Wiederleben) sowohl als auch tausenderley anderes gesagt hätten. Die Worte οὐκ ἐξεπαύσαντο . . τῶν θείων προφητῶν . . ειρηκοτων gehören, sobald die Parenthese richtig gefaßt ist, zusammen. Es ist Sprachgebrauch, παυεσθαι auf diese Weise mit dem Genitiv zu verbinden. παυεσθαι της εδωδης ist ablassen vom Essen. Josephus konnte nach seiner Denkart geschrieben haben: „Auch als ihn (Jesus), auf Anzeige der ersten Männer unter uns, Pilatus mit dem Creuze gestraft hatte, ließen die, welche ihn vorher geliebt (denn sichtbar geworden war er ihnen, da er den dritten Tag erreichte, als wieder lebend) nicht ab von den heiligen Propheten als solchen, welche dieses sowohl als tausenderley anderes

Wunderbare über ihn gesagt hätten. Und so hat die von ihm her so benannte Volksclasse der Christianer bis daher nicht aufgehört."

Rec. deducirt sich demnach diese seine Ansicht der vielbesprochenen Stelle nach folgenden kritisch wohl unläugbaren Maximen: 1. Gänzliche Erdichtung ist nach äußern und innern Gründen schwer zu glauben. Daß die Stelle ganz erdichtet und zwischen des Origenes und Eusebius Zeit dem Josephus untergeschoben worden sey, ist nicht nur wegen der äußern Schwürigkeiten eines solchen Einrückens in Handschriften, die meist wohl in griechisch-jüdischen Händen waren, sondern auch wegen angeführter innerer Spuren in ihrem Inhalt, und weil Josephus den Ιησους ὁ λεγομενος χριστος späterhin als bekannt voraussetzt, nicht leicht glaublich. 2. Die frühere Nichtanführung ist wohl erklärbar. So lange die Stelle so, wie Josephus sie gegeben haben konnte, da war, hatte kein Christ Ursache, daran zu erinnern. 3. Die jetzige Gestalt und Wendung der Stelle wäre (weil sie das kaum mögliche dem Josephus in den Mund legt) nicht erklärbar, wenn sie eine frey gemachte Unterschiebung gewesen seyn sollte. Sie ist nur als gezwungene Ueberarbeitung begreiflich. 4. Was der Ueberarbeitung zum Grunde lag, läßt sich sogar noch so ziemlich nachweisen.

II. Der Briefwechsel des Abgarus und Jesu ist aus Euseb. 1, 13. aufgenommen, vermuthlich als eine zweyte Probe, Erdichtungen erkennen zu lernen und besonders zu bemerken, welche in sich höchst einfältige Erdichtungen (— denn was könnte zweckloser gewesen seyn, als die Art, wie jener Thaddäi, einer der 70. nach Edessa gekommen seyn und nicht direct an den König sich gewendet haben sollte? —) Bischof Eusebius wie Archivacten sich aufheften ließ. Von dem Datum dieser angeblich actenmäßigen Erzählung bemerkt S. 10. 11 die Note: die Edessener hätten nach der Seleucidischen aera gerechnet, deren annus 430 gleich sey anno Tiberii 15. Die Note fügt dieser Angabe bey: quod optime toti historiae convenit. War aber nicht vielmehr das 15te Jahr des Imper. Tiberius das bey Lukas 3, 1. angegebene Jahr, in welchem erst Johannes der Täufer (nicht: Jesus) aufgetreten ist?

Jenes 15te Jahr des Tiberius ist = dem 28sten unserer aera (Dionys.). Wie kann also das Edessenische Actenstück dadurch, daß es etwas nach Jesu Tod geschehenes dem funfzehnten Tiberianischen Jahre gleich setzt, das Lob einer wenigstens sachkundigen Erdichtung zu verdienen scheinen?

III. Die, zum wenigsten sehr legendenartig und bis ins Unglaubliche ausgeschmückte, Tradition des Märtyrerthums Jacobus, eines Bruders Jesu, dessen Kniee vom Knieend beten für das Volk wie Kameelkniee geworden seyn sollten. Euseb. 2, 23. nach Hegesipp. Sogar die Propheten sollten von diesem Oblias deutlich gesprochen haben. ὡς οι προφηται δηλουσι περι αυτου. Aecht orientalisch zwar klingt die eigentliche Frage an Jakobus: τις ἡ θυρα Ιησου του σταυρωθεντος. S. 13. Rec. bemerkt, daß nach Herbelot s. voce Ali fol. 95 b. Mohammed von Ali sagte: Je suis la ville, où toute la science est enfermée, et Ali en est la porte. Der gewöhnlich nicht richtig gedeutete Sinn der Fragenden war also: Wer öffnet uns den Zugang zu Jesus, dem Gekreuzigten? das heißt: sie wollten über den Anstoß, daß Jesus gekreuzigt war, belehrt seyn; und daher wies sie Jakobus auch ganz nachdrücklich darauf hin, daß dieser Gekreuzigte dennoch in Herrlichkeit bey Gott sey (vgl. Dan. 7, 13.). Wie aber wird es glaublich, daß Juden in größerer Anzahl öffentlich im Tempel hierüber denjenigen Jakobus gefragt haben könnten, welcher schon seit vielen Jahren ein erklärter Bekenner Jesu und sogar Haupt der Gemeinde zu Jerusalem war. Sie mußten doch voraus wissen, daß dieser Jakobus selbst vorzüglich eine Thüre zu Jesus war, das heißt, schon viele dahin gewiesen hatte?

Zu der Stelle IV. de Propinquis Jesu ex Hegesippo ap. Eus. H. E. III, 20. hätte das nächst vorhergehende Kapitel auch noch gehört.

V. Wie Johannes den Räuberhauptmann zur Kirche zurückgebracht habe. Aus Clemens Alex. bey Euseb. 3, 23. Die Note 1. p. 17 verweist auf Tertullian. de praescript. c. 14. daß unter Domitian Johannes im glühenden Oele unbeschädigt auf die Insel Patmos relegirt worden sey. Allein Tertullians Stelle nennt nicht den Domitianus und nicht

Patmos, als dieſe Inſel der Verweiſung. C. 36. (nicht 14) ſchreibt Tertullian: Felix ecclesia (zu Rom) . . ubi apostolus Johannes, posteaquam, in oleum igneum demersus, nihil passus eat, in insulam relegatur. In welche Inſel? und von wem? bleibt unbeſtimmt.

Von S. 21 — 220 hält der Verf. vorzüglich Stellen über Chriſtenverfolgungen, Martyrien und die endlichen Toleranzedicte ſeiner Sammlung wehrt. Wenige derſelben ſcheinen eigentlich denkwürdig; wie der Brief von Plinius und Trajan, (welcher vornehmlich Petriniſche Chriſten charakteriſirt. Vgl. διάσπορας in 1. Petr. 1, 1.) auch die ſchon durch das mehercule, μὰ τὸν Ἡρακλέα der „animula vagula, blandula, quae solet dare iocos" des Hadrians ſich als ächt anpaſſende epistola ad Fundanum S. 30, wovon Rufinus versio S. 31 vielmehr die lateiniſche Urſchrift geweſen zu ſeyn ſcheint.

In dem Abdruck des alles beſpöttelnden Briefs von K. Hadrian ad Servian. findet Rec. p. 29 eine dieſem Abdruck eigene Abtheilung der Sätze: nova (privilegia) sic addidi, ut praesenti gratias agerent; denique ut primum inde discessi et in filium meum. Verum multa dixerunt et de Antonino; quae dixerunt comperisse te credo. Auf dieſe Weiſe hätte die Stelle nach: in filium meum eine Lücke. Die beſten Ausgaben der Scriptor. Hist. Augustae haben ſchon das richtige: et in filium meum, Verum (den Hadr. zum Cäſar adoptirt hatte). Multa dixerunt et de Antonino. Wir denken uns nicht, daß Hr. O. verbeſſerungsweiſe jenes geändert habe? Rec. bedauert überhaupt, viele Druckfehler in dieſen Monumenten zu finden, die in einem Abdruck für Studierende doppelt zu vermeiden ſind.

Die mehreren ausführlich gegebenen Märtyrergeſchichten kann Rec. nicht unter die Monumente der Kirchengeſchichte zählen, welche ſo vielfach ausgewählt zu werden verdienen. Sollen ſie etwa eine eigene Erbauungskraft haben? Alsdann darf, was Hr. O. auch nicht läugnet, nicht überſehen werden, daß die älteſte bey Ruinart für ächt angenommene Erzählung dieſer Art S. 96 ein von gar erbaulichen Viſionen volles Geſchichtchen von Märtyrern der fanatiſchen Ketzerey des

Montanismus ist. Dadurch sollen doch nicht die novae prophetiae et virtutes p. 98. 116 für uns beliebter werden? Der alte Herausgeber dieser Märtyrergeschichte hatte freylich S. 98 kein arges daran, als Montanisie zu bekennen: Sicut prophetias ita et visiones novas pariter repromissas et agnoscimus et honoramus. Er hält sie S. 116 für Zeichen, welche unum et eundem Spiritum sanctum semper usque adhuc operari testificentur. Wahrhaftig aber sind doch die wörtlich angegebenen Träumereyen und sogenannte Revelationen, in denen sich die Vivia Perpetua (die sich so gerne Domina S. 100. 102. nennen hörte) getröstet fühlen mochte, allzu einfältig, als daß sie noch im 19ten Jahrhundert für Studierende weitläufig excerpirt werden sollten. S. 101 zum Beyspiel, ist sie ins Paradies entzückt, wo man auf sie wartet (Sustineo te, ist ὑπομένω σε nicht, wie Stolberg im VIII. Bd. S. 434 seiner Religionsgeschichte übersetzt: ich unterstütze Dich! —). Dort sieht sie einen Alten im Hirtenhabit, die Schaafe melkend und viele Tausende in weißen Kleidern um ihn her. (Also den sogenannten Alten der Tage?) Er giebt ihr ein Bischen Käse, de caseo, quod mulgebat, und sie erwacht, commanducans adhuc dulcis nescio quid, noch an etwas Süßem kauend. Wohl ihr! Dergleichen etwas mochte den Montanisten einst erbaulich seyn, welche (wie Tertullian es ganz anschaulich, handgreiflich und glaubensvoll berichtet, de Anima c. 9.) durch die Revelationen ihrer „Schwestern" sogar, wie die Seele corporaliter gestaltet sey, und daß sie durchaus wie ein Mensch, nur himmelblau, aussehe, als eine große Offenbarung erhalten und annehmen konnten. Für unsere Zeit aber gehört doch ein solche Perpetua (vgl. Tertullian de Anima c. 55.), als perpetuirlich, nur in jene dumpfe, enge Gäßchen, welche als Lämmleinsfreunde einst Nothanker bey seinem Eintritt in die Hauptstadt so unvergeßlich gezeichnet hat. Neben manchen andern Nothankern scheint die Zeit wieder auch eines solchen Nothankers zu bedürfen. Erbaulich und christlich wird es ein solcher auch nicht finden können, daß die epistola Smyrnensis ecclesiae über die Märtyrthums-Geschichte des Polykarpus von diesem (S. 44) bekennt: Er habe, gegen das ganze Volk im Stadium

gewendet, seufzend und gegen Himmel blickend ausgerufen: Schaffe weg die Ungöttischen, αἶρε τοὺς ἀθέους. Plebem in amphitheatro circum sedentem, setzt die Note hinzu, αθεους vocat. Rec. hätte noch hinzugefügt: Martyrium vehementia in gentiles provocasse christiano (apocalyptico) tum quidem poterat dignum videri. Obliviscebantur sane illius: volenti non fieri injuriam.

Viel lieber lesen wir S. 226 in einem andern Excerpt aus Irenäus ad Florin. (Euseb. 5, 20.), daß Polykarpus zwar durch Umgang mit dem Apostel, Johannes, und mit Andern, welche Jesus gesehen hatten, manche Ueberlieferung gewußt, aber alles nur in Uebereinstimmung mit den heiligen Schriften kundgemacht habe, ἀπήγγειλε πάντα σύμφωνα ταῖς γραφαῖς. Sogleich S. 229 folgt aus einem anonymen alten Fragment adversus Montanistas nach Euseb. 5, 16. 17. eine ähnliche Anerkennung, daß der Verf. sogar durch weitere Auslegungen „zur Schrift etwas hinzu oder davon zuthun" sich gewissenhaft scheuete. Das so vielerley Hinzuthun ist allerdings so schädlich oder noch schädlicher geworden, als das Davonthun!

Bey dem Edict des Galerius für die Christen (Euseb. 8, 17.) vermuthet der Herausg. S. 189, es sey vielleicht nichts als die schlimme Krankheit des Galer. Ursache zum Edict gewesen, wegen der Hoffnung, daß nun die Christen zu ihrem Gott, welchen Gal. jetzt für den mächtigsten gehalten habe, seine Genesung erbitten würden. Das Edict aber ist nicht blos von Galerius, sondern auch (S. 190) von Constantinus und Licinnianus. Der Christen Gott wird auch S. 191 nicht als der mächtigste anerkannt, sondern blos als ein Gott, zu dem die Christen für das Wohl der Imperatoren und des Reichs beten dürften. — Sollten die den Zustand der Christen legalisirenden Edicte angeführt werden, so wäre vornehmlich aus Eusebii Vita Constantini jene frühe Erklärung Constantins, als Monument, aufzunehmen gewesen, worin er so schön und glaublich zeigt, wie ihn eigentlich der Monotheismus und das Sittlichgute der Lehre Jesu dem Christenthum geneigt machte.

Der dritte Abſchnitt liefert manches ad historiam haeresium et schismatum. Das meiſte, nämlich von S. 228 bis 271, betrifft wieder die Montaniſterey, den phrygiſch-chriſtlichen Somnambulismus des 2ten Jahrhunderts. Ein Excerpt bey Euſeb. 5, 16. nennt ſie την των κατα Μιλτιαδην γεγομενων αιρεσιν. Eine Note des Herausg. giebt an, wie man keinen Miltiades als Montaniſten kenne, daher dafür entweder Μοντανον oder Αλκιβιαδην conjecturirt habe. Müßte man conjecturiren, ſo würde Rec. κατὰ Μυσίαν γῆν („den in der Landſchaft Myſien entſtandenen") vermuthen, weil (S. 230) das Montaniſiren εν τῃ κατα φρυγιαν Μυσίᾳ entſtanden iſt, einer Gegend, die auch bey den Heyden für eine grobſinnliche Myſtik klimatiſche Anlage gehabt zu haben ſcheint. Aber alle Textänderungen ſcheinen hier überflüſſig. Miltiades hatte wieder die Montaniſten geſchrieben, aber der Secte nicht einen beſtimmten Namen gegeben. Der Anonymus nennt ſie alſo die Secte derer, die nach Miltiades ſo (nämlich αἱρεσις) geworden ſind. S. 234 folgt der ähnliche Ausdruck, ein Aufſatz, λογος, nach (secundum) Aſterius Urbanus, κατὰ Αστ. ουρβ., welcher doch Urheber des Aufſatzes war, wie Miltiades Urheber der Anwendung des Namens Häreſis gegen die Montaniſten. Auch S. 236 folgt eine Stelle, wo es ſonderbar iſt, daß die Erklärer darauf beſtehen, gegen alle Miſſe Αλκιβιαδου in Μιλτιαδου zu verändern. Ein Miltiades hatte, wie dort geſagt iſt, gegen Montanism geſchrieben. Dieſes und allerley Ausdrücke (λεξεις) von Montaniſten, ſagt der Anonymus, habe er gefunden εν τινι συγγραμματι αὐτῶν ενιστάμενον τῷ Αλκιβιάδου του αδελφου συγγράμματι, worin dieſer über die Behauptung: ein Prophet ſolle nicht in Entzückung reden, argumentire. Daher habe er, der Anon. es epitomirt. Warum ſollte nun hier durchaus Αλκιβιαδου nicht bleiben? Auch die Montaniſten nannten ſich untereinander Brüder und Schweſtern. Ein Alcibiades, der ſich montaniſtiſch einen Bruder nannte, hatte einen Aufſatz verfaßt über (und ohne Zweifel gegen) die angegebene antimontaniſtiſche Behauptung. Auf dieſem Aufſatz beſtunden gewiſſe Montaniſten, als Verf. eines andern συγγραμμα, aus welchem der Anonymus λεξεις αυτων

(Montanistarum quorundam) excerpiren konnte. — Gar zu gewagt und mißlich ist es, besonders in Namen, von den Mssen abzugehen und ganz etwas anderes sogar in den Text aufzunehmen! Man sollte nicht durch Mutmaßung zu ändern versuchen, ehe man gewiß ist, daß der überlieferte Text keinen passenden Sinn gebe. Nicht was der alte Verf. nach unserer Meinung hätte sagen sollen, sondern was er irgend gesagt haben könnte, zu finden ist die Aufgabe. Und selbst, wenn nichts, was er gesagt haben konnte, zu finden, also etwas passendes zu conjecturiren ist, sollte man wenigstens nie vergessen, und nie aufhören zu erinnern, was man als Conjectur, und was man durch Zeugniß oder Spuren von Zeugnissen habe.

Bemerkenswerth ist es (S. 232. Note) allerdings, daß der Anonymus nach dem Schluß dieses Excerpts S. 232 Euseb. KG. 5, 17. im 14ten Jahre nach dem Tode der Montanistischen Prophetin Maximilla schrieb, wo 13 Jahre des Friedens gewesen waren, und daß man diese nur unter Commodus a. 180 — 193 findet. Schon Wernsdorf in der forschenden Abh. de Montanistis benutzte diese Spur, um die Zeit des Montanus und seiner beyden Prophetinnen zu bestimmen. Ob aber die dort und oft auch sonst für den Ursprung christlicher Synoden citirte Stelle von eigentlichen und ordentlichen Diöcesan- und Kirchen-Synoden zu verstehen sey, ist dem Rec. doch sehr ungewiß. Sie sagt: *των . . κατα την Ασιαν πιστων πολλακις και πολλαχη της Ασιας εις τουτο συνελθοντων και τους προσφατους λογους* (die Montanisterey) *εξεταζαντων και βεβηλους αποφηναντων και αποδοκιμασαντων την αιρεσιν, ουτω δη της τε εκκλησιας εξεωθησαν και της κοινωνιας ειρχθησαν.* Die Stelle spricht demnach nicht von förmlichen, gewöhnlichen Zusammenkünften der Bischöfe und Presbyter, sondern der glaubenstreuen überhaupt = *των πιστων*. Solche, noch freyere, nur durch Zeitumstände veranlaßte Zusammenkünfte von Layen und Nichtlayen waren ohne Zweifel das älteste; wie Apgesch. 15, 22. Apostel, Presbyters (die man nicht durch Priester übersetzen darf, da sie vielmehr gewählte Gemeindevorsteher aus allen Ständen waren) mit der ganzen (Ekklesia)

Ortsgemeinde überlegten und Schluß faßten. Eben so scheueten sich die Vorsteher der Gemeinde zu Jerusalem vor dem, was die Menge über das freysinnigere Christenthum des Ap. Paulus sagen werde, welche doch unvermeidlich zusammenkommen werde = δεῖ συνελθεῖν! Wären zu seiner Zeit schon in der Nähe der Montanisten in Asien förmliche repräsentative Zusammenkünfte der Christen verfassungsmäßig gewesen, so würde Tert. de Jejun. c. 13. schwerlich blos auf das entfernte Beyspiel von Griechenland sich berufen: aguntur praeterea per Graecias illa certis in locis concilia ex universis ecclesiis, per quae et altiora quaevis in commune tractantur et ipsa repraesentatio totius nominis christiani magna veneratione celebratur.

Nach denen S. 243 aus Epiphan. Häres. 48, c. 11. gut gesammelten eigenen Worten des Montanus erhellt, daß er und die Seinigen das πνευμα ihrer Inspiration noch nicht als Person betrachteten. Es sey, sagen sie, die allmächtige Gottheit = Gott der Vater selbst, der herabgekommen in dem Menschen (würksam) sey. εγω κύρι ὁ Θεὸς ὁ παντοκράτωρ καταγινόμενος ἐν ἀνθρώπῳ . . ουτε αγγελος, ουτε πρεσβυς, αλλ' εγω ὁ κρος Θεὸς Πατὴρ [dominans numen supremum paternum] ἦλθον. Mit Unrecht würde dieses von einem Herkommen der allwaltenden und Vater genannten Gottheit auf oder in Jesus Christus verstanden werden.

In der aus haer. 48. c. 12. excerpirt folgenden Stelle der Maximilla ist wohl nicht ακουσατε, ὠ παῖδες, Χριστοῦ τι λεγει — sondern ω παιδες Χριστου! zu verbinden.

Wer sich gar zu gerne, wie Stolbergs Religionsgeschichte VIII, 389. 390., auf Tertullian de praescriptione adv. haereses oder auf den Einfall, daß die Kirche ein Verjährungsrecht (ihrer Lehrwahrheiten) gegen die Andersdenkenden habe, beruft, der findet hier — S. 245 — wie dieser Advocat, sobald er selbst sich nicht mehr an die herrschende Kirche band, die richtigere Unterscheidung gefunden und tüchtig ausgesprochen hat. Haereses, sagt er jetzt, non tam novitas, quam veritas, revincit. Quodcunque adversus veritatem sapit, hoc erit haeresis, etiam vetus consuetudo . .

Und vorher kräftig und wahr: veritati nemo praescribere potest (gegen Wahrheit giebt es kein Verjährungsrecht, nämlich des Irrigen) non spatium temporum, non patrocinia personarum, non privilegia regionum. Ex his enim fere consuetudo initium ab aliqua ignorantia vel simplicitate sortita, in usum per successionem [man berief sich immer auf die ununterbrochene Nachfolge, durch welche man wohl Amt und Stuhl, aber nicht auch Geist und Kenntniß erhalten mag] corroboratur et ita adversus veritatem vindicatur. Dominus noster Christus veritatem se, non consuetudinem. cognominavit!! Tert. giebt alsdann die Regula fidei seiner Zeit an; aber wie einfach! der Eine allmächtige Gott, sein Sohn Jesus Christus . . Auferstehung des Leibs. Mehr war noch nicht als Glaubensbekenntniß tradirt. Wie kann eine spätere Zeit eine vollständigere Ueberlieferung zu haben und zu geben behaupten, als die vor ihr da war? Bleibt nur diese lex fidei, sagt Tert., cetera jam disciplinae et conversationis admittunt novitatem correctionis. Neue wesentliche Christenlehren, außer seiner Regula fidei, dachte er gar nicht als möglich. Dem Geiste der Wahrheit schreibt sodann Tert. zu, quod disciplina dirigitur, quod scripturae revelantur (offenbarer, enthüllter, verstanden werden), quod intellectus reformatur, quod ad meliora proficitur. Er will nicht mehr die Imperfectibilität der Infallibilität. Die Zeit unterrichtet. Nihil sine aetate. Et omnia tempus expectant.

Richtig erklärt Tert. de Jejun. c. 13. Paracletus durch advocatus (S. 261). Er stimmt überein, daß man praeter Pascha faste, citra (S. 260) illos dies, quibus ablatus est sponsus. — Sollte hier nicht circa zu lesen seyn? Gerade an dem Todestage Jesu und so lange er in der Gruft war, sollte man fasten. Daß die Bischöfe auch sonst allgemeine Fasten ansagen, mandare assolent, lobt Er auch. Aber gar nicht, daß man, wie Er es nennt, die Industrie und Fangluft habe (zum Ersatz des Fastens) Almosen anzunehmen. Non dico de industria stipium conferendarum, ut vestrae capturae est! Am stärksten aber spricht seine

Ironie sich aus gegen eine neue oberbischöfliche Poenitenz- und Absolutions-Verordnung: Audio, edictum esse propositum et quidem peremtorium: Pontifex scilicet maximus, quod est Episcopus episcoporum, edicit: Ego et moechiae et fornicationis delicta poenitentia functis dimitto! Besonders rügt Tert., daß verlangt war, dieses: Ego . . dimitto, solle publicirt werden in der Gemeinde, die doch jungfräulich seyn sollte, hoc in ecclesia legitur, et in ecclesia pronunciatur; et virgo est? So weit war es also c. 200, daß dergleichen Ordnungen, gleich wie edicta praetorum, principum, publicirt wurden und der Name Pontifex Maximus, Episcopus episcoporum erschien. Jener, der uralte, Titel des Obervorstehers aller Priesterschaft zu Rom — wurde er hier etwa zum erstenmal von dem christlichen Bischof auf sich angewendet?? Merkwürdig ist auch das Excerpt S. 248 aus Tertull. adv. Praxeam c. 1., daß eben dieser Praxeas, welcher zuerst die Meinung, Gott selbst habe sich in Jesus eingekörpert, nach Rom gebracht, damals den römischen Bischof durch falsche Nachrichten von den (Montanistischen) neuen Propheten und Gemeinden genöthigt habe, die schon ausgegebenen Briefe christlicher Eintracht zurückzunehmen, daß also dieser römische Bischof, der Zeit nach scheint es Victor gewesen zu seyn, schon den Montanismus anerkannt hat. Tunc episcopum romanum, agnoscentem jam prophetias Montani, Priscae, Maximillae, et ex ea agnitione pacem ecclesiis Asiae et Phrygiae inferentem, falsa de ipsis prophetis et eorum ecclesiis adseverando et praecessorum ejus auctoritates defendendo, coëgit (Praxeas) et litteras pacis revocare jam emissas . . . Zugleich zeigt diese Stelle, daß schon Amtsvorfahren dieses röm. Bischofs gegen Montanus gewesen waren. Der Anfang von Victors Episkopat wird ins J. 189. gesetzt. Euseb. 5, 22. Vor Victor war Eleutherus seit 176., Soter seit 168., Aniketus seit 157. Maximilla, die Prophetin, scheint, wie wir oben angeführt haben, schon a. 180. todt gewesen zu seyn. Noch ein anderes, weniger bemerktes, Datum ist, daß Aemilius Frontinus zur Zeit des ersten Flors der Montanisten, Proconsul zu Ephesus war. Euseb. 5, 18. p. 303.

ed. Stroth. Kann man deſſen Proconſulat nicht ſonſther chronologiſch beſtimmen? Auch iſt (ebendaſebſt p. 304) beſtimmt angegeben, daß, als Apollonius dagegen ſchrieb, der Montanismus ſchon 40 Jahre gedauert hatte; ſo daß, wenn man alle dieſe Spuren zuſammenfaſſend urtheilt, der Anfang deſſelben = a. 150 bis 152 geweſen ſeyn muß.

S. 271—277 ſind Stellen excerpirt, Victors Streit über das Paſcha und wie lange man um die Paſchazeit faſten ſollte, beteffend. Doch nicht genug, um authentiſch zu ſehen, in wie fern man über den Tag, nach dem Paſcha ein chriſtl. Oſterfeſt zu feyern, ſtritt und der Streit zugleich mit den Begriffen vom Faſten in Colliſion kam.

S. 274 iſt auch die archäologiſch merkwürdige und noch nie befriedigend erklärte Stelle über das Faſten vor Oſtern abgedruckt, welche in Irenäus Epa ad Victorem, de Paschate, bald im Anfang ſo lautet: Es iſt nicht blos über den Tag [an welchem die Auferſtehung zu feyern ſey, nämlich ob immer an einem Sontag? oder immer am 3. Tage nach dem Paſcha der Juden? da Jeſus am dritten Tage nach dem Paſchaeſſen auferſtanden war] ein Zweifeln, ſondern auch über des Faſtens Art ſelbſt. Einige nämlich meinen, ſie müſſen Einen Tag faſten (den Todestag?), andere zwey (den Todestag und den Tag, welchen Jeſus, „der Bräutigam“, im Grabe gl. abweſend war ἀ[illegible]ρθη —), andere auch mehrere (Tage) — οἱ δε τεσσαρακοντα ὡρας ἡμερινας τε και νυκτερινας συμμετρουσι την ἡμεραν αυτων. Der Herausg. hat mancherley Conjecturen über dieſe letzteren Worte angeführt. Die glaublichſte wäre, nach τεσσαρακοντα einen Punct zu ſetzen: Einige (meinen faſten zu müſſen) 40 (Tage). Sie rechnen die Tag- und Nachtſtunden zuſammen als ihren Faſttag. Dies würde ſagen: ſie faſteten nicht nur an den Tagen, ſondern auch in den Nächten. Rec. ſchlägt die Erklärung vor: „Einige rechnen 40 Tag- und Nachtſtunden als ihren Tag [d. i. Faſttag] zuſammen.“ Man hielt nämlich für ſchicklich zu faſten, ſo lange als der Bräutigam weggenommen war mit Hinſicht auf den dem Markus 2, 10. eigenen Beyſatz: εν εκεινῃ τῃ ἡμερᾳ, welches Er, der ſpätere Evangeliſt, allein, und bedeutſam, dem ὁταν

ἀπαρθῇ απ αυτων ὁ νυμφίος και τοτε νηστευσουσιν angefügt hat. Nun war Jesus etwa von Freytag Mittags um 2 Uhr gekreuzigt, ὁ νυμφιος απαρθεις. Bis zum Frühmorgen des ersten Tags nach dem Sabbat war er also 4 Nachmittagsstunden † 12 Nachtstunden † 24 Tag- und Nachtstunden in dem Zustande, welcher die ersten Christen zu einem großen Fastentag veranlassen konnte. Dieser hörte auf mit dem Frühmorgen, wo Jesus sich als wieder lebend erhob. Zusammen waren dieses = 40 Stunden seines Wegseyns, des Weggenommenseyns, ἀπαρθῆναι. Manche konnten also die gerade Zahl von 40 Tag- und Nachtstunden „zu ihrem (Fasten-) Tage" zusammenfassen. Und dieses scheint die Stelle dem Rec. anzudeuten. Auch die Constitutiones apostol. 5, 18. berufen sich schon auf jenes απαρθῇ, setzen aber νηστευσουσιν εν εκειναις ταις ἡμεραις, statt des Singulars, weil sie schon ein Fasten von 6 Tagen, von Montag bis Samstag, verordnen. Vgl. Augusti. Die Feste der alten Christen. II Bd. S. 204.

Excerpte über Artemon, Theodotus und einige Gnostiker schließen das Bändchen. Das über die Gnostiker Gegebene kann noch bey weitem nicht hinreichen, besonders wenn man vergleicht, wie viel wegen der Montanisten und Märtyrer excerpirt ist. Ein zweytes Bändchen wird folgen. Wäre der Druck so sorgsam gewählt, wie in dem Danzischen Compendium der Kirchengeschichte, so könnte vielleicht schon die jetzige Bogenzahl fassen, was Hr. O. in einem zweyten Bändchen geben will. Bey dergleichen chrestomathischen Sammlungen ist Wohlfeilheit eine Hauptrücksicht.

Beyden Schriften wünscht Rec. ein Register, wenigstens die nomina propria nachweisend, von denen gehandelt wird. Der Danzischen Schrift wünschen wir eine baldige, gleich gute Fortsetzung durch die 2 folgenden Haupttheile der Kirchengeschichte. Ein gleichförmiges Compendium dieser Art darüber ist Bedürfniß.

H. E. G. Paulus.

Kieler Beyträge. Erster Band. Schleswig, 1820. Im Verlage des Taubstummeninstituts. Leipzig, in Commiss. bey Tauchnitz. 404 S. in 8.

Die Redaction der Kieler Blätter hatte (nach S. 399) 1819. erklärt: „Nachdem die in unserm Vaterlande seit einem halben Jahrhunderte bestandene, und selbst in sehr schwürigen Zeitläufen nicht angefochtene Preßfreyheit in Gemäßheit der Beschlüsse der hohen deutschen Bundesversammlung vom 20. Sept. hat aufhören müssen, ist die Zeit vorüber, wo die zu Herausgabe der Kieler Blätter vereinigte Gesellschaft hiesiger Professoren diese Zeitschrift weiter fortzusetzen sich geneigt fühlt. Wenn sie gleich nicht Ursache zu haben glaubt, eine Censur zu scheuen, wie sie in unserm Lande zu erwarten ist, so hat sich doch keiner aus der Gesellschaft entschließen können, unter einer auch noch so milden Policeyaufsicht etwas zu schreiben, was die Nothwendigkeit nicht erfordert.“ In jener ersten Unstätigkeit der Grundbegriffe, wie weit eine Druckschriften-Censur gehen dürfe oder müsse, ließ der (hier ungenannte) Censor des Hamburger Correspondenten nicht einmal die Insertion dieser Anzeige zu, und wähnte, wie bey Unmündigen, denen eine Stylübung zu corrigiren wäre, bemerken zu können: daß eine einfache Anzeige genüge! Das Kieler Universitätsconsistorium (engerer Senat) hatte indeß (S. 395) erfahren, daß der Universität Göttingen auch jetzt fortdauernd ihre Censurfreyheit ungekränkt geblieben sey. Ohne entschiedene Nothwendigkeit wird, so dachte das Consistorium, keine Landesregierung ihre Landesuniversität unter das, was die Hannöversche Regierung bey ihrer Landesuniversität für bundesmäßig und für selbstehrend erachtet, herabsetzen. Die Kieler Universitätslehrer (S. 396), „überzeugt, „daß sie von ihrer Redlichkeit, ihrem Eifer für das Rechte, „Gute, Wahre — nicht geringer denken müßten“, brachten ihre Hoffnung, Gleichstellung in dieser Achtungsbezeugung mit der Universität Göttingen zu erhalten, an die höchste Stelle, und Rec. sieht mit vollem Mitgefühl das nunmehrige Erscheinen einer nicht minder freymüthigen Zeitschrift als Resultat jenes achtungsvollen, wechselseitigen Vertrauens; eines Ver-

trauens, welches zwischen den Lehrern und Pflegern der Wissenschaften und denen, welchen die praktische Anwendung dessen, was sie durch die Universitäten gelernt haben, auf den Staatsdienst zur Obliegenheit gemacht ist, das in den Studienjahren geknüpfte erfreuliche Band der Pietät zum Nutzen des Ganzen fortsetzt. Hat doch, als Beyspiel solcher Pietät, sogar von Alexander dem Großen Cicero, als nicht unglaublich, überliefert, daß derselbe, Aristotele doctore diu usus, accepit ab illo tam utilia agendi et loquendi praecepta, ut non dubitaverit praedicare, non minus Aristoteli debere se quam Philippo patri; hujus enim munus esse, quod viveret, illius, quod honeste (würdig) viveret. s. Cic. de oratore 3, 141.

In dem VI. Aufsatz dieser nun auf diese Weise erneuerten K. Beyträge giebt der erst seit Michaelis 1819. (S. 317) nach Kiel versetzte Professor Dr. Brinkmann, nächstzuvor Assessor der Juristenfacultät zu Göttingen, gerade aus den letzten Jahren der Göttingischen Universität viele eben so denkwürdige als glaubwürdige Notizen, welche die Frage: warum diese allgemeine Studienanstalt unter ihren Schwestern, auch bey manchen unvermeidlichen Abwechslungen im Personal, immer eine so sehr achtbare Stelle behaupte? zu beantworten vieles beytragen; eine Frage, welche für das ganze deutsche Universitätswesen, dieses wichtigste Bildungsmittel der Nation, tiefem, praktischem Nachdenken zu empfehlen ist. Göttingen, bemerkt der scharfsichtige Verf. (historisch unläugbar), Göttingen wurde als Universität im Geiste einer liberalen Opposition gegründet. (Auf Schlendrian und Mechanismus ist nichts Thätiges zu gründen.) „Hier sollten (S. 221) zunächst Anmaßungen gegen das deutsche Staatsrecht durch wissenschaftliche Begründung desselben bestritten werden. (Und bekannt ist es gewiß auch jedem Diplomaten, mit welcher fortwürkenden Lehr- und Ueberzeugungskraft, mit welcher selbsterrungenen Auctorität jene verbesserten Grundbegriffe (Selchows, Feders, Pütters, Schlözers, Spittlers, Martens ꝛc.) die Dauerhaftigkeit so mancher Bündnisse und Tractaten übertroffen und überlebt haben.) „Dieser Geist einer (nicht aufbrausenden, aber auch nicht aufgereizten) offenen Opposition gegen

alles, was in den Wissenschaften," und namentlich in dem Staats- und Regierungsrechte, als eine Verfinsterung erscheint, hat sich — fährt der Verf. fort — in Göttingen aufrecht erhalten (denn auch in andern Fächern fand das auf Mittewegen fortschreitende Forschen Schutz und Schätzung!). „Und dieser Geist wird nicht untergehen," weil die Lehrer sich unter dem Schutze eines Landesregenten befinden, der, als Monarch einer (constitutionell-) freyen Nation die liberalen Grundsätze in dem Hannöverischen Regierungssysteme befestigt und dessen ausgesprochener Wille es ist, daß Hannover sich dem freyen England verschwistert fühlen soll." Nur Consequenz und Harmonie in dem durch die Zeit nothwendig gewordenen Ordnungssystem erhält das Ganze. Reste aus einem andern System stören und würden am Ende sich selbst zerstören, wenn sie nicht sich assimiliren wollten.

„Napoleon, fährt S. 222 fort, begriff besser das Großartige der Universität Göttingen, als ein Stourdza. Er erklärte sie für eine Stiftung, die der ganzen gebildeten Welt angehöre. Und daß es bey dieser Aeußerung nicht auf eine bloße Artigkeit abgesehen gewesen, beweise die Schonung, mit welcher die Universität während der französischen Besetzung Hannovers behandelt wurde. Die Einkünfte blieben ihr, keine ihrer Anstalten wurde beraubt, manche bereichert." Dies ist um so merkwürdiger, da die großen Kosten der Unterhaltung (ungefähr die Erhaltungskosten eines Infanterie-Regiments im Frieden) aus den Hannöverischen Domänen fließen, die Landstände nur (?) ungefähr 12.000 Rthlr. (zwölftausend Reichsthaler) zuschießen. — S. 223.

(Der Beschluß folgt.)

No. 48. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

Kieler Beyträge. Erster Band. Schleswig, 1820. Im Verlage des Taubstummeninstituts. Leipzig, in Commiss. bey Tauchnitz. 404 S. in 8.

(Beschluß der in No. 47. abgebrochenen Recension.)

„Der Bibliothek (zu Göttingen) schenkte, sobald das feste Land wieder offen und vom Eroberer frey war, der Prinz-Regent (eine nach äußerem und innerem Werth kostbare und nöthige Ergänzung) alle die vorzüglicheren Werke, welche während der langjährigen Sperre in Endland erschienen waren, mit einem mal. (Ein Schatz, der in Deutschland nirgends seyn mag.) So behandelt „der Landesregent selber die Universität als eine „Anstalt von großer Bedeutung“ — S. 226. „In Ansehung der Lehrart genießen die Lehrer die größte Unabhängigkeit. S. 227. Es wird immer als ein Uebelstand angesehen, wenn es in einem Fache an Concurrenz der Lehrer mangelt. So gleichen sich auch Irrthümer (und Einseitigkeiten) am besten aus. Alles Einschreiten von oben ist unerhört.“ — „Der Unfleiß eines Professors wird nach Umständen von oben herab geahndet.“ .. „Die Lehrer halten sich — in den Vorlesungen — von dem, was als bloße Speculation erscheint, entfernt.“ (Keineswegs aber ist, s. S. 17. 33. Universitätszweck, das Abrichten zu Staatsdiensten, sondern das Studieren, das ist, das geordnete, geistig rege Nachdenken über Einsichten und Erfahrungen, welche für das thätige Leben leitende Grundsätze, und eine Fertigkeit, zu jedem Geschäft die wahre Methode zu finden, gewähren können!) .. „Den Lehrern werden, S. 228, ihre wissenschaftliche Forschungen durch die ausgezeichneten Anstalten erleichtert.“ (Nur Anstalten sind, auch beym Wechsel der Personen, der feste Haltpunct der Universitäten. Auch gehen die

besten Leher am liebsten dorthin, wo für ihre Fächer die ununterbrochenste Reihe von Hülfsmitteln gerne erhalten und stätig fortgesetzt wird.)

S. 228. „Was die Preßfreyheit (die allgemein mittheilende Denkfreyheit) betrifft, so ist sie den Professoren bey der Stiftung der Universität (also durch den unverletzbar heiligen Stiftungsact, welcher allen späteren Acten eines Gouvernements zur Basis bleiben soll) unbedingt beygelegt.“ . . „Sie haben dieses unschätzbare Recht von jeher ungeschmälert erhalten, „wenn sie gleich hin und wieder wohl manches ge„schrieben haben, was den gangbaren „höheren“ Ansichten nicht „zugesagt.“ . . S. 39 bemerkt, wie darin der Vorzug Deutschlands bestand, daß der Mund der Wahrheit vor dem Uebermuth nie ganz schweigen mußte, daß der von Leipzig und Dresden wegverketzerte Christian Thomasius seinen Schutzort, Halle, begeisternd hob, und der durch eine von der Religiosität des damaligen Königs erschlichene Cabinetsordre verbannte, ja mit dem Strang bedrohte Wolf von dem Landgrafen von Hessen ehrenvoll geschützt und benutzt wurde, bis Friedrich, der durch Selbstdenken Große! dem von der Unwissenheit Verfolgten öffentliche Genugthuung schaffen konnte. Sonst findet, wie S. 229 bemerkt, im Hannöverischen Censur unmittelbar durch die Regierung statt, zufolge einer Verordnung, die, als alt, unverändert in öffentlichen Blättern neulich in Erinnerung gebracht worden ist. Indeß scheint es dabey, sagt der Verf., nur auf Schriften abgesehen zu seyn, welche gegen die guten Sitten und religiöse Grundsätze anstoßen; „denn was das politische anlangt, so herrscht, wie Hr. „Br. versichert, im Hannöverischen freye Rede und freyer „öffentlicher Verkehr sogar derjenigen Schmähschriften, welche „gegen Hannover selbst gerichtet sind; so wie man auch von „erfolgreicher Angeberey, geheimer Ausspäherey und Aristokraten, oder Demokraten-Riecherey nur aus der französischen „und westphälischen Zeit sich etwas erinnert.“ — „Daß den Göttingischen Professoren auch unter den jetzt obwaltenden Umständen die Preßfreyheit nicht entzogen ist, darf man (S. 230) „als gleich ehrenvoll für die Regierung und die Profe„ssoren auszeichnen.“ Ehrenvoll für die Regierung, weil sie

ihr bey der Stiftung gegebenes Wort, die Begünstigungen der Universität wohl zu erweitern, nicht dahin umwendet, eine der schätzbarsten zu beschränken (vielmehr den Grundsatz übt, daß die bey einem Amtsantritt stattgefundene Bedingungen aller Art nicht ohne erwiesene Nothwendigkeit staatsrechtlich irgend vermindert werden dürfen!) . . . „Ueberhaupt nichts zu schmälern, was nur irgend einen Anschein von Recht für sich hat, ist (S. 230) ein gerechter Grundsatz der Hannöverischen Regierung, der überdies nach aller Möglichkeit zum Besten der Professoren ausgedehnt wird." . . . S. 231. „Daß ein Hannöverischer Professor ohne Urtheil und Recht, und wäre es auch mit Beybehaltung seines Gehalts, könnte abgesetzt werden, würde man mit Rücksicht sowohl auf den rechtlichen Sinn der Regierung, als auf die uneingeschränkte Unabhängigkeit der Hannöverischen Justiz, zu den Unmöglichkeiten zu rechnen geneigt seyn." . . „Ja (S. 232) die Hannöverische Regierung will nicht blos dem strengen Rechte gemäß handeln; sie will sich auch als eine humane Regierung bewähren. Und an die „Humanität sind die Hannoveraner so sehr gewöhnt, daß sie „Verletzung des Rechts und Ueberschreitung humaner Grundsätze nach demselben Maasstabe zu beurtheilen geneigt sind."

Unsere Leser verzeihen gewiß dem Rec., wenn er die gewöhnlichen Gränzen beynahe vergaß, um so viel rühmliches für eine Regierung und soviel aus einer wohlgegründeten, wohlerhaltenen Lehranstalt nicht nur für das eine deutsche Land, sondern für Deutschland überhaupt ausfließendes Wohlthätige und Geisterhebende aus dem öffentlichen, wohlbedachten Zeugniß eines dort abgegangenen Universitätmitglieds wörtlich zu excerpiren. Hier spricht nicht eine Theorie, nicht eine selbstsüchtige Partheylichkeit. Alles ist auf die geschichtliche Basis, auf die historische Notorietät und vieljährige Erfahrung gegründet. Die zwanglose, auf alle Weise geachtete und auf das vorzüglichste ausgestattete Lehr- und Lehreranstalt, auf welcher nicht einmal leicht ein unerprobter Lehrer ohne freyen Beyrath der Sachkundigen des Fachs von den beyden Ministern, als Curatoren, einen Ruf erhält, — wie schön hat sie erwiesen, daß der Geachtete auch wieder in sich selbst um so achtbarer wird,

und eben so dem Achtenden durch Bewährung seines Urtheils wahre Achtung erwirbt und zurückgiebt.

Auch weiterhin an das erfahrungsmäßig erwiesene sich haltend, empfiehlt Rec. in zwey verwandten andern Aufsätzen: „Zur Rechtfertigung der deutschen Universitäten gegen die neuesten Anschuldigungen“ — mit welchen die Beyträge von den sehr geschätzten Lehrern, Pfaff und Hegewisch, S. 1—135 eröffnet sind, vornehmlich das unläugbar Factische. Die feyerliche Eröffnungsrede des Bundestags vom 5. Nov. 1816 sprach aus: „Wem sind unsere Universitäten nicht ein stolzes Denkmal deutscher Entwicklung? Selbst Ausländer, nicht immer gerecht gegen uns mit der Wagschale des Verdienstes, räumen der Form unserer wissenschaftl. Institute schon wegen ihrer alle einzelne Haupt- und Hülfszweige als ein Ganzes berücksichtigenden Umfassung einen großen Vorzug ein.“ (Ohne Zweifel sind auch Ausländer, und überhaupt solche, welche mehr mit dem Auswärtigen sich zu beschäftigen haben, dann, wenn über das Innere die Wagschale des Verdienstes nicht immer gerecht gefaßt und gehalten wird, eher nicht unterrichtet als nicht gerecht. Die entschuldigende Billigkeit denkt an das Sprüchwort: die Kunst hat keinen Hasser, als die, welche davon nicht Kunde genug haben! Auch beweist hier die Anerkennung eines schon im Namen Universität ausgedrückten Vorzugs, jener concentrirenden Umfassung aller wissenschaftlichen Haupt- und Hülfszweige, einen höheren Zweck als bloßen Dienst, wie er in französischen Specialschulen militärisch eingeübt werden soll.) Was nun, kaum 3 Jahre später, eine andere Note aussprach: „daß der würkliche Zustand der deutschen Universitäten mit einigen allgemein anerkannten ehrenvollen Ausnahmen ihrem in besseren Zeiten erworbenen Ruhm von vielen Seiten nicht mehr entspreche“ (S. 7) das unterscheidet der Verf. S. 6 sorgfältig von den Beschlüssen des Bundestages selbst, welche etwa „den deutschen Regierungen, auch nur um möglichen Gefahren vorzubeugen, rathsam erscheinen konnten, und Modificationen zuließen, durch welche die Liberalität einer Regierung aufs neue das Vertrauen, das sie in ihre Universität setzt, zu beschäftigen vermochte.“ Und so war es auch.

Der Verf. veranlaßt, den würklichen Zustand aller deutschen protestantisch gebildeten Universitäten der Reihe nach einzeln zu überblicken. Er bemerkt kräftig S. 12, daß unter den süddeutschen Universitäten die 3 Bayrischen, 2 Badischen und die Würtembergische gerade um diese Zeit einen aus freyer Achtung gegebenen Beglaubigungsbrief durch das constitutionelle Recht, vermittelst der Mehrheit der sämmtlichen ordentlichen Lehrer einen landständischen Repräsentanten, in Baden sogar in die erste Kammer, zu erwählen, erhielten; eine freygewollte Auszeichnung von Seiten der Regierungen, das (S. 13) sie gewiß ihren Universitäten und Professoren nicht eingeräumt haben würden, wenn ihnen, diesen näheren Beobachtern des Innern, bekannt gewesen wäre, daß man „die Gemüther mit leeren Träumen anfülle und ihnen gegen „die bestehende gesetzliche Ordnung, wo nicht Bitterkeit, doch „Geringschätzung und Widerwillen einflöße, so daß, sey es „durch sträfliche Mitwürkung, sey es durch unverzeihliche Sorglosigkeit der Lehrer, die edelsten Kräfte und Triebe der Jugend zu Werkzeugen abentheuerlicher politischer Plane . . „gemisbraucht würden."

Gewendet zu den norddeutschen Hochschulen fragt der Verf., ob denn wohl für Halle nicht Napoleon das eclatanteste Zeugniß gegeben habe? (Damit trifft die Frage zusammen: ob nicht, was späterhin Halle, Jena, Gießen ꝛc. als Universitäten für deutsche Befreyung mit begeisterter Willigkeit thaten, den Geist des Universitätwesens beurkunde? Und überhaupt darf gewiß auf den Ingrimm der Napoleonischen Policey gegen alles deutsche Universitätwesen, gegen diese, nicht blos zum Exerciren für Büreaukratie und Geschäftmechanismus gemodelte Denkübungsanstalten, als auf die weltbekannteste Belobung vor Regenten und Völkern hingedeutet werden.)

In verhängnißvoller Zeit wurde Berlin als Universität gestiftet und durch hochbetraute Curatoren nicht mit Neulingen, sondern mit ausgewählten, bewährten Männern besetzt, weil, wie die öffentliche Erklärung sagte, der Regent in der Hebung der geistigen Kraft seines Volks das sicherste Mittel finde, den gesunkenen Staat selbst wieder zu erheben. „Und hat diese Universität in der entscheidenden Zeit

„nicht herrlich diesem Zutrauen entsprochen?“ S. 11. Bonn, kaum mit öffentlich bezeugter Achtung der Regierung für die deutsche Art universeller Studienanstalten, gestiftet, muß auf alle Fälle unter die einige Ausnahmen zu zählen seyn. (Breslau hat der Verf. nicht berührt.) — Von den 3 nördlicheren Hochschulen legt Kiel selbst, in eben diesen Beyträgen S. 390 das Kön. Rescript vom 13. Nov. 1819. vor, welches dem Curator befahl, etwa 6 Wochen nach jener Note die „allerhöchste Zufriedenheit mit den Bestrebungen der dortigen akademischen Lehre zu erkennen zu geben“; ein Regentenwort, das um so entscheidender erscheint, weil hier S. 376 — 398 der Inhalt der devotesten Vorstellungen, durch welche das Kieler Consistorium in Beziehung auf einige Puncte des Bundestagprotocolls vom 20. Sept. ebendesselben Jahres bey seiner Regierung seine Pflicht erfüllte, ausführlich angegeben ist und die Kön. Resolution gerade diese berücksichtigt. Von Rostock wird bemerkt, welche unzweydeutige Beweise des fürstlichen Vertrauens es jüngst bey der Jubelfeyer erhalten habe. Auch müsse ohne Zweifel an einer Lehranstalt, wo der Fürstensohn, der die Hoffnung des Landes ausmacht, wegen seiner Studien sich aufhalte, der Verdacht, eine „Giftquelle“ zu seyn, vorbeygehen. (Wie erfreulich ist es auch in dieser Rücksicht für Heidelbergs hohe Schule, gerade in diesen letzteren Jahren sowohl Prinzen des eigenen Regentenhauses, welche des unvergeßlichen Landes- und Stammvaters, Carl Friedrich, würdig zu seyn strebten und streben werden, als auch, neben andern durch hohe Abkunft zur Vorbereitung auf hohe Pflichten berufenen jungen Männern, mehrere Fürstensöhne aus Sächsischen, seit jener großen deutschen Geistesbefreyung der protestantisch-evangelischen Reformation immer der freyen edlen Wissenschaftlichkeit holden, Geschlechtern unter ihre Mitstudierende zählen zu können. Zwar hat Heidelberg nie eine Veranlassung gehabt, den Geist seiner Lehren erst zu rechtfertigen, auch weiß es gewiß zu jeder Zeit das Vertrauen aller, meist von Auswärts her unsere Lehranstalten frey wählender Mitbürger gleich hochzuschätzen. Dennoch darf es, da zu einem gerechten, allgemeinen Urtheil, was bey den Universitäten Deutschlands zur Regel oder zu „einiger“ Ausnahme zu rechnen

sey, beygetragen werden muß, ausdrücklich angemerkt werden, daß ihm solche unmittelbare Beobachter der akademisch lehrenden und lernenden Mitbürger, die vermöge ihrer Stellung im Leben am wenigsten des Phantoms einer „nur so genannten,“ weltbürgerlichen Bildung verdächtig werden können, in solchen Zeiten doppelt erwünschte Zeugen sind und waren.)

Ueber die Universität Greifswalde bemerkt S. 14, wie ehrenvoll die schwedische Regierung die Erhaltung derselben bey Abtretung des Landes durch einen eigenen Vertragsartikel gesichert.

Zu den „einigen“ ehrenwerthen Ausnahmen hielt zwar sogleich die allgemeine Stimme — Göttingen ohnehin mitgerechnet (wahrscheinlich weil, so lange dieses unvergängliche Monument eines der nachahmungswürdigsten Vorbilder des Hannöverischen Staatsministeriums aufgestellt ist, noch kein Fall bekannt wurde, wo nicht Münchhausens Nachfolger die Ehre und Auszeichnung dieser Anstalt zu ihrer eigenen Angelegenheit und Ehrensache gemacht hätten.). Dennoch, überzeugt, daß die Ehrensicherung des deutschen Universitätswesens eine gemeinschaftliche sey, haben, wie S. 15 versichert, „die „würdigen Lehrer der Göttinger Universität sich vermocht ge„fühlt, an eine hohe Landesregierung sich um Genugthuung „zu wenden, die ihnen auch in vollem Maaße ge„worden sey. Denn, wird hinzugefügt, ist auch der neue „Ehrenbrief nicht in öffentlichen Blättern erschienen, so „konnte er doch kein Geheimniß bleiben.“!! — Auch die Leipziger Universität wurde nach öffentlichen Blättern von ihrer „Regierung noch durch ein besonderes Belobungsschreiben ge„rechtfertigt. In demselben glücklichen Falle befindet sich auch „Marburg, nach einer ähnlichen Bekanntmachung des Chur„fürsten selbst, die für seine Hessen ein ehrenvolles Denkmal ist.“ — (Ueber und großentheils für Jena hatte sich die Regierung eines Fürsten, welcher Menschen als Menschen zu behandeln und durch zuvorkommenden guten Willen auch mindere Kräfte zum Möglichsten zu bewegen, aus alter guter Zeit und nach eigenerworbener Geistesbildung als Regentenweisheit achtet, kurze Zeit vorher auf dem Bundestag mit einer Sachkenntniß, die von dem ganzen Publicum für treffend anerkannt ward, auf

eine, auch was die Quellen der Uebel betrifft, unvergeßliche Art (S. 20) erklärt, während einige dort entstandene Privatprocesse von Schriftstellern, die zugleich Lehrer sind, nicht aber als Lehrer geschrieben hatten, auf keinen Fall die Universität betrafen, vielmehr rein der Gegenstand der Gerichte waren und ohne Gefahr für irgend ein Allgemeinwohl civilgerichtlich bleiben konnten.

Rec. ist überhaupt überzeugt, daß noch mehrere, und die meisten Universitäten von ihren Landesregierungen sich solcher ehrenden und rechtfertigenden Erklärungen zu erfreuen hatten, durch welche jede von ihnen von dem nächsten, also dem competentesten Beurtheiler unter die anerkannten Ausnahmen sich versetzt befindet. Der Fall ist zwar selten, aber doch denkbar, daß die Ausnahmen eine aufgestellte Regel selbst aufheben. Nur scheint sodann auch die Folgerung zu entstehen, daß das, was durch solch eine Regel motivirt war, zugleich als durch die Vollständigkeit der Ausnahmen aufgehoben gelte. Immerhin wünscht Rec. mehr um der Nachwelt, als um der sachkundigeren Mitwelt willen, daß alle diese authentische und höchstrespectable Ausnahmserklärungen mit den dazu gehörigen Motiven und Verhältnissen soviel möglich gesammelt, und in einen Ehrenkranz nicht nur für die Universitäten, sondern auch für unsere souveraine Regierungen selbst, zusammengeflochten werden möchten. Denn was müßte, besonders in künftiger Geschichte, der Ehre unserer verehrtesten Landesregierungen weniger angemessen seyn, als wenn kommende Zeitforscher, wie schon jetzige ausländische Beobachter, zu dem Irrthum sich verleitet fänden, wie wenn nicht jede Bundesstaatsregierung die Symptome einer seit höchstens 3 Jahren vermutheten Ausartung ihrer nahen Landesuniversität richtig zu beobachten und durch die humansten Curmittel zu bessern selbst vermögend gewesen sey.

Der II. Aufsatz, von Hegewisch, schreitet über die Zeitmaterie weg und dringt nach der seteneren Art, wie die Geschichtforschung Lehrerin der Menschheit werden kann, desto tiefer in die inneren Verhältnisse der Sache ein. Jeder bescheidet sich von selbst, daß, sofern die Politik eine Kunst der Dynastien gegeneinander bedeuten mag, sie außer der Sphäre

der Wissenschaften liegt und den Höflingen angehören mag. Bekannt aber ist, daß seit Plato und Aristoteles die Politik, in sofern sie des durch Bürgerpflichten und Bürgerrechte möglichen Staats-Wohls gewiß werden will, unter die Universalwissenschaften gerechnet ist. Von Anfang an war sie auch auf den Universitäten deswegen unter jene allgemeine Studien gesetzt, in welchen, solange man sich noch Zeit zum Studieren nahm, jeder, ehe er zu einem einzelnen Fach übergieng, nach Vernunftgrundsätzen zu denken sich gewöhnt haben sollte. „Die Regierungen, sagt S. 80, sind weder allmächtig, noch schuld an allem Unglück, welches man ihnen beymißt . . . Aber eben um zu wissen, was ihnen nicht beyzumessen ist, eben damit gegründete Liebe (aus Ueberzeugung, statt Zwangs) für die Regierungen herrschend werde, ungerechtes Hadern aufhöre, ist eine richtige Kenntniß vom Staate unentbehrlich. Diese zu erlangen ist jetzt das Bestreben guter Bürger.“ Als eines der unwidersprechlichsten Rechtfertigungsbeyspiele bemerkt S. 63, daß auch der große Arzt, Haller, ernste Blicke auf die Politik, als eine auf jeden Mitbürger einwürkende Reihe von Pflicht- und Rechtseinsichten, gerichtet und sie nicht blos für einen Theil der auswärtigen Angelegenheiten gehalten, sondern in seinem Fabius, Alfred ꝛc. sich selbst zur Pflicht gemacht habe. Hegewisch versucht hierauf, nach der Regel der Aerzte, vornehmlich in die Ursachen der Krankheit einzudringen. S. 71 schreibt er: „Wenn die Wahrheit gesagt werden darf, so ist die Spannung zwischen der Aristokratie (nicht: Monarchie) und der Demokratie die hauptsächlichste Ursache der jetzigen dumpfen Unruhe.“ Aber natürlich hängt der aufmerksame Zeitkenner bey dieser Pathognomik nicht an dem Paar abstracter Kunstworte. Er erklärt S. 70, daß „er keine bessere Verfassung für Menschen, wie sie sind, kenne, als die unverletzte (!) Englische, die Mischung der 3 Gewalten, der „monarchischen, aristokratischen und demokratischen, mit der „Mäßigung derselben durch gegenseitiges Zurückdrängen der „Leidenschaften und durch Gerechtigkeit“ (welches aber beydes ohne Scheu vor dem öffentlichen Urtheil der beobachtenden Mitbürger, also ohne öffentlichen, freymüthigen Wechsel der Gründe und Gegengründe, und ohne redlich freygelassene Wahlen der

Repräsentanten, nicht denkbar ist.). „Das monarchische Prin„cip", fährt S. 71 fort, „wird in Deutschland nirgends ge„fährdet . . Es ist Poesie der Furcht oder List, wenn von „einer Gefahr geredet wird, die den Thronen aus Verbreitung „antimonarchischer Grundsätze unter dem Volke Deutschlands „drohen soll. „Es liegt in solchen Behauptungen das anti„monarchische Bestreben, das Gelangen der Wahrheit zum „Regenten durch eine künstliche Scheidewand zwischen Fürst „und Volk zu hemmen, und somit den Regentenhandlungen „vorzugreifen" (den Regenten, den Oberaufseher über die Pflichterfüllungen Aller, in die Parthie der Oligarchie herabzuziehen.). Die große Frage, ob und welche Modificationen der Aristokratie, wünschenswerth und ausführbar seyen? sucht der Verf. durch Stellen aus dem Minister von Steinischen Circular (ganz abgedruckt im Sophronizon 1 Heft S. 84 — 89.) und aus Cottú zu beleuchten. „Die Staatseinrich„tungen sind das Wissenswürdige für alle Gebildete. Mehr „als zuvor sind alle Gebildete jetzt wißbegierig dafür. Nichts „kann verkehrter seyn als Verbote (Hemmungen) gegen solches „gerechtes Verlangen. Wenn Bekämpfung eingeschlichener Irr„thümer gelingen soll, so kann das nur geschehen durch gleich„artige Waffen, durch bessere Gründe, nicht durch Bannstrah„len von Stellen, wo heute Personen stehen, welche diese „Grundsätze haben, morgen solche, welche entgegengesetzte für „richtig halten." Nach dieser Geistesrichtung vereinigt der Verf. geschichtliche Erfahrung und die bey Napoleon so übelberüchtigte Idealität (das Musterbild dessen, was seyn soll und werden kann) S. 86 ff. über das Materiale des Staats, S. 123 — 134 über das Moralische desselben.

Für einige Gegenerinnerungen kann Rec. hier nicht mehr Raum finden. Das meiste Unheil z. B. findet der Verf. in unverhältnißmäßiger Menschenvermehrung. Rec. denkt vielmehr daran, daß jetzt das schnelle Verzehren und Verbrauchen dessen, was sonst für Hunderte zum Wohlbefinden lange hinreichte, sich zu sehr vermehrt hat, daß jetzt oft ein einziges Gastmahl verbraucht, was sonst für 10 Feyermalzeiten hingereicht hat, und für 1000 Mitglieder der Bevölkerung genügen könnte. Daß der Menschen mehr wären, als Boden

und Industrie nähren könnte, wird schwer nachzuweisen seyn. Und wie, wenn erst wenigere doch das erarbeiten sollten, was von der Ueppigkeit verbraucht wird? Paris (jetzt von 657.172 Einwohnern und 56,000 Fremden erfüllt) ist, sagten kürzlich öffentliche Blätter, in dieser seiner Bevölkerung der 40ste Theil von ganz Frankreich; dieser 40ste Theil aber (oder richtiger: etwa der 40ste Theil dieses $\frac{1}{40}$) verbraucht den 15ten Theil der Erzeugnisse des französischen Gebiets, so daß immer 3 Einwohner der Departemente beschäftigt seyn müssen, um Einen der Bewohner der Hauptstadt zu ernähren, oder vielmehr so, daß Tausende halbhungernd produciren, damit Einige tafeln, verschwenden und vergeuden. Eine andere Unheilsursache kommt hinzu. Der übermäßig Verbrauchende kauft von dem Producenten seinen Luxus, seine Uebermäßigkeit, nach gesteigerten Preisen; denn er will es nun einmal haben; auch zahlt er nicht meist mit baarem Geld, sondern mit Papieren, Wechseln, Assignaten, Schuldverschreibungen, und andern Voranweisungen auf die Nachwelt. Das Zeichengeld vermehrt die Masse des umlaufenden Kauf- und Zahlmittels so sehr, daß die Producenten zunächst, und in schneller Folge alle Kaufende mit dem doppelten Nominalwerth nicht mehr den Realwerth sich erkaufen können, den sie für den einfachen zuvor erhielten. Und dieses Misverhältniß muß, ganz im Stillen, tagtäglich steigen, je öfter die Verkaufenden ihr Erhaltungsbedürfniß und ihre Abgaben, welche nach der Masse des würklichen und imaginären Geldes natürlich steigen müssen, im wechselseitigen Verkaufen gegeneinander immer wieder auf das Verkaufte zu schlagen haben. Schon kann nach diesem Lauf der Dinge keine fixirte Besoldung noch zu dem Realwerth hinreichen, zu welchem sie nur vor 5 — 10 Jahren hinreichend gewesen war. Nur die, welche den Preis der zu verkaufenden Realitäten noch erhöhen können, haben Gelegenheit, sich jetzt noch im Gleichgewicht zu erhalten. Aber auch diese nur, so lange die Käufer nicht „immer noch mehr sich einzuschränken" genöthigt sind. Wenn mit der Zeit der Nominalwerth, welchen die Nichtgewerbtreibenden und Nichtproducirenden durch Besoldungen und Capitalzinse zu erhalten vermögen, kaum noch für den äußern Schein und für die unentbehrlichsten Bedürfnisse

hinreichend seyn wird, welches Stocken, welche Abänderung in der ganzen Lage der Staats- und Schul- und Kirchendiener und des größten Theils vom Mittelstande wird man unmerklich und unvermeidlich verwürklicht sehen müssen? Welche Abhängigkeit von jedem Zufall? Welche Unmöglichkeit, für Nothfälle etwas zurückgelegt zu haben? Welcher Mangel an Kosten, die für Bücher und andere Mittel eigener weiterer Ausbildung, und für Unterricht, Erziehung, Studieren der Kinder zu verwenden seyn sollten? u. s. w. Und verliert der zu Geschäften, welche Geistesbildung erfordern, bestimmte Mittelstand die unentbehrlichen Bildungsmittel, wird denn nicht jener Ausspruch eintreten: wo das Auge trübe wird, da ists für den ganzen Leib dunkel!?

V. Historisch-juristische Analekten vom Prof. Falk enthalten viele schätzbare Winke über Altes und Neues. Dennoch würden sie, einzeln gesondert, noch besser ins Auge fallen und würken. VII. Eine Trost-Rede vom alten, verdienstvollen Schotten, Lord Erskine, übersetzt von dem freysinnigen Pfaff. Hier höre man, was Vaterland ist, und wie die Englische Verfassung seyn sollte gleich fern von Revolutionirern und von der sich selbst zerstörenden Kunst, ein Parlament zur Ministers-Maschine zu verbilden. VIII. Vorzüge des Plattdeutschen, von Cl. Harms. (Rec., der diese Sprachart, leider, zu wenig kennt, bemerkt nur beyläufig: hier ist S. 297 noch Ordeel = Urtheil. Daher ohne Zweifel der Name Ordalien.) IX. Der Universität Kiel Chronik für 1819. Unter anderm schien dem Rec. besonders zu einer Zeit, wo man nicht überall zu wissen scheint, wie viel die Universitätslehrer schon durch Freygeben vieler Honorarien an die Noth der Zeit Steuer geben, aus S. 316 die Behandlung des Honorarien-Bezugs zu Kiel bemerkenswerth: „Auch die Honorarien werden von einer Commission, jedesmal aus 2 Decanen bestehend, eingehoben. Wer nachweisen kann, daß seine jährliche Einnahme die Summe von 120 Thlr. nicht übersteigt [unbestimmte Testimonien der Unvermögenheit von Ortsvorstehern beweisen wenig], erhält, nach einer durch ein Kön. Canzleypatent vom 10. Aug. 1817, das Creditiren der Honorarien ꝛc. betr. — wenn er sich zum Convictexamen gestellt und

wenigstens den II. Charakter erhalten hat, auf sein Ansuchen die Honorariengelder creditirt, mit der Verpflichtung, sie innerhalb 6 Jahren nach seinem Abgang von der Universität allenfalls in 2 Terminen zu bezahlen. Vor seinem Abgang muß er deshalb eine Verschreibung ausstellen und dem derzeitigen Rector einhändigen. Der Syndicus ist mit der Eintreibung der fälligen Verschreibungen beauftragt.“ — Dieses Beyspiel scheint dem Rec. anderweitiger Berathung werth, nicht blos, damit der Lehrer erhalte, was ihm gebührt, und der Staat, besonders für angehende Lehrer, auf eine gewisse Einnahme rechnen könne, die von ihrem Bemühen um Beyfall abhängt — sondern auch, damit kein Studierender das für die Collegien bestimmte auf andere, nicht immer nützliche, Nebenausgaben willkührlich verwende. s. m. j.

H. E. G. Paulus.

Anleitung zum Höhenmessen mit dem Barometer, anwendbar bey topographischen Vermessungen, Nivellements, Entwerfung der Profile u. s. w. nebst den, aus dem Französischen übertragenen, Oltmannischen hypsometrischen Tafeln und einer Reductionstafel; von J. G. Wiemann. Mit 1 Kfr. Aus der dritten Auflage von J. G. Lehmanns Lehre der Situation-Zeichnung, für die Besitzer der ersten und zweyten Auflage besonders abgedruckt. Dresden 1820. 55 S. in 4. (Pr. 2 fl.)

Die Theorie des Höhenmessens mit dem Barometer ist in dem jetzigen Jahrhunderte so oft und von den gelehrtesten Physikern und Geometern so gründlich und umfassend untersucht, daß mit Grunde keine wesentliche Erweiterung oder Verbesserung dieser Methode mehr zu erwarten ist, solange es unwahrscheinlich bleibt, daß das Gesetz der Wärmeabnahme bey zunehmender Höhe, und der Gehalt der Atmosphäre an Wasserdampf jemals vollkommen genau bestimmt werden können. Man hat zugleich nicht verfehlt, die hierzu erforderlichen Rechnungen zu erleichtern, und Tabellen entworfen, welche Kürze und Bequemlichkeit mit der erforderlichen Genauigkeit vereinigen. Rücksichtlich der absoluten Genauigkeit, welche diese Methode gewährt, haben sich unter andern vorzüglich Cagnoli und Delcros sehr zum Vortheil derselben erklärt, indem sie dieselbe für größer als diejenige halten, welche durch die schärfste trigonometrische Messung erhalten werden kann, und Rec. stimmt diesem Urtheile vollkommen bey, weil der Einfluß der Strahlenbrechung

auf die gemessenen Höhenwinkel noch bedeutender ist, als die Ungewißheit der Temperaturabnahme in größeren Höhen bey barometrischen Messungen. Um sich hiervon zu überzeugen, darf man nur mit sehr genauen Kreisen die Höhenwinkel mehrere Meilen entfernter Gegenstände bey hellem Sonnenscheine und bey bedecktem Himmel messen, und beyde mit einander vergleichen, um auf Differenzen zu kommen, welche oft nahe einen halben Grad betragen. Nimmt man hierzu den großen Unterschied der Leichtigkeit beyder Methoden, so fällt der Vortheil offenbar auf die Seite der barometrischen Bestimmungen; nur schade, daß man die höchsten Bergspitzen überall nicht besteigen kann, und hierbey also dennoch zu trigonometrischen Messungen seine Zuflucht nehmen muß. Hiervon abgesehen, haben die barometrischen Höhenbestimmungen vielseitigen Nutzen. Nicht blos die Geographie nimmt dieselben in Anspruch, sondern hauptsächlich die Geognosie, seitdem dieselbe angefangen hat, ein mehr wissenschaftliches Ansehen zu erhalten und in dieser ihrer neuen Gestaltung so allgemeines Interesse erregt; und auch der Botaniker vermag ohne die Kenntniß und Fertigkeit in dieser Art die Höhen zu messen, keine gründliche Fortschritte zu machen. Grund genug, warum in den neuesten Zeiten so viele Versuche, diese Operation zu lehren, hauptsächlich aber zu erleichtern gemacht sind.

Das vorliegende Werk gehört ohne Streit unter die besseren Arbeiten über diesen Gegenstand, indem es ganz nach der Art der bekannten Lehmannschen Anleitung, wovon es einen Theil ausmacht, hinlängliche Vollständigkeit mit großer Klarheit und praktischer Brauchbarkeit verbindet. Das Einzige, was allenfalls der letzteren im Wege steht, dürfte das unbequeme große Format seyn, welches durch die Einrichtung der Tabellen nothwendig wurde, zugleich aber das Mitnehmen auf Reisen sehr hindert, in welcher Hinsicht die kleinen, 1817 bey Heyer erschienenen, Tabellen von Garthe einen entschiedenen Vorzug haben, und auch diese könnten füglich durch feineren Druck auf die Größe kleiner Spielkarten gebracht werden. Ob übrigens die Tabellen von Oltmanns unter allen die genauesten Resultate, und nicht vielmehr die Höhen zu groß geben, wie denselben nicht ohne Grund vorgeworfen wird, kann hier nicht weiter discutirt werden.

Voran nennt der Verf. diejenigen Gelehrten, welche diesen interessanten Zweig der angewandten Mathematik vorzüglich bearbeitet haben, wobey aber noch Kästner s. Abh. von Höhenmessungen durch das Bar. Gött. 1775, Hennert, s. de altitud. mensuratione ope barometri Traj. ad Rhen. 1786, Schmidt in Hauf physioc. Briefw. Erlangen 1810, Bohnen-

berger in Täb. Blättern Band 1. S. 217, und vorzüglich Benzenberg wegen der neuen Bearbeitung der Mariotteschen Schichtenmethode in: Beschreibung eines einfachen Reisebarometers u. s. w. Düsseld. 1811, eine Erwähnung verdient hätten. Die Werkzeuge zum Messen, Barometer, Thermometer und die übrigen Kleinigkeiten sind genau beschrieben, und dem Heberbarometer wird mit Recht der Vorzug eingeräumt, obgleich auch beym Gefäßbarometer der Einfluß des Gefäßes leicht in der Scale corrigirt, oder wie beym Fortinschen vermieden werden kann. Einen Senkel zum lothrechten Einstellen sollte man billig nicht bedürfen, indem das Barometer so eingerichtet seyn muß, daß es von selbst lothrecht hängt, auch leuchten nur die unvollkommen ausgekochten Röhren, weswegen dieses Kennzeichen keine Empfehlung verdient. Die Verdienste Fahrenheit's und Reaumür's um die Bestimmung der festen Punkte am Thermometer hätten billiger eine Erwähnung verdient, als die Bemühungen von Lutz und de l' Isle, auch soll S. 9 statt seinem Queckstiber wahrscheinlich reinem stehen, denn feines Queckstlber giebt es nicht, und reines ist für die Barometer gleich nothwendig als für Thermometer. Zur Bestimmmung des Siedepunktes dürfte die Beybehaltung von 28 par. Zoll Barometerstand doch wohl räthlicher seyn, als die Wahl des mittleren im Niveau des Meeres. Mit großer Deutlichkeit ist die Theorie des barometrischen Höhenmessens von S. 11 bis 34 erläutert. Als Kleinigkeiten sind Rec. aufgefallen, daß S. 13 die Beschaffenheit der Atmosphäre in der obersten Schicht, wo sie keine Elasticität und nur eine geringe Dichtigkeit haben soll, als ihr natürlicher Zustand angegeben wird; daß ferner S. 24 die nach dem Aequator hin abnehmende Schwere bloß als eine Folge der Abplattung angegeben ist, ohne zugleich auf den größeren Einfluß der Centrifugalkraft als Folge der Axenumdrehung Rücksicht zu nehmen, und daß es für einen großen Theil der Leser gewiß sehr nützlich seyn würde, bey der Formel für die abnehmende Schwere durch die Breite S. 24 und die größere Erhebung S. 26 darauf hinzudeuten, daß die Ausdrücke hierfür nach dem binomischen Lehrsatze mit Weglassung der weiteren Glieder der Reihe entstanden sind. Eine größere Undeutlichkeit und Abweichung vom innern Zusammenhange herrscht S. 21 bey der Verwandlung der natürlichen Logarithmen in die briggischen. Anstatt nämlich den gefundenen Coefficienten 25469 mit dem Modulus der gemeinen Logar. zu multipliciren, wornach derselbe = 56445 oder für Toisen = 9407,6 wird, sucht der Verf. denselben auf eine zwar an sich richtige, aber verschiedene Art, indem er ihn aus der Differenz der Barometerstände bey 8,755 Fuß Höhe her-

leitet und zu 56447,5 oder in Toiſen = 9407,9 beſtimmt. Viel beſſer wäre es geweſen, dieſe auf verſchiedene Weiſe gefundenen Größen mit einander zu vergleichen. Noch eine Unrichtigkeit, welche ganz oder zum Theil wahrſcheinlich auf einem Druckfehler beruhet, findet ſich S. 28, wo es heißt: „Daß Laplace, wegen der Temperatur der Luft $1 + \frac{2(t+t')}{1000} = 1 + \frac{t+t'}{500}$, ſtatt $1 + \frac{t+t'}{2}$ geſetzt hat, iſt mit Rückſicht auf den Feuchtigkeits-Zuſtand der Luft geſchehen.“ Allerdings müßte die Correction wegen der Temperatur $= \frac{t+t'}{532,5}$ oder $= \frac{t+t'}{2 \times 266,25}$ ſeyn, ſtatt deſſen dieſelbe etwas größer, nämlich $= \frac{t+t'}{500}$ und der leichteren Rechnung wegen $= \frac{2(t+t')}{1000}$ geſetzt wird, aber $\frac{t+t'}{2}$ iſt auf keine Weiſe zuläſſig. Bey den abgekürzten Formeln S. 29, wobey übrigens bloß diejenigen Glieder, wodurch die gefundene Höhe meiſtens nur ſehr unbedeutend verändert wird, weggelaſſen ſind, wie nicht bloß die genannten Gelehrten, ſondern alle, welche barometriſche Formeln entwickelt haben, zu bemerken pflegten, hätte noch angegeben werden können, daß die Temperatur nach Reaumürſchen Graden gemeſſen werden muß, indem ſonſt völlig unrichtige Reſultate entſtehen würden.

Im 3ten Abſchnitte endlich von S. 34 bis 43 wird das Verfahren, welches man beym barometriſchen Meſſen anzuwenden hat, und die Art, wie die Fehler am ſicherſten vermieden werden können, ſehr genau und gründlich gezeigt. Auf welche Weiſe die Aenderung des Barometers während der Dauer der Meſſung, wenn dieſe bloß mit einem Barometer und nicht mit zwey gleichzeitig beobachteten angeſtellt wird, nahe genau für die zwiſchenliegende Zeit berechnet werden kann, hätte in §. 34. wohl etwas näher bezeichnet werden können. Die angehängte Reductionstafel dient zur Verwandlung der Toiſen in Dresdner Fuße, und iſt alſo bloß für die Sächſiſchen Staaten beſtimmt. Rec., welcher dem trefflichen Werke viele Liebhaber und einen häufigen Gebrauch deſſelben wünſcht, glaubte auf die angezeigten kleinen Mängel um ſo mehr aufmerkſam machen zu müſſen, je leichter dieſelben künftig verbeſſert werden können.

Jahrbücher der Litteratur.

Conchiologia fossile subapennina con osservazioni geologiche sugli Apennini e sul suolo adjacente di G. Brocchi Ispettore delle miniere, membre del R. Istituto Italiano. Con sedici tavole in rame. Milano, dalla stamperia reale. 1814. T. I. 2. 56, LXXX und 712 S. 4to.

Der Geolog, der Geognoſt, rückblickend auf die Schickſale ihrer Wiſſenſchaft in der Frühzeit, gewahrer mannichfache Hinderniſſe dem Ausbilden derſelben entgegenkämpfend, Nachſinnen über die Entſtehung der Dinge, ſtatt des genauen Erforſchens ihrer gegenwärtigen Verhältniſſe; Ueberfluß an kosmogoniſchen Hypotheſen; Bereicherung der Scienz mit vielen Meinungen, aber mit wenig Thatſachen; Mangel an Selbſtbeobachtung; fruchtarmes Umherſchweifen im Gebiete der Willkühr, im Reiche der Phantaſie; Beſchränktheit unſerer Kenntniß vom Erdganzen u. ſ. w. Nachtheile ganz eigener Art aber brachte jener Doktrin das Daſeyn der in Stein verkehrten organiſchen Weſen, ſo wichtig auch der gegenſeitige Einfluß, welchen, in neuerer Zeit, Petrefaktenkunde und Geognoſie auf einander üben, und ſo zuverſichtlich man, vom gemeinſamen Fortwirken beyder Scienzen, mehr genügenden Aufſchluß zu erwarten berechtigt iſt, über die Beſchaffenheit jener groſſen Umwälzungen, denen Bildung und wiederholtes Aendern der Erdrinde zugeſchrieben werden muß. Die Betrachtung der Petrifikate, die Neugier weckend, die Einbildungskraft anregend, beſchleunigte zuerſt den Gang der Geologie auf zu vorſchnelle Weiſe. Mit allzugroßer Leichtigkeit ſchritt man hinweg über die erſten Grundſätze. Statt ſich umzuſehen nach Thatſachen, ſuchte man Urſachen zu ergründen, die nothwendig nur als Endreſultate ſich ergeben konnten. Anfangs galten die Verſteinerungen als Naturſpiele, ohne daß man für nöthig achtete, um den eigentlichen Sinn dieſes Ausdruckes ſich

zu kümmern; die fossilen Reste aus dem neuern Zeitraum der Gebirgs-Bildung, auf so verständliche Weise zu uns sprechend, wurden, bis vor nicht langen Jahren, in der forschenden Geognosie so gut als übersehen u. s. w. Als jedoch ein mehr sorgsames Studium zurückführte auf die Allgemeinheit in den Formen- Verhältnissen der Petrefakten, als man, in nicht seltenen Fällen, die Analogien ihres chemischen Bestandes mit ähnlichen Theilen lebender Wesen wahrnahm; da konnte nicht länger geläugnet werden, daß jene versteinerten Gebilde einst des Lebens sich erfreut, daß sie vorhanden gewesen auf der Oberfläche des Festlandes, oder in den Wassern des Ozeans. — Wie aber wurden sie begraben unter unermeßlichen Stein- und Erdschichten? Gehört ein großer Theil derselben einer, oder mehrern, in entfernten Zeiträumen auf einander folgenden, eigenthümlichen Schöpfungen an, gänzlich verschieden von der der Gegenwart? Auf welche Weise wurden Meeres-Bewohner den höchsten Berggipfeln zugeführt? Wie viel Räthselhaftes in ihrem örtlichen Seyn? die Erzeugnisse heißer Zonen in Polar-Gegenden. Deutet dies auf eine Vorkehrung in der klimatischen Ordnung? — Diese und ähnliche Fragen boten sich dar, die Lösung welche man versuchte, führten nur zu einem Gewirre bunter Sophismen und fabelhafter Uebertreibungen. Eine neue Schwierigkeit ergab sich, als man zur Ueberzeugung gelangte, daß fast die ganze Rinde des Erdballs, bis zu nicht berechenbarer Tiefe mit solchen versteinerten Geschöpfen erfüllt sey. Jetzt glaubte man in wichtigern, allgemeinern Ursachen den Grund der Verbreitung suchen zu müssen. Die Versteinerungen galten als Beweise der Sündfluth, und eine lange Zeit verfloß, während die Geologen fast ausschließlich beschäftiget waren mit Versuchen der Enthüllung jener gewaltigen Katastrophe durch physische Gründe. Erst gegen die Hälfte des letztverflossenen Jahrhunderts gelangte man zur Ueberzeugung, daß eine Ueberschwemmung, mit allem Großartigen und Furchtbaren, das man ihr zuzuschreiben sich erlaubte, nicht als Ursache gelten könne von Erscheinungen, so ungeheuer und allgemein. Man gestaltete sich eine lange Reihenfolge von Wirkungen mehr und minder schnell nach einander eingetreten; die Sündfluth wurde als die letzte betrachtet, als die Kata-

strophe, welche unser Festland so geformt, wie es noch gegenwärtig der Betrachtung sich bietet. Die Forschungen der Zoologen und Botaniker leiteten bey den so bedeutungsvollen und folgenreichen Beziehungen zwischen den Resten einer vorzeitigen Thier- und Pflanzenwelt und dem todten Gestein. Camper, Blumenbach, Cuvier u. A. traten auf; mit seltener Tiefe des Sinnes und der Beobachtung wußten sie die fossilen Reste in Verbindung zu setzen mit dem Systeme der Geologie. Sie eigneten sich jenen Theil der Naturgeschichte des Weltganzen zu, den man, vergleichungsweise, den neueren zu nennen berechtigt ist, dessen Urkunden, der animalischen Organisation angehörend, die Begründung eines eigenen Zweiges der Wissenschaft gestatten, welchen man, mit dem genialen Steffens, als natürliche Numismatik ansehen darf. So mannichfach und vielseitig nun auch die Schwierigkeiten waren, beym beschränkten Umfange geognostischer Erfahrungen, zumal was das Vorkommen der Versteinerungen in den verschiedenartigen Erdstrichen angeht, so erwünscht und höchst wichtig für das wissenschaftliche Fortschreiten der Gebirgslehre mußte jedes Streben seyn, die aufgefundenen sichern Resultate zu scheiden von schwankenden Vermuthungen, von schädlichen Irrthümern. Denn unleugbar bietet das Vorkommen der Petrefakten, zur nähern Bestimmung der gegenseitigen Altersfolge mehrerer Felsarten, und des Gleichzeitigen oder Ungleichzeitigen in den Bildungsfristen der ihnen untergeordneten Schichten und Bänke, ein sehr erwünschtes Anhalten. Welch glänzendes Verdienst in dieser Beziehung ganz besonders unser gelehrter Landsmann, Hr. v. Schlotheim, sich erworben, bedarf nur der Andeutung; mit nicht minder glücklichem Erfolge wirkte der Verf. des vorliegenden meisterhaften Werkes, dessen Anzeige in unsern Blättern wir, durch Hindernisse eigenthümlicher Art, ungern bis jetzt verschoben sahen.

Was die Absicht des Hrn. Brocchi (dem mineralogischen Publikum durch manche frühere Schriften, wie u. a. Memoria mineralogica sulla Valle di Fassa und Trattato sopra le miniere di ferro del dipartimento del Mella, bereits sehr vortheilhaft bekannt) angeht, so wollte er Urkunden bieten, die frühere Erdgeschichte erläuternd: Urkunden, bestehend

in Ueberresten einst belebter Wesen, welche das Meer hinterlassen auf subapenninischem Boden bey seinem letzten Rückzuge von dem Festlande. Neben den Bestimmungen der fossilen Muscheln und ihrer systematischen Anordnung, findet man: Beobachtungen über Art und Weise ihres Vorkommens, Vergleichungen mit lebenden Analogen oder mit ähnlichen versteinerten Schaalthieren anderer Gegenden und Länder; Beschreibungen der allgemeinen Struktur des Apenninen-Gebirges, Angaben der herrschenden Felsarten; Andeutungen über das Relative ihrer Bildungszeiten; Bemerkungen über die Natur der, jener Bergkette umgebenden, Hügel, so wie über den Ursprung des Lombardischen Bodens. Nach einer kurzen Einleitung folgt eine umfassende Betrachtung über die Fortschritte des Studiums der fossilen Konchyliologie in Italien, wobey wir nicht verweilen können, um noch Raum zu behalten für einige Andeutungen über den Inhalt des lehrreichen Buches.

I. Kapitel. Nothwendigkeit einer genauern Kenntniß der physischen Beschaffenheit der Apenninen im Allgemeinen: denn die Hügel und Berge, aus Muschelkalk zusammengesetzt, nehmen, nach dem Adriatischen Meere hin, wie nach dem Mittelländischen, den Abhang der Kette ein, und der Petrefakten-Kalk erscheint in den Apenninen selbst sehr verbreitet. Geographische Lage der A. Sie sind eigentlich nur eine Fortsetzung der Seealpen. Je näher die Apenninen den Alpen, um so ähnlicher die Felsarten jener Berge den alpinischen. Das herrschende Gestein: Kalk der Flözzeit. Die Versteinerungen weniger durch die ganze Masse vertheilt, als vielmehr beschränkt auf einzelne Schichten. Nach Hrn. Br. gehört er mit dem Jurakalke einem Gebilde an. Besonders mächtig zeigt sich seine Ausdehnung nach dem Abhange hin, welcher dem Adriatischen Meere zufällt. Urgebirge — Granit, Gneiß, Glimmerschiefer, körniger Kalk (Marmor), und zumal Gabbro (aus Diallagon und Feldstein gemengt, der Granitone der Italiener) und Serpentin — im Ganzen nur sparsam verbreitet. Ebenso die Gesteine der Uebergangszeit — Sandstein (der Grauwacke sehr ähnlich, so namentlich bey Modena, Toskana u. s. w.), Kalk und Thonschiefer. Ur- und Uebergangs-Felsarten besonders

an dem Abhange der Apenninen nach dem mittelländischen Meere zu.

II. Kap. Betrachtung der subapenninischen Hügel. Kalkiger Sandstein und Mergel die herrschenden Gesteine; jener diesem aufgelagert, letzterer mit eingelagertem Gypse, auch mit Bitumen, Schwefel u. s. w. Beyde sind hin und wieder überreich an Resten versteinter Seethiere. Kalktuff mit Meeres-Konchylien.

III. Kap. Vergleichung der geognostischen Constitution der subapenninischen Hügel mit den jüngern Gebilden andrer Gegenden. Das Lombardische Thal und Thatsachen sprechend für die Zunahme des Ufers längs der Küste von Italien.

IV. Kap. Von den versteinten Schaalthieren der subapenninischen Berge. Große Mannichfaltigkeit vorhandener Arten und treffliches Erhaltenseyn. Farbe, Glanz u. s. w. nicht selten noch unverändert. Ihre Vertheilung häufig familienweise. Die Urbilder theils noch lebend vorhanden in nachbarlichen Meeren; manche gänzlich unbekannt.

V. Kap. Fossile Ueberbleibsel anderer Thiere. Zoophyten und Fische ziemlich häufig. Die Cetaceen ausgezeichnet groß. Reste von Elephanten, Mastodonten, Rhinozeros, Hippopotamus, Auerochsen, Hirschen u. s. w. — Auch Abdrücke von Seegewächsen werden gefunden.

Soweit der erste Theil. Der zweyte enthält, nach Linnés Methode, die systematische Aufzählung und Beschreibung aller versteinten Konchylienarten der subapenninischen Hügel. Der Verf. führt unter 464 Speciebus 239 neue auf, so u. a. 45 aus dem Genus Murex, 28 aus dem Genus Voluta u. s. w.

Ein Anhang beschließt das Werk, in welchem man Nachrichten trifft über den Serpentin aus dem Toskanischen, über die versteinten Schaalthiere aus der Gegend von Nizza u. s. w.

Das Aeußere des Werkes ist sehr ausgezeichnet und besonders die Kupfer ungemein schön und wahr.

Wir können den lebhaften Wunsch nicht unterdrücken, daß alle übrigen, an interessanten Versteinerungen reichen Gegenden und Länder sich nach und nach ähnlicher gelungener Beschreibungen erfreuen möchten.

Naturhiſtoriſche Bemerkungen betreffend eine auf vieljährige meteorologiſche Beobachtungen ſich ſtützende Beſchreibung des Moordampfes in Weſtphalen und ſeiner nachtheiligen Einflüſſe auf die hieſige Witterung, nebſt Beurtheilung des großen Unterſchiedes, der zwiſchen Moordampf und Höhenrauch ſtatt findet, und der oft irrigen Verwechſelung des letztern mit dem erſtern. Von L. L. Finke, Dr. und Profeſſor, auch Kreisphyſikus in Lingen. Hannover, bey Hahn. 1820. XVI u. 96 S. 8.

Rec. hat einige Zeit bey ſich angeſtanden, ob er dieſes Buch von zwar großem, aber zunächſt nur örtlichem Intereſſe in dieſen Blättern anzeigen ſollte; allein da die Wichtigkeit des Gegenſtandes an ſich ſehr bedeutend iſt, ſo ſchien es ihm allerdings der Mühe werth, daſſelbe ſo kurz als möglich einer näheren Prüfung zu unterwerfen, vorzüglich da ihm zufälligerweiſe eine genauere Kenntniß der Sache ſelbſt nicht abgeht, und er außerdem bey dem fraglichen Gegenſtande ſeiner Lage nach kein anderes, als ein rein wiſſenſchaftliches Intereſſe haben kann. Der Verf., bekannt durch ſeine mediciniſche Geographie, erörtert ausführlich die nachtheiligen Folgen, welche das ſogenannte Moorbrennen in der benachbarten Gegend ſeines Wohnortes Lingen auf den letzteren und deſſen Umgebungen haben ſoll. Nordöſtlich von demſelben in Oſt und Weſtfriesland, Gröningen, Oberyſſel, einem Theile des Münſterſchen, im Saterlande, Oldenburgiſchen, ſelbſt im Osnabrückeſchen und der Grafſchaft Bentheim giebt es nämlich meilenlange, zum Theil torfhaltige, und meiſtens mit Haidekraut bewachſene Ebenen. Um dieſen unfruchtbaren, dem Meere, wie es ſcheint, erſt ſpät entriſſenen Boden von den bedeckenden Haideſorten und ihren zahlloſen Wurzelfaſern zu befreyen und zum Tragen des Buchweitzens geſchickt zu machen, wird die obere Decke aufgehackt, unter Zerſchlagen der Schollen ausgebrannt, und der Saamen in die noch warme Aſche geſtreuet, wobey es dann ſehr auf die Witterung, vorzüglich auf zeitigen Regen ankommt, wie reichlich die nachherige Erndte dieſe Mühe belohnt. An manchen Plätzen wird die obere Decke als Torf abgeſtochen, der Reſt derſelben aber in trocknen Jahren gleichfalls weggebrannt, um Wieſen zu erhalten, und an noch andern zündet man das Haidekraut an, um die obere, mit Wur-

zeln durchwachsene und Erdharz haltige Decke in vierseitigen handdicken Stücken abzuhauen, und als Sudden oder Plaggen zum schlechtesten Feuermaterial zu benutzen. Durch alle diese Arten des Moorbrennens entsteht aus begreiflichen Gründen ein ausnehmend dicker und starker Rauch, welcher den benachbarten Gegenden durch den Wind zugeführt wird, und nicht anders als ein höchst unwillkommener Gast seyn kann, auch in großer Intensität für Augenkranke und Asthmatische empfindlich und nachtheilig seyn muß.

Bis so weit ist Rec. mit den Ansichten des Verf. vollkommen einverstanden, auch ist es bekannt, daß durch unvorsichtiges Brennen nicht selten benachbarte Torfhaufen angezündet und zum beträchtlichen Schaden der Eigenthümer vom Feuer verzehrt werden. Allein alle anderen Nachtheile, welche dem Moordampfe zur Last gelegt werden, dürften schwerlich eine genauere Prüfung aushalten. Einen directen schädlichen Einfluß desselben auf die Gesundheit finden wir zwar nicht bestimmt angegeben, auch könnte man dagegen allenfalls schon den Umstand anführen, daß der Vorgänger des Verf. im Physicate zu Lingen 85 Jahre alt geworden ist, und er selbst die Vorrede zu seinem Buche an seinem 73sten Geburtstage geschrieben hat; wohl aber einen indirecten, nämlich den Schaden, welcher den dortigen Feldern durch den Moordampf erwächst, dessen Folgen, Armuth und Nahrungslosigkeit, der Gesundheit und dem Wohlseyn nachtheilige Bedingungen seyn müssen. Diese werden durch den Moordampf herbeygeführt, indem derselbe den Regen vertreibt, Wind verursacht, und sowohl hierdurch als auch an sich Kälte erzeugt, welche oft bis zu den verderblichsten Nachtfrösten gesteigert werden soll. Auf eine zwiefache Weise sucht der Verf. dieses zu beweisen, nämlich theils aus der Erfahrung, theils aus physicalischen Gründen. Rücksichtlich des Ersteren beruft sich derselbe theils auf eigene Beobachtungen, theils auf Register, welche von dem Professor der Philosophie, Schlegtendahl, in den Jahren 1735 bis 1759 geführt sind. Rücksichtlich der Letzteren gesteht er unverhohlen, daß sich keine entscheidende theoretische Gründe für diese Behauptungen aufstellen lassen, und überhaupt wird man bald finden, daß derselbe mit den neuesten Fortschritten

und Erweiterungen der Naturwissenschaften keineswegs völlig vertraut ist, was man auch schwerlich als einen Vorwurf ansehen darf, da dieselben so bedeutend sind, daß sie die ganze Zeit und Anstrengung des fleißigsten Gelehrten erfordern, wenn ihm keine der vielen wichtigen Untersuchungen und Entdeckungen entgehen soll. Es wird daher am besten seyn, die große Menge der halbwahren oder unrichtigen physicalischen und chemischen Grundsätze, welche hierbey zu erörtern wären, ganz mit Stillschweigen zu übergehen.

Gegen die Erfahrungen, als solche, kann man unmöglich streiten, auch will Rec. die hier aufgestellten nicht einmal in Zweifel ziehen, ohne jedoch den vom Verf. selbst sehr richtig als ungenügend angeführten Schluß: post hoc, ergo propter hoc, zuzulassen, um so mehr, als gar keine physicalischen Gründe vorhanden sind, dem Moordampfe die gerügten nachtheiligen Folgen zuzuschreiben. Sollte zuerst der Regen durch denselben vertrieben werden, so müßte der Dampf warm und trocken seyn, welches Erstere die behauptete Erzeugung der Kälte durch denselben aufheben würde, Letzteres aber seiner Natur durchaus zuwider ist, indem durch das Verbrennen der frischen Haide eine Menge Wasser in Dampf verwandelt wird. Wie es übrigens der Verf. mit seinen Erfahrungen nimmt, kann man aus dem Zeugnisse sehen, welches er S. 66 von einem preußischen Unteroffizier anführt. Dieser fand die Behauptung, daß der Moordampf den Regen hindere, gar nicht wunderbar, indem er im Felde gewohnt gewesen sey, in Quartieren voll Dampf und Rauch nasse Tücher aufzuhängen; woraus aber nichts anders folgen kann, als daß die Nässe den Rauch, aber nicht umgekehrt der Rauch die Nässe vertreibt. Allerdings könnte die Electricität durch die Rauchwolken der Erde zuströmen, wodurch zwar Blitz und Donner, aber keineswegs der Regen der Gewitter vermindert oder ganz aufgehoben würden; allein da die plötzlich und in großer Menge erzeugte Electricität derselben selbst durch feuchte Berge und starke Regenschauer nicht abgeleitet zu werden pflegt, das bekannte Mittel des Schießens und Anzündens großer Feuer aber zur Verhütung der Gewitterschäden noch keineswegs hinlänglich begründet ist; so muß man auch die Behauptung für unzulässig

halten, daß der Moordampf die Gewitter aufzuheben oder selbst ihr Entstehen zu hindern vermöge. Wind entsteht allerdings dadurch, daß die kalte Luft in die wärmere eindringt, letztere aber in die Höhe steigt, und somit läßt sich das Entstehen einer Luftströmung durch das Entzünden großer Haidestrecken nicht füglich in Zweifel ziehen; allein daß diese kalt seyn sollte, kann unmöglich gefolgert werden, denn die Temperatur derselben beruhet bekanntlich auf ihrer Richtung, und die Moorbrenner hätten vielmehr Ursache sich zu beklagen, daß die kalten Luftströmungen aus der Umgegend sich in die erhitzte Luftschicht über ihren gebrannten Feldern eindrängen, wenn bey solchen Gelegenheiten überall eine Beschwerde dieser Art stattfinden könnte, als die angränzenden Ortschaften haben zu behaupten, daß kalte Luftströmungen von den gebrannten Ebenen ihnen zugeführt würden. Daß überhaupt aber der Moordampf an sich kalt seyn soll, wird man an andern Orten kaum begreifen können, wo es Sitte ist, bey zu befürchtenden Nachtfrösten Rauch zu erzeugen, um namentlich Weinberge und Obstbäume gegen die Folgen der Kälte zu schützen. Indem hier also zwey widersprechende Erfahrungen einander gegenüberstehen, so entsteht billig die Frage, welche die richtige sey? Wir meinen, im Ganzen keine von beyden; doch läßt sich nicht leugnen, daß der Rauch verhältnißmäßig eher warm als kalt zu nennen ist.

Alles zusammengenommen wird sich die Sache sehr einfach darstellen lassen. Will der Verf. nur seine Wetter-Beobachtungen mit denjenigen vergleichen, welche in entfernten Gegenden, namentlich im mittleren und südlichen Deutschlande angestellt sind; so wird er finden, daß überall die Witterung in verschiedenen, bis jetzt noch unbestimmten Perioden wechselt. In den fruchtbaren Districten am Rhein, Main und Neckar, wo man Gottlob weder Moorbrennen, noch Moordampf kennt, fehlt oft Monate lang und länger der Regen, die Nachtfröste ruiniren, obgleich früher und seltener, doch mitunter häufig genug die Hoffnungen der Landleute wie der Gartenfreunde in den Städten, und der Nord- oder Nordostwind ist oft rauh und unangenehm, obgleich minder als in nördlichern Gegenden. Auf die Meinung der Landleute, daß der Rauch den Regen

wegbeiße, legt Rec. kein Gewicht, und möchte daraus eben ſo wenig eine Cauſalverbindung folgern, als aus einem im Hannöverſchen gleichfalls gangbaren Ausdrucke, daß nach der Schaafſchur Kälte folge, welches ſich allerhings häufig genug ereignet. Noch ſind wir weit davon entfernt, die, vorzüglich durch Luftſtrömungen und Winde, bedingte Witterung unter beſtimmte Regeln zu bringen, indem ſogar noch nicht einmal zweckdienliche Mittel eingeſchlagen ſind, dieſes ſchwere Problem aufzulöſen, falls dieſes überhaupt in den Grenzen der Möglichkeit liegt, und es iſt daher durchaus unzuläſſig, örtliche, vielweniger aber allgemeine meteorologiſche Dispoſitionen von gewiſſen benachbarten örtlichen Urſachen abzuleiten.

Der Hauptzweck der Schrift, weswegen ſie zugleich noch größere Aufmerkſamkeit verdient, geht dahin, die Regierungen, vorzüglich die Hannöverſche aufmerkſam auf die nachtheiligen Folgen des Moorbrennens zu machen, und zur Aufhebung oder Beſchränkung dieſes Misbrauches zu vermögen. Rec. will den Maßregeln derſelben keineswegs vorgreifen, iſt indeß überzeugt, daß die dortige Landesbehörde, deren eifrigſtes Beſtreben, das Wohl der Unterthanen auf jede Weiſe zu befördern, allgemein bekannt iſt, dieſen Gegenſtand nicht unbeachtet laſſen würde, wenn die Anſichten des Verf. durchaus begründet wären. Indem aber nach des Rec. vollkommener Ueberzeugung, und aus den angeführten triftigen Gründen aus dem Moorbrennen für die Bewohner von Lingen und die Umgegend außer einer allerdings durch die Verbreitung des Rauches, wie durch den Geruch einer benachbarten Schmiede, verurſachten großen Unbequemlichkeit kein weſentlicher Nachtheil erwächſt, vielmehr die Nachtfröſte eine Folge des Nordwindes ſind, welcher die Kälte zuſamt dem Rauche herbeyführt; ſo kann er ſich ſeinerſeits nicht überzeugen, daß die Vorſchläge des Verf. durch Zwangsmittel von Seiten einer erleuchteten Regierung ausgeführt werden ſollten. Sie gehen dahin, ſtatt des Moorbrennens das Mergeln einzuführen. Allein dieſes thun die Bewohner ſolcher Gegenden ohnehin gern, wenn der Mergel nur überall in genügender Menge vorhanden, der Transport minder ſchwierig wäre, und ein gemergelter Boden nicht zugleich jährlich zur Erhaltung in einem guten Stande Düngung erforderte,

woran es aber in jenen Gegenden eben mangelt. Nach einem andern Vorschlage soll das Moorbrennen auf gewisse Tage beschränkt werden, damit der Rauch nicht das maximum, wie es der Verf. nennt, erreicht. Hiergegen aber streitet, daß man das Halten eines solchen Gesetzes schwer controliren kann, solange es unmöglich ist, jenen Bewohnern das Feuer zu nehmen. Vielleicht wird der Verf. einwenden, daß auf das unzeitige Brennen Strafe gesetzt, und diese strenge executirt werden müsse. Inzwischen möchte es hiermit so gehen, als an einem andern Orte mit den Waldfreveln, worüber sich ein Forstmann einmal dahin äußerte, es sey den Freylern nichts zu nehmen als Rock oder Hemde, was man ihnen doch lassen müsse, und wolle er sie durch Frohndienste strafen, so müsse er sie füttern, wenn sie nicht verhungern sollten, wobey wiederum nichts herauskomme. Hiervon abgesehen aber muß man bedenken, was für ausgedehnte Flächen diese dürftigen Bewohner jener unfruchtbaren Gegenden zu bearbeiten haben, wenn sie mit ihrer Familie und ihrem Viehe nothdürftig leben wollen. Es würde demnach unmöglich seyn, gerade in einer zum Brennen gelegenen Zeit nur einige Tage der Wache auf diese Arbeit verwenden zu dürfen, und diese in den folgenden Tagen wieder zu unterbrechen, indem bekanntlich Saatzeit und Erndte auf dem Lande keine Störung zulassen. Hiernach wird es also kein anderes Auskunftsmittel für die Bewohner der Umgegend geben, als die große Unbequemlichkeit des Moordampfes so lange zu dulden, bis allmählig auch jene öden Gefilde durch anhaltende Cultur und Düngung in fruchtbare Felder umgeschaffen seyn werden.

Endlich hat die kleine Schrift noch ein, mindestens etwas allgemeineres, wissenschaftliches Interesse, indem auch nach Aussage des Titels der Unterschied zwischen Moordampf und Höhrauch beurtheilt, und gezeigt ist, daß beyde nicht selten miteinander verwechselt sind. Das seltsame und vielbesprochene, durch die Neuheit der Blitzableiter und ihre eingebildete Wirksamkeit noch interessantere Phänomen eines anhaltenden trocknen Nebels im Jahr 1783 hat die allgemeine Aufmerksamkeit, man kann sagen, der ganzen gebildeten Welt auf sich gezogen. Seit dieser Zeit ist inzwischen keine ähnliche Erscheinung in

solcher Allgemeinheit wieder wahrgenommen, indem zwar mitunter in sehr kleiner Ausdehnung vorzüglich gegen Abend an ein und dem andern Orte die Sonne durch eine eigene Art Trübung der Atmosphäre verdunkelt wird, allein die verschiedenen sonstigen sehr kenntlichen Zeichen des Phänomens von 1783 finden dabey nicht statt. Nicht ganz selten wird eine jenem bekannten Höhrauch ähnliche Erscheinung in den nördlichen Gegenden Deutschlands wahrgenommen, allein da dieselbe allezeit von kurzer Dauer ist, und in entfernten Gegenden nicht beobachtet wird, so muß man mit Grunde schließen, daß die Ursachen in örtlichen Bedingungen liegen, und billig hätte man sie daher auch nirgend anders suchen sollen. Rec. konnte sich daher des Lächelns nicht enthalten, als er im 72sten und 73sten Stücke des Hannöv. Magazins vom vorigen Jahre eine Abhandlung über einen starken, in Hannover beobachteten, Höhrauch las, dessen Ursprung aus dem Innern der Erde, oder noch vornehmer sogar von einem Nebel-Cometen abgeleitet wurde. Dagegen zeigt der Verf. durch Vergleichung aller Umstände sehr überzeugend, daß dieses nichts anders, als eine gewisse Quantität Moordampf war, welcher aus jenen weiter entlegenen Gegenden durch den damals herrschenden Wind der Hauptstadt über die ausgedehnte zwischenliegende Ebene zugeführt wurde.

Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft, herausgegeben von F. C. v. Savigny, C. F. Eichhorn und J. F. L. Göschen. B. 4. H. 1.

Die Fortsetzung der Rückstände aus B. 3. folgt nach.

Nro. I. „Ueber die lex Cincia de donis et muneribus und deren spätere Umbildungen.“ Von Savigny. Die im Jahr der Stadt 550 erlassene lex Cincia enthielt, wenn man der seit Brummer sehr verbreiteten, aber wie unser Verf. zeigt, von ihm nicht zuerst aufgestellten Ansicht, glauben dürfte, drey Kapitel: 1) „Wer als Sachwalter einen andern vor Gericht vertrete, solle dafür kein Geschenk annehmen. 2) Keine Schenkung über eine gewisse Summe hinaus

sollte gültig seyn. 3) Alle Schenkungen überhaupt sollten nur durch Mancipation oder Tradition Gültigkeit erlangen." Diese beyden letzten Kap. erklärte noch Hugo Rechtsg. 6te Aufl. §. 171. für unerwiesen. Das erste Kap. beruht auf deutlichen Zeugnissen und bleibt von des Verf. Untersuchung ausgeschlossen. Die andern prüft er zuerst durch Vergleichung der für und gegen jedes einzelne Kap. sprechenden Stellen, und sucht die scheinbaren Widersprüche durch folgende Ansicht zu vereinigen. Es gab statt jener beyden von einander unabhängigen Vorschriften, nur diese einzige: „die Schenkungen über eine gewisse Summe hinaus sollten nur durch Mancipation, in jure cessio, oder Tradition Gültigkeit erlangen können. Kleine Schenkungen also bleiben ganz der alten Willkühr überlassen, große Schenkungen wurden (mit Ausnahme naher Verwandten) bestimmten Formen unterworfen, völlig verboten wurden keine." — Welches nun die für und wider Brummers Ansicht sprechenden Gründe sind, und wie der Verf. daraus seine Theorie ableitet, müssen wir ohnehin bey ihrer Critik vollständig angeben, und es würde darum zu einer zwecklosen Weitläuftigkeit führen, des Verf. Darstellung hier in nuce erst vorauszuschicken, zumal da man erwarten darf, daß diese Abh. in jedes an dieser Anzeige Interesse nehmenden Lesers Hand schon längst sich befinden muß. — Nur so viel müssen wir als leitende Norm vorangehn lassen: die Stellen, welche auf eine Beschränkung im Maaß der Schenkung deuten, scheinen dem Verf. in andern, allzugroße Schenkungen gestattenden Zeugnissen einen Widerspruch zu finden, und umgekehrt diejenigen, welche auf die Nothwendigkeit formeller Uebertragung hinweisen, mit den Pandektenstellen, welche die Stipulation gestatten, nicht in Harmonie zu stehen; und deswegen bezieht er, auf die bemerkte Weise vereinigend, die Pandektenstellen auf kleine Schenkungen, und setzt bey den großen voraus, daß jene Form beobachtet worden sey. — Hugo hat sich bekanntlich schon in den G. A. 1819. St. 20. gegen des Verf. Theorie erklärt, während sie Glück in dem neusten Theile seines Commentars (B. 21. S. 399) bereits angenommen hat.

I. Soviel ist außer Zweifel, daß irgend ein Gesetz die Schenkungen über irgend eine Summe hinaus beschränkt haben muß (L. 21. §. 11. L. 24; L. 9. §. 1. L. 11. L. 23. pr. de don. L. 5. §. 5. D. de doli exc. Paul. V, 11. §. 6.), ferner daß Ulpian in den verstümmelten Anfangsworten seiner Fragmente ein solches Schenkungsverbot im Auge hatte, von dem aber gewisse Personen (nach S. erst durch spätern Zusatz) ausgenommen waren. Nichts scheint natürlicher, als daß Ulpian und die Pandektisten Ein und dasselbe Gesetz im Auge hatten, und wieder nichts natürlicher, als daß wir unter diesem Gesetze eher die L. Cincia als irgend ein anderes suchen, weil diese „de donis et muneribus“ handelte, und nicht zu glauben ist, daß Name oder Beziehung irgend eines anderen so bedeutenden und zur Pandektenzeit noch geltenden Gesetzes gänzlich verloren gegangen seyn sollte *). Auch haben wir von den exceptis personis außer Ulpian noch Nachrichten, von welchen indessen erst unten gesprochen werden kann, und unter denen die L. 4. C. Th. de donat. ausdrücklich die „exceptas Cinciae legi personas“ nennt. — Schon diese Zeugnisse beweisen aber in ihrer Allgemeinheit mehr als der Verf. zugiebt, nämlich ein wirkliches Verbot, und nicht nur Erschwerung durch Formen. Dazu kömmt noch die ausdrückliche Stelle bey Festus: „Muneralis lex vocata est, qua Cincius cavit, ne cui liceret munus accipere.“ Daneben ließe sich allerdings denken, daß Schenkungen kleiner Summen und unter verwandten Personen ausgenommen waren, nicht aber daß die ganz allgemein ausgesprochene Regel unwahr sey, indem Cincius blos die Formen der Schenkung erschwert habe, oder gar, daß man die Worte nur von Sachwaltern verstehn dürfe. Ferner erzählt Cic. de orat. II, 71., daß Cincius auf die spöttische Frage: „quid fers Cinciole?“ geantwortet habe: „ut emas, Cai, si uti velis“; d. h. ihn werde freylich die

*) Gar nicht beachtet hat der Verf. die ganz unhaltbare Meinung derjenigen, welche diese Stellen auf das Verbot der inofficiosen Schenkungen beziehen, das durch ein bloßes Rescript, und zwar erst von Al. Sever in einem einzelnen Falle, seine Entstehung erhielt L. 87. §. 3. de leg. 2.

Rogation betrüben, weil er nun bezahlen müsse, wo er sich bisher habe beschenken lassen", es sey denn das Geschenkte unbedeutend. Diese Restriction wird niemand ernstlich in jener blos launigen Antwort vermissen; dagegen wäre es unverständlich, wie Cicero dem Spötter entgegnen konnte, er müsse jetzt kaufen, wenn er sich z. B. die größten Goldsummen immer noch durch bloße Tradition durfte schenken lassen! In diesem Falle wäre die Antwort nicht werth von Cicero als Beyspiel treffenden Witzes der Nachwelt überliefert zu werden. Unser Verf. hat jene Stelle nur insoweit erwähnt und excerpirt, als darin die l. Cincia eine lex de donis et muneribus genannt wird.

Die Wirkungen einer „ultra legis modum" gemachten Schenkung werden in den Pandekten dahin angegeben, daß das bloße Versprechen, d. h. die actio ex stipulatu durch exceptio inanis würde, das schon Hingegebene zurückgefodert werden könne (Legg. citt. bes. L. 21. §. 1. de donat.). Das letztere bestätigt auch folgender Umstand. Paulus (V, 11. §. 6.) meint, demjenigen, welcher uns das Leben gerettet habe, „in infinitum donare non prohibemur". Dieselbe Stelle steht auch in L. 34. §. 1. de donn., nur heißt es statt der angeführten Worte: „haec donatio irrevocabilis est." — Soweit ist alles unbedenklich, und durch den vollkommensten inneren Zusammenhang unterstützt. Dagegen beruft sich nun Sav. durchaus auf keine andern Gründe, als auf die bey Plinius (epp. VI, 25, 32; II, 4; I, 19; VII, 18; X, 3) in solcher Größe vorkommenden Schenkungen, daß sie offenbar das gesetzliche Maaß übersteigen mußten. Diejenige Stelle, welche, selbst wenn man den verschiedenen Emendationen folgt, immer noch die Summe von 400000 oder mehreren Millionen Sesterzen enthält (X, 3), ist darum ganz unbedeutend, weil eine Mutter ihrem Sohne schenkt, also hier (selbst nach dem V. S. 25, 26) nur von exceptis personis die Rede ist; vorausgesetzt, daß, was freylich der Verf., wie wir nachher sehen werden, läugnet, in der l. Cincia selbst schon die exceptae personae vorkommen. Die Stelle spricht zwar auch von der noch nicht „satis legitime" vollendeten Schenkung, allein dies bezieht sich auf die Form, und

kann gegen das totale Verbot über eine Summe hinaus zu schenken, erst dann zum Beweise dienen, wenn einmal die von S. behauptete Verbindung von Summe und Form von anderer Seite her erwiesen seyn sollte. — Gegen die übrigen Stellen des Plinius könnte man sich etwa durch Annahme eines höheren Maaßes schützen. Dagegen beruft sich zwar der Verf. auf den geringen „Geldreichthum, der in Rom um die Mitte des fünften Jahrhunderts im Vergleich mit späteren Zeiten war“ und darauf, „daß der Röm. Volkscharakter mehr zur Sparsamkeit als zur Freygebigkeit neigte.“ Aber man dürfte ja nur an eine nach der l. Cincia entstandene Milderung des Verbots durch Erweiterung der gesetzlichen Summe denken, als Vorbote des endlich gänzlich verschwindenden Verbots, und könnte zur Unterstützung die nach Beendigung der punischen Kriege entstandenen Reichthümer, den großen Luxus der Römer, und gegen die behauptete Sparsamkeit die von Plinius selbst erzählten Beyspiele ungeheurer Liberalität anführen. Allein ist denn wirklich eine Schwierigkeit da? Plinius erzählt die faktische Existenz großer Schenkungen; daß sie juristisch gültig waren, sagt er nicht: die gesetzlichen Folgen waren ja nur, daß das ultra modum Hingegebene wieder zurückgefodert werden konnte. Daß es nicht geschehen würde, dafür bürgte dem Beschenkten die liberale Gesinnung seines Freundes, wie denn namentlich bey Plinius (VII, 18) der Fall vorkommt, daß der Schenker das blos Versprochene bald darauf zur größeren Sicherheit wirklich realisirt. Gewöhnlich waren jene Schenkungen dotis causa oder zur Alimentation gemacht, und darum könnte man, wenn es nöthig wäre, viele jener Stellen sogar durch Beziehung auf die Ausnahmen wegbringen, wie solche unser Verf. selbst (S. 58) bey dotis causa gemachten Schenkungen annimmt.

(Die Fortsetzung folgt.)

No. 50. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft, herausgegeben von F. C. v. Savigny, C. F. Eichhorn und J. F. L. Göschen. B. 4. H. 1.

(Fortsetzung der in Nr. 49. abgebrochenen Recension.)

Aber kann man daraus, daß jemand brieflich erzählt: A hat dem B zu dem und dem Zweck die und die Summe geschenkt — den Schluß ziehen: folglich war es so weit zu schenken erlaubt? Besonders verpönt mochte es allerdings nicht gewesen seyn; aber so viel ist doch klar: wenn die bey Plinius vorkommenden Leute wirklich so viel schenken wollten, als sie geschenkt haben, würden sie durch ein Gesetz sich haben abhalten lassen, welches ihnen erlaubt, das zu viel Gegebene wieder zurückzufodern? Sicherheit fehlt freylich dem Beschenkten, allein es wird uns weder gesagt, daß er sie gehabt habe, noch stand es in des Schenkers Macht, ihm dieselbe auf rechtlichem Wege zu verschaffen. Er thut also, was er kann — und schenkt. Schon Schulting (ad Ulp. I, 1. not. 6.) sagt in Bezug auf jene Stellen: „Hoc, ut et multa alia donationum majorum exempla apud alios non allego; quia potuerunt esse vel ultra quantitatem definitam lege Cincia: post quam latam etiam Romanorum divitiae maximum acceperunt incrementum.“

So aufgefaßt wird man auch die „äußerste Schonung der individuellen Freyheit“ nicht verkennen, welche S. dem von ihm vorausgesetzten Inhalte des Gesetzes lobend beylegt. Die Absicht desselben war nämlich allerdings „leichtsinnige, übereilte Schenkungen zu verhüten“, was „nur bey großen Schenkungen nöthig schien“, „während auf der andern Seite die Willkühr dessen, der zu einer großen Schenkung fest entschlossen war, nicht gehindert werden sollte.“ Darum wird die Form der Mancipation oder jure cessio verlangt. Freylich konnte

die Tradition, bemerkt der Vers., „ganz heimlich und ohne alle Umstände vollzogen werden“; „allein auch dabey kostete es oft [aber nicht immer!] Zeit und Mühe, die Sache herbeyzuschaffen, und die sinnliche Anschauung der Sache, die verschenkt werden sollte, konnte auch hier wieder den Uebereilten zur Besinnung bringen: vorzüglich bey der wichtigsten Res nec mancipi, dem baaren Gelde, wenn es in großen Summen verschenkt wurde, ist dieses ganz augenscheinlich.“ Rec. gesteht, daß wenn er sich überhaupt je überzeugen könnte, daß es zweckmäßig sey, die dem Bürger zu willkührlichen privatrechtlichen Dispositionen zustehende Freyheit durch gesetzliche Eingriffe zu beschränken, und wenn er etwa in einer legislatorischen Versammlung zufolge dieser seiner Ueberzeugung, seine Stimme, namentlich zur Einschränkung leichtsinniger Schenkungen, abgeben müßte — daß er einem so gefaßten Gesetze mit gutem Gewissen nicht zustimmen könnte. Wenn es weiter nichts bedarf, als z. B. seinem Sklaven den Auftrag zu geben, daß er dem und dem Manne Tausende auszahle, wenn durch bloße Darreichung weniger gemmae (res nec mancipi) die ganze Schenkung vollendet werden kann, ist da nicht ein solches Gesetz eine Satyre auf sich selbst, und verdient wohl ein Gesetzgeber, der es für nothwendig hält, die Freyheit zu beschränken, und wieder zu frey gesinnt ist, um das Nothwendige zu realisiren, verdient der wohl das ihm von einem Savigny so reichlich gespendete Lob? Weit mehr Ehre macht es der Weisheit römischer Legislation, wenn sie, gezwungen willkührlicher Vergeudung des Vermögens entgegen zu arbeiten, große Schenkungen gradezu verbietet, jedoch, zur Schonung der Freyheit, nicht bestraft, sondern nur dem Schenker jederzeit erlaubt, seine Uebereilung zu bereuen, dem Beschenkten also die Sicherheit des übermäßigen Gewinnes nimmt — und das Letztere mit Recht; denn wer, wenn er nicht in einem von dem allerdings sehr schonend abgefaßten Gesetze ausdrücklich ausgenommenen Verhältnisse steht — wer da nicht zu groß denkt, um sich unmäßige Schenkungen gefallen zu lassen, der darf sich nicht gegen ein Gesetz beschweren, das wenigstens so weit gehn muß, wenn es zugleich auf der andern Seite dem gutmüthi-

gen Schenker gegen ränkevolle und habsüchtige Ueberlistungen zu Hülfe kommen möchte.

Wir haben nun mit dieser Ansicht die Anfangsworte des Ulpian zu vereinigen, welche so lauten: „prohibet, exceptis quibusdam cognatis, et si plus donatum sit, non rescindit.“ Der Verf. hat ihrer Restitution eine eigene Nummer gewidmet. War, wie wir allerdings glauben, hier überhaupt von einer lex imperfecta und namentlich der L. Cincia, oder allenfalls auch von irgend einer anderen die Schenkung beschränkenden lex die Rede, so steht doch immer Ulpian mit den Pandektisten in offenbarem Widerspruch. Der Verf. verwirft aus Gründen, von denen sogleich die Rede seyn wird, 1) Brummers Erklärung, „daß doch nicht die ganze Schenkung ungültig sey, sondern nur der das Maaß übersteigende Theil,“ 2) Schultings Erklärung, „daß die Obligation doch nicht ipso jure ungültig gewesen sey, sondern nur per exceptionem.“ Er hätte noch hinzufügen können 3) daß Majansius (de factis contra legem, in Disp. T. 1. nr. XI. §. 19—27) die lex imperfecta für eine „lex suasoria“ hält, die blos mißbilligt ohne alle Folgen, daher (denn er bezieht Ulpian ebenfalls auf die L. Cincia) die exceptio und actio rescissoria erst späterer Zusatz sey. Allein obgleich solche blos mißbilligende, nicht verbietende Bestimmungen dem Röm. Recht nicht unbekannt waren, so ist doch unerwiesen, daß man sie wirklich unter die leges, und unmöglich, daß man sie in der Mitte zwischen der perfecta und minus quam perf. lex klassificirt habe. Nach dem Verf. aber soll das „non rescindit“ eben das bloße Erschweren durch Formen bezeichnen. „Beharrt er (der Schenker) dennoch bey seinem Willen und vollzieht alles in der gesetzlich vorgeschriebenen Form, so läßt dann das Gesetz diese Schenkung, die es eigentlich verhüten wollte, bestehen (non rescindit). Nimmt man diese Erklärung an (fährt S. fort), so ist dadurch nicht nur Ulpians Behauptung von der lex Cincia gerechtfertigt, sondern auch der allgemeine Begriff einer lex imperfecta erklärt, der sonst allerdings etwas räthselhaftes hat wegen der scheinbaren Zwecklosigkeit eines solchen Gesetzes“. Und wirklich ist der Begriff einer imperfecta lex eben so räthselhaft, als diese Erklärung

unbefriedigend. Daß sie der Verf. nur als Nothhülfe gelten läßt, dürfte er selbst nicht läugnen wollen. Wo haben die Römer je, so häufig sie auch das oder jenes Geschäft durch bestimmte Formen bedingten, darüber sich also ausgedrückt: das Gesetz rescindire nicht; zumal an einer Stelle, wo charakteristische Bezeichnung grade beabsichtigt wurde! Kömmt noch hinzu, was schon gegen des Verf. Ansicht von der L. C. überhaupt bemerkt worden ist, so dürfte wohl die Lösung der erwähnten Schwierigkeit noch vermißt werden. — Zur Erreichung dieses Zwecks ist der sicherste Weg, vorerst unabhängig von dem, was wir in der L. C. finden möchten, dem Begriff einer lex imperfecta nachzuforschen. „Offenbar", sagt mit Recht unser Verf., „wollte Ulpian die verschiedenen Arten verbietender Gesetze, in Beziehung auf die Art ihrer Wirksamkeit, angeben. Voran stand ohne allen Zweifel die lex perfecta, d. h. dasjenige Gesetz, dessen Uebertretung eine ungültige Handlung ist. Die letzte in der Handschrift des Ulpian ganz erhaltene Art ist die minus quam perfecta, d. h. das Gesetz, welches dem Uebertreter nicht mit Ungültigkeit der Handlung droht (non rescindit), wohl aber mit einer Strafe." In der Mitte muß von der lex imp. die Rede gewesen seyn, denn, bemerkt Sav., sowohl der Name als auch der Umstand, daß daran keine Strafe geknüpft war, kömmt vor bey Macrobius in somn. Scipion. in fin., und in dem Sinne auch der Kunstausdruck cretio imperfecta bey Ulpian 22, 34. Wenn nun aber die Wirkung der perf. lex völlige Nullität, die der minus q. perf. völlige Gültigkeit aber Bestrafung ist: so erwartet man in der Mitte weniger, wie Ungültigkeit, mehr wie blos bestrafte Gültigkeit, wie paßt nun dafür eine blos erschwerende Form, von der zufolge dieser Stufenleiter höchstens erst hinter der lex minus q. perf. die Rede seyn könnte, wenn überhaupt eine solche Bestimmung lex imperf. genannt werden dürfte. — Viel passender aber möchte seyn, den Begriff einer lex imperf. in theilweiser Nullität zu suchen; denn grade das: weniger wie gänzliche Nullität, mehr wie ein vollkommenes Aufrechthalten, ist es, was in der Mitte vermißt wird. Demzufolge werfen wir mittelst Critik das non weg und lesen: et si plus donatum sit,

rescindit. Durch diese gewiß leichte Emendation verschwindet der Schleyer, mit welchem Ulpians erste Worte bis jetzt noch umhüllt waren. Die L. Cincia ist also imperfecta deswegen, weil sie blos rescindirt, was über das gesetzliche Maaß hinaus verschenkt worden ist, und Ulpians vollständiger Zusammenhang wäre nun der: „Eine lex ist entweder eine perfecta oder eine imperf., oder eine minus quam perfecta. Eine perf. ist die, welche etwas verbietet, und wenn dagegen gehandelt worden ist, das ganze Geschäft zernichtet, wie z. B. . . . (die L. Aelia Sextia); eine imp. lex ist diejenige, welche das Geschäft nur so weit zernichtet, als es ungesetzlich war, veluti lex Cincia quae supra certum modum donari prohibet u. s. w., wo nun also die lex minus q. p. consequenter Weise eine solche ist „quae vetat aliquid fieri, et si factum est non rescindit (im Gegensatze der vorigen), sed poenam injungit etc. — Für diese Erklärung spricht auch noch, daß grade jene institutio sub imperfecta cretione, d. h. ohne die Strafdrohung: „si non creveris exheres esto", die Wirkung hatte, daß der Erbe, welcher wirklich nicht cernirte, sondern pro herede gerirte, nur in partem admittit substitutum" (bis es Markus, gewiß nachdem Gajus seine Institutionen schon geschrieben hatte *), denn man vergl. Ulp. XXII, 34., mit Gaj. II, 177. änderte), wobey also die Erbeinsetzung theilweise aufrecht erhalten wurde. — Was hier für eine lex imp. ausgegeben wird, hielt man aber bisher für eine perfecta; denn meint z. B. Schulting (eben so Majansius), es sey kein Grund „ut quod intra modum erat, rescinderetur." Aber es bleibt doch immer unläugbar, daß die Spaltung der Handlung in einen gesetzmäßigen und ungesetzmäßigen Theil durch das Gesetz selbst hervorgerufen, und darum einer lex, welche die ganze Handlung zernichtet, der Name einer perfecta eher als derjenigen gebührt, welche sich

*) Da Gajus unter Pius und Markus seine Institutionen schrieb, so mochten sie den meisten Verordnungen des letzten Kaisers vorangegangen seyn; wofür auch Ulp. XX, 10. ein Beyspiel seyn mag, vrgl. Dirksen Abhh. S. 234.

in gewissen Schranken hält. Wenn übrigens auch schon Brummer deswegen die L. Cincia eine imperf. nannte, so lag sein Fehler — und nur diesen allein rügt auch der Verf. — darin, daß nach den bisherigen Worten Ulpians grade das plus nicht rescindirt werden soll. — Es ist aber eine zweyte vielleicht noch wahrscheinlichere Erklärung möglich. Wir haben nämlich bisher, gemeinschaftlich mit Sav., auf den Unterschied zwischen Rescission und Nullität kein Gewicht gelegt; denn auch dem Verf., welcher die L. imperf. und minus quam p. jede für eine lex quae non rescindit hält, bleibt für dasjenige Gesetz, dessen Uebertretung zwar noch nicht eine nulle Handlung, wohl aber eine durch den Willen Einer der interessirten Partheyen auflösbare ist, nichts anderes als der Name lex perfecta übrig. Der Verf. war über diesen Mittelfall schweigend hinüber gegangen, so ungefähr, wie auch die vorhin gegebene Erklärung diese Lücke zu verdecken bemüht war. Wenn man aber aufrichtig zu Werke geht, so kann keineswegs verkannt werden der bedeutende Unterschied zwischen Nullität und Rescission, dessen große Wichtigkeit z. B. sich bey nullen und (etwa durch querela inofficiosi) rescissibeln Testamenten, bey an sich nichtigen oder durch Scheidung auflösbaren Ehen so auffallend zeigt. Perfecta dürfte sonach diejenige lex heißen, „deren Uebertretung eine (ganz oder theilweise) ungültige Handlung ist", imperfecta diejenige, deren Uebertretung (ganze oder theilweise) Rescission der Handlung gestattet, und zwar auf dem Wege der exceptio oder Klage, wie grade bey der L. C. der Fall ist. Auch Schulting hat schon in der ipso jure oder ope exceptionis entstehenden Ungültigkeit den Unterschied zwischen perf. und imperf. lex gesucht, was Sav. wieder nur darum und mit Recht getadelt hat, weil non rescindit grade das Gegentheil ausdrückt; denn eben rescindere ist das rechte Wort für die vom praktischen Standpunkte aus völlig vereitelten Obligationen. Also wäre jetzt die Stufenleiter: „Nullität, Rescission, nicht einmal Rescission, sondern Strafe." Folglich das non ist auf jeden Fall unhaltbar; aber wie unbehülflich würde auch der Ausdruck seyn: eine lex imp. sey eine lex quae non rescindit, eine minus q. p., eine lex

quae non rescindit aber straft, während dort ein „aber“ fehlt, und so der Gegensatz im höchsten Grade schwerfällig wird.

Die logische, historische und sprachliche Nothwendigkeit dieser Emendation wird noch unterstützt durch die schärfsten äußeren Gründe. Unser Ulpian beruht auf einer einzigen Handschrift, und grade sie bedarf, wie sich namentlich jetzt wieder durch Gajus gezeigt hat, gar sehr der kritischen Hülfe (auch vgl. man nur die nr. III. des vorliegenden Heftes). Bekannt ist ferner, wie das unrichtige Setzen des Wörtchens non, besonders wenn eine Negation sogleich darauf folgt, zu den häufigsten Fehlern der Abschreiber gehört, worüber man im Allgemeinen nur die Schrift von Zauch vergleichen darf. Insbesondere aber ist einem andern „non“ in Ulpian selbst (XXIV, 24) von den Herausgebern des Gajus wegen Gaj. II, 245. mit Recht das Verdammungsurtheil gesprochen worden; und für diese Critik sprechen lange nicht so gute äußere Gründe, wie für die unsrige. Denn hier wiederholt sich dasselbe Wort rescindit, und zwar zuletzt mit der Negation kurz nacheinander: wie leicht also konnte der Abschreiber in dem Bewußtseyn, daß seine im Kopf behaltene Phrase mit rescindit schließt, noch einmal auf sein Original, aber zufällig auf das zweyte: non rescindit geblickt, und nachher doch die Worte gehörig fortgesetzt haben; vielleicht weil er seinen Irrthum einsah und blos jene Worte wieder auszustreichen vergessen hatte, sofern er nicht, wie die Schreiber schöner Manuscripte, in der Hoffnung, man werde den Fehler nicht bemerken, lieber das non stehn lassen, als durch Ausstreichen darauf aufmerksam machen wollte.

Wir kommen II. zu der Frage: Hat die L. Cincia auch etwas über die Form der Schenkung verordnet? Gegen des Verf. Ansicht darüber hat sich Rec. schon im Allgemeinen erklärt; darum aber stimmt er keineswegs der von Brummer vertheidigten bey, sondern derjenigen, welche der Verf. dem Cujacius zuschreibt, obgleich sie dieser in der That nicht hatte. Die Meinung des Cujacius ging nämlich sowohl in den Obs. VI, 18. als in Lib. 29. Quaest. Papin. Opp.

T. 4. p. 786 dahin: die L. Cincia habe große Schenkungen verboten, Verwandte von dieser Bestimmung ausgenommen, aber sowohl von diesen ausgenommenen Personen als von jedem Dritten Mancipation oder Tradition gefodert; „haec enim (sc. lex C.) generaliter in donationibus mancipationem vel traditionem exigit“ sagt Cujac. eben in seinen Observationen. Nach Sav. S. 3 und S. 29, 30 „neigt sich Cujacius zwar in den Vorlesungen über Papinian zu der Annahme einer selbstständigen Bestimmung über die Form der Handlung“, dagegen hätte er früher in seinen Observ. „die Mancipation oder Tradition nur als die Bedingung betrachtet, unter welchen die lex Cincia die Verwandten von dem Verbot der höhern Schenkungen ausgenommen habe — was Antoninus Pius für Eltern und Kinder geändert hätte, unter welchen die Schenkung auch ohne alle Form gelten sollte. — An dieser Ansicht, die wir für die richtige halten, wollen wir die Gründe der Gegner prüfen. Nur entsteht hier erst noch die Frage: wird jene Form von den exceptis personis (wenigstens soweit von der L. Cincia selbst und nicht etwa von späteren Ausdehnungen die Rede ist) bey allen oder wirklich blos bey großen Schenkungen verlangt? Darüber wagen wir nicht mit Gewißheit zu entscheiden, doch wird sich in der Folge ergeben, daß das erste wahrscheinlicher ist, weil alle Zeugnisse der Mancipation oder Tradition ganz allgemein ohne Beschränkung auf eine Summe gedenken. Danach also wollte die L. Cincia die unmäßigen Schenkungen ganz verbieten, nur nicht den nahen Verwandten; denn wer wird z. B. dem Vater versagen, gegen seinen Sohn schon bey Lebzeiten so liberal zu seyn als es ihm gefällt? Dagegen tritt grade hier mehr wie bey Fremden eine andere Besorgniß ein, die wir mit den Worten der L. 5. C. Th. de don. wiedergeben wollen. Dort nämlich heißt es bey Gelegenheit der verordneten Insinuation: „quod vel maxime inter necessarias conjunctissimasque personas convenit custodiri, siquidem clandestinis ac domesticis fraudibus facile quidvis pro negotii opportunitate confingi potest, vel id quod vere gestum est aboleri.“ Demnach war die Absicht der L. C. unter Fremden das unmäßige Vergeuden durch die zu jeder Zeit wieder mögliche

Reue zu verhüten; Verwandte aber dagegen zu sichern, daß man nicht ihren leichtsinnigen, oft nur scherzhaften Handlungen zu leicht eine ernstliche Folge geben könne: darum dort eine Beschränkung im Maaße und hier eine vorgeschriebene Form. — Ehe wir uns nun zu den Gründen wenden, muß damit in Verbindung gebracht werden, wie der Verf. über die von der L. Cincia ausgenommenen Personen (in einer besondern Nr. VII.) denkt. Nämlich sie selbst habe keine Ausnahmen gemacht, sondern Antoninus für Eltern, Kinder und Seitenverwandte. „In der Folge muß (fährt er fort) diese Ausnahme wieder ganz außer Gebrauch gekommen seyn, denn nach einem Rescripte von Diocletian (Cod. Herm. VI, 1) bedarf selbst die Schenkung an den mancipirten Sohn derselben Formen, wie die an fremde Personen. Constantinus aber stellte im J. 319 die Ausnahme des Antoninus wieder her, jedoch nur zum Theil, nämlich nur für Eltern und Kinder, nicht für Seitenverwandte: und dabey ist es geblieben, so lange das Recht der L. C. dauerte." „Der Hauptbeweis, sagt Sav. weiter, liegt in der Constitution von Constantin (L. 4. C. Th. de don.) — die sich nach keiner anderen Voraussetzung (?) ohne Zwang erklären läßt." — Der Inhalt dieser L. 4. ist nun aber folgender. Constantin erzählt: Nach der Verordnung des Kaisers (Antoninus) Pius gelte die Schenkung unter Eltern und Kindern auf jedem Boden und bey jedem Objecte auch ohne Mancipation oder Tradition durch den bloßen unzweifelhaften Willen: at collata (die Schenkungen) inter ceteras exceptas Cinciae legi personas obtinere propriam firmitatem, sive mancipationis decursa fuerit solennitas, vel certe res tradita doceatur — welches Gesetz Constantin hiermit erneuert. Was heißt nun das anders als: „die L. C. hatte für ihre (von dem Schenkungsverbot) ausgenommenen Personen die Form der Mancipation (bey dem italischen Boden, bey rebus mancipi) oder Tradition (bey dem Provinzialboden, rebus nec mancipi) verlangt (und wahrscheinlich bey jeder auch der kleinen Schenkung), Antoninus begünstigt die Eltern und Kinder dahin, daß zwischen ihnen bloße Willenserklärung genüge, während die Schenkung unter den übrigen von der L. Cincia ausgenommenen

Personen (also nicht unter allen) nach wie vor ihre Gültigkeit erhalte durch Mancipation oder wenigstens Tradition (denn auf die bloße Solennität der Mancipation legt Constantin schon kein großes Gewicht mehr)." Antonin setzt freylich den Inhalt der L. Cincia als bekannt voraus, und selbst seine Verordnung kennen wir nur aus dem Bericht des Constantin, aber dieser ist hier buchstäblich wieder gegeben, und also doch wenigstens so viel unläugbar dargethan, daß die Constitution, so wie sie hier paraphrasirt ist, verstanden werden kann, und folglich schon darum für S. nichts beweist, wenn nicht auch außerdem unsere Erklärung genau den Worten entspräche. Unser Verf. aber glaubt in der Stelle, weil sie von der Form der Uebertragung handelt, nothwendig die Ansicht zu finden, es seyen die exceptae personae auch zugleich ausgenommen von dem, was die L. C. über die Form vorgeschrieben hat (und nach seiner (freylich bey der Stelle blos vorausgesetzten) Theorie von der L. Cincia überhaupt, mußte er so denken, während nach unserer grade die exceptae personae der Form unterworfen sind). Da entstand ihm nun (S. 25) eine Schwierigkeit durch einen Fall, welchen Plinius (X, 3) erzählt, „in welchem eine Mutter ihren eigenen Sohn beschenken will, und, um dieses legitime zu thun, die Grundstücke mancipirt, die sie zu dieser Schenkung bestimmt hatte." Ueber diese Stelle hatte er vorher (S. 6) bemerkt: „Hier wird offenbar die Mancipation der geschenkten Grundstücke als eine durch die lex vorgeschriebene Form der Schenkung erwähnt." Die Schwierigkeit aber lag darin, daß, wenn „zur Zeit des Trajan in dem allernächsten Grade der Cognation die Mancipation nöthig" war, „die lex C. selbst keine Ausnahme dieser Art enthalten haben" kann, „sondern alle Ausnahme rührte erst von Antonin her"; und deswegen interpretirt auch Sav. die Worte: exceptas legi Cinciae personas (S. 28, Not. 50) also: „die von der Regel der L. C. ausgenommen sind, nämlich nicht durch die L. C. selbst, sondern durch die Constitution des Antoninus". — Wir glauben uns hier gewiß jeder Gegenbemerkung enthalten, und auf unsere Ansicht verweisen zu dürfen. Nämlich zur Zeit des Trajan, also vor dem Privilegium des Antoninus, schenkt

eine Mutter ihrem Kinde, und muß folglich mancipiren, weil dieses von der L. C. grade für die exc. pers. verordnet worden ist. Also beweisend für die Nothwendigkeit der Mancipation ist diese Stelle allerdings, aber doch nicht dafür, daß dies bey allen Personen der Fall gewesen! Könnte man also nun noch mit Sav. (S. 26) sagen? „Dieser Grund (die Stelle des Plinius) scheint mir so entscheidend (dafür daß die L. C. keine Ausnahme machte), daß selbst der Ausdruck des Ulpian, welcher die Ausnahme mit in die lex selbst zu rechnen scheint (prohibet, exceptis quibusdam cognatis) nichts dagegen beweist: wie leicht konnte es geschehen, daß Ulpian bey dieser allgemeinen Erwähnung der L. C. die neueren Modifikationen derselben zugleich mit andeutete [zu welchem Zweck? es war ja nur ein Beyspiel für eine lex imperf.!], ohne mit überflüssiger (?) Genauigkeit ihren neueren Ursprung ausdrücklich zu bemerken" — eine Meinung, der schon Hugo mit Laune widersprochen hat. — Weil man nun aber seit Antonin dem Sohne durch jede Willenserklärung schenken konnte, so sagt Paulus (IV, 1. §. 11.) „filio quibuscunque verbis a patre fideicommissum relictum, jure debetur: sufficit enim inter conjunctas personas (wie eben der Sohn einer ist; also nicht exceptas) quibuscunque verbis, ut in donatione, voluntas expressa." Dagegen V, 11. §. 4. heißt es: „Cum unius rei in duos donatio confertur, potior est ille, cui res tradita est (sonst kömmt es also auf die Tradition nicht an). Nec interest, posterius quis an prior acceperit, et exceptae nec ne personae sint". Hier ist der Ausdruck exceptae pers. gebraucht, weil von der Ausnahme der L. Cincia, nicht wie dort von dem Privilegium Antonins die Rede ist. Die Stelle will nämlich sagen: Obgleich nur bey den exceptis personis Tradition nöthig ist, so ist sie es doch und nicht die bloße Acceptation, die überhaupt, auch zwischen andern Personen, wenigstens in der Collision den Vorzug gibt (wie natürlich, und wie es auch beym Kauf nicht anders wäre). Und eben so versteht es auch der Interprete, wenn er sagt: „si aliquis unam rem duobus per legitimas, scripturas donaverit (so im Sinn des

Constantinischen Rechts; denn im älteren mußte man sagen: wenn sich zwey eine Sache haben stipuliren lassen); so entscheide unter diesen nicht das Alter, sondern die Tradition: nec interest, utrum in parentes (für: Cognaten, ein häufiger Sprachgebrauch der späteren Zeit) an in extraneos talis sit facta donatio." Diese beyden nun erst ganz deutlichen Stellen, welche der Verf. aber nicht erläutert hat, sprechen mithin vollkommen grade für unsere Ansicht. —

Hat nun aber die L. Cincia selbst Eltern, Kinder und Seitenverwandte von dem Schenkungsverbote ausgenommen, aber zur reellen Uebergabe verpflichtet, und hat Antonin nur die beyden ersten gegen diese Pflicht und noch mehr als andere Personen privilegirt (weil er nicht einmal Stipulation begehrt), so liegt in Constantins Verordnung nichts, als was er selbst bietet, eine vollständige (nicht blos theilweise) Wiederholung der Antoninischen. — Was seit der L. C. für alle exceptae personae, seit Antonin nur mit Ausnahme der Eltern und Kinder galt, aber vielleicht schon vor Diocletian (s. unten) unpraktisch geworden ist, nämlich die Pflicht zur reellen Uebertragung — das machte Constantin zu einer allgemeinen Verordnung für alle Personen. Denn darüber äußert sich sein Sohn in L. 7. C. Th. de don. vom J. 355 also: „Cum Genitoris mei scitis evidenter expressum sit, nullam donationem inter extraneos firmam esse si ei traditionis videatur deesse solennitas, et idem hujusmodi necessitatem liberis tantum ac parentibus relaxavit (spätere Einführung des Antoninischen Privilegiums), in omnibus deinceps observari negotiis oportebit, ut donatio inter extraneos minus firma judicetur, si jure mancipatio et traditio non fuerit impleta." Der Zusammenhang ist der: Im J. 316 verlangt Constantin neben andern Formalitäten auch reelle Uebergabe (verbunden mit gewissen nachher abgeschafften Umständlichkeiten) zur Gültigkeit einer Schenkung, L. 1. C. Th. eod., und schärft dieses noch in demselben Jahre bey einem dem emancipirten Sohne geschenkten Fundus wieder ein, L. 2. eod. Aber im J. 319, nämlich eben in L. 4. cit. privilegirt er Eltern und Kinder, erneuernd die alte Antoninische

Verordnung, welche Eltern und Kinder auf gleiche Weise gegen die L. Cincia privilegirt hatte. Der Unterschied ist nur der: die L. C. wollte reelle Uebergabe blos von den exceptis personis, mithin waren jene nur in Vergleich mit den übrigen Verwandten begünstigt. Indem Constantin die Verordnung Antonins zu seinem Zwecke wiederholt, ließ er gerne dessen Worte, daß sein Privilegium nicht auf die ceteras exceptas Cinciae legi personas gehe, stehen, damit Niemand veranlaßt werde, diese Vergünstigung auch auf andere Verwandte anwenden zu wollen. Für die übrigen Personen verstand es sich aber dann um so mehr von selbst, und darum schreibt L. 5. in fin. C. Th. eod. ausdrücklich nur den Eltern und Kindern jenes Privilegium zu. — Wären alle Constantinischen Verordnungen verloren, so entschiede doch schon des Sohnes Zeugniß dafür, daß Constantin der Urheber jener allgemeinen Formvorschrift war; und ist diese Ansicht auch nur möglich, so können weder die angef. Constantinischen Constitutionen, noch die übrigen aus späterer Zeit entlehnten Zeugnisse (L. 8. C. Th. eod., Papian. Tit. 22, der sich auf Theodosisches Recht bezieht und L. 37. C. de don. von Justinian) geeignet seyn zum Beweise, daß jene Form schon in der L. Cincia eine allgemeine Norm gewesen wäre. — In Bezug auf jene Constitutionen macht sich der Verf. selbst den Einwand (S. 18), es sey bedenklich, daß sie die Nothwendigkeit der reellen Uebergabe „in allgemeinen Regeln aussprechen, ohne irgend eine Hindeutung darauf, daß dieses nur von großen Schenkungen gelten sollte.“ Er beantwortet dieses dadurch, daß sie nur „eine bekannte, seit vielen Jahrhunderten vorgeschriebene Form“ vorfanden, „und sie selbst sollten nur einzelne Ausnahmen jener alten Vorschrift ändern, oder näher bestimmen und bestätigen. Bey einem so untergeordneten Zweck läßt es sich gewiß sehr gut denken, daß sie die alte Regel selbst und die Bedingungen derselben als bekannt voraussetzten, und sich nicht damit aufhielten, diese Bedingungen jedesmal vollständig auszusprechen“ *).

*) Der Verf. beruft sich auf eine entsprechende Analogie bey der Insinuation, die wir aber unten ebenfalls läugnen müssen.

Daß aber auch nicht eine Constitution dergleichen Beschränkungen nennt, namentlich nicht L. 1. C. Th. eod., welche mit solcher Weitläuftigkeit neue Formen der Schenkung einführt, erlaubt gewiß, des Verf. Deutung zu bezweifeln. Nimmt man aber unsere Ansicht an, so versteht es sich von selbst, daß so allgemein gesprochen werden mußte, weil es in dieser Allgemeinheit wirklich wahr gewesen ist.

Was der Verf. sonst noch für seine Meinung angeführt hatte, ist, daß in alten Inschriften Schenkungen und Mancipationen fest verbunden erscheinen (Brummer führt nämlich deren drey an); daß eine bey Tacitus (Hist. 1, 24) vorkommende Schenkung eines Grundstücks von Sueton (Otho 4) als eine Mancipation dargestellt wird. Gewicht legt der Verf. darauf nicht; denn daß, wer schenkt, die Schenkung auch durch Hingabe realisirt, und so dem Beschenkten nicht bloß die Forderung möglich macht, sondern Eigenthum gibt, ist so natürlich und war gewiß so häufig, daß wir deswegen auf eine gesetzliche Vorschrift zu schließen keineswegs das Recht haben. Ohne in jure cessio, mancipatio oder resp. traditio geht aber (trotz der gültigen Schenkung) noch kein römisches Eigenthum auf den Beschenkten über, und wer gar andern ein Vermögen im Ganzen anweist, ohne die einzelnen Objecte (man vergl. jetzt Gaj. I, 121 und II, 35) in jener Form zu übertragen, der hat offenbar nichts gethan; denn nicht einmal als Schenkungsversprechen konnte diese Handlung vor Justinian aufrecht erhalten werden, weil dazu Stipulation gehörte. Dies und weiter nichts ist der Inhalt von L. 1 u. 2. Cod. Herm. VI, 1, auf die sich der Verf. ebenfalls beruft, und die nicht durch ein positives Gesetz erklärt zu werden brauchen, weil sie nur Consequenzen aus allgemeinen Grundsätzen enthalten. Daß sich übrigens Diocletian hier, wo ein Vater seinem emancipirten Sohne schenkt, nicht mit der bloßen Willenserklärung begnügt, beweist freylich, daß Antonins Privilegium schon zu Diocletians Zeit außer Gebrauch gekommen war, — Daß endlich noch Justinian in Nov. 162, c. 1. bey Gelegenheit der ehemals nothwendig gewesenen Tradition die L. Cincia erwähne, kann gar nichts beweisen. Denn abgesehen davon, daß im griechischen Text des Σεντίον νόμον ge-

dacht wird, so sagt Justinian durchaus nicht, was denn das Gesetz darüber verordnet hätte, und ferner hat die L. Cincia auch nach unserer Ansicht Tradition, nämlich bey den exceptis personis, begehrt; Justinian behauptet auch nur, daß das Gesetz mit Quästionen in Bezug auf Tradition beschäftigt gewesen wäre, ja unmöglich ist nicht, daß die Gatten (von denen ist in der Nov. die Rede) zu den ausgenommenen Personen gehört haben. —

Aus den oben schon angef. Pandektenstellen geht übrigens hervor, daß aus dem bloßen Schenkungsversprechen allerdings geklagt werden konnte, wie denn überhaupt, daß die Nothwendigkeit der Stipulation im ältern Rechte aufgehoben worden sey, nirgends nachgewiesen ist. Bey denjenigen Stellen, welche von einem die a. ex stipulato beschränkenden legis modus sprechen, fällt für S. allerdings die Schwierigkeit weg, aber andere sprechen ganz allgemein, wie L. 2. pr. bis §. 4. L. 20. §. 1. L. 22. („Eum qui donationis causa pecuniam vel quid aliud promisit"), L. 33. §. 3. (Si Primus secundo stipulanti promiserit, perficitur donatio), möchten also nicht ungezwungen auf kleine Schenkungen beschränkt werden dürfen. Entgegen stehn sie aber alle der Theorie von Brummer, bey dem man sogar einmal (cap. 15. p. 248) auf die Worte stößt: „per stipulationem — qua eas (donationes) non secus ac mancipatione perfici et confirmari Ictis placebat", so daß er sich also durch jene nicht wegzuraisonnirenden Fragmente unbewußt genöthigt sah, seine Theorie selbst wieder umzustoßen. Für die hier vertheidigte Ansicht hat aber keine diese Stellen die geringste Schwierigkeit, indem danach reelle Uebergabe in jener classischen Zeit nur unter den exceptis personis nöthig war (obgleich sich davon in Justinians Compilation aus natürlichen Gründen keine Spur findet), und seit Antonin sogar noch mit Ausnahme der besonders begünstigten Eltern und Kinder; namentlich sagt Pomponius auch in L. 30 de re jud., nachdem er bemerkt hatte, daß wer zu schenken versprach, nur in id quod facere potest condemnirt werden durfte: „quod maxime inter liberos et parentes observandum est."

Mit der größten Gewissenhaftigkeit haben wir bisher sämmtliche Argumente des Verf. geprüft — glauben aber zugleich mehr als blos die Negative bewiesen zu haben.

Wir wenden uns zu den letzten 3 Nummern, zuerst zu Nr. VIII. „Insinuation der Schenkung nach dem neueren Recht.“ „Die Schenkung sollte nur dann gültig seyn, wenn sie vor Gericht erklärt, und daselbst in ein Protokoll gebracht wäre.“ „Der Urheber dieser neuen Form ist nicht gewiß. Zwar sind die frühesten Constitutionen, die wir darüber haben, von Constantin. Allein eine derselben sagt: Pater noster nullam voluit liberalitatem valere, si actis inserta non esset (L. 1. C. Th. de spons. 3, 5.).“ Soweit der Verf. Daraus geht also hervor, daß ein Vorgänger Constantins (Constantinus Chlorus oder Maximian, Constantins Schwiegervater) die neue von Constantin selbst mehrmals wieder eingeschärfte Verordnung erlassen habe, wenn man nicht mit Jac. Gothofred Datum und Ueberschrift der L. 1. cit. (nämlich Constantius statt Constantinus) ändern dürfte. Der Verf. fährt fort: „Fast alle diese Constitutionen sprechen so allgemein, daß man glauben sollte, jede, auch die geringste Schenkung sey darin gemeint. Ganz beyläufig aber erfahren wir, daß diese Vorschrift doch nur für große Schenkungen gelten sollte, und zwar für solche, die wenigstens 200 solidos betragen.“ Gothofred habe sich „verleiten lassen anzunehmen, dieses sey eine Milderung der früher ganz allgemeinen Vorschrift. Allein es gibt eine viel einfachere Art (?), die unbestimmte (?) Allgemeinheit jener Stellen zu erklären.“ Es bleibe nämlich nach jeder Meinung die Schwierigkeit, daß eine „Gränze nach bestimmten Zahlen“ etwas höchst positives sey, „was sich unter allen Dingen am wenigsten von selbst versteht.“ Hier aber fände sich keine Vorschrift dieser Art, „denn die 200 solidi werden ganz zufällig als etwas bekanntes erwähnt, und wann und woher sie gekommen sind, erfahren wir durchaus nicht.“ Gothofred könne ebenfalls „keinen Urheber der Vorschrift der 200 solidi nachweisen (?)“, und müsse „sie also auch gleichsam in der Stille entstehen lassen.“

(Der Beschluß folgt.)

No. 51. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft, herausgegeben von F. C. v. Savigny, C. F. Eichhorn und J. F. L. Göschen. B. 4. H. 1.

(Beschluß der in No. 50. abgebrochenen Recension.)

Demzufolge geht Savignys Ansicht dahin, man habe denselben Zweck, welcher ehemals die Nothwendigkeit der feyerlichen Uebertragung veranlaßt hätte, „jetzt nach verändertem Styl der Zeit durch die gesta in der Curie“ erreichen wollen. „Es war eine Erneuerung der L. Cincia, ihrem Geiste nach, mit verändertem Buchstaben.“ „Nimmt man nun an (quo jure?), daß die L. C. grade dieselbe Summe, 200 solidi, als Gränze großer Schenkungen festgesetzt hätte, wofür man späterhin die Insinuation vorschrieb, so ist die ungenaue Allgemeinheit jener Constitutionen sehr entschuldigt, indem sie doch nicht mißverstanden werden konnten.“ Nämlich auch bey neueren Modificationen „brauchte man nicht um eine genaue Bezeichnung des Falls bekümmert zu seyn“ — „denn dafür hatte die 500jährige Anwendung der L. C. hinreichende Sicherheit verschafft.“ — Damit man sich nun vorerst überzeuge, wie wenig „scheinbar“ die Allgemeinheit der erwähnten Stellen ist, erlaube man aus fünf unbeschränkt sprechenden Stellen des Cod. Theod. (abgerechnet die Wiederholung einiger im Just. Cod.) nur auf zwey besonders aufmerksam zu machen, nämlich auf die schon angef. Worte der L. 1. de spons. nullam voluit liberalitatem valere, nisi etc. und L. 3. de don. „Promulgatum dudum est, donationes nullo alio modo firmas posse detineri, nisi apud actorum contestationem confectae fuerint.“ Allerdings versteht sich eine Beschränkung auf eine gewisse Summe nicht von selbst, so wenig, daß die Existenz eines alten Gesetzes, selbst wenn erwiesen wäre, daß bis auf dasselbe die Schenkungen eine gleich

große Summe unter analogen Bedingungen beschränkt hätte, und wahr wäre, daß dasselbe zu Constantins Zeit noch existirt hat, keineswegs hinreicht, um in einer neuen positiven Verordnung die alte Summe schon stillschweigend wiederzufinden. Sind denn aber Constantins Gesetze so wortkarg, daß sie bey mehrmaliger Erwähnung der neuen Form nicht der allen zu Grunde liegenden Beschränkung auf eine gewisse Summe gedenken sollten? Der Verf. hatte freylich bey der lex Cincia ebenfalls *vorausgesetzt*, die ihr zugeschriebene Form beziehe sich nur auf große Schenkungen, und hinzugesetzt (S. 18): „Die Richtigkeit dieser Erklärung (der Stellen, welche der Mancipation unbeschränkt gedenken) wird durch eine ganz entscheidende Analogie über allen Zweifel (?) erhoben. Es sind nämlich Gründe vorhanden, aus welchen sich ziemlich sicher (!) annehmen läßt, daß die später eingeführte Insinuation stets nur für große Schenkungen vorgeschrieben war, und doch werden auch hierüber manche Constitutionen *so allgemein, als ob diese Form für alle Schenkungen ohne Unterschied hätte beobachtet werden müssen.*“ Wenn nun aber der Inhalt der L. C. selbst gar nicht einmal im Sinne des Verf. verstanden werden darf, so kann man auch die neue Verordnung nicht betrachten als eine bloße Modification der Form mit Beybehaltung des Inhalts der L. C. Dadurch fällt zugleich des Verf. Erklärung der allgemeinen Fassung jener Constitutionen. Auf jeden Fall aber war man zu Constantins Zeit an gesetzgeberische Willkühr so hinlänglich gewöhnt, daß eine allgemein gebietende Verordnung, deren Restriction der Gesetzgeber mit keiner Sylbe gedacht hatte, gewiß nicht aus Gründen der Analogie eigenmächtig *auf eine Summe* beschränkt werden darf. Sollte der Verf. die Existenz dieser Beschränkung in dem verlorenen ersten Gesetze voraussetzen wollen: so dürften wir wohl mit größerem Rechte voraussetzen, daß etwa durch ein verlorenes späteres Gesetz die ursprünglich allgemeinen Verordnungen gemildert worden seyen — darum mit größerem Rechte, weil die vorhandenen mit zu großer Bestimmtheit jede Restriction versagen; denn zwischen der letzten unter diesen (L. 8. C. Th. de don. von Honorius und Theodos aus dem J. 415) und derjenigen Constitution,

welche zuerst der 200 solidi gedenkt (L. 8. C. Th. de spons. v. 428), liegen beynahe 13 Jahre in der Mitte. Doch nicht einmal das, sondern mit Gothofred (der sie keineswegs „in der Stille entstehen“ läßt) und vielen andern, behaupten wir, daß wirklich diese L. 8. von Theodos und Valentinian die Restriction eingeführt habe, und keineswegs für alle Schenkungen, sondern blos zur Begünstigung der Gatten, d. h. für die donatio ante nuptias. Dies beweist 1) die Constitution selbst. Sie begünstigt auf zweyerley Weise diese Schenkungen, indem sie erstens die Nothwendigkeit der Tradition erläßt, und zweytens hinzufügt: „in illa donatione, quae in omnibus intra ducentorum solidorum est quantitatem, nec actorum confectione quaerenda“. Liegt in diesen Worten die geringste Beziehung auf schon bestehendes Recht? oder ist größere Weitläuftigkeit nöthig bey einem Gesetze, das mehrere Privilegien einführt, und also schon darum als Ausnahmsgesetz verstanden werden muß? Eben weil bisher jede Schenkung insinuirt werden mußte, so erkannte jedermann augenblicklich die Neuerung, und es genügten die einfachen Worte: „die don. ante nuptias bedarf keiner Tradition, und wenn sie 200 solidi nicht übersteigt, auch keiner Insinuation.“ Beweisend dafür, daß die ganze Stelle am bestehenden Rechte ändern wollte, ist auch ihr Schluß, wo sie, hinweisend auf eine frühere Begünstigung der Minderjährigen, bemerkt: illa manente lege, quae u. s. w. — 2) Aus dem Titel, unter dem jene Verordnung steht, der keineswegs der allgemeine de donationibus (in welchem keine Spur einer Restriction auf eine Summe enthalten ist), sondern der specielle de spons. et ante nuptias donationibus ist. 3) Aus L. 34. C. Iust. de don., worin Justinian ausdrücklich den vorher bestandenen Unterschied zwischen gewöhnlicher und ante nuptias donatio aufhebend, und zugleich die Summe der nicht zu insinuirenden Schenkungen für alle auf 300 solidi erweiternd, darüber also spricht: „Sancimus, omnem donationem, sive communem, sive ante nuptias factam, usque ad trecentos solidos cumulatam, non indigere monumentis, sed communem formam habere: ut non usque ad ducentorum solidorum summam teneat; sed in hujusmodi

observatione similes sint tam communes, quam ante nuptias donationes.“ Man soll also nicht mehr auf 200 beschränkt seyn, sondern die gewöhnliche der ante nupt. donatio gleich stehn — ein Gegensatz, der ganz sinnlos wäre, wenn nicht vorher ein Unterschied zwischen der auf 200 beschränkt gewesenen a. nupt. don., und der jetzt auf 300 erhobenen communis donatio Statt gefunden hätte. Justinians Gedankengang ist aber nun ganz einfach der: „Nach meiner jetzigen Verordnung braucht jede don., auch die don. a. n., erst insinuirt zu werden, wenn sie 300 solidi beträgt; so daß also von 200 gar nicht mehr die Rede ist, sondern u. s. w.“ 4) Dient zur Unterstützung, daß Justinian zufolge seiner neuen Verordnung der Constantinischen L. 1. C. Th. de don., welche bey jeder Schenkung Insinuation foderte, in seinem Cod. (L. 25. C. de don.) den Zusatz beyfügte: „ubi hoc leges expostulant,“ d. h. nicht mehr wie ehemals unbeschränkt. — In L. 36. §. 3 C. de don. erhebt Justinian die Summe auf 500 solidi, und erzählt die Sache in §. 2. J. de don. so: — Et cum retro Principum dispositiones insinuari eas (donationes) actis intervenientibus volebant, si majores ducentorum fuerant solidorum: nostra Constitutio eam quantitatem usque ad quingentos solidos ampliavit. Das si maj. ducent. fuer. sol. ist freylich blos theilweise wahr, so wie auch der Erweiterung auf 500 solidi erst die 300 voranging: allein wer den Zweck der Institutionen und ihr Verhältniß zu den ausführlichen Pandekten und dem Codex kennt, also insbesondere unser Verf., kann aus diesem gedrängten Berichte gewiß kein Gegenargument ableiten wollen.

Die Nothwendigkeit der reellen Uebertragung hat erst Justinian aufgehoben, wie selbst S. zugibt, obgleich ihm die Insinuation an die Stelle jener der alten Zeit angemessenere Form tritt; wobey es aber sehr auffallend bleibt, wie die letztere bis zu Justinian fortbestehen, ja wie namentlich Constantin in L. 1. C. Th. de don. Insinuation und Tradition ausdrücklich neben einander verlangen konnte! Die Mancipation war übrigens zur Zeit der christlichen Kirche allerdings seltener und ihr Unterschied von der Tradition minder gewichtig, wie denn auch diese häufig nur allein genannt wird, aber

von der Anwendung dieser Form (der Tradition) kann man doch nicht sagen, daß sie dem Geist der neueren Zeit nicht gemäß sey!

Wann war die L. Cincia antiquirt? Nach dem Verf. (S. 35) erst (stillschweigend) durch Justinians Aufhebung der alten Form. Ganz antiquirt wäre sie aber nicht einmal dadurch, sondern würde in verjüngter Gestalt „als Uebersetzung in die juristische Sprache der neueren Zeit“ in der vorgeschriebenen Insinuation noch fortleben. Auffallend wäre auf jeden Fall, warum Justinian, der sonst mit jeder, selbst durch die Praxis schon vorher eingetretenen, aber durch ihn gesetzlich gewordenen Veränderung des alten Rechts so sehr prahlt, die L. Cincia nicht einmal nennt, vielmehr in Nov. 162 c. 1, wenn diese von der L. C. verstanden werden darf, sogar sagt: quam benifaciens a sua legislatione removit dudum respublica? Ueberhaupt hat der Verf. außer jener Bemerkung über ihr Verschwinden nichts weiter geäußert, und doch besitzen wir ein Zeugniß von Arnobius (adv. gentes Lib. 2. p. 54 ed. Elmenh. oder c. 67 ed. Orell. Lips. 1816), wornach die lex Cincia zu seiner, d. h. zu Diocletians Zeit antiquirt war („in potestatibus obeundis leges conservatis annarias? in donis, in muneribus Cincias?“); eine Stelle, die wir ohne Grund nicht etwa auf das einzelne Cap. wegen Sachwalter beschränken dürfen. — Wenn durch Constantin die Nothwendigkeit reeller Uebertragung zur allgemeinen Vorschrift wurde, so konnte doch die L. Cincia, nicht blos in Bezug auf das, was sie über die Summe, sondern sogar auf das, was sie bey gewissen Personen über die Form verordnet hatte, längst vor ihm ihre Gültigkeit verloren haben. Dafür spricht insbesondere noch der Umstand, daß die von der Formvorschrift eine Ausnahme machende Antoninische Verordnung ebenfalls bereits vor Diocletian unpraktisch und erst von Constantin wieder hergestellt wurde. Das Verschwinden dieses Privilegiums erklärt sich erst recht natürlich, sobald die Regel selbst, nämlich die von gewissen Personen gefoderte Form, unpraktisch und folglich auch die besondere Gunst der Eltern und Kinder nach und nach bedeutungslos geworden war. Wenn aber Constantin eine antiquirte Ausnahme einer ebenfalls un-

praktischen lex erneuert (L. 4. C. Th. de don.), so kann die Nennung dieser lex nichts für ihre praktische Gültigkeit beweisen. Umgekehrt aber geht aus dem im Uebrigen tiefen Stillschweigen des Theodosianischen Codex über die Existenz einer solchen Verordnung, auf die noch die Aufzählung der vielen bey Schenkungen so nothwendigen Förmlichkeiten unumgänglich führen mußte, hervor, daß dieselbe wenigstens seit Constantin (wenn nicht vor Diocletian) in jeder Beziehung unpraktisch war. — Dafür aber, daß der Verf. in Nr. IX. die Summe der lex Cincia mit Cujacius auf 200 solidos setzt, hat er keinen andern Beweis, als den von uns gänzlich geläugneten Zusammenhang mit der Insinuation — und darum sprechen wir mit Brummer über die Quantität ehrlich das „non liquet“ aus. Uebrigens kommt der Verf. mit seinen 200 solidis auch nicht recht aus, „da in einem Gesetze der freyen Republik Geldsummen freylich nicht nach Goldmünzen bestimmt wurden.“ Er berechnet also, daß jene Summe in alter Zeit 20000 Sesterzen betragen hat, und beruft sich auf die Analogie der durch Gajus bekannt gewordenen l. Cornelia (Gaj. III, 124), die eine gewisse Beschränkung der Bürgschaft ebenfalls auf 20000 Sesterzen enthielt. Aber auch das kann nicht befriedigen, „weil der aureus und solidus oft und stark vermindert worden“, jedoch weil dies allmählig geschah, und „es hier auf eine runde Zahl ankam“, so behielt man „auch nach diesen Reductionen dieselbe Zahl von Goldmünzen, wie ehemals, bey, und glaubte immer noch die l. Cincia unmittelbar anzuwenden (?), obgleich jetzt 200 solidi einen viel geringeren Metallwerth hatten als ursprünglich 20000 Sesterzen.“ —

Nr. X. „Erklärung einiger Pandektenstellen aus der lex Cincia.“ 1) L. 9. §. 3. D. de don. Donari non potest, nisi quod ejus fit cui donatur. „In dem Sinne, daß niemand eine fremde Sache dadurch, daß er sie verschenke, ihrem Eigenthümer entziehen könne“, sey „dieser Satz so trivial, daß ihn ein Röm. Jurist kaum aufgestellt haben würde.“ Auch sprächen die Worte von Ungültigkeit der Schenkung selbst, was gewiß falsch sey, L. 1. pr. §. 1. de don. „Am deutlichsten wird dieses, wenn man die Schenkung, mit dem Kauf ver

gleicht, bey welchem in dieser Rücksicht genau dasselbe gelten muß, was von der Schenkung nach ihrer allgemeinen Natur wahr ist.“ Es sey ja auch der „Verkauf einer fremden Sache schlechthin gültig,“ ohne daß sie der Eigenthümer „deshalb verlieren müsse“, wie in L. 28. de contr. nupt. stehe, der es folglich gradezu widerspräche, wenn man einem Röm. Juristen die Worte in den Mund legen wollte: „Vendi non potest, nisi quod ejus fit, cui donatur.“ So sey es auch bey der Schenkung, und darum solle man voraussetzen, Pomponius habe ursprünglich gesagt: „supra modum legis Cinciae donari non potest, nisi etc.“, und erst in der Compilation habe die Stelle jenen trivialen Sinn erhalten. — Vielleicht keine von allen Behauptungen des Verf. dürfte auffallender seyn, als diese Deduction. Jene „triviale“ Bedeutung konnte die Stelle allerdings kaum bey Justinian haben, der übrigens, wenn keine andere Deutung möglich wäre, diesen Vorwurf auch mit Diocletian und Maximian zu theilen hätte, die in L. 14. C. de don. rescribirten: si filius tuus res ad te pertinentes sponsae suae te non consentiente donavit, ad eam, quod non habuit, transferre non potuit. — Ist es aber wirklich wahr, daß darum, weil man beym Verkauf nicht sagen kann: Vendi non potest etc. bey dem donare oder dare, oder der stipulatio dandi dasselbe gelte? Fragen wir die Römer. Schon §. 14. J. de actt. (oder Gaj. IV. §. 6.) sagt: „dari cuiquam id intelligitur, quod ita datur, ut ejus fiat;“ L. 75. §. 10. de V. O. „Haec stipulatio fundum Tusculanum dari, ostendit se certi esse, continetque ut dominium omnimodo efficiatur stipulatoris quoquo modo.“ Dasselbe wird auch vom Käufer ausgesagt, weil er Geld, eine s. g. fungible (sogleich ins Eigenthum übergehende) Sache gibt, nicht aber vom Verkäufer. So L. 30. §. 1. de A. E.: „Venditorem hactenus teneri, ut rem emptori habere liceat, non etiam ut ejus faciat, quia tamen dolum abesse praestare debeat etc.“ L. 1. pr. de rer. perm. „Emptor, nisi nummos accipientis fecerit, tenetur ex vendito: venditori sufficit ob evictionem se obligare, possessionem tradere, et purgari dolo malo.“ L. 25. §. 1.

de contr. empt. „Qui vendidit necesse non habet fundum emptoris facere, ut cogitur, qui fundum stipulanti spopondit“ und was dieser Nachsatz sagen will, ist auch der Sinn unsrer Stelle; so daß also wer schenkt, grade im Gegensatz steht mit dem, der verkauft. Man vgl. noch L. 11. §. 2. de A. E. L. 13. §. 2. D. de jurejur. Daher die Folge in L. 3. C. de evict.: „qui rem emit et post possidet, quandiu evicta non est, autorem suum propterea quod, aliena res dicatur, convenire non potest.“ Also, um mit Bynkershoek Obs. VI, 24. (oder auch mit Cujac. Obs. XXIII, 29.) zu sprechen: „In emptione venditione tralatitium est, venditorem nihil quidquam praestare, quam vacuam rei possessionem, et porro cavere, eam sine interpellatione habere et obtinere licere, dolumque malum abesse abfuturumque esse.“ Der Schenker steht bekanntlich nicht für Eviction, wenigstens wird dies bey Schenkung einer Species, also in dando, allgemein zugestanden. Mithin verkaufen kann man eine res aliena, aber nicht gültig verschenken, weil wer alienum tradirt non facit accipientis (L. 11. fin. D. de cond. e. d. c. n. s.); eine Schenkung aber kann nur in dando oder in der stipulatio dandi bestehen (s. z. B. L. 1. D. de don. L. 9. C. de don.), und weil nun dabey nach den angeführten Zeugnissen das accipientis facere wirklich nöthig ist, so konnte mit vollem Rechte gesagt werden: „donari non potest, nisi quod ejus fit, cui donatur.“ 2) und 3) L. 9. §. 1. und L. 11. de don. „In beyden Stellen ist die Rede von der Berechnung des Werthes der Schenkung, wenn nämlich ausgemittelt werden soll, ob und um wie viel das Maaß der Lex Cincia überschritten ist. Beyde Stellen sagen, daß nur die Sache selbst angeschlagen werden soll, nicht der Ertrag, den der Beschenkte daraus gezogen hat. Dieses setzt voraus, daß . . . der Donator die Sache tradirt hatte. Da nun dennoch die Gültigkeit der Schenkung von ihrem Geldeswerth abhängen sollte, so“ — geht daraus hervor, daß auch durch Tradition große Schenkungen nicht gültig werden können. In diesen klaren Stellen hätten wir einen neuen Beweis für unsere Ansicht von der L. C. Weil sich aber dieses nicht mit des Verf.

Theorie verträgt, „so (fährt er in dem obigen Zusammenhange fort) sind hier offenbar res mancipi vorausgesetzt, bey welchen die Tradition nicht hinreichte“ u. s. w. Nun heißt es aber in L. 9. §. 1. cit.: „Si vero non fundum sed fructus perceptionem tibi donem etc.“ Die fructus im Gegensatze von fundus sind doch wohl Feldfrüchte; weil aber dieses res nec mancipi sind, so soll man denken an „Kinder der Sklavinnen, Füllen der Pferde, oder daß der Beschenkte civile Früchte, z. B. Geld aus einem von ihm selbst geschlossenen Pachtkontract, bezogen hatte.“ 4) L. 1. §. 1. D. quib. mod. pign. Wir wollen den Fall mit des Verf. Worten (nur ohne die von ihm beyspielsweise hinzugefügte Summe) erzählen. Es verkauft jemand ein Grundstück. Von dem Kaufpreis wird ein Theil baar gezahlt, für den Rest wird das verkaufte Grundstück selbst dem Verkäufer verpfändet. Dieser schenkt dieses rückständige Kaufgeld dem Käufer durch einen Brief, und da nun „eo (venditore) defuncto donationem quibusdam modis inutilem esse constabat“, so macht der Fiscus, als Successor, auch noch das vorige Pfandrecht geltend. Papinian spricht ihm dieses ab, denn nur die Schenkung ist ungültig (inutilem pecuniae donationem lex facit) nicht aber die Aufhebung des Pfandrechts. — Diese lex ist nun dem Verf. die Cincia, indem nämlich die Schenkung 200 aureos überstiegen habe, und „durch einen bloßen Brief, also durch einen unförmlichen Erlaßvertrag“ gemacht worden ist. Die Form ist nun nach unserer Ansicht gleichgültig, jene Beziehung aber nicht unmöglich, nur würde blos das plus, nicht die ganze Schenkung ungültig! Jedoch könnte man auch mit Cujacius (in Papin. leg. cit.) sagen: „facito, me donasse post contractum capitale crimen, quae donatio secuta condemnatione inutilis est (L. 15. D. de don.) et me capitis fuisse damnatum, ac proinde fiscum mihi successisse, quod etiam hoc loco proponitur.“ Offenbar wollte nämlich Papinian gar keinen bestimmten Grund der Ungültigkeit angeben, weil es ihm nur um die allgemeine Regel zu thun war, daß die aus besonderem (gleichgültig welchem) Grunde hervorgehende Ungültigkeit der Schenkung der Auflösung des Pfandrechts nicht im Wege stehe; und darum die

allgemeine Fassung quibusdam modis inutilem, weil das bey nicht grade ausschließlich an die L. C. gedacht werden sollte, und deswegen möchten wir keineswegs mit dem Verf. die Worte: „propter legem Cinciam“ als „nicht unwahrscheinlich“ substituiren. — 5) und 6) L. 27 und L. 32. D. de don. „In beyden Stellen ist das Recht der freyen Wohnung [habitatio wird es in beyden Stellen genannt] einem andern geschenkt“: in der ersten unbestimmt, in der zweyten mit dem Zusatz: quamdiu voluerit. „In beyden Fällen sollen die Erben des Schenkenden daran eigentlich nicht gebunden seyn, und nur deshalb soll der erste Fall dennoch anders entschieden werden, weil das Geschäft nicht als Schenkung, sondern als Belohnung interpretirt werden müsse. Dabey macht nun nicht etwa die Ausnahme Schwierigkeit, sondern vielmehr die entgegengesetzte, beyden Stellen zum Grund liegende, Regel.“ Nachdem der Verf. andere Erklärungen widerlegt hatte, fährt er fort: „Alles erklärt sich, wenn man mit Rücksicht auf die l. Cincia annimmt, daß in jenen Fällen das Recht der freyen Wohnung einen höheren Kapitalwerth hatte als 20000 Sesterzen“; denn es fehlte die feyerliche Uebertragung. „Freylich war nun diese Ungültigkeit eben so gut für den Schenkenden selbst als für dessen Erben vorhanden“; allein es sey die Erwähnung des Erben nur eine Zufälligkeit der vorliegenden Fälle gewesen. Auch hätte man vielleicht die Schenkung erst dann als ungültig betrachtet, „wenn die freye Wohnung so viele Jahre gedauert hatte, daß der Werth derselben die Summe von 20000 Sesterzen überstieg.“ In der Stelle des Paulus (V. 11. §. 6.), wonach man dem Retter seines Lebens in infinitum schenken könne, läge „eine starke Bestätigung der ganzen hier gegebenen Erklärung.“ — Papinian meint hier nämlich, die Schenkung an den Lehrer könne als Remuneration betrachtet werden (posse defendi) ideoque non videri donationem sequentis temporis irritam esse.“ Daß nun aber beyden Fällen Eine Regel zu Grunde liege, ergibt sich aus dieser Parallele nicht, vielmehr ist bey Paulus die Rede von einer Beschränkung in der Summe, bey Papinian von einer Ungültigkeit der Schenkung für die Folgezeit, d. h. in der dortigen Verbindung nach des Schenkers Tode, von welchem

Falle allein auch die andere Stelle des Scävola spricht. Nehmen wir also die Stellen, wie sie dastehn, setzen nichts voraus und tragen nichts hinein, so enthalten sie nur die einfache Regel: Eine habitatio, d. h. die umsonst, als Schenkung, ertheilte Servitut der Wohnung („das Recht der freyen Wohnung") ist charakteristisch dadurch, daß sie für beyde Theile nur auf Lebenszeit dauert, also nicht wie ein usus oder usus-fructus aedium auch des Schenkers Erben bindet. Jeder weiteren Ausführung überhoben sind wir hier durch eine treffliche Abh. Thibauts (Civ. Abh. nr. II.), der noch sogar S. 25 — 28 die genannten Stellen selbst erklärt, so daß sehr auffallend ist, warum Savigny dieser Abh. und Erklärung mit keiner Sylbe gedacht hat. — Endlich (wir übergehen keine einzige Stelle) 7) und 8) L. 2. §. 5. de don. und L. 9. §. 1. de jure dot. „Beyde Stellen setzen voraus, daß etwas gegeben ist, was nur unter einer Bedingung in das Eigenthum des Empfängers übergehen sollte. Wenn nun die Bedingung erfüllt wird, so soll dadurch nach der ersten Stelle der Empfänger schlechthin — Eigenthümer werden — — selbst wenn der Donator zu dieser Zeit wahnsinnig oder todt ist: d. h. es ist keine neue Einwilligung nöthig, und es kann auch selbst der Widerspruch des Erben diesen Erwerb des Eigenthums nicht hindern. Nach der zweyten Stelle geht das Eigenthum „nicht von selbst über, sondern erst durch eine neue Handlung des Erben, wenn der Donator todt ist (also ohne Zweifel (?) auch des Donators selbst, wenn dieser noch lebt)." Grade auf das, was hier der Verf. in Parentheſe als eine sich von selbst verstehende Nebensache zur Seite geschoben hat, darauf aber kömmt es an. Nämlich schon in der ersten Stelle macht Julian durch die auf den §. 5. unmittelbar (als §. 6.) folgenden Worte auf den Gegensatz aufmerksam: Sed si quis donaturus mihi pecuniam dederit alicui, ut ad me perferret, et ante mortuus erit, quam ad me perferat, non fieri pecuniam dominii mei constat. Also will L. 2. §. 5 und 6 cit. folgendes sagen: Wenn das Empfangene in Zukunft mein werden soll, so wird das selbst durch des Schenkers früheren Tod nicht verhindert, wohl aber, wenn es erst wieder ein Dritter aus des Empfängers Hand erhalten

soll, weil — ein Mandat in der Regel mit des Mandanten Tod erlischt, L. 12. §. 17. L. 27. §. 3. L. 57 mand. Die zweyte Stelle beginnt mit folgender Frage: Si res alicui tradidero, ut nuptiis secutis dotis efficiantur, et ante nuptias decessero: an secutis nuptiis dotis esse incipiant? Nach allgemeinen Grundsätzen verneint dieses Ulpian und bejaht es nur in favorem dotis. Aber eben diese Regel ist es, welche dem Verf. „eine große Schwierigkeit macht", weil doch nach erfüllter Bedingung „die Gültigkeit und Wirksamkeit der ursprünglichen Tradition außer Zweifel gesetzt" sey. Nachdem die freylich unhaltbaren Erklärungsversuche anderer widerlegt worden sind, geht seine Erklärung abermals von der Voraussetzung aus, es seyen in dem Falle dieser zweyten Stelle res mancipi und zwar über die gesetzliche Summe hinaus verschenkt worden. „Die Mancipation oder die in jure cessio selbst konnten gar nicht unter einer Bedingung vorgenommen werden; also konnte die Sache nur tradirt werden", folglich u. s. w. „Darum konnte sie (die Schenkung) willkührlich zurückgenommen werden, sowohl von dem Donator selbst, als (wovon hier wieder aus zufälligen Gründen allein die Rede ist) von den Erben desselben." „Hier aber trat der favor dotis ins Mittel u. s. f." „Daß nun in der That unsere zweyte Stelle von einer res mancipi redet, dieses läßt sich freylich nicht unmittelbar beweisen. Wenn aber Ulpian etwa so geschrieben hätte: si res mancipi alicui tradidero etc., was konnten die Compilatoren, wenn sie die Stelle aufnehmen wollten [was veranlaßte sie zur Aufnahme?] anders thun, als das Wort mancipi wegstreichen." Und endlich am Schluß heißt es noch: „die ganze Stelle ist nur durch einen Mißgriff in die Sammlung aufgenommen worden." In der That sind die Zumuthungen nicht gering, welche hier unserem juristischen Gewissen gemacht werden, und, alles zugegeben, bleibt noch folgende Frage unbeantwortet: Warum soll denn nicht wenigstens so viel, als unter der gesetzlichen Summe (daß sie überschritten sey, ist N. B. Supposition) verschenkt worden ist, in des Beschenkten Eigenthum kommen, denn Ulpian sagt ja: si plus donatum sit (non) rescindit, eben so L. 21. de don., und dasselbe gilt bey der,

nach dem Verf., analogen Insinuation? — Versuchen wir, ob kein anderer Ausweg offen stehe. In dem oben gelieferten Excerpte findet sich abermals eine Parenthese. Vielleicht ist grade wieder in dieser die Wahrheit versteckt. Nämlich zufällig soll es seyn, daß die Stelle vom Erben spricht. Ulpian selbst aber gibt als Grund, warum er fürchte, „ne non possint (res) in dominio ejus effici, cui datae sunt" folgendes an: „quia pendet donatio in diem nuptiarum, et eum sequitur conditio nuptiarum, jam heredis dominium est, a quo discedere rerum non posse dominium invito eo fatendum est." Also: mit eintretender Bedingung sey der Schenker schon todt gewesen, und darum könne der Erbe das Eigenthum jetzt nicht mehr verlieren. Vielleicht gibt man zu, daß L. 33. D. de A. R. P. eine Parallelstelle sey: fundi venditor etiam si mandaverit alicui, ut emptorem in vacuam possessionem induceret: priusquam id fieret, non recte emptor per se in possessionem veniet. Item si amicus venditoris, mortuo eo, priusquam id sciret, aut non prohibentibus heredibus, id fecerit, recte possessio tradita erit. Sed si id fecerit, cum sciret dominum mortuum, aut cum sciret heredes, id facere nolle, contra erit, nämlich weil das Mandat mit dem Tode aufhört. In unserem Falle ist der künftige Ehemann der Empfänger, die Frau aber die Beschenkte; denn es sagt der Verf. selbst: „Diese Handlung wird in der Regel, d. h. wenn nur nicht etwas anderes ausbedungen wird, so angesehen, daß der Geber der Frau rein schenkt, die Frau aber das Geschenkte zur dos macht, welche denn auch in der Folge grade so behandelt wird, als ob sie aus dem Vermögen der Frau selbst gegeben worden wäre." Der Mann ist folglich Mandatar des Gebers zum Vortheil der Frau, freylich indirect auch seiner selbst, es ist ein mandatum sua et aliena gratia, und er ist also, wie jener amicus in L. 33., zugleich Stellvertreter der Frau. Wenn nun bey des Schenkers Leben die Ehe erfolgt wäre, so würde der Mann zwar ipso jure Eigenthümer geworden seyn, aber nur scheinbar, nämlich durch s. g. traditio brevi manu: nun aber der Schenker früher gestorben war, so erlosch das Mandat, und nur aus dem favor dotis konnte es gerecht-

fertigt werden: „dominium ad maritum ipso jure transferri“, nicht damit dieser maritus gewinne, sondern „ne mulier maneat indotata.“

Dürfte man nun zugestehen, daß alle hier erläuterten Stellen sich ganz durch sich selbst und so erklären lassen, daß die Compilatoren gar kein Vorwurf trifft; so kann man denn auch nicht mit Dirksen in seinen im Ganzen so wahren und trefflichen „Bemerkungen über Justinians Compilation“ (Civ. Abh. 1810, Abh. 3. S. 223) zum Beleg der Behauptung, daß die Compilatoren oft durch Weglassung der von den Classikern commentirten Stellen Dunkelheit veranlaßt hätten, anführen, daß grade diese Stellen „nach Savignys vortrefflicher Darstellung“ an „einem concreten Falle“ zum Beyspiele dienten. —

Ueber die aussatzartige Krankheit Holsteins, allgemein daselbst die Marschkrankheit genannt. Ein Beytrag zur Kenntniß der pseudosyphilitischen Uebel von Ludwig August Struve, Dr. der Med. und Chir. pract. Arzte in Elmshorn. Mit dem Motto aus Lucretius: Nec raquies erat ulla mali etc. Altona bey Johann Friedrich Hammerich 1820. VI u. 206 S. 8.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift betrachtet dieselbe als eine Vorarbeit zu einer ausführlichen Monographie dieser Krankheit, die seit mehreren Jahren die Aufmerksamkeit der Aerzte Holsteins beschäftigt, und als solche hat sie allerdings ein großes Verdienst; was dem Verfasser nach mühsamer Forschung in Rücksicht des Nahmens, des Verlaufes, der Geschichte, Aetiologie, Semiotik und Kur dieser Krankheit bekannt wurde, hat derselbe gesammelt, hier mit Auswahl vorgelegt, critisch beleuchtet und seine eignen Beobachtungen und Erfahrungen hinzugefügt. Er zeigt in dieser Schrift, daß die Marschkrankheit weder Lustseuche noch Abart derselben ist, daß man sie weder einer scorbutischen oder scrophulösen, noch herpetischen Dyscrasie zuschreiben dürfe, sondern daß sie für identisch mit der Norwegischen Radesyge, und daher für

eine Art des Ausſatzes des Abendlandes gehalten werden müſſe, er glaubt, daß die ſich vorfindenden Abweichungen in der Verſchiedenheit des Klimas und der Lebensweiſe lägen, auch wohl auf die Anſichten der Schriftſteller ſich gründeten. Bey dieſer Darſtellung ſind die Beleſenheit und der Scharfſinn des Verfaſſers allerdings zu loben.

Ohne uns in eine Beſchreibung dieſer ausſatzartigen Krankheit einzulaſſen, die wir hier wegen ihrer Verwandtſchaft mit bereits mehr bekannten Arten des Ausſatzes um ſo mehr übergehen können, bemerken wir, daß als vorzüglichſter Grund des Uebels die Luft der Marſchen oder Mooren, das iſt, dem Waſſer künſtlich abgewonnener Länder, die häufig überſchwemmt werden, angegeben wird, und daß Leute aus der niederſten Volksklaſſe, welche ſich dem ſchädlichen Einfluß dieſer Luft beſonders ausſetzen, auch wegen ihrer Lebensweiſe, Wohnung und Vernachläſſigung der Hautcultur vorzüglich daran leiden ſollen. Anſteckung wird ebenfalls beſchuldigt; auch erblich ſoll die Krankheit ſeyn? Die Krankheit entſteht unſtreitig durch einen Zuſammenfluß mehrerer Urſachen, und bey allem dem, was der Verfaſſer über die Entſtehungsweiſe dieſer Krankheit hier niedergeſchrieben hat, bleibt unſtreitig noch manches dunkel, wie der Verf. auch ſelbſt geſteht.

Dieſe ſcheußliche Krankheit, von der Brandis (de morbo in Holsatiae nonnullis regionibus grassante contagioso ex genere leprae observationes) bey der Kopenhagenſchen mediz. Geſellſchaft zuerſt Erwähnung gemacht, und welche in ihrer Art hartnäckig iſt, oft tödtet und glücklich gehoben, doch bedeutende Verunſtaltungen zurückläßt, und leicht Rückfälle macht, wird, der Angabe des Verfaſſers zufolge, vorzüglich durch die Hungerkur geheilt, wodurch die Rückfälle ſeltner, auch wohl gar nicht ſtatt finden ſollen. Die Wirkſamkeit dieſer Kur hat der Verfaſſer durch Herrn Dr. E. H. Struve, Phyſicus in Flensburg, kennen gelernt, ſo wie er demſelben die erſten richtigen Ideen über dieſe Krankheit verdankt. Der Zweck dieſer Kur iſt, den Körper ſo zu ſchwächen, daß die krankhaft wuchernde Reproduction dabey nicht beſtehen kann, die ſchlechten Säfte auszuſcheiden, und durch

die wenigen gut verdauten Nahrungsmittel gute einzuführen. Die Kur ist allerdings kräftig und wohlfeil, und hat nur einen Fehler, worauf der Name hindeutet. Der Verfasser schlägt daher einen mildern Namen, den von Entziehungskur vor, und bemerkt zugleich, daß sie am wenigsten in dem Beinfraß der Nase mit gutem Erfolg angewandt worden sey. Man hat diese Kur bereits im Wahnsinn, in der Gicht, in verschiedenen Cachexien vorgeschlagen, und mit Nutzen angewandt. Bey öffentlichen Krankenanstalten könnte hier allerdings durch dieselbe viel gespart werden. Uebrigens wird wider die Marschkrankheit auch die antisyphilitische Heilmethode empfohlen. Vorschläge zur Verminderung und Ausrottung der Krankheit machen den Beschluß dieser Abhandlung; Rec. muß ihnen das Lob ertheilen, daß sie sehr zweckmäßig sind.

S.

No. 52. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

Der Zug der Normannen nach Jerusalem. Ein romantisches Heldengedicht in zwölf Gesängen von J. Georg Grötsch. Leipzig, bey F. A. Brockhaus. 1819.

Der Dichter hat seine Arbeit mit einem Vorberichte versehn, und uns dadurch genöthigt, gleich an der Schwelle des Gebäudes mit ihm in einige Erörterung seiner Kunstansichten zu treten.

Der erste Satz heißt: „Den Stoff zu diesem Gedichte lieferte die nordische Geschichte; und da es einem Dichter erlaubt ist, sich nicht zu ängstlich zu binden, so fodert man hingegen wieder, daß er einen Gegenstand erwähle, der poetisch und fähig ist, ein außerordentliches Schönheitsgefühl zu erwecken.“ — Es liegt einige Dunkelheit in dieser ersten Erklärung, wozu wohl das seltsame und nach dem Semikolon mit beyträgt. Ist es etwa erlaubt, leichter mit der nordischen Geschichte umzugehn, als mit irgend einer andern? Oder überhaupt: gilt der Nachsatz irgend einer andern Geschichte mehr oder minder, als der nordischen? — Sich nicht ängstlich zu binden ist jedem ehrbaren Manne bey jeder rechtlichen Unternehmung erlaubt, da ein ängstliches Band gewiß himmelweit unterschieden ist von gehöriger Beschränkung, und der Dichter begehrt also hier nicht mehr, als ein unbescholtener Mensch überhaupt für sein ganzes Leben begehren darf und soll. Das Band aber, welches den Dichter an die Geschichte knüpft, — sey es, daß er ihren Fußstapfen unmittelbar folge, oder eine freye Erscheinung seiner Phantasie an einige historische Denkpunkte mit liebevoller Besonnenheit anschließe, — es kann nun und nimmer ein ängstliches Band geheißen werden, dafern der Dichter die Fähigkeit besitzt, mit gehöriger Liebe und Kraft in die Fügungen Gottes,

die wir im für uns umfassenden Ganzen die Weltgeschichte nen, nen, hineinzuschauen. Der, welcher diese ganze Welt im unendlichen Geiste dachte, ist auch das anbetenswürdige Urbild aller Dichter, und der Einzelne kann ihm nur in demüthiger, und zwar in unendlicher, weil nie vollendeter, Annäherung nachstreben. — Versuche es nur der begeisterte Sänger, mit Ernst und Liebe, dem Historischen, was ihm zuerst als unpoetische Hemmung erschien, die eigenthümlichste und klarste Ansicht abzugewinnen, und es wird ihm ohne Zweifel eine neue, früherhin nur kaum geahnte Liedesschönheit grade da aufgehn, wo er beym oberflächlichern Ueberschauen nur Störung und Dunkelheit wahrnahm. Wer sich in ähnlichem Sinne mit ähnlichen Bestrebungen abgegeben hat, wird dieser Behauptung wohl gern sein: „probatum est!“ beyfügen. Um aber den ungünstigen Erfolg beliebiger Geschichtsvariationen in seinem grellsten Lichte vorzuführen, brauchen wir nur an die Umbildungen der Historie zu erinnern, welche sich die französischen Tragödiendichter — und es waren doch einige Dichter im wahren Sinne des Wortes unter ihnen — zur Ehrenrettung der aristotelischen Einheiten und der damals hergebrachten Schicklichkeit erlaubt haben. Eine gründliche Ehrfurcht vor dem allergrößten Gedichte, darin sie unwillkührlich (wenn auch bisweilen nur als lustige Personen) mitspielten — vor der Weltgeschichte hätte ihnen entweder zu der Ueberzeugung verholfen, der angegebene Stoff passe überhaupt in ihre kleine Bretterwelt nicht herein, oder der aufbeschworne Geist hätte sich anmuthig spielend in die einmal gewählte Form gefügt. Durch die erstere Möglichkeit wäre ein fratzenhaftes Erliegen verhindert worden, durch die zweyte ein anmuthiger Sieg errungen für ihre und alle Zeit.

Unser Dichter poetisirt gegen die strengern historischen Anforderungen am Ende seines kurzen Vorberichtes nochmals, in dem er vom Ey der Leda spricht, und meint, es würde auf solche Weise eben nichts, als eine Lebensbeschreibung in Versen geliefert.

Eine Lebensbeschreibung in Versen! Wäre denn das ein so großes Unglück; vorausgesetzt, in den Versen glühte, duftete und klänge das wirkliche Leben der Poesie? —

Homer hätte es vermuthlich nicht übel genommen, wenn man seine Odyssee in ihrer kunstreichen Vollständigkeit eine Lebensbeschreibung des Odysseus in Versen genannt hätte. Das Leben des Odysseus wollte er ja in der That beschreiben, wenn auch freylich nur von dessen kühnstem und entscheidendstem Gipfelpunkte aus betrachtet, und Verse wollte er ja auch machen, und Beydes hat er nach sehr allgemeiner Behauptung vortrefflich in's Werk gerichtet. Die sogenannten Maschinen in seiner Dichtung, waren nicht Maschinen in Bezug auf ihn, sondern sagenmäßig — das hieß für ihn und noch für Herodotos: historisch — lebendige und begründete Gewalten. Wo nun die Dichter unseres Zeitalters einen mythischen Stoff behandeln, kann diese historische Begründung noch immer in gewissem Maaße bey ihnen vorhanden seyn, insofern nämlich jene Sagengebilde doch Visionen des wirklichen Menschengeistes sind, ja sogar Abschattungen und ahnungerfüllte Vorbilder — ob auch noch so wundersam verschoben und umdunkelt — der ewig einzigen Wahrheit selbst. Wo aber die Helden unserer Dichtung in dem heiligen Quellborn der Religion gebadet haben und getränkt sind durch ihn — da hat es ohnehin mit der willkührlichen Hervorrufung höherer Erscheinungen ein Ende, wenn nicht die Gränze überschritten werden soll, welche das heiter schuldlose Reich der Poesie von den Abgründen willkührlichen Frevels trennt. Unser Dichter hat sich in dieser Hinsicht mit lobenswerther — man darf sagen: keuscher Vorsicht betragen. Sein Element des Wunderbaren beschwört er aus der unwidersprechlich wunderbaren Welt der Träume herauf, und läßt auch dort nur solche Gestalten erscheinen, wie sie dem weltlichen Sänger, von des Heiligsten Ahnung durchglühet, zu schildern erlaubt sind. Nur hat er dem Geschick eine dunkle Macht eingeräumt, davon er in der Vorrede behauptet, der Christ dürfe sie glauben und sein Sigurd ahne sie. Sein Sigurd aber ist ein Christ, und somit fällt schon jene Unterscheidung weg, und der Christ darf nichts glauben, als was er im göttlichen Worte antrifft. — Sollte sich nun hier nicht die Abweichung in der an und für sich sehr gerechten Verehrung finden, die unser Dichter dem großen Schiller weiht? Dieser wahrhaft edle und erhabene Genius hatte sich mit der Schicksals-

Idee so wunderbar befreundet, daß die ungleiche Genossin ihm unverkennbar öfters die eigne, eben so weiche als starke Seele wund ritzte. Aber er hatte nun einmal die antike Erscheinung als unentbehrlich für die Gewalt der Poesie in sein System aufgenommen, und unser Dichter scheint von einer solchen Grundansicht seines Heros auf keine Weise lassen zu wollen.

Wenn wir aber nun mit all diesen vorläufigen Bedenklichkeiten in die Liedeshalle selbst eintreten, — wie findet sich da so Vieles, was uns in dem kurzen Vorworte schroff entgegentrat, gemildert, verschönt, zum Theil auch versöhnt auf den kräftig wohllautenden Wogen des Gesanges!

Der Dichter hat die achtzeilige Stanze von 10 und 11 sylbigen Reihen mit dreymal wechselnden Reimen, und durch zwey unmittelbar folgende Reime beschlossen, als Maaß gewählt, die wir ohne weiters als die Stanze des Arioſto und Tasso bezeichnen würden, gäbe es nicht über deren Nachbildung noch allzuviel Streit unter uns Deutschen. Die eine Parthey will jedesmal die Stanze mit einem weiblichen Reim am Schlusse der ersten und einem männlichen am Schlusse der zweyten Zeile durchführen, den Bau des Ganzen mit zwey weiblichen Reimen endend. Von dieser Gattung haben uns die Griesschen Uebersetzungen des Tasso und Arioſto wohl das meisterhafteste Beyspiel gegeben. Und dennoch hat wohl manches geübte und ungeübte Ohr schon einige Ermüdung empfunden bey diesem endlos wiederkehrenden Wechsel. Die durch das Studium der Antike streng bestimmte Prosodie unserer Sprache läßt nur wenig von jenem bald kühnrauchenden, bald süßlispelnden, bald ernst, bald launig der Prosa sich annähernden und dann wieder im raschen Dithyrambenschwung einherstürzenden Tonfall der italiänischen oder castilianischen Stanze durchschimmern. Die Minnesinger bedienten sich noch derselben Freyheit; uns aber ist sie durch jenes, von manch andrer Seite wieder großes Heil bringende Studium der antiken Maaße verloren gegangen, und wir müssen nun schon im Reimwechsel eine Mannigfaltigkeit wiedersuchen, die wir in der Zeile selbst nicht mehr hervorzubringen vermögen. — Dieser Vortheil versagte uns auch die Ansicht einer zweyten Parthey, welche nach A. W. Schlegels Beyspiel durchgängig die

weiblichen Reime der südlichen Stanze beybehalten wollte. Wir verloren um so mehr dabey, da unsere weiblichen Endungen theils mit tonlosem E verklingen, theils als gewaltige Spondäen so schallend in das Lied hineinrufen, daß man solche nur da gebrauchen kann, wo es gilt, eine vorherrschende Bedeutung in die Reime hineinzulegen; ein Fall, der begreiflicherweise nur selten eintritt, und wo er auch öfter erscheinen könnte, das Ohr mit beynah furchtbarer Ueberfüllung ängsten müßte.

Es schien daher wohlgethan, den von A. W. Schlegel früher betretenen Pfad (siehe den aus Ariosto übersetzten Gesang im Athenäum) zu gebrauchen, wie es der Genius der Sprache und der wechselnde Inhalt des Liedes erfordert, die sogenannten gleitenden Reime (strucciole von den Italiänern benannt) mit eingeschlossen. Wir handeln damit keineswegs gegen eine Grundregel der südlichen Stanze, denn eben jene strucciole beweisen, daß die Italiäner sich nicht ausschließlich auf den weiblichen Reim beschränken wollten; ja an einer vorzüglich bedeutenden Stelle hat Ariosto sogar den männlichen Reim in die Stanze mit eingeflochten, und wenn das für die transalpinische Poesie auch nur ein weißer Rabe seyn und bleiben mag, so giebt doch das besonnene Beyspiel des Meisters offenbar kund, wie der männliche Reim nicht eigentlich wider den Geist und die Form der achtzeiligen Stanze streitet, sondern höchstens wider Klang und Sitte der italiänischen Sprache.

Auch unser Dichter hat dieses — in neuerer Zeit mannigfach gebrauchte — Sylbenmaaß erwählt, und es im Ganzen mit Glück und Kraft behandelt.

Was dabey zu tadeln seyn mag, besteht in Folgendem. Erstlich:

Der Reim ist nicht immer mit der gehörigen Freyheit und Nothwendigkeit im freundlichen Ringen besiegt. Dahin steht gleich S. 4 das Beyspiel zu rechnen:

„Es rufet Sigurd seine Fürsten her,
Die still auf ihres Königs Rede lauern.“

Dies häßliche Lauern, von so widerwärtigen Nebenbegriffen unzertrennbar, — wo es nicht als Provinzialismus seine Wirk

samkeit auf wenige Meilen begränzt, — hat sichtlich hier seinen Platz nur den vorhergegangenen Reimen: Mauern und trauern zu danken, und schickt sich für hochsinnige, ihrem Könige frey und froh nachziehende Nordlandskrieger keinesweges.

Als Beyspiel eines durchaus unreinen Reimes, der nicht einmal den Namen einer Assonanz oder einer Alliteration behaupten kann, diene S. 368, Stanze 16 die Stelle:

„Lautschluchzend sinket zu des Griechen Füßen
Ein Pilgrim, der im Hintergrunde stand.
O furchtbar straft das mahnende Gewissen."

Und dann wird gar noch: zerrissen darauf gereimt für die dritte Zeile richtig, aber die erste ganz verlöschend aus der Melodie des Liedes.

Aehnliche Mängel stoßen dem achtsamen und wohllautliebenden Leser noch hin und wieder im Strome des Ganzen auf. Aber nur hin und wieder, welches indeß allemal zu viel ist, vorzüglich, wo uns, wie hier, eine edle Gewandtheit kund giebt, der Sänger könne diese Klippen bey gehöriger Anstrengung recht wohl umsteuern.

Ein bedeutenderer Verstoß — obgleich der Reim in einem gereimten Gedichte fürwahr sehr hoch zu stellen ist — gegen den Charakter der Stanze tritt bisweilen dadurch ein, daß die letzte Zeile derselben, statt den Eindruck des Ganzen zu steigern, nur eben als eine unnothwendige Zugabe folgt, wie z. B. S. 180:

„Die Nachwelt muß so hohe Tugend ehren,
Und nichts kann dein Gedächtniß hier zerstören!"

was sich eigentlich nach dem Hauptsatze von selbst versteht, und durch die Negation noch minder bedeutend erscheint.

Oder S. 193:

„Durch sie (die Tugend) vermag ich das Geschick zu tragen,
Sonst würd' ich unter meiner Last verzagen."

Denken wir uns die Ordnung der beyden Zeilen umgekehrt, etwa:

„Wohl würd' ich unter solchem Druck verzagen,
Jedoch durch sie kann mein Geschick ich tragen."

so fühlen wir wohl das kleine Ganze der Strophe erhebender und vollendeter vor uns stehn. Das Auge wird gleichsam vom Fundamente des Baues zu dessen Gipfelpunkt emporgerichtet, da im anderweitigen Verhältniß es gleichsam vom Giebel herab sich wieder senken muß, um nachholend noch ein untergeordnetes Verhältniß zu betrachten. Jede Stanze aber soll in sich ein möglichst vollendetes Bild im Kleinen geben, ohne den schönen und nothwendigen Zusammenhang mit dem Reihen ihrer Schwestern einzubüßen.

Es giebt solcher Beyspiele noch unterschiedliche in dem uns vorliegenden Gedicht, die der Verfasser — wenn er die hier ausgesprochene Ansicht einer genauen Berücksichtigung würdig hält — ohne weitern Fingerzeig entdecken wird.

Auf der eben erwähnten S. 193 aber findet sich noch der — ohne allen Zweifel unwillkührliche — Anklang einer Reminiscenz aus Schiller:

„Ich habe doch das ird'sche Glück genossen,
An des Geliebten Herzen süß geruht."

Heißt das nicht:

„Ich habe genossen das irdische Glück,
Ich habe gelebt und geliebet!"

Vorzüglich, wenn wir auf der nächstfolgenden Seite wieder an Schillers:

„Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude!"

durch die Worte gemahnt werden:

„Der Gram entflieht, und ewig ist die Wonne."

Man wähne indeß nicht, dergleichen Nachklängen oft in diesem Gedichte zu begegnen. Dem Rec. sind nur diese zwey bemerklich geworden, die er minder als Tadel gegen den Dichter anführt, als gegen die Schwachheit unserer menschlichen Art und Weise überhaupt, die so leicht unwillkührlich in's Abspiegeln geräth, wo sie meinte, in freyer Kraft aus eignem Born heraus Bilder und Gedanken zu beschwören. Wohl indeß immer dem Sänger, der eines so edlen Geistes, wie

Schillers, Blüthen und Früchte in sich aufgenommen hat, ob sie dann auch, von absichtlicher Nachahmung frey, ihm bisweilen unversehens aus seinen eignen Gärten, wie eigne Pflanzen, heraufleuchten!

Nun stehe hier noch die Erinnerung an manche syllabisch zu weitgedehnte Namen. Zum Beyspiel: Bouillon dreysilbig. Dergleichen thut unsrer ohnehin schon — wie oben bemerkt — allzu regelrecht gewognen Stanze zweyfachen Schaden, da jede schickliche Zusammenziehung ihr wenigstens einen Schatten der ehemaligen Freyheit und Mannigfaltigkeit zurückgiebt.

Sodann muß noch S. 516 die Stanze 15 als ganz vernachlässigt, vielleicht aber auch nur durch Druckfehler verunstaltet, erwähnt werden, — S. 304 aber die Stanze 93, als doch wohl allzu friedesehnend für den rüstigen Nordlandsjüngling — und S. 250 die Stanze 15 als vielzuarg dem edlen Heimathland des Helden mitspielend. Daß Fichten aus dem Felsenschlunde starren, mag wohl mit Recht an die Norderküsten erinnern, nicht aber was folgt, und am wenigsten der Schluß der Strophe:

„Hier können Räuber nur und Molche hausen.“ —

Nun aber sey es denn auch genug mit Tadeln und Mäkeln, wie denn überhaupt einem Sinne, der sich gern an dem Gelingen recht edler Bestrebungen freut, solch ein Geschäft nur durch den Wunsch, dies Gelingen noch vollständiger zu erblicken, erträglich werden kann. Gelang es dem Rec., in allen oder einigen Stücken den Dichter zu seiner Meinung herüberzuziehn, so könnten bey einer künftigen zweyten Auflage manche Flecken dieses poetischen Gestirns leicht getilgt werden. Andere liegen in dessen Grundbau mit verwebt, und wurden hier nur bemerklich gemacht, um einerseits der Kunst ihr Recht widerfahren zu lassen, andrerseits aber in Hinsicht auf künftige Hervorbringungen des Verfassers. Möge er uns damit noch recht oft erfreuen! Denn wahrlich: hier lebt und webt ein ächter Dichtergeist, geläutert in dem Licht einer frommen und schönen Gesinnung. Unser Verf. gehört eben so wenig zu denen, die von der Vergänglichkeit alles Irdischen mit furchtsamem Trotze wegblicken, als zu denen, welchen die Erde

vor Sehnsucht nach der ewigen Sonne nur wie ein häßlich trübes Staubgewühl oder höchstens wie ein Wehmuth erregendes Grab erscheint. Die Wehmuth zwar kennt er, wie jeder wirklich berufene Dichter, in ihren zartesten und gewaltigsten Erscheinungen, aber er kennt auch die Gott gefällige Freude und den frischen, ehrliebenden Kampfesmuth. Kurz: er steht mit gesunden Füßen auf der Erde fest, und schaut mit gläubigen Blicken in den Himmel. Dieser Sinnesart gemäß, hat er denn auch die strahlenden und düftigen Gebilde seiner Phantasie durch tüchtige Studien historisch zu verkörpern gewußt, und vermag das klar Angeschaute den Lesern klar abzuspiegeln. Oft sind ihm seine Stanzen auf das herrlichste gelungen, und es sollte viel leichter werden, deren eine Menge anzuführen, als die vorhin getadelten herauszusuchen. Aber in der Poesie, und wohl in aller Kunst, giebt es keine Schönheiten, die man ohne große Verletzung aus der Reihe ziehen könnte, in welche der Künstler sie gestellt hat. Der Rec. also enthält sich billig solcher Anführungen, und ladet den sangliebenden Leser um so dringender zum Genusse des Ganzen ein.

M. D. S. S.

Saladdin. Romantisches Gedicht in vier Gesängen von Friedrich Teuscher. Preisgedicht aus der Uranía 1819. Besondrer Abdruck). Mit vier Kupfern. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1819.

Die in der vorhergehenden Kritik angegebenen Regeln über den Bau der Stanze auch auf das vorliegende Gedicht anzuwenden, wird uns gleich auf der zweyten Seite desselben gewissermaßen verboten, indem es dorten heißt:

„So nehmt es hin, zwar ohne Kunst gesungen,
Doch tief gefühlt in lieberfüllter Brust.
Ich gebe, was im Innern mir erklungen,
Der Worte Bau, der Regel unbewußt,
Und hat es Euch, wie ich es sang, durchdrungen
Mit Liebesschmerz und mit der Liebe Lust:
Dann ist dem Sänger auch sein Kranz gewunden,
Der schönste Lohn der schönsten seiner Stunden!“

Von welch einer bitter feindseeligen Natur müßte der Rec. seyn, der sich durch diese freundlich anmuthige Vorrede nicht einigermaßen entwaffnet fühlte? Entwaffnet nämlich, insofern er etwa den Dichter für seinen Gegner hielte, — was leider nur allzuoft den Recensenten so vorkommen soll, — und dem schlimmen Grundsatz des ehemals berühmten Klotz ergeben wäre, jede Recension müsse dem Gegner eine böse Stunde machen! — An dem hier auftretenden Recensenten hat der Verf. nichts zu entwaffnen, und also spricht selbiger unbefangen aus, was ihm an dem Gedichte zu mangeln scheint, und was er nach so lieblich lockenden Einladungsworten um so ungerner bey dem Feste selbst vermißt. —

Vorerst wäre es doch wohl keine allzugroße Anmuthung, der Dichter solle das Maaß, welches er zu seiner Liedesmelos die erwählt, genau kennen; um so minder groß, wenn es bereits in seiner eignen Muttersprache ganz regelrechte Vorbilder dafür giebt, möge er sich nun für die strengste oder allermildeste Observanz entscheiden wollen. Denn auch die Wieland'sche, im Oberon so lieblich gebrauchte Stanze, sey keineswegs von der Concurrenz ausgeschlossen. Man hat dieses leicht hinwogende Maaß neuerdings mannigfach angefochten, aber man wird zuverlässig, so lange deutsche Kunst und Art besteht, Wielands Oberon nicht aus der Welt hinaus fechten. Und den können wir uns doch nun einmal nur in dem Kleide denken, worin sein genialer Beschwörer ihn hervorgerufen hat; — ja, stände eine Abänderung dabey zu wünschen und zu hoffen, — d. h. wandelte Wieland noch unter uns Sterblichen, — so möchte man in Hinsicht des Maaßes nichts Besseres begehren, als eine Durchführung der noch kühneren Freyheiten, mit welchen uns gleich der Eingang des Gedichtes:

„Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen, Ihr Musen
Zum Ritt in's alte, romantische Land!“ u. s. w.

voll wahrhaft lebender, und dennoch tiefgemüthlicher Zauberkraft entgegentritt. — Nicht daß ein fortwährend daktylisches Hüpfen an der Reihe bleibe, aber daß doch auch dieser als möglich angegebene Takt sich an den ihm angemessenen Stellen des Gedichtes bisweilen wieder vernehmen ließe.

Dieser Freyheit nun entweder sich kühn bemächtigend, oder gleich von vorn herein ihr entsagend, — wie es der zu früh uns entnommene Ernst Schulze in seiner schönen Dichtung Cäcilia gethan hat — mochte und mag ein jeder Sänger unseres Vaterlandes die Wieland'sche Stanze eben so wohl zu seiner Melodie erwählen, als die des Ariosto; ja es giebt Fälle, wo man sich jener mit weit günstigerem Erfolg ergeben dürfte, als dieser. Indeß auch dann bliebe ein genaues Studium des erwählten Liedesreigens unerlaßlich, damit man wisse, wo die Freyheit ende und die Maaßlosigkeit beginne. — Die Stanze des Ariosto aber beruht ganz eigenthümlich auf dem Wechsel in den ersten sechs Reimen, dem nachher die zwey Schlußreime zu nothwendiger Beruhigung folgen, wie das bereits Schiller durch ein treffliches Distichon angedeutet hat.

Unser Dichter dagegen läßt schon in der 5ten Strophe zwey Reime der sechse, die sich wechselnd verschlingen sollten, unmittelbar auf einander folgen, und wiederholt dies unregelmäßige Verhältniß mehrfach durch sein ganzes Gedicht, so daß keinesweges an eine unwillkührliche Uebertretung zu denken ist. Man sieht, er hat dies für eine erlaubte Freyheit des erwählten Sylbenmaaßes gehalten. Oder gedachte er etwa, ein ganz neues Maaß aufzustellen? Dann hätte es doch nicht so nah an die Ottave rime streifen müssen, oder wenigstens gleich in den ersten Strophen uns an die bevorstehenden Abweichungen gewöhnen sollen. Nun aber sind wir durch vier regelhafte und wohlgebaute Stanzen dahingeschwommen, und haben auf die gleiche angenehme Fahrt ohne weiteres fortdauernd gerechnet, — da stört uns die fünfte Stanze aus dem lieblichen Traume; — etwas aufgeschreckt, über die scheinbare Nachlässigkeit staunend, schiffen wir weiter, in der sechsten, siebenten und achten Stanze hemmen uns dieselben Klippen. Dann aber wiegt uns die neunte wieder in die Ariostische Zierlichkeit ein. Aber selbst jene achte Stanze ist mit so zarter Anmuth belebt, daß der Rec. nicht umhin kann, einem in der vorigen Kritik geäußerten Grundsatze entgegen zu handeln, und einmal eine Perle aus der Reihe zu lösen. Das verzeiht er sich aber nur, weil eben die Reihe nicht gehörig gleich gehalten ist, und wir über-

dem noch ganz am Eingange des Geflechtes ſtehn. Die zartrührenden Klänge heißen:

„Wollt ihr das Zeichen wahrer Liebe kennen?
Fragt eine warme, kalt verſchmähte Bruſt!
Wenn Sinnentriebe, ihrer unbewußt,
In wildem Haſſe fieberhaft entbrennen,
Kann jene ſich in ſchmerzlich ſüßer Luſt
Auf ewig nicht von ihrem Urbild trennen,
Und fühlt ſich in verengtem Zauberbogen
Nach ihrem Quell von Inbrunſt hingezogen.“

In der That iſt es ſchwer einzuſehn, wie ein Dichter, dem ſolche Stanzen gelingen, ſich ſelbſt mit weniger ſchönen, und ſelbſt in dieſen mit falſch verſchlungenen Reimen begnügen konnte.

So wäre man denn auch nach dem Eingange berechtigt, von der Erfindungsgabe des Verfaſſers Höheres zu erwarten, als er geleiſtet hat. Wenn er in der erſten Stanze ſingt:

„Und was als Zauber in der Dichtung waltet,
Hat nur das Lied dem Leben nachgeſtaltet.“

ſo beglaubigt ſich dieſe Verſicherung durch eine ſüße Innigkeit des Gefühls, das Ganze wie ein allgegenwärtiger Lebenshauch ſelbſt an ſeinen ſchwächeren Stellen durchſtrömend, und nur bisweilen durch eine — faſt ſcheint es abſichtliche — Spaßhaftigkeit geſtört, die vielleicht dem Verf. für die Exiſtenz eines leicht hingewobenen Mährchens nothwendig ſchien. Tauchte nur hier der ächte Humor aus eigner, unbeſiegbarer Kraft zwiſchen den idylliſchen Wellen der Liebe und Sehnſucht empor, ſo könnte das nur die Freude an der Zartheit des Bildes noch erhöhen. Aber ſo iſt es nicht. Faſt in demſelben Irrthume befangen, welcher dem Sänger des Oberon nach jener herrlichen Symphonie ſeines Gedichtes die Worte an ſeine Muſe eingab:

„Komm, laß dich nieder zu uns auf dieſem Kanapee,
Und ſtatt zu rufen: ich ſeh'! ich ſeh'!
Erzähle was du ſahſt.“ —

bemüht sich auch unser Dichter bisweilen das zu belächeln, was nur eben erst seine Seele mit ernster Rührung erfüllte. Das aber gelingt nun einmal Niemandem, und konnte selbst dem hochbegabten Wieland nicht gelingen. Man kann allenfalls über denselben Gegenstand zugleich lachen und weinen, — über Kinder z. B. — aber vornehm über einen Gegenstand hinlächeln und doch zugleich durch ihn bewegt seyn, — das verträgt sich in keinem menschlichen Gemüthe mit einander. Das kann man schon von unsern Volksbüchern und Kinderfrauen lernen, aber auch von Meister Arioſto, dessen fast unwillkührlich losſprühende Witzesfeuerwerke wohl zuerst durch eine mißverstehende Ansicht jenen ganzen, in nur zu vielen trefflichen Literaturwerken Deutschlands, erscheinenden Irrweg mögen veranlaßt haben. — Und wo nun vollends, wie hier, eine zwar kühne, aber nicht eben reiche Erfindung den Leib zu des Liedes zartem Geiſt erſchaffen soll, verträgt sich das obenhinfahrende Lächeln noch minder mit dem tiefen Ernſte des Gefühls. Nur auf diesen unsichern Bahnen konnte es sich ereignen, daß der zartempfindende Verfaſſer die abscheulichſte Gräuelthat mit den schönklingenden Worten bemänteln wollte:

„Ich ſtahl das Kind, in ihm nur ſie zu lieben.“

Der Mutter ſtahl er es, der einſt ihm verlobten, nach ihrer durch Vatergebot erzwungnen Verbindung mit einem Andern noch immer von ihm geliebten Mutter! — Auch das phantaſtiſchſte Feenmährchen ſoll in Mitten ſeiner blumigen Labyrinthe ein Herz bewahren, ein inniges, tiefliebendes Herz. Das thut nun freylich auch die vorliegende Dichtung; aber es iſt nur des Dichters Herz, welches ſie bewahrt. Die von ihm erfundnen Geſtalten ermangeln des eigenthümlichen Lebens und Empfindens. Möchte er ſich nicht vielleicht vorerſt irgend einem — etwa morgenländiſchen — Mährchengebilde anſchlieſſen? — Späterhin würde ſein poetiſcher Zauberſtab dann um ſo ſicherer eigne Geſtalten heraufbeſchwören.

M. D. S. S.

Die Kirchenverbeſſerung des 16. Jahrhunderts, ein Werk des Herrn, dargeſtellt in der am 31ſten Oktober 1817 gehaltenen Jubelpredigt. Nebſt Geſchichte der franzöſiſch-reformirten Gemeine in Emden von Philipp Jacob Wenz, Prediger derſelben. Emden 1819. 211 S. 8.

Dieſes Denkmal des Reformationsfeſtes verdient in mehrfacher Hinſicht einer ehrenvollen Erwähnung in dieſen Blättern. Der Verf., gebürtig aus dem Zweybrückiſchen, erhielt ſeine

theologische Bildung in Heidelberg und später in Utrecht und Leiden, und wurde, des Französischen wie des Deutschen mächtig, 1805 zum Prediger der französisch-reformirten Gemeine in Emden ernannt, bey welcher aber auch von Zeit zu Zeit der Gottesdienst in deutscher Sprache gehalten wird. Außer dem redlichen, gesunden Sinn für die Sache des Christenthums und des auf die Bibel gegründeten Protestantismus erhält diese Schrift einen eigenthümlichen Werth durch die darin mitgetheilten gründlichen Nachrichten über die Richtung der Emdener französisch-reformirten Gemeine, welche die Schicksale so vieler um der Religion willen aus Frankreich Vertriebenen in einem höheren Grade theilte, und daher auch an die Gründung der übrigen protestantischen französischen Gemeinen außerhalb Frankreich erinnert. Die Schrift giebt daher mehr, als der Titel verspricht; sie zerfällt in folgende Hauptabschnitte außer der Predigt: 1. Summarische Geschichte der französisch-reformirten Kirchen. 2. Summarische Geschichte der wallonisch-reformirten Kirchen. 3. Geschichte der französisch-reformirten Kirche in Emden. 4. Abfahrt von England und traurige Schicksale der Vertriebenen auf ihren Reisen. Fortsetzung des vorigen Abschnitts. 5. Rückblick auf die Flüchtlinge. 6. Gründung dieser Gemeine in Emden und ihre bisherigen Prediger. 7. Gegenwärtiger Zustand der hiesigen französisch-reformirten Kirche. 8. Wohlthäter derselben. 9. Gründe für die Erhaltung der französischen Gemeinen im Auslande. 10. Merkwürdiger und wohlthätiger Einfluß der Flüchtlinge auf die Länder und Städte, welche sie gastfreundlich aufnahmen, in politischer Hinsicht. 11. In moralischer Hinsicht. 12. Schluß. Nachruf an meine Gemeine.

In der Reformationspredigt, welche, wie sie hier mitgetheilt wird, in deutscher Sprache gehalten wurde, um viele des Französischen nicht Mächtigen am Gottesdienste Theil nehmen zu lassen, scheint dem Rec. das Historische zu sehr hervorzutreten. Zwar wird dies großentheils gerechtfertigt durch die Bestimmung des Tages, und es ist gewiß, daß kirchengeschichtliche Gegenstände, mit christlichem Glauben erkannt und dargestellt, sehr wohl auf die Kanzel gehören. Allein sie müssen, mehr im Allgemeinen gefaßt, zu homiletischen Resultaten verarbeitet werden, was zwar hier nicht fehlt, aber doch durch zu viele kleinere Umstände mehr gehindert als befördert wird. Daß der Verf. belebt ist von dem Geiste des Evangeliums, zeigt die herzliche Ermahnung am Schlusse.

Die Geschichte der in Frankreich verfolgten und unter Ludwig dem Vierzehnten vertriebenen Reformirten stellt ein so merkwürdiges Beyspiel von der Ungerechtigkeit und Thorheit einer Regierung, die um der Religion willen verfolgt, und von

dem reinen und standhaften Glauben jener ersten französischen Protestanten auf, daß die Erneuerung ihres Andenkens besonders wohlthätig wirken kann. In der That, die Erinnerung an das Märtyrerblut, aus welchem die reformirte Kirche des Auslands entsprossen ist, theilt einen hohen Begriff von der Stärke der Ueberzeugung mit, welche die gereinigte Lehre ihren Bekennern im 16ten Jahrhundert mittheilte, so wie von der religiösen Würde und Kraft, deren der französische Nationalcharakter fähig ist, wenn er von der Klarheit und Einfachheit des göttlichen Wortes belebt wird. Nicht ohne Rührung lieset man von der Begierde, mit welcher Gottesdienst, Predigt und Sakrament von den unglücklichen Verfolgten in Einöden und Klüften gesucht werden mußten, und von der Freude, mit der sie später außerhalb ihres Vaterlandes diese Güter in einem ruhigen und hochgeachteten Leben genießen konnten. Die Gemeine zu Emden, von der hier vorzüglich die Rede ist, entstand aus den niederländischen Flüchtlingen, die den Verfolgungen Karl des Fünften entgehend, in London 1550 durch die Thätigkeit des berühmten polnischen Edelmanns Johann a Lasco eine Gemeine bildeten, aber im Jahr 1553 durch die Verfolgung der Königin Maria auch England zu verlassen gezwungen wurden. Widrige Winde verfolgten dieses eigentliche Schiff der Kirche. Im härtesten Winter kamen sie in Kopenhagen an, der König von Dänemark, auf Anstiften seines Hofpredigers Noviomagus, versagte ihnen, wegen Bekenntnisses der geistlichen Gegenwart im heiligen Abendmahle, nicht nur Ansiedelung, sondern selbst Ueberwinterung in seinem Lande. Alle Religionsgespräche waren vergebens. Im härtesten Winter mußten sie in See gehen und landeten in den deutschen Städten Lübeck, Rostock, Wismar. Hier, so wie in Hamburg, wo ein Gespräch zwischen Westphal und dem Lehrer der flüchtenden Gemeine, Micronius, nichts fruchtete, ergieng es ihnen eben so wie in Dänemark. Eine starre Anhänglichkeit an Meinungen siegte über christliche Anerkennung und Bruderliebe. Gegen Ende des Winters kamen sie endlich, nach langen Drangsalen, in Emden an, wurden liebreich aufgenommen, wo ihnen a Lasco schon einen guten Empfang bey der Gräfin Anna aus dem Hause Oldenburg bereitet hatte. Hier setzten sie über den Eingang ihrer Kirche die Inschrift: Godts Kerk vervolgt, verdreven, Heft Godt hyr trost gegeven. Das Einzelne dieser leidenvollen Flucht hat der Verf. aus Utenhofen's, eines der damaligen Aeltesten dieser Gemeine, lateinischem Bericht geschöpft, der zu Basel 1560, und in deutscher Uebersetzung zu Herborn 1603 erschien. Der Verf. theilt biographische Nachrichten über mehrere der merkwürdigeren Glieder dieser Gemeine, über ihre von der Gründung bis jetzt (mit

Einschluß seiner) 19 Prediger, mit, so wie über die gegenwärtige Verfassung dieser Gemeine, die vor einigen Jahren aus eigenen Mitteln eine einfache, heitere Kirche erbaute. Als eine merkwürdige Abweichung vom Ritus der Lutheraner und deutschen Reformirten darf das Sitzen der Kommunikanten um den Abendmahlstisch angesehen werden, das in Holland allgemein ist. Merkwürdiger aber ist eine sich in dem Bestehen dieser Gemeine besonders klar aussprechende Idee, die von früh an in der Entstehung der reformirten Kirche lag, nämlich die der Unabhängigkeit einer Gemeine von der andern, die in ihrer Gründung (S. 143) deutlich hervortritt. Hierdurch entstand ein stärkerer Trieb der Ordnung innerhalb jeder Gemeine, und dies brachte die wohlthätigen Aemter der Kirchenältesten und Armenpfleger in größere Achtung, wodurch manche dieser Gemeinen bis auf den heutigen Tag viel christliche Sitte erhalten haben. So schön das allgemeine Band der Kirche ist, es kann nur fest werden, wenn die kleineren Gebiete sich inniger durch christliche Einsicht und Liebe festhalten; und darauf sollte zu unserer Zeit in der ganzen evangelischen Kirche besonders hingewirkt werden. Was der Verf. für die Beybehaltung der französischen Sprache in den aus französischen Flüchtlingen entstandenen Gemeinen in Deutschland anführt, kann Rec. nur in Bezug auf diejenigen Provinzen für richtig erkennen, in denen die Sprache den Nachkommen auch in nicht kirchlicher Beziehung noch bekannt, theuer und behaglich ist. Da dies aber in sehr vielen Gemeinen, z. B. in Brandenburg, gar nicht Statt findet: so kann die Verschiedenheit der Sprache allerdings das vaterländische Gefühl schwächen. Die Möglichkeit einer neuen Vertreibung der Protestanten aus Frankreich kann doch auf keinen Fall einen Grund abgeben, gleichsam für die dereinstige Erleichterung ihres möglichen Schicksals den Gottesdienst in dieser Sprache zu erhalten. Eben so unnatürlich würde aber ein gewaltsames Abschaffen dieser Sprache wider den Willen der Gemeinen seyn. Es wird auch hier eine allmählige Einführung des mehr Angemessenen und Wirksamen geben können. Einige Härten in der Wahl und Stellung der Worte in dieser Schrift, wie z. B. der häufige Gebrauch des Nominativs in der Appositon, obgleich das vorhergehende Hauptwort einen anderen Fall hat, z. B. S. 154 Z. 6 v. o., S. 201 Z. 4 v. o. rühren selbst vielleicht von dem Einflusse der franzöſ. Sprache auf die Ausdrucksweise des Verf. her. Dies ist aber zu unbedeutend, um nicht diese christliche und zeitgemäße Schrift mit besonderer Befriedigung und Achtung aus der Hand zu legen.

K. S.

Heidelberg,
Engelmannsche Buchdruckerey.

Jahrbücher der Litteratur.

Einrichtung der medicinischen Klinik im akademischen Hospitale zu Heidelberg nebst einigen Bemerkungen über die darin behandelten Krankheiten von Dr. Johann Wilhelm Heinrich Conradi, Grofsherzoglich Badischem Geheimen Hofrathe, Professor der Medicin zu Heidelberg etc. Mit der Abbildung und dem Grundrisse des Hospitales in Steindruck. Heidelberg, bey Mohr und Winter. 1820. 96 S. 8.

Bey der Herausgebung dieser Schrift hatte der Verf. den doppelten Zweck, erstens die neue Einrichtung unseres medicinisch-klinischen Institutes näher bekannt zu machen und eine kurze Rechenschaft von dem, was darin geschieht, abzulegen; zweytens seinen Zuhörern einen kurzen Abriß seiner theoretischen Einleitung in die Klinik mitzutheilen und ihnen damit die Einrichtung seines klinischen Unterrichtes und die Ordnung, nach welcher die klinischen Uebungen angestellt werden, im Voraus zu bezeichnen.

Der erste Abschnitt derselben enthält die Beschreibung des Institutes. Von der ersten Einrichtung desselben ist schon in unseren Jahrbüchern (Intelligenzblatt 1815. No. VIII.) eine vorläufige, sodann im Jahre 1817. (Intelligenzblatt No. IV.) eine umständlichere Nachricht gegeben worden. Seit dem Jahre 1818 wurde dasselbe indessen in mehr als einer Hinsicht verändert und verbessert, welche neue Einrichtung dann hier näher beschrieben worden ist. Wir theilen daraus hier besonders das mit, was das neue Local betrifft. So wie nämlich bey der im Jahre 1818 vorgenommenen grofsen Verbesserung unserer naturwissenschaftlichen und medicinischen Institute überhaupt die sämmtlichen naturwissenschaftlichen Institute in dem ehemaligen Dominicaner-Kloster zweckmäßig vereinigt wurden (vgl. die Beschreibung und Abbildung der-

selben im Intelligenzblatte 1820. No. IV.), so hatte die Universität nun auch das Glück, ein neues, massiv gebautes, sehr ansehnliches und zweckmäßiges Local für die medicinisch-praktischen Institute zu erhalten.

Für das medicinische Klinikum sind in dem zweyten Stocke dieses Gebäudes zwey schöne Säle (s. den beygefügten Grundriß des Hospitales No. 1. 2.), einer für männliche, der andere für weibliche Kranke, eingerichtet, wovon jeder gewöhnlich 8 Betten enthält, aber nöthigenfalls recht gut noch mehr aufnehmen kann. Beyde sind mit Cabinetchen (No. 3. 4.) versehen, wovon das eine die Nachtstühle für solche Kranke, die nicht auf den Abtritt gehen können, enthält, das andere zu Bädern für Kranke, die nicht wohl in das im untern Stocke befindliche Haupt-Badezimmer gebracht werden können, benutzt wird. Auch sind darin außer den nöthigen Ventilatoren Laternen so angebracht, daß der Dampf derselben durch eine Röhre in den Schornstein geleitet wird. Ferner hat das medicinisch-klinische Institut in diesem Stocke außer dem Zimmer für den Assistenten (No. 5.) und denen für die Wärterinnen (No. 6. 7.) noch fünf (No. 8 — 12.) und im unteren Stocke ebenfalls fünf (No. 13 — 17.) Zimmer, wovon sechs so groß sind, daß jedes bequem sechs Betten aufnehmen kann, und welche theils, wenn die größeren Säle für die Zahl der Kranken nicht hinreichen, benutzt werden, theils für Kranke, die wegen der Natur ihrer Krankheit ꝛc. von anderen getrennt werden müssen, als für Krätzige, Venerische und zwey (No. 16. 17.) für Gemüthskranke, bestimmt und eingerichtet sind. Außerdem enthält der untere Stock das Badezimmer (No. 18.), in welches warmes sowohl als kaltes Wasser durch Röhren geleitet wird, das Sectionszimmer (No. 19), das Auditorium (No. 20.), die Wohnung für den Verwalter (No. 21 — 24.), die mit laufendem Wasser versehene Küche (No. 25.) und die Speisekammer (No. 26.). Uebrigens hat das Institut noch Kammern für Geräthschaften auf dem Speicher und in dem Seitengebäude eine, ebenfalls mit laufendem Wasser versehene, Waschküche (No. 27.), so wie einen geräumigen Holzplatz und einen Garten (No. 28.).

Der größte Theil des dritten Stockes (No. 29—41.) ist für das chirurgische Klinikum bestimmt, über dessen, besonders auch durch einen sehr schönen und zweckmäßigen Operations-Saal (No. 37.) sich auszeichnende, Einrichtung ich auf die von dem Director des Institutes, Herrn Hofrath und Professor Dr. Chelius, gegebene Beschreibung *) verweise. In dem Seitentheile (No. 42—51.), welcher seinen besondern Eingang hat und außerdem durch Scheidewände von dem Local des medicinischen und chirurgischen Klinikums getrennt wird, ist die Entbindungsanstalt eingerichtet.

Im zweyten Abschnitte wird die Einrichtung der medicinischen Klinik beschrieben. Er enthält einen kurzen Abriß einer theoretischen Anleitung zur Klinik, worin nach der Einleitung die einzelnen Gegenstände in folgenden Capiteln abgehandelt werden. I. Erforschung der Krankheit oder Kranken-Examen. II. Vorhersagung in Krankheiten. III. Bestimmung der Behandlung der Krankheit. IV. Benutzung der Gelegenheit zu Leichenöffnungen. V. Entwerfung der Krankheitsgeschichten. VI. Ordnung der klinischen Uebungen und Gesetze für die das Institut benutzenden Studirenden.

Im dritten Abschnitte folgen einige Bemerkungen über die in dem Institute behandelten Krankheiten. Es war nicht des Verf. Absicht, ein umständliches Tage- oder Jahrbuch über unser klinisches Institut mitzutheilen, sondern nur eine kurze Rechenschaft von dem, was in demselben geschieht, abzulegen. Nachdem er sich zuerst über die Grundsätze, welche er bey der Einrichtung seines klinischen Unterrichtes und der Behandlung der Kranken befolgt, ausgelassen, werden die allgemeinen Ursachen der Krankheiten, welche hier außer dem Einflusse der Jahreszeiten und der Witterung in Betracht kommen, angegeben. Hierauf folgt das Verzeich-

*) Ueber die Errichtung der chirurgischen und ophthalmologischen Klinik an der Großherzoglichen hohen Schule zu Heidelberg und Uebersicht der Ereignisse in derselben vom 1. May 1818 bis zum 1. May 1819. Mit 2 Kupfertafeln und einem Plane des akademischen Hospitals. Heidelberg, 1819. 4.

niß der in dem verflossenen Jahre in dem Institute behandelten Krankheiten, nebst der Angabe dessen, was dabey in pathologischer und therapeutischer Hinsicht merkwürdig schien. Da der Raum dieser Blätter es nicht erlaubt, von letzterem einen umständlicheren Auszug zu geben, bemerken wir hier nur, daß überhaupt in diesem Jahre 352 Kranke in dem Institute behandelt worden sind, wovon 289 geheilt wurden, 18 starben, 26 noch in der Cur blieben, die übrigen vor beendigter Cur abgiengen oder als nicht ferner für das Institut geeignet entlassen wurden, und daß, was die einzelnen Krankheiten betrifft, außer mehreren einfachen hitzigen Fiebern am häufigsten vorkamen: Fieber mit gastrischer Complication (wovon 23 in dem Institute behandelt wurden), rheumatische Fieber (28), chronische Rheumatismen (10), Katarrhalfieber (21), chronische Katarrhe (10), Lungenentzündungen (11), Lungenschwindsuchten (10), Gesichtsrosen (15); von anderen Entzündungen aber 1 Gehirnentzündung, 5 Augenentzündungen, 1 Ohrenentzündung, 9 Bräunen, 1 Herzentzündung, 2 Darmentzündungen; ferner Nervenfieber (7), Wechselfieber (9), von fieberhaften Ausschlägen außer mehreren Fällen von Scharlachfieber, Gürtel, Friesel, Nesselsucht ꝛc. vorzüglich die Petechien, von anderen Ausschlägen die Flechten, der Kopfgrind und besonders die Krätze; aus der Classe der Blutflüsse und der Zurückhaltung oder Unterdrückung des auszuleerenden Blutes der Bluthusten (2), das Blutbrechen, der Mutterblutfluß (3), mehrere Fälle von dem Mangel und der Unterdrückung der monatlichen Reinigung und insbesondere ein sehr interessanter und seltener Fall von der Menstruation auf ungewöhnlichen Wegen, von Krankheiten des Herzens noch eine Erweiterung des Herzens auf der linken Seite mit Verdickung der Wände und dazu sich gesellender Wasserergießung im Herzbeutel, eine Verhärtung des Magens, von anderen Krankheiten aber der Durchfall, die Ruhr, der weiße Fluß, die Rückendarre, die Atrophie, die Brust-, Bauch- und Hautwassersucht (5), die Scropheln, die Lustseuche (23), Indigestion, der Magenkrampf, Zuckungen, die Epilepsie, der Veitstanz, die Hysterie, mehrere Gemüthskrankheiten, eine Verhärtung des Netzes und der Leber, der Kropf, endlich manche Fälle von Blutschwären, Entzündung

der Brüste, Abscessen, Geschwüren, Beinfraß, Verbrennung ꝛc. Schon aus dieser kurzen Uebersicht wird erhellen, daß das Institut den Studirenden sowohl überhaupt eine für den klinischen Unterricht hinreichende Menge von Kranken, als insbesondere die Gelegenheit, Krankheiten der verschiedensten Art in der Natur beobachten zu können, darbietet.

J. W. H. Conradi.

Grundriß der besonderen Pathologie und Therapie, zum Gebrauche bey seinen Vorlesungen entworfen von Joh. Wilh. Heinr. Conradi, Großh. Bad. Geh. Hofrathe, Doct. und ord. Prof. der Medicin zu Heidelberg ꝛc. Zweyter Band. Zweyte, durchaus umgearb. u. verbess. Ausgabe. Marburg, bey Joh. Christ. Krieger. 1820. XVI und 796 S. 8.

Ueber den Zweck und Plan dieses Werkes hat sich der Verf. schon in der Anzeige der ersten Ausgabe (Jahrg. 1817. Heft 4. S. 369 fg.) näher erklärt. Auch in dieser neuen Ausgabe des zweyten Bandes hat er sich eifrigst bemüht, dasselbe jenem Zwecke immer entsprechender auszuarbeiten, so daß es an vielen Orten bedeutende Zusätze und Verbesserungen erhalten hat. Zum Theil betreffen die Verbesserungen auch die Eintheilung der Krankheiten, und es sind außerdem einige neue Capitel, wie das von der übermäßigen Fettigkeit, von der Krampfsucht des Herzens, von dem Schlafwandeln und der Neuralgie hinzugekommen.

J. W. H. Conradi.

Von der Sexualität der Pflanzen. Studien von Dr. August Henschel, praktischem Arzte und Privatdocenten an der Universität zu Breslau, zweitem Sekretair der medic. Sektion in der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur, correspondirendem Mitgliede der naturforschenden Gesellschaft in Halle. Nebst einem historischen Anhange von Dr. F. J. Schelver, Professor in Heidelberg. Breslau, 1820. 644 S. 8.

Wir haben in dieſem Buche ein Werk, deſſen Zweck es iſt, die Pflanzenphyſiologen in Hinſicht der Sexualität der Gewächſe eines Beſſeren zu belehren, ihnen zu zeigen, daß ſie ſich ſämtlich gröblich geirret hätten, indem ſie eine Lehre aufnahmen, die an ſich grundfalſch ſey, und Erſcheinungen behaupte, die in der Natur nicht exiſtiren; ſie ſollen dadurch belehrt und überzeugt werden, daß in dem Pflanzenreiche ein Geſchlechtsunterſchied nicht ſtatt finde.

Verſuche dieſer Art ſind weder auffallend, noch neu; nur wurden die darauf Bezug habenden Schriften der Vergeſſenheit übergeben, die ſie verdienten, und die Doctrin von der Sexualität der Pflanzen blieb, wie ſie war. Herr Dr. Henſchel hat ſich ſehr viele Mühe gegeben, damit ſein Buch dieſem Schickſale entgehe, und es dürfte auch immer der Erinnerung werth bleiben, wenn es gleich kaum ſeinen Zweck erreichen wird, denn — Opinionum commenta delet dies; naturae judicia confirmat.

Beleuchten wir nun ſo kurz, als es die Sache erlaubt, die Gründe des Hrn. Verf., die er freylich etwas ausgedehnt und ermüdend auseinanderſetzt.

Die ziemlich lange Einleitung ſpricht von den Hauptmomenten, die man für das Geſchlecht der Pflanzen anführte, und enthält gleichſam eine Schutzrede wegen des Beginnens, daſſelbe zu widerlegen. Der Hr. Verf. ſtellt ſich dabey auf einen hohen Standpunkt und überladet ſo ſehr ſeinen Vortrag mit Declamation, daß man oft nur mit Mühe herausfinden kann, was er eigentlich habe ſagen wollen; eine Bemerkung, die noch auf manche andere Stelle des Buches angewendet werden kann. Die Einleitung ſchließt mit der Verſicherung, daß dieſe Schrift eine kritiſche Reviſion der beſtehenden Mate-

rialien zum Beweise des Pflanzengeschlechtes ausmache, daß sie die Frucht eines neun Jahre lang darauf verwandten Fleißes sey, und mit den Scheloverischen Untersuchungen über diesen Gegenstand genau zusammenhange u. s. w.

Das Werk zerfällt in vier Bücher, deren jedes wieder in Abschnitte und diese in Kapitel eingetheilt sind. Das erste ist überschrieben: die Bestäubung, dessen erster Abschnitt von der Ausführbarkeit der Selbstbestäubung im Pflanzenreiche handelt.

Was der Hr. Verf. von der Sexualität der niedersten Pflanzen sagt, wird man ihm gerne einräumen, und Niemand wird heut zu Tage mehr bey den Pilzen, Algen u. s. w. Geschlechtstheile suchen; nicht so verhält es sich mit seinen Behauptungen über die Bestäubung selbst. Rec. würde zuvörderst es nicht besonders rügen, daß der Hr. Verf. sich überall an die crassesten Vorstellungen hält, die man von dem Acte der Bestäubung äußerte, und kaum jene Meinung berühret, die doch so viel Wahrscheinliches für sich hat, daß eine topische Berührung des Pollens mit dem Stempel nicht immer nothwendig sey (man vergl. Sprengels Anleit. zur Kenntniß der Gewächse, B. 1. S. 190 u. d. f.), um die Befruchtung zu Stande zu bringen, wenn nur nicht dieses zu eben so langweiligen als überflüssigen Erörterungen Anlaß gegeben hätte. Daß die Bestäubung sehr oft nicht geschehe und nicht geschehen könne, sucht der Hr. Verf. sehr umständlich zu beweisen, und zwar 1) weil beyde Geschlechtstheile nicht immer zugleich existirten. Dieser Umstand ist längst bekannt, und die Vertheidiger des Pflanzengeschlechts schrieben dann die Erzeugung des Saamens der Mithülfe der Insekten zu. — Rec. ist dieser Meinung nicht zugethan, er glaubt vielmehr, daß die Befruchtung dennoch in und durch die Blüthe selbst vor sich gehe, und daß die Sache vielleicht durch nachstehende Voraussetzungen sich erklären lasse:

1) Daß die Gegenwart der Narbe, um bestäubt zu werden, nicht immer zur Befruchtung erforderlich sey, sondern daß es bey vielen Pflanzen hinreiche, wenn der Pollen durch die Oberfläche des Griffels und des Fruchtknotens resorbirt werde.

2) Daß der von den Nectarien abgeschiedene Saft ein Hauptmoment für die Saamenerzeugung sey, daß seine Vermischung mit dem Pollen die Befruchtung oft bedinge, dieser Umstand aber nicht als ein allgemeines Gesetz für das ganze Pflanzenreich angesehen werden dürfe.

3) Daß unzähligemal die Befruchtung vor der Blüthezeit (anthesis) statt habe.

Man betrachte die Arten der Campanula; vor dem Ausbreiten der Blumenkrone liegen die Antheren dicht an den Griffel angepreßt, sie öffnen sich und entleeren ihren Pollen, der an dem Griffel, welcher dicht mit drüsigen Haaren besetzt ist, anklebt. Zu gleicher Zeit schwitzt im Grunde der Blumenkrone der Nektarsaft aus, und mischt sich mehr oder weniger mit dem Pollen. Nun erst entfaltet sich die Blumenkrone, und jetzt sehen wir

1) die Staubfäden und Staubbeutel verwelkt,

2) den Nektarsaft vertrocknet,

3) die Narbe entwickelt, und in 3, 4 oder 5 Theile gespalten.

Diese Beobachtungen hat man den Sommer hindurch alltäglich Gelegenheit in Menge anzustellen, da viele Arten der Campanula so gemein wild wachsen; auffallend aber ist diese Erscheinung besonders bey Campanula Medium, wo der Pollen gleich einer zähen Paste dem Griffel anklebt.

Bey Convolvulus arvensis, Salvia pratensis, Phyteuma spicatum, Borago officinalis u. s. w., ja in der ganzen Syngenesie und Monadelphie geschieht die Ausstreuung des Pollens vor der Entwicklung der Narbe. — Aus diesen sehr einfachen Beobachtungen läßt sich wohl eben so einfach schließen, daß die Befruchtung vor dem Aufblühen durch den Griffel und den Fruchtknoten statt habe, ja man möchte hinzusetzen: jede viel getheilte Narbe ist zur Aufnahme des Pollens nicht bestimmt.

Eine höchst sonderbare, auffallende Behauptung lieset man S. 44, wo gesagt wird, daß an einem Exemplare der Thuja occidentalis die männlichen Blüthen im März, die weiblichen im July erschienen, und daß ein Gärtner versichert habe, es verhalte sich alljährlich so mit diesem Baume und auch mit

Cypressen. Herr Dr. Henschel setzt nun hinzu: „Einen entscheidenderen Beweis, wie wenig die Natur auch die allererste Anforderung an die Bestäubung erfülle, verzweifeln wir geben zu können.“ Dagegen erinnert Rec. weiter gar nichts, als daß Hunderte von Exemplaren der Thuja occidentalis in gewissen Gärten, auch in Heidelberg und besonders in Schwetzingen alljährlich früh im Frühjahre männliche und weibliche Blüthen in Menge und zu gleicher Zeit tragen, und daß die Früchte im July gewöhnlich schon ihrer Reife nahe sind, was Tausende von Augenzeugen bekräftigen können.

Die Bestäubung, meint der Hr. Verf., könne

2) oft nicht geschehen, wegen zu großer Entfernung der Befruchtungstheile von einander, er macht besonders aufmerksam auf Plantago media und Spiraea salicifolia: diese Pflanzen untersuchte Rec. sehr sorgfältig und genau, und wahrlich es müßten Wunder geschehen, wenn der Pollen den Stempel bey diesen Pflanzen nicht berührte, 3) soll die Bestäubung oft nicht statt finden wegen verhinderter unmittelbarer Gemeinschaft der Bestäubungstheile; dieses soll Statt haben bey Theobroma Cacao, Büttnera, Cryptandra, Tacca, Salomonia und andern ausländischen; von dieser Sache kann Rec., der die genannten Pflanzen nicht lebend sah, nicht urtheilen; wenn aber (wie es wahrscheinlich ist) auch der Hr. Verf. in diesem Fall sich befindet, so wäre auch nicht der entfernteste Werth auf diese Bemerkung zu legen. Ganz anders verhalten sich oft die Staubfäden vor der Entfaltung der Blumenkrone, während und nach derselben. Wer kann aus einer Abbildung, aus einem Schatten das Verhalten der lebenden Pflanze beurtheilen? Dergleichen kommen noch sehr viele in diesem Buche vor, die Rec. nicht weiter berücksichtigen wird, weil gemahlte Beweise ihm unzureichend scheinen. Noch gibt es in Deutschland der Blumen genug, und es ist wohl besser, an diese sich zu halten. Was bey den Apocyneen und Orchideen von der Schwierigkeit der Bestäubung gesagt wird, soll weiter unten erörtert werden.

Auch in der Art und Weise, wie die Bestäubung vor sich geht, findet der Hr. Verf. viele Schwierigkeiten für das richtige Geschehen derselben; es wird daher in eigenen Kapiteln

gehandelt von der Selbstbestäubung durch Contiguität der Bestäubungstheile, durch den Fall des Pollens, und durch Bewegungen der genannten Theile. In erster Hinsicht wird erinnert, daß bey dem nahen Zusammenstehen der Stempel und Staubgefäße, dennoch keine Befruchtung bey den Syngenesisten, den meisten Labiaten, Malvaceen und Leguminosen u. s. w. darum nicht geschehen könne, weil diese Pflanzen sämmtlich dichogamisch seyen. — Indessen liegt gerade hierin der beste Beweis für die oben geäußerte Vermuthung, daß vor dem Aufblühen die Befruchtung erfolge; denn wenn auch gleich die Narbe während der Ausstreuung des Pollens nicht ausgebildet ist, so sind doch Fruchtknoten und Griffel vorhanden, die den Blumenstaub aufnehmen können, und die Befruchtung wird um so sicherer vor sich gehen, je mehr die geschlossene Corolle äußere Unbilden von den Befruchtungstheilen abhält. Das Hervorstehen des gespaltenen Stigma der Syngenesisten deutet wohl auf das bestimmteste an, daß der Act der Befruchtung schon beendet sey. — Oben bemerkte Rec., daß er die viel getheilte Narbe für nicht bestimmt halte, den Pollen aufzunehmen; wahrscheinlich ist dies der Fall auch bey jenen Pflanzen, deren Narbe sehr dünn und fein zugespitzt, wenn auch gleich einfach ist; diese Bemerkung scheint noch dadurch bestätigt zu werden, daß bey mangelndem Griffel die Narbe gewöhnlich sehr groß und dann vollkommen geschickt ist, dem Geschäfte vorzustehen, das man ihr allgemein zuschreibt; man betrachte die Gattungen Papaver, Paeonia, Tulipa, Asarum und andere.

Das Kapitel von dem Falle des Pollens ist ein sehr langes; man kann leicht zugeben, daß es kein Naturgesetz gibt, vermöge welchem bey aufrechter Blume die Staubfäden länger als das Pistill, bey hängender aber kürzer seyn müsse. Das entgegengesetzte Verhalten wird dennoch nie die Befruchtung hindern; man könnte mit Kurt Sprengel und Andern sagen, daß die Nähe des Pollens hinreichend sey, um die Befruchtung zu bewirken, indem wir sie mit einer galvanischen Erscheinung vergleichen. Rec. hält diese Erklärungsweise in manchen Fällen für die einzig zureichende, und wenn gleich oben von der Berührung des Pollens mit dem Pistill und dem

Fruchtknoten gesprochen wurde, so ist zu bedenken, daß man sich wohl nicht wundern dürfe, wie in dem großen Pflanzenreiche dieselbe Funktion auf verschiedene Weise verrichtet wird. Aber wenn auch gleich das Pistill länger als die Staubfäden ist bey aufrechtem Stande der Blume, so braucht man doch keineswegs immer zu jener Erklärung seine Zuflucht zu nehmen. Betrachten wir z. B. viele Labiaten und Boragineen; beyde haben einblättrige Blumenkronen, 2, 4 oder 5 Staubfäden, 4 Fruchtknoten, einen Griffel, welcher (was vorzüglich bemerkt werden muß) nicht wie gewöhnlich auf der Spitze der Fruchtknoten stehet, sondern auf dem Receptaculum oder dem Discus; die Narbe steht gewöhnlich über die Staubfäden hinaus und ist oft zweytheilig. Betrachtet man diese Lage der Theile oberflächlich, so könnte man allerdings mit Herrn Henschel glauben, die Natur habe hier die Befruchtung eher verhindern als befördern wollen, denn die Narben stehen über die Staubbeutel hinaus, so daß der fallende Pollen sie nicht treffen wird; dazu kommt noch, daß die Narbenspitzen so dünn und fein sind, und deshalb kaum der Blumenstaub an ihnen anhängen kann, und geschähe dies auch wirklich dennoch, so würde der Griffel keineswegs die befruchtende Materie zu den Fruchtknoten bringen können, weil er zwischen ihnen auf dem Fruchtboden aufsitzt. — Aber bey den Labiaten findet sich ein fleischig-drüsiger Körper, der unter dem Namen der Gynobasis bekannt ist; derselbe liegt um die Fruchtknoten und schwitzt einen klebrigen Saft aus, welcher den Pollen, der nothwendig in den Grund der Blume ausfällt, auflöst und so von dem Fruchtknoten aufgesogen wird, wodurch die Befruchtung auf das sicherste und bestimmteste vor sich geht. Ein ringförmiges Nectarium umgibt die Fruchtknoten der Boragineen oder Asperifolien, und der Hergang der Befruchtung ist genau derselbe.

Gar sonderbar ist es, wenn der Hr. Verf. zur Gelangung des Pollens auf die Narbe verlangt, es müßten die Stigmata in den Fallslinien des Pollens sich befinden, gleich als ob die Staubfäden eiserne unbewegliche Stäbchen wären, und die Pollenkörnchen schwere Bleikugeln, die lothrecht in der Einfallslinie herabfallen. Wer weiß es nicht, daß die Pollenmaterie ungemein leicht ist und von der geringsten Kraft überall

herum sich zerstreut? Wer kann hier von Einfallslinien sprechen?

Das Kapitel von der Selbstbestäubung durch Bewegungen der Bestäubungstheile ist ebenfalls lang genug; es will dem Hrn. Verf. auf keine Weise einleuchten, daß durch Bewegungen gegen die Narbe die Befruchtung befördert werde, worüber Rec. nicht mit ihm rechten will. Die hier aufgestellten und lang commentirten Behauptungen sind folgende:

1) Die Bewegungen der Bestäubungstheile finden nicht überall statt, wo es dessen bedarf, und als stattfindend postulirt wird.

2) Wo es geschieht, geschieht es nicht vollständig genug, um der Bestäubung erheblichen Vorschuß zu leisten. Es ist unnöthig, und würde auch die Grenze einer Recension allzu sehr überschreiten, wenn alle Einzelheiten aufgeführt, bestätigt oder widerlegt werden sollen; es genügt hier auf einige Umstände aufmerksam zu machen, die der Hr. Verf. nicht berücksichtigt, und die freylich zu seinen Ansichten nicht gut passen. — Nämlich:

1) Vor der Entfaltung der Blumenkrone, vor dem Ausschwitzen des Pollens sind die Staubfäden sehr oft gegen die Mitte der Corolle gekrümmt und liegen während der Oeffnung der Antheren, dem Pistille nahe.

2) Nach Entleerung der Antherenfächer beugen sich die Staubfäden nicht selten zurück und kehren sich gegen die Peripherie der Blume. Ein entgegengesetztes Verhalten kommt gewiß nur höchst selten vor, und man sieht leicht, daß auf diese Weise auf das Beste die Befruchtung befördert wird.

Der 2te Abschnitt dieses Buches ist überschrieben: Von der Ausführbarkeit der Hülfsbestäubung im Pflanzenreiche; er zerfällt in zwey Abtheilungen, in die Hülfsbestäubung bey freyem, und in die bey gehindertem Zutritt zu den Bestäubungstheilen. In dem ersten wird von der Hülfe des Windes und der Insekten gesprochen. Was besonders die Windhülfe angeht, so drückt sich der Hr. Verf. etwas stark aus; er meint, es sey schwer, den rechten ernsten Ton für das zu finden, was er gegen sie zu sagen habe, da der muthwilligste Spott eigentlich die beste Waffe gegen eine solche abentheuerliche

Lehre sey, und später heißt es, es werde zur Evidenz kommen, welch' eine tolldreiste Voraussetzung es sey, daß Myriaden von Blüthen, denen der Pollen mangelt, auf die Wunderthäterey eines Zufalls angewiesen seyen, ja es gehöre ein starker Glaube dazu, sich überzeugt zu halten, daß zahllose Gewächse, die derselben bedürfen, sich ihrer (der Hülfe durch den Wind) nicht etwa einmal, sondern stündlich, täglich, Jahr aus, Jahr ein ohne Fehl erfreuen. — Solche Aeußerungen schicken sich übrigens schlecht zu der Versicherung, die der Hr. Verf. gibt, er wolle alles mit gleichgültiger Ruhe Schritt vor Schritt nach Erfahrungs- und Vernunftgründen prüfen. — Wer sieht im Gegentheil hier nicht das Leidenschaftliche, und was sollen Andere dabey thun?

Sobald von der Windhülfe zur Befruchtung die Rede ist, wird man meistens nur Monöcisten und Diöcisten im Auge haben. Was die ersten angeht, so glaubt Rec., daß gerade bey ihnen das feine Anwendung findet, was oben von der Befruchtung als galvanische Erscheinung gesagt wurde; es ist hier noch besonders hinzuzusetzen, daß bey ihnen die Absonderung des Pollens, als solche, die Absonderung einer Flüssigkeit aus dem Stempel oder eines Nectarsaftes als Hauptmomente angesehen werden müssen, die zur Befruchtung unumgänglich erforderlich sind, ohne daß es dabey einer topischen Berührung des Pollens mit der Narbe bedarf. Bey dieser Ansicht der Dinge wird es weit weniger wichtig erscheinen, ob die männlichen Blumen oben oder unten stehen, ob vielleicht ein Blatt sich dazwischen befinde u. s. w. — Es ist höchst wahrscheinlich, daß bey den diöcischen Gewächsen die Nähe der männlichen Pflanze bey der weiblichen durch ihre specifisch wirkende Ausdünstung des Pollens die Ursache der Befruchtung wird, und daß es für diese Einwirkung weder ausschließlich eines Zephyrs oder eines Boreas bedarf, wie Pontedera meint. Rec. fürchtet in den Fehler des Hrn. Verf. zu fallen, d. h. zu viel von und in den Wind zu sprechen, wenn er die sehr lange Abhandlung einzeln zergliedern wollte; da aber nach des Hrn. Verf. Dafürhalten der Pollen zur Saamenerzeugung nicht nöthig, die Windhülfe überflüssig ist, so wird es ihm auch

nicht schwer fallen, über folgende Punkte die beste Auskunft zu geben:

1) So oft eine Pflanze diöcisch ist, d. h. Individuen vorkommen, die blos Stempel tragen, so oft gibt es auch Individuen derselben Art, die blos Staubfäden haben; dies ist ein höchst constantes Gesetz der Natur, und keine Ausnahme davon bekannt. Wenn aber die Pflanzen geschlechtslos sind, wenn kein Pollen zur Befruchtung nöthig ist; woher kommt es, daß von jeder diöcischen Pflanzenart immerhin männliche oder sterile Individuen vorhanden sind? Warum hat die Natur so standhaft diese Anordnung befolgt?

2) Wenn weibliche Individuen weit getrennt von den männlichen leben; warum bringen sie keinen Saamen? Man betrachte unsere Hopfenäcker, wo blos die weibliche Pflanze gebaut wird, man durchsuche tausend und aber tausend Früchte (coni lupuli) mit der größten Sorgfalt, und auch nicht ein vollkommener Saamen zeigt sich. Man frage die Bauern, die alljährlich Hanf bauen, sie wissen recht gut, daß sie keinen Saamen erhalten, wenn sie die männliche Pflanze zu früh, d. h. vor der Ausstreuung des Pollens ausreißen. Woher diese Erscheinungen? wie sind sie zu erklären, wenn es des Pollens zur Saamenerzeugung nicht bedarf?

Es ließen sich noch weit mehrere Fragen aufstellen, aber die Vertheidiger des Pflanzengeschlechtes werden sich zufrieden stellen, wenn diese beyde gehörig deutlich ohne Winkelzüge, klar und Jedermann verständlich, so wie es auch die Fragen sind, beantwortet werden. — Merkwürdig ist es, daß wenn diöcische Pflanzen jährig sind, sie in der Regel haufenweise zusammenwachsen, wie z. B. Mercurialis annua, Cannabis sativa, Spinacia oleracea, und daß überhaupt bey weitem die meisten mit ganz getrenntem Geschlechte ausdauern.

In dem Capitel, welches von der Hülfe der Insekten handelt, sucht der Hr. Verf. besonders zu beweisen, daß der Nectarapparat mit der Bestäubung und den Insekten in gar keiner Verbindung stehe; er critisirt vorzugsweise die Beobachtungen von Conrad Sprengel, und zieht aus Allem den Schluß, daß für die Bestäubung von den Insekten eben nicht viel zu erwarten sey. Rec. hat schon oben auf die Wichtigkeit des

Nectars für die Befruchtung aufmerksam gemacht, er glaubt, daß der Honigsaft ein Hauptmoment für die Befruchtung ausmache, daß er besonders oft den Pollen aufzulösen bestimmt sey, und dadurch ihn erst vollkommen zur Befruchtung tauglich mache, wenn er von der Oberfläche des Germens resorbirt werde. Dieser Ansicht scheint auch noch die Bemerkung nicht ungünstig zu seyn, daß die Antheren sich sehr oft nach den Nectarien hin öffnen, wie z. B. bey Iris, wo die angeblichen Stigmata sicherlich nichts zur Befruchtung beytragen. Daß für dichogamische und monöcische Pflanzen wahrscheinlich keine fremde Beyhülfe nöthig ist, wurde bereits bemerkt, und Rec. stimmt daher für des Hrn. Verf. Meinung, daß die Insektenhülfe nicht hoch angeschlagen werden dürfe, obschon unsere beiderseitigen Ansichten dennoch sehr verschieden sind. Der Hr. Verf. läßt zwar anfangs dem Fleiße Sprengels Gerechtigkeit widerfahren, macht aber seine Meinungen später zum Stichblatte eines eben nicht sehr feinen Witzes; wenn auch gleich Rec. die Ideen des ehrlichen Rektors von Spandau nicht vertheidigen mag, so läßt sich doch von ihm sagen, daß er eben nicht oft wie der Hr. Verf. mit seitenlangen gemahlten Beweisen kommt, sondern seine Beobachtungen von wildwachsenden selbst untersuchten Pflanzen hernahm.

In der zweyten Abtheilung, welche die Hülfsbestäubung bey gehindertem Zutritte zu den Bestäubungstheilen zum Gegenstande hat, lesen wir das erste Kapitel, überschrieben: anomale Bestäubungsweise. Schon dieser Aufschrift liegt eine untergeschobene Vorstellung zum Grunde, als ob jedesmal eine Bestäubung zur Saamenerzeugung erfordert werde, es ist aber offenbar, daß die Befruchtung erfolgen wird, in welcher Form immer der Pollen auf den Stempel wirke, es mag in einer trockenen, flüssigen oder gasartigen seyn. So oft der Pollen nicht in Pulvergestalt vorhanden ist, kann wohl auch von einer Bestäubung die Rede nicht seyn. Zu den Pflanzen, die eine anomale Bestäubungsweise haben, zählt aber der Hr. Verf. die Orchideen und Apocyneen; er gibt uns eine Beschreibung der Befruchtungstheile dieser Gewächse; die Antheren der Apocyneen sind als Körper von einer beinharten, hornartigen Textur bezeichnet, welches Rec. durchaus nicht

finden konnte. Es finden sich hier lange Untersuchungen über die Narbe dieser Gewächse; so wie die Erklärungsweise der hier vorgehenden Befruchtung von Schkuhr, Wächter und Conrad Sprengel, die widerlegt und lächerlich gemacht werden. Rec. darf hier nicht, so gern er auch wollte, ins Einzelne gehen, bemerkt daher nur folgendes. Ob eine Narbe bey diesen Gewächsen da sey und wo sie liege, ist nach den oben bemerkten Grundsätzen ziemlich gleichgültig, da wahrscheinlich die Befruchtung auch ohne sie vor sich gehen kann. Rec. ist aber geneigt, den Hergang der Befruchtung bey diesen Gewächsen auf folgende Weise zu erklären:

1) Bey der Stapelia liegen die beyden germina an der Spitze mit Drüsen besetzt gleichsam in einer Höhle von einem schwammigen Körper dachförmig bedeckt; auf demselben befinden sich die Antheren, deren Pollen zwar nicht staubartig, aber auch, so weit Rec. Gelegenheit hatte, dergleichen Gewächse zu untersuchen, nicht hart ist. Oeffnet man die Antheren (besonders bey Stapelia articulata) und den schwammigen Körper, so bemerkt man einen häufig ausschwitzenden Saft, der das zerschneidende Instrument benetzt. Aus diesen sehr einfachen Beobachtungen läßt sich nun wohl schließen, daß jener Saft den Pollen löse durch den schwammigen Körper hindurch schwitze, von den auf dem Germen sitzenden Drüsen aufgenommen und so auf die allereinfachste Weise die Befruchtung vollzogen werde. Wenn in jenem schwammigen Körper kein eigener Gang ist, so kann dies wohl kein Widerspruch seyn, denn in dem Griffel der meisten Gewächse ist gleichfalls kein Gang, und doch nahm bisher Niemand Anstand, die geschehene Befruchtung durch die Narbe deshalb anzunehmen.

(Der Beschluß folgt.)

Von der Sexualität der Pflanzen. Studien von Dr. August Henschel, praktischem Arzte und Privatdocenten an der Universität zu Breslau, zweitem Sekretair der medic. Sektion in der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur, correspondirendem Mitgliede der naturforschenden Gesellschaft in Halle. Nebst einem historischen Anhange von Dr. F. J. Schelver, Professor in Heidelberg.

(Beschluß der in No. 53. abgebrochenen Recension.)

Bey dieser Gelegenheit bestätigt Rec. die Beobachtung des Hrn. Verf., daß an Stapelia asterias das Corpus truncatum nicht mit dem Germen verwachsen ist. Bisweilen findet man keine solche Flüssigkeit, wie eben gesagt wurde bey den Stapelien; aber entweder ist da die Befruchtung schon erfolgt, oder die Ausschwitzung hatte überhaupt nicht statt wegen klimatischer oder anderer Verhältnisse, weßwegen denn auch viele Stapelien in unsern Treibhäusern keinen Saamen bringen; aber Stapelia articulata setzte alle Jahre nach des Rec. Beobachtung seine Balgfrucht an, und es kamen auch die Saamen zur Reife.

2) Der Bau der Befruchtungstheile der Asclepiaden hat, so mannichfaltig er auch sonst ist, im Ganzen viele Aehnlichkeit mit dem der Stapelien; auch hier findet man die Drüsen auf dem Fruchtknoten, welche letzte bey A. syriaca haarig und die Drüsen roth sind, den schwammigen Körper und die mit ihm in Verbindung stehenden Antheren, auch hier jene Flüssigkeit, die dem Rec. milchartig schien, so wie sie auch in andern Theilen dieser Gewächse vorkommt. Die Beobachtung ward an Asclepias Vincetoxicum L. A. incarnata, A. fruticosa, A. syriaca u. s. w. angestellt. Hier ist also der Hergang der Befruchtung ganz wie bey den Stapelien anzunehmen; übrigens fand Rec. an den Antheren der zuerst ge-

nannten Pflanze (A. Vincetoxicum) schwarze gabelförmige Haare, die Sprengel als Fangeisen beschreibt und deren Daseyn der Hr. Verf. zu bezweifeln scheint, indem er ein Fragezeichen hinzusetzt.

3) Was die Orchideen anbelangt, zu deren Untersuchung man in Deutschland Gelegenheit genug hat, so ist zwar der Bau der Blume derselben mannichfaltig, aber in Hinsicht der Lage des Germens zu den Antheren stimmen sie alle überein; auch hier ist die Untersuchung über die Lage der Narbe völlig überflüssig. Wie ganz einfach auch hier die Befruchtung vor sich gehen könne, zeigt die Betrachtung der Theile bey Orchis, Ophrys, Serapias, Epipactis, Neottia, Satyrium u. s. w., von welchen allen mancherley Arten wild wachsen und Gelegenheit in Menge zu Beobachtungen geben, wenn man nicht, wie manche gelehrte Botaniker thun, blos gemächlich im botanischen Garten spazieren geht. Nehmen wir als Beyspiel Orchis maculata L., betrachten wir die Antheren, die den Pollen eingeschlossen enthalten; letzterer bildet eine braune körnige, birnförmige Masse an einem durchsichtigen drüsigen Stielchen, dessen ausschwitzender Saft den Pollen auflöst und mit einem schwammigen porösen Körper voll eines schleimigen Saftes zusammenhängt, dessen Bestimmung es zu seyn scheint, sich mit dem Pollen zu mischen und ihn unmittelbar zu dem damit verbundenen Germen zu führen.

Das 2te Kapitel dieses Abschnittes ist überschrieben: Resultate über die Faktizität, Beförderung und funktionelle Bedeutung der Bestäubung. Diese Resultate, die der Hr. Verf. zu ziehen berechtigt zu seyn glaubt und mit langen Commentaren ausstattet, sind nachstehende:

1) Es folgt nothwendig aus der Struktur einzelner Pflanzen, daß bey ihnen (diesen besonderen) die Bestäubung immer geschieht und geschehen muß. Es folgt

2) aus der Organisation anderer Gewächse, daß bey ihnen die Bestäubung meistentheils geschieht.

3) Es gibt Gewächse, bey denen die Bestäubung nur zuweilen und unter besondern Bedingungen mit Erfolg geschieht.

4) Es gibt Pflanzen, bey denen die Bestäubung überhaupt selten geschieht.

5) Es gibt solche, bey welchen die natürliche Selbst- oder Hülfsbestäubung fast nie oder nie geschieht.

Weder über dieses, noch manches andere, was dieses Kapitel enthält, hat Rec. etwas hinzuzusetzen, indem aus dem Vorigen leicht das Urtheil darüber abzunehmen ist.

Das 2te Buch ist überschrieben: die Befruchtung; es zerfällt in zwey Kapitel, wovon das erste von dem Einflusse der Bestäubung, das andere von deren Nothwendigkeit handelt. — Hier wird nun von der künstlichen Bestäubung, von den bekannten Versuchen Kölreuters und Anderer gesprochen; der Hr. Verf. sagt uns (S. 268), er wolle davon mit mög-lichstem Ernste sprechen; demnach sollte man glauben, es wäre diese Sache an sich lächerlich und gleichgültig, und es koste Mühe, davon nur ernsthaft zu sprechen; man wird gestehen, daß dies etwas vornehm klingt, und eben nicht von jener Bescheidenheit zeugt, die eine Zierde des wahren Gelehrten ist; es war vorauszusehen, daß, um diese evidenten und vielsagenden Versuche Kölreuters zu entkräften, man sich allerley Ausflüchte bedienen werde, und dies ist denn auch richtig eingetroffen. Wenn solche Versuche gültig seyn sollten, müsse man sich vorher überzeugen, daß die Pflanze, mit der man den Versuch anstellt, absolut unfähig sey, ohne den Pollen, aus sich selbst fruchtbar zu werden. (Wie soll man dies anfangen?) Daß nichts anders als der Pollen die Befruchtung bewirkt habe (wer soll es aber sonst thun?); man könne bey den Versuchen mit den Nicotianen den günstigen Erfolg der ungeheuren Saamen-Produktionskraft (!) dieser Gattung zuschreiben u. s. w. — Es ist wohl überflüssig, über solche Argumente Vieles zu reden, was auch von den abentheuerlichen Versuchen gilt, den Pollen durch Magnesia carbonica oder Semen Lycopodii zu ersetzen. Der Hr. Verf. versichert uns, daß das Bestreuen der Blumen mit Staub die Fruchtbarkeit auf aufgezeichnete Weise befördere, daher die Gärtner an der Bergstraße, die dies sehr wohl wüßten, die Bäume zur Blüthezeit mit Chausseestaub bepuderten. Rec., der die Bergstraße unzähligemal besucht hat, und geraume Zeit in ihrer Nähe wohnte, hat von diesem Verfahren noch nichts vernommen; er hält die Gärtner an der Bergstraße für klüger,

als daß sie etwas so Thörichtes vornehmen sollten, und die ganze Nachricht für ungegründet.

Auf dieselbe Weise werden auch die bekannten Erfahrungen über das Unfruchtbarbleiben weiblicher Pflanzenindividuen, die von männlichen isolirt sind, behandelt; solche Erfahrungen, lehrt der Hr. Verf., eigneten sich durchaus nicht zu einem Beweise der Nothwendigkeit des Pollens für die Fruchtbarkeit, weil auch dann, wenn die Bestäubung geschehe, die Fruchtbarkeit öfters mißlinge (!); überhaupt lasse sich über das Fruchtbringen isolirter Diphyten kein entscheidender Versuch (für das Negative) anstellen, weil Schädlichkeiten aller Art die Fruchtbarkeit hindern könnten; es seye deshalb besser, von solchen Versuchen ganz zu schweigen.

Man wird eingestehen, daß dies letzte ein vortreffliches Argument ist, wenn man nicht mit Gründen und Erfahrungen widerlegen kann, so gebietet man Stillschweigen. Gewiß eine bequeme Rechtfertigung! Im Falle aber, heißt es ferner, man davon nicht schweigen wolle, so müsse es (dem Hrn. Verf.) freystehen, die Facta so zu deuten (S. 293—294), wie höhere Gründe bestimmten!!! — In der That ein höchst bescheidenes Verlangen!

Als Beweise, daß Saamen ohne Zuthun des Pollens entstanden seye, werden Erfahrungen von Alstone, Fougeroux, Müller, Trattinnik, Link, Pontedera, Guilandinus, Spallanzani u. s. w. angeführt. Diese Erfahrungen sind großentheils schon hinreichend gewürdiget, und es wäre überflüssig, deshalb nur ein Wort zu verlieren. Rec. erlaubt sich daher nur wenige Anmerkungen.

1) Was die citirte Stelle von Guilandin angeht, so beweist sie offenbar gar nicht, was man ihr unterschiebt; es heißt da: „In Arabiae desertis Sylvestrium palmarum Sylvae reperiuntur, quae sine hominum cultu optimos fructus ac copiosos ferunt“ etc. Aber es heißt nicht, daß in diesen Palmenwäldern Arabiens keine männliche Palmenbäume seyen.

2) Was die Erzählung Trattinniks angeht, daß ein Baum im Kloster Neuburg viele Nüsse jährlich, aber keine Amenta trage, so fehlt dabey ein Hauptumstand, nämlich daß keine

andere Nußbäume in der Nähe sind, und der fragliche völlig isolirt steht.

3) Das unzweydeutigste Factum soll das von Link angegebene seyn. Ein einzelnes weibliches Individuum von Mercurialis elliptica aus Portugall soll mehrere Jahre hindurch im Garten zu Rostock Saamen getragen haben. „An dem ganzen Stamme war bestimmt nie eine männliche Blüthe. Es war keine männliche Pflanze in der Nähe, auch weit umher nicht zu finden, da dieser kleine Strauch sehr selten sich in botanischen Gärten befindet, damals aber in Deutschland gar nicht war.“ Rec. bedauert das Buch, wo diese Stelle sich befinden soll (Links krit. Bemerk. zu K. Sprengels Werk über den Bau der Gewächse), nicht bey der Hand zu haben, allein in Links Grundlehren der Anatomie und Physiologie der Pflanzen, Göttingen 1807. S. 228, findet sich eine andere Stelle, die mit der angezeigten gar nicht harmonirt; es heißt da nämlich: „Sollten aber nicht auch die Pflanzen unbefruchtet, wenigstens einige Generationen hindurch, keimenden Saamen, wie die Blattläuse tragen können? Spallanzani's Versuche scheinen das zu beweisen, auch trifft man dergleichen in den ältern gegen das Geschlecht der Pflanzen geschriebenen Schriften an. Indessen sind mir alle Versuche mißglückt, die ich besonders an Mercurialis elliptica, wovon ich nur einen weiblichen Stock besitze, angestellt habe.“

Was die eigenen Versuche des Hrn. Verf. angeht, die, wie es sich von selbst versteht, vollkommen dessen Theorien bestätigen, so wird es wohl Niemand verargen, wenn man sie vorerst auf sich beruhen läßt.

Das dritte, in 5 Kapitel eingetheilte Buch trägt die Aufschrift: das Geschlecht. — Daß besonders im Diklinismus keine Geschlechtsdifferenz bestehe, sucht der Hr. Verf. vorzugsweise zu beweisen. Seine Hauptgründe sind ungefähr folgende:

1) Der Trennung der Befruchtungstheile geht nicht eine Trennung der ganzen Individualität parallel.

2) Das Geschlecht beharrt nicht unabänderlich in einem Individuum.

3) Der Diklinismus zeigt sich überall in körperlicher Unvollkommenheit, niemals, wo die Blüthe zur höchsten Ent-

wickelung gekommen ist, findet sich eine Spur von Diklinismus.

4) Die Trennung des angeblichen Geschlechts kann ganz ohne Ausdruck in der Pflanze bestehen, es gibt von der Gesammtmasse der diöcischen Gattungen nur 3 oder 4 Pflanzen, wo das weibliche Individuum von dem männlichen nicht blos in den Blüthendecken, sondern auch im Ganzen verschieden ist (S. 352). Der Kürze willen hier nur einige Worte über die beyden letzten Argumente. Welche körperliche Unvollkommenheit hat statt bey Daphne dioica, Lychnis dioica, Cucubalus Otites, Cerastium dioicum, Pyrus dioica, Myrtus dioica u. s. w.?

Daß das Geschlecht sich nicht im Ganzen unterscheiden soll, ist völlig unwahr. Ohne bey ausländischen höchst auffallenden Beyspielen verweilen zu wollen, mögen hier nur einige ganz bekannte stehen. Die männliche Pflanze des Hopfens ist dem Aeußern nach so sehr von der weiblichen verschieden, daß unsere Landleute die erste nicht erkennen, ob sie gleich die letztere auf ihren Aeckern cultiviren. Die Bauernkinder werden angewiesen zu einer bestimmten Jahreszeit die männliche Hanfpflanze auszureißen; wäre sie nicht im Aeußern von der mit ihr gemischt stehenden weiblichen zu unterscheiden, wie sollten es die armen Bauern anfangen, um sich nicht zu irren? Die männliche Pflanze von Gnaphal-dioicum blüht weiß, die weibliche rosenroth; die männliche Pflanze von Spiraea aruncus ist viel höher, schöner, die Rispe größer, ausgebreiteter, als die der weiblichen Pflanze; die weiblichen Blumen der Valeriana dioica sind bläßer und dreymal kleiner, als die der männlichen (s. Gmel. Flor. Badens. T. I. pag. 65.). Die weibliche Pflanze von Tussilago Petasites ist so auffallend von der männlichen verschieden, daß selbst Linné sich verleiten ließ, die erste als eigene Art (Tussilago hybrida) zu beschreiben u. s. w.

Das Hauptresultat aber, welches der Hr. Verf. uns mit großen Lettern auszeichnet, und welches das ungeschlechtliche Wesen der Blüthentrennung am deutlichsten aussprechen soll, ist folgendes:

„Die männliche Blüthe erscheint in ihrem Stande, ihrer Zahl, Vertheilung, Bestimmung, im Bau ihrer Blüthendecken, in ihrer Secretion und Farbe als die in aller Art weniger vollendete, in ihrer äußern Entfaltung zurückgebliebene und deshalb (??) nicht fruchtbar werdende; die weibliche dagegen in allen diesen Momenten als die vollkommenere in ihrer äußern Entfaltung beschleunigtste, in aller Art reifere, welche die Ausbildung des Pollens eben deshalb überspringend, sogleich zur Fruchtbarkeit hineilt“ (??).

Wir bewundern die Logik des Hrn. Verf. und seine Kunst Schlüsse zu ziehen, wie außer ihm wohl nur Wenige werden im Stande seyn.

Nach der Betrachtung der Bewegungen der Pflanzen, die der Hr. Verf. nach seiner Art deutet, kömmt er dann zu der befruchtenden Kraft des Pollens, die hier, wie man leicht denken kann, rund abgesprochen wird; es ist unnöthig, hier auf die Discussionen über die belebende oder schaffende Kraft der Pollenbestäubung sich einzulassen; aber es ist besonders zu erinnern, daß dem Pollen doch eine Wirkung auf die Fruchtbildung zugestanden wird, indessen freylich keine spermatische, sondern nur eine beschränkende, indem Beschränkung der Vegetation eine unerläßliche Bedingung aller Fruchtbarkeit sey, wie viele Gärtnerkünste, Schneiden, Binden, Beugen, Brechen ꝛc. bewiesen; mit diesen äußern Beschränkungsmitteln habe die äußere Anwendung des Pollens die bedeutendste Analogie; der Pollen enthalte in sich selbst den ganzen Eckel des individuellen Gewächses, er sey selbst das verzehrende, gegen den Fortgang des Pflanzenlebens gerichtete, gleichsam animalische Gift (!) des Gewächses. Die Berührung des Pollens mit der Narbe wird mit einer giftigen Ansteckung und faulartigen Gährung verglichen, auch dieser seltsame Vergleich lang commentirt; Staubfäden und Pilze seyen sehr analoge Wesen, gleichwie die höhern Schwämme einen Strunk haben, so die Staubgefäße ein Filament, und gleichwie die Schwämme einen Hut haben, so das Filament eine Anthere ꝛc. Nach dieser Beschränkungstheorie (die an sich etwas beschränkt ist) bleibt nun noch der Beobachtung viel zu thun übrig, damit wir lernen, welche Gewächse des Pollens beständig, welche ausnahms-

weiſe, und welche niemals bedürfen, in welchen Fällen Lycopodium, Magnesia ꝛc. des Pollens Stelle vertreten und jene Giftrolle übernehmen können u. ſ. w.

Eine der wichtigſten Fragen über das Vorhandenſeyn des Pflanzengeſchlechtes iſt die, ob der Pollen bey künſtlichen Befruchtungen eine formbeſtimmende Kraft beſitze? Vorläufig wird darüber geſagt, daß dieſes kein Menſch beſtimmen könne. Da über dieſen ſo wichtigen Gegenſtand Kölreuters Verſuche, Baſtardpflanzen zu erzeugen, das beſte Licht verbreiten, ſo werden ſie auch hier erörtert; man wird indeſſen mit Verwunderung gewahr, wie der Hr. Verf. ganz kleinlaut wird, den vorigen hohen Ton ablegt und ſagt, er wolle es wagen, einige beſcheidene Einwendungen gegen die ſexualiſche Beweiskraft jener Verſuche mitzutheilen; er theilt ſeine Unterſuchungen in 2 Fragen:

1) Ob die thieriſchen Baſtarde wirklich in allen weſentlichen Eigenſchaften mit den vegetabiliſchen übereinkommen.
2) Ob die darin geoffenbarte, formbeſtimmende Kraft des Pollens nothwendig als eine geſchlechtlich formbeſtimmende müſſe betrachtet werden.

Die erſte Frage iſt von geringer Wichtigkeit, ja man darf ſagen, unnöthig, und über die 2te iſt durchaus nichts Beſtimmtes geſagt, als daß die Baſtarde keine Mittelbildung, ſondern Neugeſtaltung und Abartung genannt werden müßten; ihre Entſtehung ſey dem Einfluſſe der Cultur und dem Abſchneiden der Antheren zuzuſchreiben, Behauptungen, die wohl Niemand für zureichend und entſcheidend anſehen wird.

Wollte man auch die bis jetzt ſo hoch geachteten Verſuche Kölreuter's für unbedeutend halten, und ihnen keine Beweiskraft einräumen, ſo erinnert hier Rec. an bekannte Erfahrungen der Handels-Gärtner, denen man eben nicht vorwerfen wird, ſie ſeyen für die Sexualtheorie eingenommen; dieſe Leute, die z. B. viele Varietäten von Brassica oleracea ziehen, wiſſen aus Erfahrung, daß ihre Kohlarten nicht conſtant bleiben, wenn ſie ſie nebeneinander ziehen, ja ſie ſehen ſich genöthigt, manche Varietäten in entfernten Gärten zu ziehen, um ſie unverändert zu erhalten. Wenn dieſe Erſcheinungen, deren Wahrheit verbürgt werden kann, nicht der formbeſtim-

menden Kraft des Pollens zugeschrieben werden können, so müssen wir uns eine kurze und deutliche Belehrung erbitten, was hier die Form verändere, beym Erziehen der Varietäten nebeneinander, was sie erhalte, wenn sie abgesondert wachsen?

Wenn man keine Befruchtung der Pflanzen annimmt, so muß auch die bisher angenommene Bedeutung des Griffels und der Narbe wegfallen. In dieser Hinsicht erfahren wir hier, Griffel und Narbe machten ein Organ aus, und dieses Organ sey der letzte Trieb in der Vegetation, durch die Verstäubung beschränkt; sie seyen das Rudiment einer noch aus dem Germen selbst hervorsprossenden ganzen neuen Corolle, aber durch die Macht der Verstäubung in diesen rudimentösen Zustand gebannt (!!). Was mit dem Fruchtknoten anzufangen, scheint der Hr. Verf. noch nicht ganz bestimmt zu haben; wir erfahren einstweilen nur so viel, daß Hülle und Saamen blos ein Organ ausmachen.

In dem letzten Buche, die Vermehrung betitelt, verläßt der Hr. Verf. (wie er selbst sagt) die kritische Methode und schlägt den demonstrativen Weg ein, um zu zeigen, was die Fortpflanzung der Gewächse eigentlich sey. Mit Mühe und Anstrengung hat sich Rec. durch diese Demonstrationen hindurch gearbeitet; es ist schwer, kurz zu sagen, und noch weit schwerer zu verstehen, was der Hr. Verf. eigentlich wolle; damit aber unverfälscht seine Meinung klar werde, sollen hier nur einige, meistens mit größeren Lettern gedruckte, Kraftsentenzen ausgezeichnet werden. — — Die Blüthe ist im Allgemeinen in Gestaltung, Mischung und Gesammtgeschichte, die letzte und höchste Pflanzengemme, sie ist die Totalgemme für das ganze Gewächs, der ideale Inbegriff der ganzen Pflanze, sie ist die höchste und individuelle Gemme, der höchste gesonderte Inbegriff der ganzen Pflanze, sie ist die polare Gemme und als solche der polarische Inbegriff der ganzen Pflanze.

Der Griffel und die ganze Narbe sind an sich selbst gleichsam ein verfehlter Versuch der Natur, übergangsweise durch Eröffnung des Germens den Saamen zu erzeugen.

Im Verstäuben geht das vegetative Leben unter, aber es gibt 2 Anknüpfungspunkte für dessen Auferstehung:

1) Der Pistillartrieb, der der Zurückwendung nach innen noch fähig ist.

2) Das materiale Wesen, die Einheit des Germens selbst, die aufgeschlossen zwar in der Reife, doch wiederum einen neuen Beschluß fordert.

In der Frucht ist die höchste Durchdringung der Lebenspole erreicht, ein in der Pflanzengeschichte völlig neuer Geist in ihr eingekehrt, ein Geist sogar, mit dem sie sich selbst verläugnet, und der eigenthümlich einer andern Natur, die über ihr steht, angehört.

Die Saamenbildung hat zwey der Zeit nach geschiedene Akte: der eine davon ist das Verzehren der mütterlichen indifferenten Individualität, das Reifen oder Veräußern der Innerlichkeit, der formelle Untergang derselben. Der andere Akt ist das Wiederherstellen des Untergegangenen, das Wiedergewinnen der Innerlichkeit des vorher Veräußerten.

Die Pollenentwicklung ist insofern das Erzeugungsmoment des Saamens, als sie die Verwandlung und Umgestaltung des Germens zum Saamen macht, und der Saamen insofern der durch den Pollinarproceß umgestaltete, unabhängig gemachte und in sich selbst sich reproducirende Fruchtknoten, in welchem durch die Geschichte der Entwicklung, der Gesammtinbegriff des Pflanzenlebens verschlossen ward. (Wie stimmt dies mit der Lehre zusammen, daß der Saamen ohne Pollen erzeugt werden kann?) Dem Saamen fehlt noch viel, um das zu seyn, was er werden sollte; er ist nichts als der Rückgang in den tiefsten Ursprung des Pflanzenlebens.

Saamen sind nur in das Germen, oder das höchste mütterliche Mark gepflanzte Sprossen, Sprossen und Knospen in dem Holz oder in der Rinde gebildete Saamen. Der Unterschied, der zwischen dem Saamen und Gemmen statt findet, ist nur ein gradueller.

Das Resultat der Pflanzenentwicklung kennen wir nun, es ist die niederste Gemme oder der Keim des Pflanzenlebens, reproducirt aus der Indifferenz der höchsten Gemme.

Zuerst ward der Fruchtknoten bis zur äußersten Verzehrung differenzirt, sein fester Bau verflüssigt, dann aufs Neue indif-

ferenzirt, und nach innen, indem aus der formlosen Flüssigkeit wiederum das Feste gerann, als Saamen wieder hergestellt.

Im vegetirenden Fruchtknoten regt sich eine leise Spur des Sexuellen (!).

Der Moment der Reife und Verstäubung ist gleichsam eine momentane männliche Bewegung, das Neugestalten des Germens in seinem Innern gleichsam einer weiblichen Natur zuzuschreiben.

Genau betrachtet hat das Gewächs keine Frucht, und was also genannt wird, ist keine. Es ist dieselbe nur der geschlechtliche Boden für die Geschlechtsentwickelung, das Eine identische Gebilde, das in seiner Peripherie männliche, in seinem Centrum weibliche Bedeutung im Verfolge der Zeit erhalten hat; die vegetativen Geschlechter werden nur entwickelt, ohne sich zu paaren. Wäre eine wahre Frucht im Gewächse, so müßte es ein Saamen des Saamens seyn, so aber ist die Frucht nicht die Fruchtbildung, sondern Geschlechtlichkeitsbildung, das Erzeugen der ersten Bedingungen zu einer Frucht, die niemals in die Wirklichkeit tritt.

Das Gewächs lebt anders, als das Thier; seine Fortpflanzung ist nichts als ein Vegetationsproceß, in denselben Gesetzen, in welchen das individuelle Wachsthum geschieht — — geschlechtslose und Geschlecht enthaltende Gemmenbildung heißt das Lebens- und Fortpflanzungsgesetz der Pflanzen.

Für das Eintreten der wahren Sexualität ist als eine innere Forderung, daß das Vegetiren beschlossen werde.

So weit die Kraftsentenzen des Hrn. Verf. In einem eigenen Kapitel sucht er nun zu zeigen, wo die eigentliche Sexualität anfange, dessen nähere Erörterung man gern dem Rec. erlassen wird.

Angehängt sind dem Werke mehrere abgerissene Sätze, abgefaßt von dem Hrn. Professor Schelver in Heidelberg; wir theilen hier nur den letzten mit.

„Alle die Kräfte, die das Thier als Eigenthum besitzt, und dem Allgemeinen entrissen hat, sind in der Pflanze gleichsam geopfert. Sie hat die eigene Seele und Zeugungslust der Weltseele unterworfen. Sie steht nicht in Beziehung mit sich, sondern in Beziehung eines höheren Lebens, in dessen Be-

stimmungen sie keimt, grünet und vermehret wird. Sie setzt sich daher auch nicht aus sich selbst fort, sie sucht, begehrt, erhält sich selbst nicht, sondern ist ein Leben, das den Bestimmungen der freyen Seele und des freyen ablenkenden Geistes der Natur folgt. Diesen höheren Mächten gehört sie an, die frey von der Erde mit ihr im Bunde blieben, und aus den himmlischen Kreisen, in der unsterblichen Nahrung und Kraft ihres Leibes, auf ihr sich niederlassen für das beseelte Leben."

Zum Schlusse erlaube man nur noch wenige Anmerkungen. Wenn man von dem Pflanzengeschlechte spricht und ein solches annimmt, was will man damit anders sagen als: damit ein Saamen erzeugt werde, ist die Gegenwart zweyer Organe vonnöthen, deren eines das männliche, das andere das weibliche genannt werden kann. Der ganze Hergang der Saamenerzeugung ist modificirt durch das eigene Pflanzenleben, und was auch immer Abweichendes von der Befruchtung der Thiere sich vorfindet, ist selbst nicht der entfernteste Widerspruch gegen den allgemeinen Satz, daß zur Saamenbildung zwey verschiedene Organe, zwey verschiedene Stoffe vorhanden seyn müssen. Manches liegt noch im Dunkeln, aber diesen Umstand finden wir in vielen Parthieen der Physiologie wieder. Durchgehen wir das ganze Pflanzenreich, und wir werden überall jene Organe finden, die man die männlichen und weiblichen bildlich genannt hat; oder zu welchem Zwecke schuf die Natur den Pollen? schuf sie den Stempel? und der Zweck ihres Daseyns ist um so zuverlässiger, je mehr in den niedern Pflanzen, wo nicht deutlich mehr der Saame ist, auch die Organe verschwinden, die zu dessen Hervorbringung erforderlich sind.

Hätte uns der Hr. Verf. erwiesene Thatsachen gesagt, so trügen sie ein anderes Gewand, das der Einfachheit, der Klarheit, der Deutlichkeit, die die treuen Begleiter der Wahrheit sind und bleiben. Harvey, Franklin, Haller und andere große Männer lehrten uns die wichtigsten Wahrheiten, aber in ihren Schriften kommt nichts vor von unsterblicher Nahrung, von himmlischen Kreisen, von einem ablenkenden Geiste, vom Differenziren und Indifferenziren, und was dergleichen mehr ist. — Möchten diese Erzeugnisse erhitzter Einbildungskraft aus der Naturgeschichte entfernt bleiben, möchten sie

nüchternen und ruhigen Beobachtungen weichen, von denen allein sich reelle und dauernd brauchbare Resultate erwarten lassen!

Wenn übrigens Rec. nicht glaubt, daß gegenwärtiges Werk einen Umsturz der Sexualtheorie nach sich ziehen wird, sondern im Gegentheile überzeugt ist, daß sie ihren innern Werth unabänderlich behält, so muß man doch bekennen, daß der Hr. Verf. hier große Kenntnisse in dem Gebiete der wissenschaftlichen Botanik entwickelt hat.

Der Magnetismus, nach der allseitigen Beziehung seines Wesens, seiner Erscheinungen, Anwendung und Enträthselung, in einer geschichtlichen Entwickelung von allen Zeiten und bey allen Völkern, wissenschaftlich dargestellt von Joseph Ennemoser, Doctor der Heilkunde. Leipzig, bey Brockhaus 1819. 781 S. 8.

Es ist eine Erfahrung, die die Geschichte aller Zeiten lehrt, daß die alten Kämpfe der Finsterniß gegen das Licht, und des Aberglaubens gegen die Aufklärung oft desto hartnäckiger werden, je schneller, mächtiger und weiter sich das Licht verbreitet. „Je enger die Kreise werden, in denen sich Ahriman mit seinen Dew's bewegen muß, desto heftiger werden seine Anstrengungen gegen Ormuzd und die Söhne des Lichts.“ Es ist die Verzweiflung, die Ahrimans Trabanten diese Wuth einhaucht: darum ist sie fruchtlos, und geht desto gewisser in Ohnmacht über, je nothwendiger die Ausbreitung des Lichts mit der göttlichen Weltregierung zusammenhängt. Damit tröften wir uns, wenn wir in diesem Buche nichts anders als den alten Aberglauben erblicken, der sich vor mehr als dreyßig Jahren in dem Panax Bresl. 1787., dem Vorbilde des Verf., kund that: es ist dieselbe Unwissenheit, derselbe Haß gegen Erkenntniß, dasselbe Haschen nach biblischen Stellen, welche auf schnöde Weise entweiht werden, indem man sie zur Ausschmückung solcher lügenhaften Afterweisheit gebraucht. Es ist schändlich, mit dem Heiligen zu spielen, und die Stellen der Bibel, die Vielen ehrwürdig sind, so zu entweihen, wie der Verf.

thut, wenn er auf sein unwürdiges Machwerk Paulus bekannte Worte an den Timotheus anwendet: „Alle Schrift, von Gott eingegeben, ist nütze ꝛc.“ Diesen hier überall vorkommenden Mißbrauch biblischer Aussprüche müssen wir auf das schärfste rügen, und können es kaum der Censur-Behörde verzeihen, daß sie denselben gestattet hat. Wenn wir dies dicke Buch eines der unwürdigsten Erzeugnisse der neuern Literatur nennen, so muß dieses Urtheil natürlich auf das strengste bewiesen werden, zumal, da der Verf. leider seitdem ein öffentliches Lehramt erhalten hat. Wie können wir aber anders, als so urtheilen, wenn diesem Buch alles fehlt, was zu einem guten und würdigen Werk erfordert wird? Ein gutes Buch muß einen edlen Zweck haben: Verbreitung der Wahrheit und des Lichts. Ennemosers Buch hat den Zweck: das Reich der Finsterniß und des Aberglaubens zu erweitern. Ein gutes Buch muß klar, lichtvoll, vernünftig und gründlich geschrieben seyn. Ennemosers Buch ist verworren, dunkel, ungründlich und ermangelt der Ordnung, ja es enthält hier und da baaren Unsinn. Ein guter Schriftsteller weiß, was vor ihm geschehen ist; er läßt seinen Vorgängern Gerechtigkeit widerfahren, und schmückt sich nicht mit fremden Federn. Ein schlechter Schriftsteller, wie Hr. E., sucht auf der Verachtung Anderer sich Altäre zu bauen und mit der Frucht bescheidener Arbeitsamkeit zu prangen, besonders wo er sich das Ansehn giebt, die Geschichte zu bearbeiten. Solche Scribenten verdienen vorzüglich scharfe Beurtheilung.

Zwar theilt der Verf. sein Buch in zwey Theile, deren erster die Theorie, der andere die Historie des Magnetismus enthalten soll. Allein im ersten Theil wird bloß das „Meßmerthum“ gepriesen und dem Meister Wolfart gläubig nachgebetet, und im zweyten Theil sind die Spuren des alten Aberglaubens oft aus den unreinsten Quellen aufgesucht, wiewohl das Beste noch aus Sprengels Geschichte entlehnt ist. Bey alle diesem ist Haß gegen Erkenntniß und Wissenschaft so auffallend, daß z. B. S. 76 von dem magnetischen Heilkünstler zuerst Glaube, und zuletzt Kenntniß der Sache gefordert wird, daß S. 248 gesagt wird: Es sey kein Heil zu hoffen, wenn wir nicht der Erfahrung und Wissenschaft entsagen.

„Wir sollen nicht gelehrt seyn, wir sollen keine Erfahrungen machen; aber eines sollen wir, nämlich geistlich werden (vorher heißt es: innerlich werden), den Leib ablegen, das zeitliche Suchen aufgeben und dem Ewigen nachstreben u. s. f.“ Der Verf. verdankt, nach S. 723, seine innere Bekehrung großentheils dem Magnetismus und seinen höchsten Erscheinungen. „Einem unsittlichen Menschen (nicht weiter Gefördertem, heißt es anderwärts) öffnet die Natur, nach S. 83, den Tempel ihrer Geheimnisse nicht.“ (Sind die bekannten Geschichten so mancher Magnetisten etwa sittlich?) Aber die Herren Magnetisten haben ihre eigene Moral: die ihnen nicht gefallen, das sind unreine Menschen, falsche Propheten, die in Schaafskleidern einher treten, vor denen man sich hüten muß, wie vor den Fäusten (S. 87). Dagegen sind der Betrüger Apollonius von Tyana, der unsittliche Schwärmer Paracelsus, Graham mit seinem Wunderbett, der Gaukler Gasner, der Gastwirth Richter in Schlesien, das sind Muster der Sittlichkeit und Frömmigkeit. Wenn Ennemoser sich mit seinem Meister Wolfart an diesen Zug anschließt, wahrlich! so beneiden wir sie nicht um ihre Gesellschaft. Aber er ist besonders seiner Unwissenheit wegen solcher Gesellschaft würdig: und am Ende rühmt er sich wohl dieser Unwissenheit, und nennt sich, wie Muhammed, am liebsten den unwissenden Propheten. Diese, vielleicht absichtliche, Unwissenheit zeigt sich am meisten in der Geschichte, aber auch in der Theorie. So heißt S. 20 Paracelsus der eigentliche Wiederhersteller der Wissenschaften; so werden die Aerzte beschuldigt, die Heilmittel bisher blindlings, auf Treu und Glauben Anderer, Centnerweis, ohne Bedingung, mit vollen Händen dargereicht zu haben. So wird S. 175 behauptet, die bisherige Meinung sey gewesen, daß alle Nerven aus dem Gehirn entstehn. Dagegen hat der Verf. S. 178 einen merkwürdigen Aufschluß über die Farbe des Bluts. Weil er nämlich das Gehirn die Lichtsonne nennt, so ist seine Meinung, daß das Blut vom Lichte gefärbt werde. Im Paradiese, sagt der Verf., war das höchste magnetische Hellsehn in Gott und in der Natur. Adams Körper war unzerstörbar (S. 422) und alle Gewalt der Elemente vermochte nichts über ihn. Alle alte Geschichte und Weissagungen der

jüdischen Tradition (natürlich auch von Bileam und seiner Eselin) werden gläubig aufgenommen. Der in Edessa fabricirte Briefwechsel des Königs Abgar mit dem Heiland, bey dessen Aufnahme Eusebius freylich ganz aufrichtig verfuhr, wird eben so unbedenklich für wahr gehalten, als die Fabeln, welche Philostratus vom Apollonius von Tyana erzählt und als die Legenden von den Sibyllen, über welches alles man hier ganz unverständige Excurse liest. Es ist Unwissenheit, wenn der Verf. sagt: Pythagoras habe den Anfall der Wölfe durch die Tibia verhindert. Hätte er die Quelle gekannt, so würde er etwas ganz Anderes gefunden haben; nämlich Aelian (hist. anim. 11, 28.) erzählt die Geschichte von einem Flötenspieler Pythocharos, nicht von dem berühmten Pythagoras. Gleich nachher heißt es: Elephanten lassen sich durch die Trommel fangen, das bezeuge Strabo. Es ist aber wieder Aelian (hist. anim. 2, 11.), der da sagt: die Elephanten werden durch das Geräusch der Trommel nicht erschreckt, und durch die Flöte gezähmt. Beweise von Mangel an Kenntniß und von einem hohen Grade der Schwärmerey sind ferner, daß er behauptet, das Rückenmark herrsche noch bey den Vögeln vor, das Gehirn allererst bey den vollkommensten Thieren (S. 173). Im Cuvier hätte er finden können, daß das Verhältniß des Gehirns zum übrigen Körper bey den Sing- und Raubvögeln größer ist, als bey den Säugthieren, ja sogar größer als bey dem Menschen. Die Meßmer'sche Lehre wird für neu ausgegeben, und doch fängt sie mit der uralten Idee von eingepflanzter Wärme oder innerem Feuer an. Glas wird für den vorzüglichsten Leiter des Magnetismus ausgegeben, weil es am dichtesten und am fähigsten ist, die Electricität zu offenbaren. (Also Electricität und Magnetismus sind eins?) Dagegen sagt Kieser (Arch. 5. 73.), das Glas sey im Bagurt ganz überflüssig. Ennemoser behauptet: Glasröhren mit fremden Stoffen gefüllt, wirken am kräftigsten.

(Der Beschluß folgt.)

No. 55. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

Der Magnetismus, nach der allseitigen Beziehung seines Wesens, seiner Erscheinungen, Anwendung und Enträthselung, in einer geschichtlichen Entwickelung von allen Zeiten und bey allen Völkern, wissenschaftlich dargestellt von Joseph Ennemoser, Doctor der Heilkunde. Leipzig, bey Brockhaus 1819. 781 S. 8.

(Beschluß der in No. 54. abgebrochenen Recension.)

Aus Sprengels Geschichte, die Ennemoser so vielfältig benutzt, hätte er sich belehren können, daß Pivati schon vor etlichen siebzig Jahren mit seiner Intonacatura auf ähnliche Art sich selber täuschte. In der Steinwelt, sagt E., sey der Krystall das leuchtendste und dem Licht am nächsten. Daher sey der Nutzen der Edelsteine zu leiten. Fragt man, heißt es S. 54, welche Krankheiten vorzüglich durch den Magnetismus geheilt werden, so ist die Antwort geradezu: Alle! Im Hellsehen, heißt es weiter, tritt größere Folgerichtigkeit des Verstandes hervor. Dagegen behauptet Kieser (Arch. 6, 3. S. 108) mit mehr Recht: Im Somnambulismus herrsche die Gefühlsseite der Seele vor und die Erkenntnißseite könne nicht wirken. Daher schaffe sich die Seele Phantome, die auf Täuschung beruhn. (Man sehe den Knaben Anton Arst bey Kieser, dessen Gesandter Gottes als Schneidergeselle erschien, und durch Abschneiden der Hosenknöpfe dem Magnetiseur einen Possen spielte.) Ennemoser hält die Aussagen der Hellsehenden für wahr, und glaubt ihnen besonders in geographischer und astronomischer Rücksicht. Aber welche Albernheiten sagen diese Hellsehenden! Eine, der Ennemoser vertraut, sah Palästina, wie es an Heiligkeit alle andere Länder überstrahlt. Sie sah die finstern Flecke im Mond als Gebirge: sie sah die Haare der Bewohner des Mercur: der unschuldige Mars war ihr zuwider. (Eschenmayers Hellsehende lebte am liebsten auf der

Juno, und suchte Hardings Entdeckungen zu vervollkommnen.) Metalle, sagt Ennemoser, wirken auf Magnetische sehr verschieden: Gold und Silber gar nicht. (Strombecks Julie liebte Gold. Nach Nees (Arch. 7, 25.) wirkt Gold auch sympathisch. Dagegen Kieser (Arch. 5, 29.): alle Metalle wirken störend.) Die Hellsehenden verordnen sich mitunter gewaltige Mittel, sagt Ennemoser. (Valenti's Hellsehende ein Brechmittel, was der kurzsichtige Arzt, auch ohne magnetische Zurüstung, hätte einsehn müssen. Arch. 7, 100. Mittel, deren Namen sie nie gehört, verordnete sich Fr. v. U. in Liefland.) Wie thöricht die Aussagen der Hellsehenden auch von ihrem und Anderer Körper Zustand sind, lehrt uns auch Valenti's Hellsehende: Sie sah das Blut weißlich, und die stärksten Nerven am Herzen. Der gläubige Arzt erklärt beydes: das gute Mädchen verwechselte die Lymph- mit den Blutgefäßen, die Aorte mit den Nerven.

Die Unfähigkeit des Verf. zum Beobachten geht daraus hervor, daß er vom Desmanthus natans w. erzählt, die Pflanze senke sich, bey leiser Berührung mit der Hand, unter das Wasser, und er habe beobachtet, daß sie sich selbst in einer geringen Entfernung durch öfteres Darüberhinfahren mit dem Finger bewege. Ein Blatt der Mimosa pudica in ein Buch gelegt, habe sich, nach einiger Zeit (war es schon trocken geworden?), schnell an seiner Hand und zwischen den Fingern bewegt. Uns wundert, daß der Verf. das Gärtner-Mährchen vom Einfluß der Keuschheit des Berührenden auf die Bewegung der Mimosa nicht anführt. Es stimmt ja ganz mit seinen Ideen überein.

Zuletzt noch eine Probe von Unsinn (S. 7): „Ohne geschichtliche Kenntniß ist keine gründliche möglich: denn ist es nicht eine lächerliche Sache, den Grund anzugeben, daß die Bibel Gottes Wort sey, ehe man von ihrer göttlichen Kraft an sich selbst eine Empfindung gehabt?“ . . . (S. 777) „Die christliche Religion wird gerade am Magnetismus die mächtigste Triebfeder finden.“

Der thierische Magnetismus, als Wirkung der höchsten Naturkraft. Ein Buch zur Vertilgung des Aberglaubens, von J. H. Voß, Dr. der Philos. Mit einer Vorrede begleitet von C. Renard, Dr. der Med. Cölln bey Rommerskirchen. 1819. 158 S. in Duodez.

Der Verf. giebt vor, zur Vertilgung des Aberglaubens dies Büchlein geschrieben zu haben; allein er hat dem Aberglauben nur ein philosophisches Gewand geliehen. Dies würde noch viel freyer und zierlicher ausgefallen seyn, wenn er den Plotin, Porphyrius und Agrippa von Nettesheim gelesen hätte. „Der Magnetismus ist die höchste Naturkraft der Erde; sie setzt uns mit einer unbekannten Geistes-Sphäre, welche in Raum und Zeit nicht nachzuweisen ist, in Verbindung, wirkt aus höhern Regionen der Schöpfung in die irdische herüber, macht mit Gewißheit das Verbindungsmittel zwischen hier und dort kund, und läßt die Seele Blicke der Verklärung in höhere Regionen werfen.“ Schöne Worte, denen aber gar keine Thatsache zum Grunde liegt. Oder, welcher Hellsehende hätte wohl schon würdige Ideen über die unsichtbare Welt geäußert? Ein armer Junge, in der Welt der Handwerker erzogen, sieht den Gesandten Gottes gleich einem Schneiders Burschen. Eschenmayers Freundin faselt über den von Harding entdeckten kleinen Planeten. Strombecks Julie sieht Dinge, die ihrem liebenden Sinn zusagen. Wie kann es auch anders seyn? Im Hellsehn herrscht allein die Phantasie, und hat sich der Leitung des Verstandes gänzlich entzogen. Das Geschichtchen, was der Vf. erzählt, um die magnetische Wirkung in den Verhältnissen zweyer Liebenden darzuthun, beweiset uns die Schlauheit der beyden Liebenden, um die zärtlichen Eltern zur Einwilligung in ihre Verbindung zu bewegen. Der Verf. holt aber sehr weit aus: er entlehnt von Schelling den Grundsatz, daß Kraft und Materie nur verschiedene Verhältnisse des Dinges an sich seyn, daß es also keinen strengen Gegensatz zwischen Geist und Materie gebe. Dabey aber benutzt er den gemeinen Kunstgriff, seine Ideen als neu hinzustellen. „Bisher, sagt er, nahm man die Hypothese einer atomistischen Materie an“, als ob wir nicht schon seit zwanzig Jahren dynamische Naturlehren hätten, als ob das Leben der

Materie nicht ſchon von Gliſſonius (de natura substantiae energetica. Lond. 1672. 4.), von Leibnitz und Kant erwieſen wäre. Ja, nur Carteſius und Stahl ſahen die Materie als völlig kraftlos und todt an, und dies begünſtigte die Schwärmerey am meiſten, weil nun jede Thätigkeit in der Materie als unmittelbare Wirkung geiſtiger Naturen angeſehn wurde. Das ſieht der Verf. wohl ein: aber er macht die Materie zu einer untergeordneten Potenz des Geiſtigen (S. 44), ſtatt daß er, als wahrer Naturphiloſoph, die materielle und ideelle Seite des Lebens vollkommen gleich anſehen ſollte.

Ueber pſychiſche Heilmittel und Magnetismus. Von J. D. Brandis, Kön. Däniſchem Leibarzte. Kopenhagen, in der Gyldendaliſchen Buchhandlung. 1818. 172 S. in 8.

Durch dieſe Schrift eines ſehr erfahrnen und denkenden Arztes ſind die Erſcheinungen des Magnetismus viel klarer geworden. Nicht gerade die Einleitung wollen wir rühmen, wo das Leben erklärt wird, als „Spontaneität, ſich ſelbſt zu offenbaren in der göttlichen Offenbarung.“ Aber ſehr intereſſant ſind die Krankengeſchichten, aus denen die Macht des kräftigen Willens über den Körper und die herrſchende Neigung nervenſchwacher Perſonen zu intereſſiren und die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehn, hervorgeht. Sie wollen nicht täuſchen, aber ihre ungezügelte Phataſie, ihr übergereizter organiſcher Sinn erweckt Triebe, deren ſie nicht Meiſter werden können, bis Vertrauen zum Arzt und Unterwerfung unter ſeinen Willen über jenes Gefühls- und Phantaſie-Leben im Schlafwandel die Oberhand erhält. Das iſt ungefähr die einfache Theorie des Verf., in welcher, wir freuen uns es ſagen zu können, auch Kieſer großentheils mit Brandis übereinſtimmt. Obgleich dies eine Wahrheit iſt, die uns ſchon Boerhaave durch ſeine Behandlung der Waiſenkinder in Harlem gelehrt hat, ſo kann ſie in unſern Tagen nicht genug eingeſchärft werden, um die vorgeblichen Wunder beym Magnetismus zu erklären und die Heilungen begreiflich zu machen. Der Verf. geht nun die

Geschichte der Incubationen durch, wovon er, nach den LXX., schon im Jes. 65, 4. eine Spur finden will. Die siebenzig Dolmetscher nämlich sagen: Ἐν τοῖς μνήμασι καὶ ἐν τοῖς σπηλαίοις κοιμῶνται διὰ ἐνυπνία. Aber nach dem Grundtext heißt es bloß: „Sie wohnen in Gräbern und übernachten an verborgenen Orten“ (בַּנְּצֻרִים). Er geht dann die Erscheinungen beym Magnetismus durch, gesteht viele davon zu, weil er sie selbst beobachtet, und erklärt sie aus der Wirkung des festen Willens und der ungestörten Thätigkeit des innern Phantasie-Lebens. Allein diese Erklärung paßt nur auf sehr wenige Fälle. Eine Hellsehende verordnet sich eine Fontanelle auf dem Arm, und beschreibt die Stelle sehr genau; nach dem Erwachen findet man einen rothen heftig schmerzenden Fleck an derselben Stelle. Wir sagen nun, der Fleck war die Ursache des Traums. Es scheint, daß der Verf. gerade umgekehrt die Kraft des Willens und der Phantasie so groß annimmt, daß dadurch diese schmerzhafte Entzündung entstand. Auch der Verf. bemerkte, daß alle Metalle störend und unangenehm wirken; diese Erscheinung ist doch aus seiner Theorie nicht zu erklären, und, ehe wir die Natur der Metalle kennen, wird auch an keine Erklärung zu denken seyn. Den Verf. verläßt seine Theorie bey dem Fernsehen und Weissagungen, welche er fast unbedingt annimmt, und sich bloß damit hilft, daß der Geist nicht an Raum und Zeit gebunden sey. Eben so wenig befriedigt, was er zur Widerlegung der Leitungen des Magnetismus sagt, weil er das Ganze als reine Seelen-Wirkung ansieht. Allein jene Leitungen lassen sich noch weniger läugnen, als die Vorgefühle der Hellsehenden. Vortrefflich aber ist, was der Verf. zuletzt über die Kehrseite des Magnetismus sagt. Es ist oft der Arzt, dessen Ideen der Hellsehende mittheilt; der letztere ist in einem übergereizten, also abnormen Zustand, der leicht gefährlich werden kann. Obgleich das Magnetisiren von der Obrigkeit nicht verboten werden sollte, so gehören doch alle Erfordernisse eines vorzüglichen Arztes in hohem Grade dazu, wenn man als magnetischer Heilkünstler auftreten will. Diese Erfordernisse finden sich nicht bey unsern frömmelnden Zeitgenossen, am wenigsten bey so manchen Magnetisten.

Bericht über das allgemeine Krankenhaus in München am Schlusse des ersten Jahres der magistratischen Verwaltung desselben, dem Etats-Jahre $18^{18}/_{19}$. Mit XII lithographirten Tabellen. München 1820. Im Verlage bey der magistratischen Verwaltung der Armen-Beschäftigungs-Anstalt am Anger. 59 S. in 4.

Dieser Bericht über das allgemeine Krankenhaus in München, welches durch seine zweckmäßigen Einrichtungen bereits vortheilhaft bekannt ist, macht erstlich aufmerksam, welche Verbesserungen die Commission des Stadtmagistrates, dem die Verwaltung dieses Institutes von Sr. Majestät dem Könige anvertraut wurde, unter Beyziehung der Medizinalbehörden getroffen hat; derselbe zeigt ferner an die Ausdehnung, welche diese Anstalt erlangt hat, um für junge Aerzte unter der Leitung der Herrn D. Häberl und Koch eine praktische Schule, und für die Heilkunde der erste Bildungsplatz des Königreichs zu werden, und beschließt mit der verwendeten Sorgfalt auf die Verwaltung, deren Resultate in dem gemachten Rapporte sich finden, der nebst den Beylagen hier zur Kenntniß des Publicums gebracht wird.

Dieser Bericht, der allerdings mit lobenswerther Aufrichtigkeit abgefaßt ist, und bey der weitern jährlichen wünschenswerthen Fortsetzung als Basis angenommen werden kann, enthält manche belangreiche Notizen, wofür die Herrn Directoren Dank verdienen, so wie sich die ganze Verwaltung für das Wohl ihrer Mitbürger durch die verbesserten und erweiterten Anstalten und Einrichtungen ein großes Verdienst erworben hat, und es ist der Wunsch des Rec., daß diese vortreffliche Wohlthätigkeitsanstalt durch thätige Unterstützung ferner gedeihen möge.

Was die tabellarischen Beylagen insbesondere betrifft, so machen diese aufmerksam auf die zur Behandlung vorgekommenen Krankheiten nach dem verschiedenen Alter der Subjecte, auf die Krankheitsübel während der Jahreszeiten, und auf die Sterblichkeit; woraus erhellet, daß fast nur der zehnte Theil der Kranken starb. Ferner bestimmen sie die Zahl und Art der chirurgischen Operationen, die Zeit ihres Erfolges, und endlich die Menge, Beschaffenheit und ebenfalls den Erfolg der Geburten, wozu einige Tabellen kommen, die bloß auf die Oeko

nomie Beziehung haben. Beym Schlusse dieser Anzeige erlaubt sich aber Rec. die Bemerkung, daß die Kunstausdrücke häufig fehlerhaft angetroffen werden, und wünscht, daß diese Fehler bey der Erscheinung künftiger Berichte sorgfältig vermieden werden möchten.

S.

Die Assyrische Keilschrift, erläutert durch zwey noch nicht bekannt gewordene Jaspis-Cylinder aus Ninive und Babylon; begleitet mit dem Nachstiche des vom Abte Lichtenstein herausgegebenen Cylinders und dem genauen Abdrucke einer alten Tibetanischen Handschrift in schönen Utschen-Characteren; nebst einer Abhandlung des Professors Grotefend und erläuternden Briefen der Prof. Heeren, Creuzer, Silvestre de Sacy u. a. herausgegeben von Dorow, Dr. der Philos. und königl. Preuß. Hofrathe. Wiesbaden, bei Schellenberg. 1820. 62 S. 4.

Ein interessanter Beytrag zur Alterthumsforschung in einem Gebiete, wo so vieles für uns noch durchaus dunkel und räthselhaft ist, daß jede Mittheilung neuer Details und Aufschlüsse, oder neues Stoffes zu Combinationen und Muthmaßungen sehr willkommen seyn muß. Der tab. I. abgebildete, 1 Zoll 10½ Linien hohe Cylinder aus röthlichem Jaspis ist — nebst dem Original des am Schlusse beygefügten Blattes mit Tibetanischer Quadratschrift — aus der Antiquitätensammlung des Grafen von Schwachheim, weil. Oestreichischen Gesandten in Constantinopel, in die Sammlung des Hrn. Herausgebers übergegangen; von woher und unter welchen beglaubigenden Umständen er dem ersteren zugekommen, scheint nicht bekannt zu seyn. Er gehört zu den merkwürdigsten Alterthumsresten dieser Art, schon wegen seines eben erwähnten ungewöhnlichen Maaßes, besonders aber als Probestück einer ausnehmenden Kunstfertigkeit im Steinschneiden und wegen der darauf eingegrabenen Figuren und Schriftcharactere, welche sich ganz unversehrt erhalten haben. Wahrscheinlich war er dazu bestimmt, an einer Schnur als Amulet getragen zu werden; denn er ist der Länge nach durchbohrt. Auf der Walze erblickt man eine mit langem, reich verziertem Gewande bekleidete, mit vier

Flügeln versehene männliche Gestalt, zwischen zweyen Straußen stehend oder vorgeschritten, die sie an den Hälsen ergriffen hat, so daß sie ihnen die Kehle zusammenzupressen scheint. Eine Vergleichung dieser Figur mit denen, die auf den Persepolitanischen und andern Persischen Denkmälern sich finden, kann uns im Allgemeinen lehren, welchem Kreise mythischer Vorstellungen die Scene angehöre (m. s. was die Hrn. Heeren und Creuzer S. 18 u. 20 hierüber bemerken); was die Deutung derselben und Auslegung der einzelnen Symbole betrifft, so sind in vorliegender Sammlung verschiedene nicht unwahrscheinliche Hypothesen uns mitgetheilt, welche übrigens eine gemeinschaftliche Basis haben, und nur in sofern von einander abgehn, als die dualistische Idee, auf die sie sich beziehen, mannichfaltiger Anwendungen und Modificationen, und mythischer Einkleidungen fähig ist. Hr. Heeren nimmt an, daß die männliche Figur einen König vorstelle, indem er wegen des fehlenden Zeichens der königlichen Würde an gleichartige bildliche Scenen auf Persepolis erinnert, wo der König ebenfalls ohne Diadem erscheine. „Es ist aber nicht mehr der lebende", setzt er hinzu, „sondern der vergötterte König; dies sollen meines Erachtens die Sperberflügel bezeichnen. Dies Attribut ist aber sehr merkwürdig, weil es nicht Persisch, sondern Aegyptisch ist, wo die Sperberflügel stets das Gerechte, das Göttliche bezeichnen. — Da übrigens die Perser Aegypten beherrschten, und Persische Amulete auch in Aegypten gefunden sind, so kann dies nicht befremden. Die Stellung des Königs zwischen zwey Thieren, die er hält oder würgt, ist wieder ganz Persisch. Auffallend aber ist es, daß es Strauße sind, da sonst das Persische Wunderthier oder Wundervogel der Greif ist. Strauße giebt es in der eigentlichen Landschaft Persis nicht, wohl aber in dem benachbarten Mesopotamien und Arabien. Die ganze Vorstellung halte ich für symbolisch; der König, der als Ormuzdverehrer unreine Thiere aus der Schöpfung Ahriman's, Symbole der Uebel, bekämpft." Dieser Erklärungsart sehr nahe verwandt ist die des Hrn. G. C. Braun, s. S. 15 ff. Er denkt sich unter dem vierflüglichten Bilde den Feruer (Uridee — oder um diesen nicht ganz treffenden metaphysischen Ausdruck zu vermeiden: Urkeim des

Daseyns, personificirte Lebenskraft; ferner: erhaltende Kraft, Schutzgeist) des Königes.

Einigermaßen abweichend von diesen Ideen ist die von Hrn. Grotefend in einer ausführlichen Schrift vorgetragene und entwickelte Hypothese, welche im Zusammenhange mit der Erklärung der bildlichen Darstellung die Auflösung der Inschrift zu geben bezweckt. Er erkennt in der geflügelten Gestalt einen Ized, eines der höhern himmlischen Wesen, deren eigenthümlichstes Geschäft es ist, die bösen Geister zu bekämpfen. Die verschiedenartigen Stellungen der einzelnen Figuren scheinen ihm bedeutungsvoll und charakteristisch; so soll z. B. das weite Schreiten oder die Stellung mit gespreitzten Beinen den Charakter der Dews bezeichnen (man vgl. die Schilderung Ahriman's im Vendidad). In Ansehung des Straußes gesteht er zwar, im Zend-Aveſta keine Stelle gefunden zu haben, aus welcher bestimmt hervorginge, daß er zu den Kharfesters oder unreinen Thieren sey gezählt worden, beruft sich jedoch in dieser Hinsicht auf die Analogie der alt-testamentlichen Vorschriften, als welche allerdings hierfür zu sprechen scheine, s. Levit. XI, 16. Deut. XIV, 15. vgl. Hiob. XXX, 29. u. s. w., indem er zugleich bemerkbar macht, wie sehr es im Wesen der Sache gegründet sey, daß jenes Thier, welches seine Jungen auf eine unnatürliche Weise vernachlässiget (vgl. Thren. IV, 3.), im heißen Africa und dem angränzenden Theile Asiens hauset, Wüsten und dürre, einsame Gegenden liebt, den Bewohnern des reinen Irans als Ahriman's Geschöpf erscheinen mußte. Einige auf andern Walzen und Siegeln sich findende symbolische Vorstellungen von Thieren, welche von Izeds oder Heroen gehalten oder bezwungen werden, führt er vergleichungsweise an, um die eben erwähnte Auslegung zu bestätigen; man s. z. B. Fig. 1. der 86sten S. des IV. Bds. der Fundgr. des Orients (die Abbildung der Walze des Hrn. Rich zu Bagdad, die dieser aus den Trümmern von Niniveh, Mussul gegenüber, erhalten zu haben berichtet), der Idee und Ausführung nach gewissermaßen ein Gegenstück zu dem vorliegenden Walzenbilde (daher die Vermuthung, daß die beyden Cylinder gleiches Ursprungs seyen).

Ohne indeß, seiner Absicht gemäß, mit diesem allgemeinen Resultate sich begnügen zu können, sucht Hr. Grotefend nun ferner die Hauptfigur, deren generischer Charakter an den Sperberflügeln wahrgenommen wird, durch nähere Beleuchtung eben dieses Symboles auch ihrer individuellen Bedeutung nach zu enträthseln. „Der Sperber", schreibt er S. 34, „war nicht nur bey den Aegyptiern, sondern auch bey andern Völkern heilig, und erhielt davon seinen griech. Namen ἱέραξ. Aus der höchsten Luft siehet er seinen Raub in der Tiefe, und war daher auch bey den Persern Sinnbild der Gottheit. Eusebius führt wenigstens in seiner Praepar. Ev. I, 10. eine Stelle aus der geheiligten Sammlung der Bücher Zoroasters mit dessen eigenen Worten an, deren Anfang also lautet: Gott hat das Haupt eines Sperbers (ἱέραξ). Die Sperberflügel sollen also den wirksamsten aller himmlischen Izeds bezeichnen, welcher als Ormuzd auf Erden betrachtet, und daher König genannt wird. Dieser Ized ist nach der Parsenlehre Serosch, Sreôschém." (Zufolge einer früher gemachten Entdeckung glaubt Hr. G. auf dem Gürtel der Figur das Zeichen der beyden Anfangsbuchstaben dieses Namens in Persepolitanischer Keilschrift erster — einfachster — Art wiederzuerkennen). „Sein Amt war es über die Menschen zu wachen, sie zu beschützen, und zu vertheidigen wider die Angriffe Ahriman's und seiner Genossen, besonders in der Todesstunde, so wie er einst auch der Herold bey der Auferstehung seyn soll." — Und etwas weiter unten: „Dieser Genius des Virasp, d. h. des vortrefflichen Verstandes, welchen er vor Ormuzd's Thron zum ersten Lichte führte, kann als der schicklichste Bekämpfer des Straußes gedacht werden, welchem selbst der rühmende Hiob Vorbedachtsamkeit abspricht" (s. Hiob. XXXIX, 17.). Für das Symbol des Straußes findet er sodann ebenfalls eine entsprechende mythische Vorstellung; er bezieht es nämlich auf Eschem, einen der vornehmsten Dews, welcher vorzugsweise als Feind und Widersacher Serosch's geschildert wird, s. Jescht - Serosch, Card. 4.

Die Inschrift gehört zu derjenigen Schriftart, welche Hr. Grotefend zum Unterschiede von der zusammengesetzteren, s. tab. II. fig. II., einfache babylonische Keilschrift

nennt und als identisch mit der dritten (complicirtesten) unter den Persepolitanischen Schriftarten betrachtet. Er erklärt diese Schriftart für Zend, weil sie auf vielen und verschiedenartigen, in religiöser oder bürgerlicher Beziehung wichtigen Denkmälern, namentlich in Gebetsformeln und Urkunden der Könige vorkomme; und verändert hiernach seine bisherige Annahme in Betreff der — „bereits entzifferten“?? — ersten Persepolitanischen Schriftart, indem er Gründe zu haben glaubt, dieser nunmehr die Stelle des Pa-Zends anzuweisen. (Sollte es mit diesen Voraussetzungen seine Richtigkeit haben, so möchte wohl bey manchen Lesern der Wunsch entstehn, sich die Frage beantworten zu können, wie denn die als Zend zu betrachtende Keilschrift — dem gleichzeitigen öffentlichen Gebrauche, oder der geschichtlichen Aufeinanderfolge nach — zu der Zendschrift der Parsischen Religionsbücher sich etwa verhalten haben möchte, welche letztere bekanntlich durchaus nichts mit ihr gemein hat, und einem ganz andern Systeme angehört, m. s. Pl. II. in den Mémoires de litt. Tom. XXXI. der Hist. de l'acad. roy. des inscr., vergl. Kleukers Bemerkung, Anh. z. Zend-Av. Bd. II. Th. I. S. 42. Not. 88. Ob Hr. Grotefend seine Ideen hierüber schon irgendwo ausgesprochen, ist dem Ref. nicht erinnerlich. Die auf den ersten Anblick etwas befremdende Erscheinung von zweyerley Buchstabenschrift auf Denkmälern des Cultus und in Religionsurkunden möchte sich vielleicht mittelst geschichtlicher Analogie, oder an und für sich auf irgend eine Art erklären lassen. — Doch es ist wohl überhaupt noch gar nicht Zeit, die gedachte Frage aufzuwerfen). — Dem Obigen gemäß vermuthet er, daß die Inschrift ein dem Seroſch gewidmetes Khoſchnumen (kurze Lobpreisungsformel) enthalte; welche Vermuthung sodann in dem weiter unten den Lesern mitgetheilten Ergebniſſe eines Entzifferungsversuches auf eine sehr überraschende Weise sich bestätigt findet. Die Formel, die er durch Combination und Analyse der Schriftzeichen herausgebracht haben will, besteht nämlich aus einer den Zeilen der Inschrift entsprechenden Anzahl von Zendwörtern, welche sämmtlich aus Anquetil's Anmerkungen bekannt sind, und lautet in der Uebersetzung folgendermaßen: „Ich bringe Izeschne mit Namensnennung für und für dem

lichtglänzenden Serosch, dem Aſcheſching.“ — Es iſt ſehr zu bedauern, daß es ihm nicht gefallen hat, zur Erläuterung und Beſtätigung dieſer Angabe ein Schema der einzelnen Buchſtaben und ihrer Zuſammenziehungen beyzufügen; denn bey der großen Menge und Mannichfaltigkeit der Zeichen (ſ. S. 41) iſt die bloße Anführung der Zendformel offenbar nicht hinreichend und befriedigend für denjenigen, der ſeiner Unterſuchung Schritt für Schritt zu folgen wünſcht. Sollten die Geſetze und Regeln ſeines combinatoriſchen Verfahrens, falls ſie dem Publicum zur Prüfung vorgelegt würden, ſich in eben dem Grade als feſtſtehend und untrüglich bewähren, als das angebliche Reſultat ſeiner Berechnungen mit ſeiner Erklärung der bildlich dargeſtellten mythiſchen Idee übereinſtimmt, und ſinnreich in die Gedankenreihe der ganzen Abhandlung verwebt iſt, ſo würden wir unſtreitig eines ſehr wichtigen, nach allen bisherigen Entdeckungen in dieſem Gebiete noch kaum ſo nahe gehofften Fortſchrittes uns zu erfreuen haben. Doch grade in dieſer mehr als vollkommenen Befriedigung unſerer — dem gegenwärtigen Standpunkte der Wiſſenſchaft gemäß ſehr beſcheidenen — Erwartungen liegt vielleicht ein Grund, weshalb der unbefangene Leſer ſich geneigt fühlen möchte, ſein Urtheil noch zu ſuspendiren. Man vgl. die hieher gehörende Aeußerung des Hrn. Silveſtre de Sacy in deſſen Briefe an den Hrn. Herausgeber S. 57: Quoique les monumens de l'écriture cunéiforme soient en grand nombre, on n'a rien jusqu'à présent publié à cet égard, qui me paroisse solide et digne de confiance. Je n'excepte de ce jugement ni les conjectures de Mr. Lichtenstein, ni les travaux de Mr. Grotefend, etc.

Außer dem eigentlichen Gegenſtande der vorliegenden antiquariſchen Unterſuchungen umfaßt die Schrift des Hrn. Grotefend verſchiedenes andere, was durch nähere oder entferntere Berührung, oder Verwandtſchaft mit dem Hauptthema geeignet iſt, im Zuſammenhange mit dieſem abgehandelt zu werden. Die gehaltvollen Erläuterungen der beyden tab. II. abgebildeten Cylinder werden der Aufmerkſamkeit der Leſer nicht entgehn.

Die Ankündigung des Hrn. Herausgebers am Schluſſe dieſes Fascikels, ſo wie die Aufſchrift des Umſchlages: „Mor-

genländische Alterthümer u. s. w.", läßt erwarten, daß in Kurzem, wenn dem Besitzer dieser Seltenheiten ähnliche Aufklärungen über dieselben von Kennern werden zu Theil geworden seyn, mehrere Hefte ähnliches Inhalts nachfolgen.

Lewald.

Romanzen aus dem Jugendleben Herzog Christoph's (Herzog Christoph) von Würtemberg. Mit geschichtlichen Belegen. Von Gustav Schwab. Stuttgart und Tübingen in der Cotta'schen Buchhandlung. 1819. gr. 8.

Würtemberg, wie seine Geschichte vor manchen andern reich ist an poetischem Stoff, erfreut sich namentlich in unserer Zeit auch poetischer Gemüther, die von des Vaterlandes und seiner Führer Geschichten mit Liebe und Ernst singen und sagen. — So hat vor wenigen Jahren der gediegene Ludwig Uhland des Grafen Eberhard, des Rauschebarts, Thaten und Schicksale, namentlich seine Fehden mit den Schleglern und den Reichsstädten im Versmaaß des Nibelungenliedes preiswerth besungen; und der Verf. unserer Romanzen, wie er durch andre Poesien im poet. Almanach, im deutschen Dichterwald u. a. a. O. seinen Beruf zum Dichter beurkundete, hat auch durch die im Morgenblatt 1815. mitgetheilten „Proben würtemb. Sagen", sein Talent zu poetischer Bearbeitung vaterländischer Geschichten schon auf eine rühmliche Weise an den Tag gelegt.

In den uns vorliegenden 36 Romanzen führt er uns in die tüchtigen Zeiten der Jugendjahre Christophs. Diese umfassen von des Herzogs Geburt bis zu seiner Vermählung den Zeitraum von 1515 bis 1543. — Unser Dichter beginnt jedoch seine Darstellungen mit dem — 4 Tage vor Christophs Geburt erfolgten — Ereigniß der Ermordung des Hans von Hutten durch den Herzog Ulrich, Christophs Vater, und bereitet dadurch recht glücklich und sinnreich auf das von so vielen Stürmen bewegte Jugendleben seines Helden vor, welche Stürme auch zum großen Theile in jener That des Vaters ihren Grund haben.

Wie der Dichter die Jugendgeschichte Christophs aufgefaßt und benutzt habe, und wie anziehend dieselbe bey einer glücklichen Behandlung sey, — mag aus folgender kurzen Darstellung hervorgehen.

Die Sache von Huttens Freunden treibt Ulrichen aus dem Lande, und das alte treue Schloß von Tübingen, das seine Kinder Christoph und Anna einschließt, schon im Rücken habend, ruft er den Bewohnern noch zu:

Ihr Herrn und Ritter droben,
Bewahrt mir meine Kind', —
Ich will euch lohnen und loben,
Wenn sie gerettet sind.

Aber wie wenig fruchtete dieser Zuruf! Jene Ritter und Herrn ergaben feig' und treulos am Osterfest 1519, das Tübinger Schloß, und verlassen sind die Fürstenkinder. — Daß dieser Frevel am Ostertage geschah, faßt der Dichter glücklich zu starken Gegensätzen auf:

Glaubt ihr, der Geist im Himmel,
Er hörte nicht lieber Krieg,
Er säh' nicht lieber Getümmel,
Als seiner Feinde Sieg?
In dieser Morgenstunde
Der Herr stieg aus dem Grab,
Ihr steigt zum Höllenbunde
Von eurem Schloß hinab.

Etwa von der Geschichte abweichend, da das verlorne Schloß in Jahresfrist wieder erobert wird und aufs Neue verloren geht, läßt der Dichter nun des verbannten Vaters gefangenen Sohn sogleich nach Inspruck geführt werden. Dieser, die Eltern kaum kennend, einem Findelkinde gleich, wird früh in der schweren Kunst des Entbehrens und Duldens vom Geschick selbst unterwiesen, auf daß er einst für des Volkes Leiden Sinn habe.

Die erste Hofbildung erhielt der Fürstensohn bey Kaiser Karl V., und hatte nebst mehrern adelicher Leute Kindern den M. Michael Tyfernes und W. Reichenbach zu Lehrern; er bekommt als Edelknabe das Amt eines Vorlesers beym Kaiser,

der, ein besonderes Wohlgefallen an ihm findend, den Tyfern über ihn befragt, verwundert, daß bey so viel Würde und Kraft solche Demuth an dem Knaben sey. Tyfern antwortet:

Dem ward als Erbe von oben
Des Vaters Muth bescheert.
Die Demuth hat der droben
Durchs Elend ihn gelehrt.

Für Christoph war nun gar nicht unwichtig, daß er aus den Geschichten alter Zeit, so er dem Kaiser zu Nacht vorlas, in dem Leben so manches Fürsten, der in Erniedrigung und Banden geschmachtet, sein eigen Loos gesehen; ferner, daß er zu der Krönung Karls nach Bologna mitgenommen ward, wo Herrscherideen in ihm rege wurden, — und daß er sich zu Augsburg auf dem Reichstag (1530) von der schwäbischen Heimathluft zu neuen Hoffnungen angeweht fühlte, daß auch sein Geschick sich günstiger wenden könnte, wofern die Glaubensstreiter durchdrängen. — Inzwischen muß das edle Fürstenreis auf demselben Reichstag mit ansehen, wie der König Ferdinand mit Ulrichs Gütern und Landen belohnt wird:

Er sieht's, wie an die Fahnen
Ein stolzer Fremdling rührt,
An's Banner, das die Ahnen
Frey in der Schlacht geführt;
Wie mit gezücktem Schwerdte
Des Kaisers Majestät
Vor seiner Muttererde
Als strenger Cherub steht.

Und als solchen bewies sich auch Karl, an dem die innigste und demüthigste Fürbitte des braven Philipp von Hessen für den geächteten Ulrich und dessen Sohn fruchtlos war; ja es haben ihn die Hoffnungen und Ansprüche des gefangenen Fürstensohnes wohl gar gestimmt, ihm übel zu wollen und auf sein Verderben zu sinnen. Auf dem Zug nach Madrit raubte ihm in Tyrol das in des Kaisers Diensten stehende Hispanische Gefolge ungestraft Hab' und Gut. Noch größere Unbild befürchtend, hauptsächlich, daß das edle Leben in spanischen Klostermauern verkümmern werde, räth Tyfern die Flucht

durchs Gebirge. Die Roſſe mit verkehrten Hufeiſen beſchlagen fliehen die beyden; Chriſtophs Pferd erliegt, Tyfern bringt ihm das ſeine auf; das todte verſenkt er in einen Teich, in deſſen Schilf und Gebüſchen der Treue unbemerkt die nachſpürenden Spanier abwartet, worauf er dem Zögling nach, zu deſſen Oheim, Herzog Wilhelm, den Weg durch Kärnthen ins Baierland einſchlägt.

Er kommt auf langen Wegen
Nach Landshut vor das Schloß,
Dort wiehert ihm entgegen
Im Hof ſein treues Roß.
Erlöst von allem Harme
Schaut aus des Ohmes Haus,
Und recket ſeine Arme
Der Chriſtoph nach ihm aus. —

Das Anſinnen der Herzoge von Baiern, daß ſie mit Uebergehung des Vaters ihm zu ſeinem Land verhelfen wollten, ſchlägt er mit entſchiedener Kindestreue aus.

Als ſein Vater (1534) durch Philipp von Heſſen wieder in ſein Land eingeſetzt wird, erwacht das Herz des Jünglings zu Thatenluſt. Kurze Zeit verweilt er im Vaterland. — Am Hofe des Königes Franz von Frankreich zeichnet er ſich durch ritterliche Uebungen aus; ſtark im Unglück, wie er ſich erprobt, vermochte nun auch die vielfache Gelegenheit zu Ausſchweifungen nicht über ihn zu ſiegen, und ſein Tyfern umgab ihn, wie ein ſchützender Genius. — Der durchs Unglück mißtrauiſch gewordene Vater, die Machinationen der Herzoge von Baiern fürchtend, weil der Sohn noch nicht zu den Proteſtanten übergetreten war, verbot, ihm Harniſch, Wagenpferde und Kriegsrüſtung zu ſenden, und ward ungnädig gegen den Schuldloſen.

(Der Beſchluß folgt.)

Jahrbücher der Litteratur.

Romanzen aus dem Jugendleben Herzog Christoph's (Herzog Christoph) von Würtemberg. Mit geschichtlichen Belegen. Von Gustav Schwab. Stuttgart und Tübingen in der Cotta'schen Buchhandlung. 1819. gr. 8.

(Beschluß der in No. 55. abgebrochenen Recension.)

In dem Kriege, den des Kaisers Uebermuth gegen Frankreich erregte, führte der junge Prinz 23 Fähnlein gegen Karl in's Feld. Auch dieser Zug war eine Schule der Demuth für ihn. Ohne sein Verschulden geht die Unternehmung bey Asti unglücklich aus; die Pest wüthet unter seinen Truppen; in Italien wird ihm vergifteter Nachtisch vorgesetzt; seine starke Natur unterliegt dem Gifte nicht; Neid und Verleumdung muß er beym König erfahren; aus Kummer sinkt er in eine schwere Krankheit. Die Genesung giebt seinem ganzen Wesen und Willen neue Kraft; diese ist selbst in Träumen geschäftig, wie er einst seines Landes Wohl berathen, Stände berufen, ein Kirchengut gründen, Klosterschulen stiften wolle. Nachdem er noch einen Anschlag auf sein Leben erfahren, und beym König wegen der Verleumdungen eine frostige Ehrenerklärung erhalten, zieht er ab, rechtfertigt sich aber auf der Reise persönlich so kräftig vor Franz, daß dieser ihn in seine volle Gunst nimmt und zum Mundschenk aufstellt. — Desto heftiger hassen ihn die Höflinge, und dingen Mörder. Die goldne Kette, so er vom König empfangen, hemmt den Weg des Mordstahls zu seinem Herzen; er mit 12 treuen Deutschen schlägt den Angriff der Schändlichen zurück, nnd tödtet mehrere. Die übrigen werden entdeckt. Er verzeiht ihnen. — Als wegen des Einfalls der Türken dem Kaiser und dem König von Frankreich vom Pabst auf 10 Jahre Waffenstillstand geboten wird, und die Fürsten zu Nizza dem h. Vater den Fuß küssen, ver-

steht Christoph sich nicht dazu. Die Versöhnten halten ein Mahl zu Aigues-Mortes; der Kaiser erkennt den Fürstensohn, wird ihm gnädig, und löst das Band des Afterlehens.

Auch der alte Ulrich entsagt dem Groll gegen den unschuldigen Sohn; seinem Wunsch, daß er dem Pabst entsagt, ist Christoph im Herzen schon entgegengekommen. Er zieht heim. Zu München findet er die mit dem Gatten noch nicht versöhnte Mutter, die er seit dem 4ten Jahre seines Lebens nicht gesehen. Mit dem Vater trifft er nach dessen Willen im Schwarzwald zusammen. Die erste Sorge ist, dem Sohn eine Gemahlin zu geben, zwischen einer sächsischen und einer brandenburgischen Prinzessin soll er wählen. Er entscheidet sich zu des Vaters Zufriedenheit für die letztere, und erhält von diesem die Grafschaft Mömpelgart. Selbst das Hochzeitfest des vielgeprüften jungen Fürsten sollte traurig seyn; der Vater der Braut war während der Zubereitungen zur Hochzeit Todes erblichen.

Er nimmt die letzte Spende
Der Trübsal willig an,
Und danket Gott am Ende
Der ernsten Jugendbahn.

Es gehet aus dem jetzt gegebenen Umriß der Jugendgeschichte Christophs, und aus den wenigen mitgetheilten Proben hervor, theils daß diese Geschichte selbst willkommenen Stoff für romantische Dichtung in reicher Fülle darbietet, theils daß unser Dichter gerade die Momente und Züge glücklich auswählte, aus denen am klarsten hervorgeht, wie das edle Fürstenreis durch Stürme in seiner Wurzel bevestigt, zu dem kräftigen Baum emporwuchs, unter dessen Schatten sich das treue Volk der Würtemberger erquickt hat. Und eben weil wir in den vorliegenden Romanzen das kräftig fromme Gemüth des großen Herzogs *werden* sehen, und von Anfang bis zu Ende der Gedanke, wie derselbe der Schule des Mißgeschicks ein willig und lenksam Gemüth darbot, so glücklich festgehalten ist, — eben deswegen möchten wir behaupten, daß diese Dichtungen sich bis zur Klarheit und Lebendigkeit *dramatischer* Poesie erheben. Es ist überall Leben und Bewegung, und im Dulden selber ein thätiger, starker, kräftiger

Geiſt. Und obwohl das Verdienſt des Dichters nicht in Auffindung eines ſolchen Charakters, da er ein gegebener iſt, beſteht, ſo gereicht ihm doch das richtige Auffaſſen dieſes Charakters, die geſchickte, ſinnvolle Benützung der Hauptmomente, der fromme, innige Sinn, der im Ganzen waltet, die reiche lebhafte und doch unverworrene Phantaſie, und die Gewandtheit und ungekünſtelte Bewegung in der poetiſchen Form — zu nicht geringer Ehre, und ſichert ihm unter unſern jungen Dichtern eine der erſten Stellen zu. Die Sprache iſt rein und würdig, und wir bemerken mit Vergnügen, daß unſer Dichter nicht, wie ſo manche in unſern Tagen heranblühende, doch wohl auch ſchnell wieder verwelkende, ſich herriſch über Form und Geſetz der Sprache und des Metrums hinweggeſetzt habe. Wie er glücklich durch vieles Schwierige ſich hindurchgerungen, ſo wäre es ihm wohl auch leicht geweſen, in der 4ten Romanze die Unrichtigkeit:

„Verruchter Mörder, treffe
Dich meines Degens Knauf“

zu vermeiden (denn er meint doch gewiß die Spitze), und in der 20ſten das unproſodiſche, wenn nicht undeutſche „frühlingt“,

„Weil es doch einmal wieder
Nach langer Zeit frühlingt“. —

Doch, wo ſo Vieles glänzt, vergeſſen ſich leicht dergleichen Licenzen, da ſie ſelten ſind; und wir verſichern jedes fromme, deutſche, poetiſche Gemüth, daß es ſich an der vorliegenden Gabe recht innig ergötzen wird.

J. M.

Die Vorhalle Europäischer Völkergeschichten vor Herodotus, um den Kaukasus und an den Gestaden des Pontus. Eine Abhandlung zur Alterthumskunde von Carl Ritter, Professor der Geschichte am Gymnasium zu Frankfurt am Main. Berlin, 1820. Bey G. Reimer. XIV und 478 S. 8. (4 fl. 40 kr.)

Als einen selbstständigen und tiefen Forscher hat sich der Verf. schon durch sein früheres Werk *) bekannt gemacht, von welchem ein kritisches Blatt mit Recht rühmt, daß es seines Gleichen nicht habe und Epoche mache. Die vorliegende Abhandlung, welche sehr ausführlich werden mußte, da der Verf. nicht bloß die Resultate seiner Forschungen geben konnte und wollte, sondern auch die Belege dazu, damit der Leser an der Hand des Verf. die Untersuchung selbst vornehmen könne, wurde eben durch jenes größere Werk veranlaßt, und es soll ihr, falls sie ihrem wesentlichen Inhalte nach die Prüfung der Kenner bestehe, eine zweyte Abhandlung nachfolgen, „welche auf dem angebahnten Wege tiefer in das Herz von Europa vorzudringen sich bemühen wird.“ Wir können nicht umhin, gleich bey dem Anfange unserer Anzeige den Verf. dringend aufzufordern, die begonnene Untersuchung fortzusetzen und uns das Ergebniß derselben mitzutheilen, da wir unserer Seits überzeugt sind, das er im Ganzen auf dem rechten Wege ist, und daß durch solche Arbeiten die Wissenschaft mehr gefördert wird, als durch Anfertigung immer neuer historischer Compendien ohne Quellenstudium, um die Legion der vorhandenen zu vermehren; gesetzt auch, daß im Einzelnen hier und da ein Mißgriff oder ein zu rascher Schluß, oder eine Lücke sich finden sollte. Den Zweck des Buches geben wir am besten mit des Verf. Worten selbst an. S. 8 sagt er: „Es soll im „folgenden versucht werden, aus den ältesten Denkmalen, welche „die alte Geographie, die Alterthumskunde, die Mythologie,

*) Die Erdkunde im Verhältnisse zur Natur und zur Geschichte des Menschen, oder allgemeine vergleichende Geographie, als sichere Grundlage des Studiums und Unterrichts in den physikalischen und historischen Wissenschaften von C. Ritter. I. II. Theil. Zusammen 1800 enggedruckte Seiten. Berlin 1817. bey Reimer. 7 Rthlr. 16 gr.

„die Architektur und die Religionssysteme darbieten — zu zei„gen, daß altindische Priesterkolonien mit dem alten Buddha„Kultus, welche von Mittelasien ausgiengen, noch vor der „historischen Zeit der Griechen schon die Länder am Phasis, „am Pontus, in Thrakien, am Ister und viele Gegenden des „westlichern europäischen Erdtheiles, ja ganz Griechenland „selbst, unmittelbar oder mittelbar besetzt, und einen religiösen „Einfluß darauf ausgeübt hatten, und daß dieses Verhältniß „nicht allein aus asiatischen Berichten, sondern vorzüglich aus „den ältesten Geschichtsfragmenten der Griechen, der Klein„asiaten und aus den Herodotischen Erzählungen über die Scy„then im vierten Buche seiner Geschichten hervorgehe.“ Es ist der Natur der Sache nach nicht anders möglich, als daß ein Resultat dieser Art aus einer großen Zahl einzelner Notizen, Winke und Bemerkungen hervorgehe, welche aus Quellen geschöpft sind, die auch den bisherigen Forschern zugänglich waren, und woraus diese bloß nicht dieselben Folgerungen zogen, weil sie die Andeutungen nicht so verglichen und zusammenstellten. Die Idee des Buches selbst ist demjenigen nicht ganz neu, fremd und unerhört oder allzu paradox, welcher die neuesten Untersuchungen im Fache der Alterthumswissenschaft, besonders über die alten Religionen, ihr Wesen, ihre Bedeutung und ihren innern Zusammenhang entweder selbst angestellt, oder wenigstens mit Aufmerksamkeit und prüfendem Blicke verfolgt hat, ja es mußte gewiß Mancher schon die Resultate dieses Buches nicht nur ehren, sondern auch subjectiv für sicher halten, wenn ihm auch nicht die einzelnen Belege und Beweise dafür gegenwärtig seyn mochten. Wir gehen nun kürzlich den Inhalt dieses gehaltreichen Buches durch und schalten einige Bemerkungen ein, denen wir am Schlusse einiges über Aeußerlichkeiten, die uns als einer Besserung oder Aenderung bedürftig erschienen sind, beyfügen wollen.

Die Einleitung (bis S. 35) enthält die Veranlassung dieser Untersuchungen, die leitenden Ideen und den oben angegebenen Zweck; spricht von den ältesten Wanderungen einzelner Völkerstämme aus dem Urlande, wahrscheinlich durch Religionskriege veranlaßt, von welchen Religionskriegen sich noch Spuren in den ältesten Büchern, auch denen der Griechen,

finden; beweist, daß wahrscheinlich religiöse Appellative späterhin von Griechen und Römern für Völkernamen genommen wurden. Eine merkwürdige Stelle ist besonders S. 22 u. f. die nur für die Mittheilung in diesen Blättern zu lang ist. In dem noch nicht ganz entschiedenen Streit, ob die Buddhalehre oder die der Braminen die ältere sey, erklärt sich der Verf. aus Gründen, denen wir unsern Beyfall nicht versagen können, für das höhere Alterthum der erstern. [S. 30 konnte neben dem englischen Wednesday auch der holländische Woensdag genannt werden.] S. 29—32 weisen die weite Verbreitung des Buddhanamens mit heiliger Bedeutung nebst den damit verknüpften Ideen von Monotheismus, Unsterblichkeit, Seelenwanderung und Sündflut, alles vor den Zeiten der Vielgötterey, nach. S. 33 giebt als die große Völkerbühne, als die Vorhalle für die älteste europäische Völkergeschichte genau die Länder an: Indien, das alte, an seinen Gränzen, wie in Mittelasien, also Oberindien, Tibet, Baktrien, Iran, Medien, Kaukasusland, Kleinasien, das Land der Mäeten, Hyperboreer, Thraken u. s. w.

Erster Abschnitt (bis S. 146). Die Kolchier am Pontus Axinos und in Indien. 1s Kap. Die Kolchier am Pontischen Phasis, keine Aegyptische Kolonie (gegen Herodot mit guten Gründen bewiesen). Ueberall schreibt der Verf. Palus Mäetis nach Herodot IV, 86., nicht Mäotis (s. S. 151 f.). — 2s Kap. Kolchier in Indien. Aphrodite Kollas auf Taprobane. Derketo, Apaturias (kommen im südlichen Asien bis zum Taurus vor). Der Awatar (Incarnation = descensus, des Wischnu) soll in den griechischen Worten Ἀπάτουρος und Ἀπατύρ nachklingen. Das gleicht fast einer der kühnsten Sicklerschen Etymologien; der Sache selbst sind wir nicht entgegen. 3s Kap. Kolchier in Indien (Forts.). Kory, das Sonnen-Eiland; Sur, Koros, die alte Sonnenincarnation. Verbreitung des Koros durch Vorderasien. Die weite Verbreitung des bedeutsamen, aus Indien hervorgegangenen Namens Kor (des ältesten hieratischen Sonnennamens) durch ganz Vorderasien bis Europa hin wird sehr gut nachgewiesen, woraus sich fruchtbare Resultate ergeben.

4s Kap. Vom Kultus des Koros und des alten Buddha. Sorgfältige und scharfsinnige Zusammenstellung. 5s Kap. Handelsverhältnisse Südindiens zum Lande der Seren; Saopiren (ihre Heimath in Oberindien, im Lande des alten Buddha- und Koros-Kultus erwiesen) *). Perlfischerey der Kolchier im Erythräischen Meere. Fortschritt zum Occident und zum Pontus.

Zweyter Abschnitt. Die Mäetische See, ein Heiligthum des alten Sonnendienstes bis S. 260. 1s Kap. Herodots Nachricht von dem Gestade der See Mäetis und von ihren Anwohnern, bis zu den Budinern. S. 149 f. steht eine wichtige Betrachtung, aus der wir Einiges ausheben wollen, welches die Unbefangenheit des Verf. charakterisirt. „Vieles bleibt uns in Herodots Aussagen noch dunkel, und wird so lange es bleiben, als wir noch nicht vollkommen den Geist seiner Mit- und Vorwelt in uns zur lebendigen Anschauung gebracht haben. Dies ist ein Ziel, von dem wir uns immer weiter entfernen werden, je mehr wir mit unserm Maaße der Dinge, als dem einzigen und allein gültigen, die Vorzeit messen, und in Herodotus nur den Leichtgläubigen kritisiren, und den fehlenden Geographen zurechtweisen, und seine Gesinnung, seine Wahrheit, seine Welt nach der spätern und der unsrigen systematisch, das heißt doch immer nur nach unserm jedesmaligen Standpunkte, beurtheilen wollen, ohne jene, wenn auch die äußere Schaale der Worte verstanden ward, ihrem Inhalte nach, dem Sinne, nur kaum geahndet, geschweige denn begriffen zu haben. Wir geben zu, daß jede Zeitgeschichte, jede Wissenschaft, in jedem Autor immer nur sich abspiegele, und nie absolute Wissenschaft, also die Geschichte selbst immer noch voll Trug und Irrthum sey; aber wir pflegen gewöhnlich nicht zuzugeben, oder sind uns doch selten dessen bewußt, daß unsre ganze Zeit-Wissenschaft ebenfalls nur ein vorübergehender Moment der wissenschaftlichen Entwicklung überhaupt sey, in welchem das Abbild der Vorwelt nur ein, seinem Inhalte nach, sehr relativ rich-

*) Gute Bemerkungen über den Edelsteincultus.

tiges und wahres seyn kann, da Politik und Kritik erst spätere Fortschritte sind, welche der ältesten Vorzeit fehlten. Dagegen ist wiederum diesen beyden jüngern Disciplinen der Glaube der Vorwelt fremd geworden, welcher zugleich ein wissenschaftlicher, menschlicher und göttlicher war; so daß das Spiegelbild, welches wir gegenwärtig von der Vorzeit in uns tragen, wirklich nur ein höchstens mathematisch-begrenztes ist, das nur die Oberfläche wiedergiebt, die Tiefen approximativ andeutet, aber keinesweges weder ausmißt, noch ergründet. Eben dieses ist es, was uns daher auch völlig unfähig macht, über den Inhalt dieser Vorwelt, wo er uns von ihr selbst nicht aufgeschlossen ist, abzuurtheilen; oder, um es mit andern Worten auszudrücken, das Historische philosophisch (und Kritik ist nur ein Zweig der Philosophie) zu begründen oder zu vernichten." S. 157 wird in einer Stelle des Herodot (IV, 28.) die von Is. Vossius verdrängte Lesart aller Handschriften (ἐκ τῆς Ἰνδικῆς) aus guten Gründen wiederherzustellen gerathen. 26 Kap. Die See Mäetis, ein Heiligthum der Magna Mater; weitere Verbreitung ihres Kultus im Skythenlande. Hier will uns S. 175 die Etymologie von Borysthenes aus βορῆς und Don nicht recht gefallen, ob wir gleich keine bessere wissen. Noch weniger Beyfall kann die Ableitung des deutschen Worts Wasser von dem Phasis sich versprechen. 35 Kap. Korakandame die Sonnenstadt am Hypanis-Phasis, im Lande der Inder am Kimmerischen Bosporus. Nachweisung vier verschiedener Hypanis- und dreyer verschiedenen Phasis-Flüsse von Indien aus bis an den Pontus. S. 196 hätte bey dem asiatischen Namen Kerta (Stadt) an das hebr. קִרְיָת gedacht werden sollen; Gesenius unter diesem Worte hat die beyden Benennungen wirklich zusammengestellt. 46 Kap. Phanagora auf Indike in Korokandame, die Heimath der Heliadengeschlechter. 58 Kap. Die Denkmahle, vorzüglich die Grabstätten der Vorwelt am Pontischen Gestade. Nach neuern Reisenden nämlich a. Denkmal der Apaturia. b. Denkmal der Komosarye. c. Der Tamatarakanskische Stein mit der Messung des Bos-

porus. (Wir finden hier vor der Hand doch mehr Vermuthung als Erwiesenes.) d. Der Sphinxkopf und die Marmorsäule vom Hypanis mit der Inscription. e. Die Grabhügel auf Indike in Asia am Kimmerischen Bosporus. Alles dort Gefundene deutet nach Indien. f. Die Terra Cotta's am Pontus. g. Die Grabstätten der Alt-Thrakischen Vorwelt rund um die pontischen Gestade. (Sehr gut ausgeführte Abschnitte.)

Dritter Abschnitt. Der Tanaisstrom und seine ältesten Anwohner; bis S. 342. 18 Kap. Die Anwohner der Mäetis auf dem asiatischen Gestade; Aristeas und die Arimaspeia. Gelonen, Sauromaten, Agathyrsen. S. 262 f. hätten bey den Nachrichten aus dem Ephorus Ephori Cumaei Fragmenta ed. M. Marx. p. 191 sqq. verglichen werden können und sollen. S. 264 ist die Stelle des Gellius: Sauromatas cibum capere semper diebus tertiis, medio abstinere falsch übersetzt: „Die S. hatten immer den vierten Tag einen Fasttag." Des Darius Kriege gegen die Gelono-Budinen werden mit Recht als Religionskriege betrachtet. Gute Vermuthungen über die Arimaspen, als einen Kriegerstand; die Agathyrsen als buddhistische Inder. Ueber den Aristeas sagt der Verf. richtig: „Herodots und aller Andern Nachrichten machen es fast zur Gewißheit, daß uns in seiner Geschichte ein gräcisirter Mythos aus der ältesten Buddhalehre von der Unsterblichkeit und Seelenwanderung erhalten ist. Aus dieser folgen nämlich unmittelbar nicht allein die unzähligen Menschwerdungen des Buddha und seiner nachfolgenden Frommen und Diener von selbst (auch die Sagen von der Wiederkehr der verschiedenen Odine im scandinavischen Norden als Götter, Priester, Heroen, wie die des Apollon und seiner Wanderungen auf der Erde), sondern es geht daraus auch der Glaube an die Wiederkehr verstorbener Frommen und Weisen, und an die spätere Wiedergeburt hervor, welcher im Volksglauben und in Priesterlehre seit ältester Zeit bis auf den heutigen Tag bey den Indern noch einheimisch ist. Ja! Herodot hat, ohne sich dessen selbst bewußt zu werden, auch uns die Spur des Weges aufbewahrt, den eben dieses altväterische Dogma der Priesterlehre aus dem Issedonenlande über den Pontus in das Abend-

land fand." 25 Kap. Die Bosporanen und die Ackerkultur der Mäeten im eigentlichen Asia, oder dem Asalande, am Asa-Meer, von Indike zum Tanais. Gut durchgeführt. Von S. 307 bis 318 adoptirt der Verf. eine Reihe von Sätzen aus Schlegels Buche über Sprache und Weisheit der Inder, die er geistvoll weiter ausführt. 35 Kap. Der Jo-Titan-Bosporos; die Apobaterien der Meeresfurthen. Die Zeichen des Bundes nach der Sündfluth; der Regenbogen in den Wolken und der Tyres-Buddha-Herakles-Fußkapf, als Zeichen der Errettung aus den Wassern. Die Apobaterien sind die Stellen der Landung nach der Sündfluth. Hier ist S. 326 Josephus falsch citirt; es muß heißen Antiq. Jud. I, 3, 5. p. 16. Haverc. — S. 335 f. ist eine vorzüglich schöne Stelle über das sinnvolle Symbol des göttlichen Fußtritts und über die Götterkolosse, die nur zu lang ist, als daß sie hier Platz finden könnte.

Vierter Abschnitt. Die Spuren der Wanderung des Buddha-Herakles durch das Abendland; bis S. 393. 15 Kap. (Fortsetzung) Die Weihe-Kratere; der alte Weg des Friedensgottes durch Japygia, Ichnusa, Tuscien bis zu Iberen. Die Nachweisung scheint uns gut durchgeführt; im Einzelnen möchte einiges noch zweifelhaft seyn, z. B. die Ableitung des πόντος ἄξεινος von den Asen. 25 Kap. (Forts.) Der Kelten Herakles; Ogmios Merkur, Merkur, der Herr, Herme, der Grenz- und Furchen-Gott. Die Grajischen Alpen. Der alten Dorier Auszug aus dem Lande Budeion. Bodona das Orakel des Heros Bodo, des dodonäischen, pelasgischen Zeus. Scharfsinnige Zusammenstellungen. (S. 376 soll es wohl statt: wo Merkur und Hermes so oft in einer Person vereinigt sind — heißen: Merkur und Herkules). Beweis, daß das homerische Dodona eigentlich Bodona hieß, und in Thessalien, nicht das in Epirus war. (Zweifelhaft.)

Fünfter Abschnitt. Deukalionische Fluth; Bodona-Dodona, das Orakel; die Butaden in Altgriechenland; Prometheus und die Asen am

Kaukasus; bis S. 478. 18 Kap. Bodona: Dodona, das Orakel des Budo in Thessalien. Das wohl bewohnte Budeion in Böotien. Die Minerva Budeia in Attika. S. 409 über die von Historikern nachgewiesene Kasteneintheilung in Attika ist auch eine Abhandlung von Böckh zu vergleichen, welche dem Berliner Lections-Verzeichniß für das Sommerhalbjahr 1812 zur Einleitung dient. Auch im Plato findet der Verf. eine Anspielung auf den Buddha-Kultus; S. 411 sagt er: „Auf diese alte Zeit, in welcher der Butu, Buddha, herrschte, und die Sonne als Koros verehrt ward, bezieht sich unstreitig Platons bekannter Ausspruch im Kratylus (p. 397. Steph. — Bekk. II, 2. p. 32.), daß vom Anfang an durch ganz Hellas allgemein nur der Helios angebetet worden sey.“ So aus dem Zusammenhange gerissen, klingt die Stelle freylich sehr paradox; im Werke selbst hängt sie mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden gut zusammen. 28 Kap. Das alte Dogma der großen Fluth auf den Kykladen im thessalischen Tempel; das makedonische Budeion. S. 424 steht eine Aeußerung des Verf. über die griechische Mythologie, die wir unbedingt unterschreiben: „Den so verschiedentlich nach Außen hin gestalteten Heiligthümern der Griechenwelt lag also doch noch eine größere Einheit des Glaubens und der Idee, eine gemeinsame ältere Wahrheit zum Grunde, welche allein nur die Ursache des längern Bestehens dieser Einrichtungen seyn konnte, da jede bloße Lüge an sich selbst zerfallen seyn würde, hier aber mehr nur Irrthum oder Verirrung Statt fand, und Dichtung das neue Element ward, welches die ältern Glaubenslehren umschuf.“ 30 Kap. Deukalions Fluth in Thessalien; das Dogma der großen Fluth in Mittelasien. Der Kal'pun der Buddhisten. Die Samanäer. Pramathesa der Klügling. Hier wird, kühn genug, der indische Deo-Kal'pun, ein Widersacher des Krischna, ein buddhistischer Glaubensheld, mit dem griechischen Deukalion, und der indische Pramathesa (ein Name des Siva) mit dem griechischen Prometheus identificirt; und wirklich kommt in dem indischen Mythus von dem erstern eine Fluth, von dem zweyten ein

Adler vor, der den Pramatheſa an einem Felſen zernagt. 48 Kap. Prometheus am Kaukaſus; Deukalion der Kaukaſier. Alte Völkerreſte am Kaukaſus. Das Lager des Boreas und Aſyl des alten Kronos auf dem Kaukaſus, dem Sitze der Aſen. — (S. 453 ſteht durch einen Schreibfehler von einem gefeſſelten und entfeſſelten Prometheus des Euripides ſtatt des Aeſchylus.) 58 Kap. Kaukaſos der Aſen Sitz, die Aſen-Ströme, das Aſa-Land, die Heimath Odins, des älteſten der Aſen. Auch dieſe Sätze hat der Verf. wo nicht bis zur größten Evidenz begründet, doch durch ſeine bisherigen Unterſuchungen auf einen hohen Grad der Wahrſcheinlichkeit gebracht. Am Schluſſe giebt er an, was nun noch zu unterſuchen ſey und welchen Weg die fernere Unterſuchung gehen müſſe, und ſchließt: „Soviel ſcheint jedoch ſchon aus dem Bisherigen hervorzugehen, daß ein großer allgemeiner Fortſchritt der älteſten europäiſchen Völkerverhältniſſe in religiöſer und hiſtoriſcher Hinſicht, auch noch früher als alle Hellenenkultur, von Mittelaſien aus, auf dem nächſten Wege nach dem alten Kimmerier- und Thracierlande bis zum Adria- und baltiſchen Meere und Mitteleuropa, ſich in mehr oder minder zahlreichen Spuren auf einem hiſtoriſchen Wege mit Beſtimmtheit nachweiſen laſſe. — Nur noch Einiges über die Form des Buches und ſeine Schreibart. Im Ganzen iſt es gut geſchrieben, wie die von uns ausgehobenen Stellen beweiſen mögen. Doch iſt der Styl nicht immer hell und klar, woran der Andrang der Gedanken in dem mit dem Forſchen beſchäftigten Geiſte Schuld ſeyn mag. Beſonders ſtört zuweilen eine allzugroße Menge von Unterſcheidungszeichen; auch ſind einzelne Perioden, z. B. S. 186. 187. 207, noch der Feile bedürftig; einigemale ſtört die Weglaſſung des Wortes iſt, z. B. S. 184. 270. — Die alttestamentaliſche Zeit S. 7. 33. 100. will uns auch nicht gefallen, ſo wie die ſeltſamen Worte Kapitalis, Peninſula, Biſluenz, Stelä, der eherne Krater os (S. 347 und 348), influencirt, Kataklysmos, Grácus, Herkules, Karmen, und S. 423 die örtliche Localbegebenheit; ebenſo die ſonderbare Schreibung für Κῆποι S. 162 Käpö, S. 192 Kepö; ferner Butö und für Γέλωνοι Geloni,

und dann wieder Gelone; endlich, um die Aufzählung solcher Kleinigkeiten zu schließen, die zuweilen auffallende Art zu citiren. Es wird z. B. ein Orphisches Fragment S. 207 so citirt: Orpheus Argon. Apospasmata ed. Herm. II. p. 457. — Mehrmals werden griechische Stellen erst deutsch, dann griechisch, dann lateinisch mitgetheilt; zuweilen griechische Schriftsteller ganz lateinisch citirt, z. B. S. 354. 406. 465; manchmal gar griechisch und lateinisch unter einander (S. 164. 398). Doch genug dieser kleinlichen Bemerkungen bey einem Werke, das geehrt zu werden verdient und zu dessen Studium wir Leser auffordern, denen selbstständige Forschungen lieber sind, als das bequeme Wandeln auf dem, von dem großen Haufen betretenen Wege.

Mr.

Collection des Mémoires relatifs à la Revolution Française avec des Notices (biographiques) sur leurs auteurs et des éclaircissemens historiques (qui, puisées dans les écrits du tems éclairiront les faits obscurs, retabliront les faits inexacts) par MM. Berville et Barrière. bey den Brüdern Baudouin, Libraires-editeurs, rue de Vaugirard, No. 36. Paris 1820.

Die Geschichte Frankreichs hat als eine Quelle eigener Art die Collection (générale) complète des Mémoires relatifs à l'Histoire de France, jusqu'à la Paix de Paris, conclue en 1763. par Mr. Petiot. An diese soll sich die hier angefangene Sammlung anschließen. (Doch sollte wohl die Lücke zwischen 1763 und 1790 auch noch auf ähnliche Weise ausgefüllt werden?) Jeder Geschichtforscher kennt die eigenthümlichen Mängel und Vortheile solcher von unmittelbaren Theilnehmern entworfener Denkwürdigkeiten und Selbstgeständnisse. Nichts versetzt lebhafter in das Vergangene und macht den Leser zu einem Gleichzeitigen. Zwar tritt er nur in den Standpunct eines einzelnen Mithandelnden, Mitbeobachtenden. Aber würde er nicht, wenn er selbst mitgelebt hätte, auch nur ein solcher Einzelner gewesen seyn? Jetzt, da er

mehrere Memoires verſchiedener individueller Beobachter zugleich erhält, liegt es nur an ihm, den Vortheil individueller Anſichten und Vergegenwärtigungen mit der Möglichkeit zu verbinden, die verſchiedenen Standpuncte der einzelnen Beobachter nach einander zu betreten, und ſich aus ihren um ſo ſchärferen Betrachtungen dieſer oder jener Seite der Sache endlich eine umfaſſende Beſchauung aller Seiten derſelben zuſammenzuſetzen. Und, redet nur jeder ganz nach ſeiner Art, ſo fühlt ja wohl der prüfende Leſer bald, wo derſelbe, auch wider Willen, ſich ſelbſt verrathe oder das Gegentheil, oft läugnend, beſtätige. (Möchten doch auch gründliche und ſcharfſichtige deutſche Geſchäftsmänner, welche in das Gewebe und Gewirr der Revolutionen und Reſtaurationen Frankreichs in Bezug auf Deutſchlands Desorganiſationen und Reorganiſationen ſich tiefer einzulaſſen genöthigt waren, dergleichen individuelle „Geſchichten ihrer Zeit“ wenigſtens für die Folgezeiten nachlaſſen! Woher wird ſonſt, wenn nur entweder die Einſeitigkeit Einer Parthey allein, oder gar niemand, außer den officiellen und halbofficiellen Selbſtrechtfertigungen und Selbſtanklagen, für die Nachwelt redet, etwas, das Geſchichte unſerer höchſtmerkwürdigen Entwicklungsperiode genannt zu werden verdient, darzuſtellen ſeyn? Zeiten der Nicht-Oeffentlichkeit ſind vornehmlich die Zeiten zum ſtillen Entwerfen der gemachten Selbſterfahrungen für die zukünftigen Beurtheiler.)

Die gegenwärtige Sammlung hat ſchon begonnen mit den gegen einander zu ſtellenden Mémoires de Bouillé (des Schriftſtellers über die Emigration) und denen der Mad. Roland (ou l'on retrouve avec les grâces de son esprit et la force de son charactère, toute la chaleur d'une imagination passionée). Alle 2 Monate erſcheint eine Lieferung von 2 Bänden. Subſcription für jede Lieferung 11 Franken. Für Nichtſubſcribenten 12 Franken. Die ganze Sammlung ſoll aus 20 Volumes, niedlich (beſſer und — warum? — doch wohlfeiler als in Deutſchland) gedruckt, beſtehen. Sie wird fernerhin umfaſſen die Memoiren von Rabaut St. Etienne (Précis de la Revolution), Bailly (qui aimait la Liberté en sage et qui mourut pour elle en Martyr), Dûſault (sur la prise de Bastille), Mounier

(Exposé de sa conduite), Marq. de Rochambeau, Marschall von Frankreich, Riouffe (qui a décrit la terreur), Rivarol (Extraits du Journal National), Louvet (l'ingenieux auteur des Aventures de Faublas, qui peint les malheurs reels de la proscription), Dûmouriez; Marq. de Ferrieres (qui, spectateur attentif des divisions en France, les juge en homme impartial et les déplore en homme de bien), General Puiſaye, mit der Correſpondenz von Charette, Stofflet, Berrier ꝛc. zur Kenntniß der Vendée; Marq. de Montesquiou (mit der Antwort des Grafen d'Antraigues), Camille Desmoulins (fragmens de l'histoire secrète de la Revolution), Necker (eine Auswahl aus ſeinen Schriften über die Revolution, beſonders die Adminiſtration betreffend —), Clery (Journal de ce, qui s'est passé au Temple), Mallet du Pan, Befroi des Regny (sur l'Insurrection du 14 Juillet), Sieyes (Notice sur sa vie), Garat (Sur la journée du 13 Mai), General Doppet, Beaumarchais (Requête à la Commune et Compte rendu de neuf mois les plus penibles de sa vie), Ramel, Aimé (über den 18 Fructidor), Marmontel (qui, lié d'amitié avec les Philosophes et les gens de lettres, a conservé les souvenirs de leur vie privée, leurs idées sur le perfectionnement de l'ordre social, leurs travaux pour les progrès de l'esprit humain et leurs voeux pour le bien public), Phelippeau über die Vendée; Baron de Bezenval u. ſ. w. Man bemerkt leicht das Beſtreben der Sammler für Unpartheilichkeit und Vielſeitigkeit der Anſichten, wenn man nur bemerkt, wie z. B. Rivarol und Rabaut-Saint-Etienne hier nebeneinander treten, deux écrivains bien differens d'opinion, de charactère et de talent, qui ont tracé le précis des prémiers jours de la Revolution et conservant chacun leur (sa) manière, l'un, qui la réprésente sous les couleurs les plus sombres, semble n'en rien augurer, que de sinistre, tandis, que l'autre, dévancant le tems par ses voeux, n'en aperçoit que les bienfaits. Von Bezenval bemerken die Herausgeber: il a peint Versailles, où l'appellaient ses relations et

ses emplois. Dans ses Mémoires, où l'on trouve des anecdotes piquantes jusqu'au scandale, et des portraits, qui ressemblent quelquefois à la satire, au milieu des peintures d'une cour, si remarquable par la politesse de l'esprit et par l'élégance des manières, on regrette de rencontrer souvent l'image de la frivolité et les signes trop certains de l'intrigue et de la corruption. Jeder bemerkt aus ſolcher Charakteriſtik das Gleichgewicht, in welchem ſich die Herausgeber, als Verfaſſer der hiſtoriſchen Anmerkungen und biographiſchen Einleitungen, zu halten verſtehen. Daß, wer ſelbſt urtheilen will, die Confrontation der Zeugen anſtelle, verſteht ſich ohnehin. Aber daß dieſe ihm möglich werde, dies iſt der Nutzen ſolcher Selbſtſchilderungen und ihrer Zuſammenſtellung. Sehr treffend mahlen die Herausgeber dieſe trefflichen Eigenſchaften ſolcher Memoiren: Leurs auteurs ont vû ce qu'ils racontent et disent ce qu'ils ont faits. L'intérêt répandu dans leurs écrits nait de la vivacité de leurs souvenirs, tout est encore présent à leur ésprit. Ils vous transportent avec eux sur le lieu de la scêne, ils vous communiquent leurs impressions, vous associent à tous leurs sentimens d'affection, de crainte et d'espoir. Leurs Mémoires paroissent, sous ce rapport, aussi préferable à l'histoire, qui lui sont inferieurs à quelques égards. Quand elle instruit, ils intéressent; quand elle discute, ils entrainent; quand elle raconte, ils peignent, et sont encore attachans, même lorsqu'on peut supposer, qu'ils ont cessé d'être sincères. Man erinnert gar oft an das Partheyliche der Memoiren. Muß denn der denkende Leſer nicht auch bey jedem Geſchichtforſcher und Geſchichtſchreiber gegen deſſen Individualität und Subjectivität auf der Hut ſeyn?

9. Aug. 1820.

H. E. G. Paulus.

Jahrbücher der Litteratur.

Urſprung, Gang und Folgen der durch Ulrich Zwingli in Zürich bewürkten Glaubensverbeſſerung und Kirchenreform. Von Salomon Heß, Pfarrer zum Set Peter. Ein Beytrag zur dritten Zürcher Secularfeyer im Jahr 1819. Mit (recht guten) Bildniſſen von Zwingli, Bullinger und Joh. Jakob Breitinger. Zürich bey Orell. 1820. 144 S. in 4.

Der hier nützlich bearbeitete Geſchichtſtoff iſt, nach der Vorrede, hauptſächlich aus Bullingers Chronik, Hottingers Kirchengeſchichte, Füßlins Beyträgen zur Kirchen- und Reformationsgeſchichte der Schweiz, Ulrichs reichhaltigen Zürcher Miscellaneen, Simlers Urkunden, den gedruckten und handſchriftlichen, geſchöpft. Dazu ſind aber auch aus den Zürcherſchen Staats-, Stift- und Kirchen-Archiven mehrere, wenig gekannte, handſchriftliche Denkmale und Familien-Nachrichten benutzt. Die Kupferſtiche ſind von Jakob Lips, zu Zürich, einem würdigen Zögling des ſeligen Joh. Heinrich Lips, nach den beſten Originalien.

Die Wiederbildung der Kirche (ſo möchte wohl die Reformation überhaupt zu benennen ſeyn, weil ſie Wiederbildung der kirchl. Ueberzeugung und Verfaſſung zugleich iſt) wurde bey den Schweizeriſchen Reformirten noch bis jetzt nicht alljährlich gefeyert. Aber, wie die lutheriſchen Proteſtanten das Secularfeſt dieſer großen Erneuerung und Umbildung zum Handeln aus Selbſtüberzeugung, diesmal im Oct. 1818. mit erneuerter Innigkeit feyerten, ſo wurde auch für die reformirte Schweiz, beſonders für Zürich, der 1. Jänner 1819. eine erweckliche Secularfeyer, weil an dieſem Tage der unvergeßliche M. Ulrich Zwingli, Hauptprediger am großen Münſter daſelbſt, damals Leutprieſter genannt, das Evangelium aus den Schriften des N. Teſtaments nach der Ordnung und mit Vollſtändigkeit durchzuerklären und in Anwendung zu bringen an-

fieng. Daher wurden sie — nicht Zwinglianer, nicht Calvinisten, sondern — Evangelische benannt. (Späterhin wurden sie mit der Lutherischen Kirche in den Westphälischen Friedensverhandlungen, nach vielem Aufsuchen einer gemeinschaftlichen Benennung, unter dem Namen Protestanten so mitbegriffen, daß sie beyde dadurch als die für den Lehrinhalt des Evangeliums gegen Glaubenszwang und Menschensatzungen fortdauernd protestirende, das ist, als die Protestantisch-Evangelische Kirche anzuerkennen und zu benennen sind. Deswegen kennt sie auch der diplomatische, rechtliche und geschichtliche Sprachgebrauch im ganzen Europa nur unter eben diesem Prädicat der Protestanten und der Evangelischen zugleich. Eine andere Bezeichnung oder gemeinschaftliche Benennung aber, außer diesem juridisch und sprachgebräuchlich gewordenen Namen: Protestantisch-Evangelische Kirche, würde nicht leicht überall gangbar zu machen seyn. 1528 wurde auf einer Tagsatzung zu Baden gefordert „was in Religionssachen unter den Eidgenossen das Mehr werde, dem müsse der mindere Theil folgen.“ Zürich und Bern verharrten bey dem Grundsatz: „Gottes Wort könne keinem menschlichen Mehr und Urtheil unterworfen seyn“. S. 138. So bald sprach sich auch dort das Wesentliche des Protestantismus aus!

Tiguriner, Zürch-gauer, waren schon 80 Jahre vor Chr. gegen den Consul Cassius Longinus siegend. Zürich schimmert schon in der älteren Geschichte an mehreren Stellen als ein Ort der Freysinnigkeit hervor, neben biderer Religiosität. 1139 fand Arnold von Brescia, der in den Bann gefallene Gegner der Staats- und Kirchen-Herrschsucht, zu Zürich vielen Anhang und Schutz. (Jene im Venetianischen verbundene, gelehrten Freunde, welche um die Zeit der Reformation noch andere Dogmen, außer den antipapistischen, zu prüfen wagten, flohen, als dort die Kirchengewalt drohte, zum Theil nach Zürich. Vergl. Dr. Chr. Fr. Illgens treffliches Specimen historic. Vita Laelii Socini. Lips. 1814. 8. p. 11. 16.)

Zweymal traf Zürich der päbstliche Bann (S. 9) aus Ursachen, welche dem Freymuth und Rechtssinn der Stadt Ehre machen. 1240, als die Stadt aus dankbarer Anhänglichkeit und Pflicht den durch Bannbullen verfolgten Kaiser Friedrich

mit Kriegsmacht unterstützte und diese nicht zurückziehen wollte, fulgurirte Gregorius IX. auch gegen sie. Damals dauerte der Bann volle eilf Jahre. Man achtete aber zu Zürich desselben so wenig, daß man alle Mönche, Priester und Nonnen, welche den Gottesdienst nicht verrichten wollten (nach Art der Republik Venedig), aus der Stadt schickte. Achtzig Jahre später that Pabst Johann XXII. das nämliche, weil die Zürcher dem Kaiser Ludwig getreu blieben. Der Bann dauerte 17 Jahre. „Im Unmuth wiederholte man die Vertreibung des Klostervolks, die Barfüßer ausgenommen, welche der Stadt immer gute Dienste erwiesen.“ 1478 ward Bündniß Zürichs mit P. Sixtus IV. Er versprach den Eidgenossen eine jährliche Pension. Aus Mangel an Geld ordnet er 1480 ein Jubeljahr in Zürich. „Wer die Stiftskirche zu Zürich 8 Tage lang besuche, oder soviel als er auf 8 Tage zur Nahrung bedürfte, an Geld in die Kirche verwende, dem komme der nämliche Ablaß zu, wie wenn er zu Rom im Jubeljahr die 7 Kirchen besucht hätte.“ Der Ablaß-Erlös wurde großentheils zu Abzahlung der Pension verwendet. S. 131. So öffnete Rom auch in Zürich den Blinden die Augen über seine Sorge für die Seelen.

Hier, in diesem Bürgerstaat, nun begann der Mann voll Gottesweisheit und klarem Bidersinn, Ulrich Zwingli, (zu Wildenhaus, in Toggenburg, als der sechste Sohn einer zahlreichen Familie, den 1. Jan. 1484 gebohren) an seinem Geburtstag 1519 unmittelbar aus und über die Urschriften des Christenthums erklärend und mit hinreißender Wahrheitkraft zu predigen. Es war ganz neu, den gesammten Text des Urchristenthums nach der Reihe dem Volke bekannt zu machen, worunter die meisten, wie einst Luther, nicht wußten, daß das Evangelium noch viel mehr, als die Perikopen, umfasse.

Rec. bemerkt hier gerne, was er als Hauptursache der Verschiedenheit in der Richtung der beyden protestantischen Kirchenabtheilungen schon in den zwey Vormännern derselben historisch-psychologisch beobachtet. Zwingli's eigener Entwicklungsgang, welcher auch seiner Reformation diesen eigenthümlichen Charakter einprägte, war nicht, wie er im pfäffisch-gelehrten Deutschland bey Luther es werden mußte, der schola-

ſtiſch-polemiſche. Luther nämlich, ſo ſehr er allein Biblicus zu werden geſtrebt hatte, mußte doch erſt in die ſcholaſtiſche Dialektik und Dogmatik ſich hinein verſenken laſſen. Zur Bibel griff er dann im Gegenſatz und zur Gegenwehr wider das, was ihm in der ſcholaſtiſchen Theologie und als Stütze der damals zum allgemeinen Skandal gewordenen römiſchen Uebertreibungen unerträglich anſtößig geworden war. Zwingli's Geiſtesbildung, unter einer Regierungsart und einem Bürgervolk begonnen, wo ſchlichter Menſchenverſtand ſich gegen hochwürdige und gnädige Herrn mit Kraftgefühl auszuſprechen gewohnt war, hatte das große Glück, von Uebung des Verſtandes und Geſchmacks durch den edlen, reinen Sinn des claſſiſchen, zwanglos gebildeten Alterthums ruhig und heiter auszugehen. Er hatte ſelbſt die eigentlichen Gemüthsanlagen für Sprachſtudien und Sinnauslegungskunſt, das ſtätige, mitdenkende, mitgenießende Eingehen in das von Andern gedachte, dieſes gemüthliche Ausdehnen des Einen Geiſtes in viele andere Geiſter und das Zurückbringen des Vielfachen in den Einen eigenen Geiſt, der — nach ruhiger Sichtung des Entſprechenden vom Unharmoniſchen — jenes mit ſtillem Frohſinn ſich aneignet, und doch an den reichſten Beſitz nicht ſich gebunden fühlt, ſondern als geiſtigen Herrn davon achtet und mit jener ſokratiſchen Ironie, die auch Zwingli hatte, über dem gegebenen ſich emporhält, oder, wenn ich ſo ſagen darf, wie der Geiſt über den Waſſern ſchwebt. Auch als würkſamer Schullehrer hatte Zwingli dieſe Geiſtesbildung verſucht, fortgeſetzt und auf andere angewendet. Und ſo gab das ſprachrichtigere Interpretiren und Verſtehen und das geiſtige Genießen auch des Evangeliums ihm erſt, als Folge, die Richtung gegen Aberglauben aller Art, beſonders gegen den der frommen Lebensthätigkeit ſchädlichen. Selbſt wenn er dann Irrthümer bekämpfte, war er nicht in der Stimmung deſſen, welcher, zuerſt ſelbſt im Irrthum dialektiſch eingelernt, das ſpäter gefundene Wahre der Bibel ergreift, um von ſich und andern die künſtlichen Verſtrickungen der ſcholaſtiſch-ſophiſtiſchen Irrthumslehren abzutreiben. Zwingli hatte das edle, wahre des Bibelinhalts als Sprachgelehrter geradezu gefunden, genoſſen. Was er innig, mit milder Freude und Liebe in ſich empfand, theilte er mit

denen, die ihn zu Glarus als Landleute, in Italien, wo er 1512 und 1515 Schweizersöldner als Feldprediger zu begleiten hatte, als Krieger, zu Einsiedeln, 1516 als Wallfahrter und Stiftsleute hörten. Ueberall gieng er vom Guten, als empfunden, aus, bis das nach Umständen entgegenstehende Schlimme und Böse daran nicht mehr bestehen konnte; nicht umgekehrter Weise genöthigt, das Gute erst zu Bekämpfung des Bösen aufzufinden und als Waffe zu gebrauchen. Endlich seit 1519 zu Zürich als bestallter „Leutpriester" (dominus plebis genannt) war er in vollem Verstande Mensch für Menschen, Christ für Christen, Bürger für Mitbürger; wie immer die Fertigkeit in Sprachstudien dem unpedantischen, fähigen Mann mehr die Fertigkeit, sich in die Gedankenreihen Anderer, und dadurch in den allgemeinen Verstand hineinzudenken erleichtert, und ihn das Böse mehr durch Vorzeigung des Besseren und seiner Eigenschaften, als durch herznagendes Theoretisiren über das Böse und das grundlose Verderben des menschlichen Herzens von den Gemüthern abtreiben lehrt. Jene mehr scholastisch-polemische Richtung hingegen, welche Luther selbst wohl nicht vermeiden konnte, blieb, soviel Rec. urtheilen kann, in der lutherischen Kirche und Kirchengelehrsamkeit charakteristisch, und dies weit länger, als nöthig gewesen wäre. Sie erzeugte auch die, orthodox genannte, Symbololatrie, bis in der Mitte des letztverflossenen Jahrhunderts ein überwiegender Einfluß des mit Philosophiren (mehr, als mit Systemphilosophiren) und mit Geschmackbildung (mehr, als mit Geschmacklehre) sich verbindenden, historisch-kritisirenden Exegesirens, unter dem wenigstens permissiven Schutz des durch Selbstdenken großen Friedrich, eine Fortsetzung der Reformation über so manches, was vorerst noch, weil die Polemikes nicht in ihrem Wege fand, nicht protestantisch-evangelisch geprüft war, möglich machte. Seitdem näherten sich denn auch von selbst die beyden sonst, leider, nach ihrer ursprünglichen Richtung leicht gegen einander anstoßenden, im Princip des Protestirens gegen anmaßliche Glaubenssatzungen aber doch immer einigen Kirchen. Und die Zeit scheint somit gekommen zu seyn, wo wechselseitig die Eine das Gute der Andern in Lehrüberzeugungen und Verfassung annehmen kann, wo also durch das vereinte Beste im innern Gehalt

auch die wahre Vereinigung äußerer Gestalt und Form viel leichter erreichbar ist, als in der Zwischenzeit polemisch-symbolischer Dialektik niemand denkbar gefunden hätte. Zugleich ein entscheidendes Zeichen, daß auch die neuen Versuche eines Zurückkehrens zu irgend einer dialektisch erbauten Glaubens-Scheidwand durchaus außer der Zeit, und folglich nicht mehr durchzuführen sind! (Schon 1700 war man zu Zürich soweit, daß ein Rathsbeschluß befahl, „man sollte sich der theologischen und philosophischen Controversen in Deutschland und den Niederlanden nicht annehmen, noch partheyen.“ S. 143. „Die Epoche des Aarauer Friedens, 11. Aug. 1712, wurde allmählich Epoche des reinen Geschmacks, besonders auch in Absicht der Religion.“)

Herzergreifend waren Zwingli's Lehrvorträge über die Evangelien und neu, indem er, nach Apostelart (nicht auf Dogmen und Ceremonien, sondern) auf Sinnesänderung und reines Christenthum drang, alles mit Anwendung auf Volks- und Zeitbedürfniß. „Staatshäupter, Rathsglieder, denen sonst der Kirchenbesuch durch geschmackloses Legendengeschwätz der Mönche zum Eckel geworden war, wurden jetzt die fleißigsten Zuhörer.“ Zwingli's Grundsätze waren: Die Schrift richtet und erklärt sich selbst. Das Schwerverständliche wird durch das Klare deutlich. Siehe nur zu, daß du dies zuerst erkennest. Deinen Glauben sollst du dir aus der Schrift selbst bilden. (Was nicht deutlich gesagt ist, kann auch nicht das Nothwendige seyn. Was erst wir aus verlornen Worten hie und da her dialektisch zusammenlesen und was durch allerley Schlußfolgerungen verkettet und gerettet werden muß, ist nicht jener Einfachheit gemäß, welche ein Kennzeichen lebenskräftiger Wahrheit ist.) Daß der Ablaßkrämer, Samson, so schnell von Zürich abgewiesen wurde, war zwar auch Würkung von Zwingli, aber nicht die Ursache seines kirchlichen Wiederbildungwerks.

Zum Bewundern ists, mit welcher Lebensklugheit ohne Verläugnung der Sache, mit welcher Gewandtheit und Geistesgegenwart, wie mild und fest zugleich Zwingli in schwürigen Fällen fortwürkte. Jetzt freylich ist nur von seinem verdientesten Ruhm die Rede. Aber welches Verkennen drückte ihn in

der Gegenwart! Wie sauer waren die Kämpfe, unter denen, wie Luther Witteberg, so auch Er Zürich zu verlassen fast entschlossen war. So lange er im Allgemeinen Vorurtheile verjagte, war alles gut. Wie aber, da er die Schlechtigkeit, wie sie würklich war, zu reformiren forderte? Wie ein Nicolaus von der Flüe, suchte er die fast erstorbenen Vätertugenden wieder zu erwecken. Mächtig war der Widerstand aus allen Ständen. Man hatte sich zu tief in auswärtige Bündnisse eingelassen, man verkaufte sich und ließ sich verkaufen. Heimliche Pensionen, öffentliche Bestechungen. Raublust und Lust zur Verschwendung der Jugendkraft in der Fremde, wo unter den Waffen Recht und Gesetze schweigen. Heimkehr zum Müssiggang, zum Verzehren. (Wie darf ein neutralanerkannter Staat zu fremden Feldzügen Söldner geben? Darf der neutrale Staat die Gewalt des Einen Nachbarstaates gegen den andern, welcher doch auch die Neutralität gewährt, mehren?) Doch erfolgte schon 1520 (!) ein Gesetz, nach dem N. Test. zu lehren, von Satzungen zu schweigen, ein Gesetz wider die Pensionen, ein Sittenmandat u. dgl. „Die Pensiöner — schreibt Thom. Plater in seiner Selbstbiographie gleichzeitig — die Pensiöner vermeinten, wenn Zwingli nicht wäre, so würden die Zürcher leichtlich zu bereden seyn, daß sie auch französisch würden (d. i. Söldner von Frankreich); denn auch in der Stadt noch gar viele waren, die gut französisch waren. Hätten mögen leiden, daß Zwingli wäre verbrennt gsin.“ S. 59. Vgl. S. 69.

Zwingli war, wie Pfarrer Leu von ihm schrieb, „ein freundholdseliger, gütiger, milder, besonders zur Barmherzigkeit geneigter Mann.“ Nach Bullinger war er nicht schwermüthig, sondern eines fröhlichen Gemüths ꝛc. Dennoch sprach er, wenn es Sittenverderbniß betraf, so stark oder noch stärker als Luther — im Geiste eines Elias und Johannes Baptista. Als 1525 das Schweizervolk, das dem Heere Franz des I. zugelaufen war, vor Pavia großen Verlust erlitten und Viele den (Söldners-) Verein mit Frankreich, so wie die Pensionen und Blutgeld verwünschten, da predigte Zwingli im März dieses Jahres (nach handschriftl. Notizen) so: „Da sind die Pensionenfresser, die von fremden Staaten Mieth und Gaben

nehmen, Seelenverkäufer, die bey Hause im Gemache sitzen, da, um schwer Geld, bidrer Leute Söhne an fremde Herren verhandlen — — Er nennt sie Seelenmäkler, Menschenhändler, Blutkrämer. „Ich habe euch schon früher auf Ehre versichert, die Vereinigung mit Frankreich werde die Eidgenossenschaft in groß Leid bringen. Izt sag ichs auf ein neues und setze Leib und Leben daran. Wir werden noch viel Schlimmeres erfahren, es sey denn, daß man sich ändert. Da sitzen aber die Pensionenfresser im Regiment und wollen der französ. Gehalte nicht entbehren, noch das Kriegen verbieten lassen. Und wenn die Hauptleute (die Werber für den auswärtigen Solddienst,) noch so viele Schaafe zur Schlachtbank führen, so redt ihnen niemand ein . . . Pfui der Schande! Wenn Euch ein Wolf Schaafe oder Gänse wegschnappt, da regt sich alles. Man stürmt, ruft Hülfe; rennt nach. Aber wenn diese Menschenwürger Jung und Alt verführen, so ist alles mausestill. Kein Mund regt sich. Keine Stirne faltet sich. . . Ja man entschuldigt, verkleistert alles. . . Kurzum. Die durch die Pensionen und Handgelder zusammengeschacherten Goldhaufen muß man zerstören und auseinanderzerren, wie man Maulwurfshaufen auf den Wiesen aus einander zerrt, oder soll man solchen — den Proceß machen vor dem Blutrichter, und dieses Schlächtervolk so strafen, daß es andern ein Beyspiel wird.“ So Ulrich Zwingli. S. 70. 71. 1525 schrieb Er: „Welche „Ursachen geben zu Aufruhren, welches die wahren Aufrührer „seyen und wie man zu christl. Einigkeit und Frieden kommen „möge“ an die Gemeinde zu Mühlhausen, mit dem Motto auf dem Titelblatt:

„Lies bis ans End und ermiß, nicht allein wie rauh, sondern wie wahr es sey.“ —

Schon 1523. den 21. Dec. schwuren (S. 135) im großen Münster Bürgermeister und Räthe von Zürich, keine Pensionen mehr zu nehmen von Pabst, Kayser, Königen, Fürsten und Herren. Das nämliche schwören, nämlichen Tags, in Folge einer Predigt von Zwingli, alle weltlichen Priester, Chorherren, Caplanen und Helfer (S. 135).

Viel würkte zu allem, daß im ersten Zürcher Amtsjahr Zwingli's Christoph Froschauer, von Oettingen aus Bayern,

als Buchdrucker das Bürgerrecht erhielt; nachher im aufgehobenen Frauenconvent, noch jetzt die Froschau genannt, Verleger der Bibelübersetzung und so vieler Reformationsschriften. Wer nicht reformabel seyn wollte, hätte alles darum gegeben, wenn nur nicht seit 1436 diese Gedankenmittheilungskunst — des Denkens soviel gemacht hätte.

Weit schneller konnte Zwingli für praktische Glaubensverbesserungen würken, weil er im Anfang so wenig polemische Rücksichten haben mußte. Er selbst sagte sehr schön: „Es geht nicht anders. Wo man ein Licht hinstellt, da weicht die Finsterniß von selbst. So würkt die Evangelisch-katholische Kirche, wenn die Römische die Irrenden durch Kerker und Scheiterhaufen zum Lichte zurücktreiben will.“ (S. 30) Aus Zürcher Kirchenarchiven sind S. 34 die Einstimmungen (Adressen) der Landgemeinden angeführt, in denen sie den kleinen und großen Rath zur Einheit für diese Verbesserungen aufforderten. Eine Regierungserklärung erwiederte gar gut: „Billig sollen alle Menschen hören, was Gottes Wort sagt, nicht Gottes Wort soll hören, was die Menschen gerne gesagt haben möchten“ S. 35.

„Bey dieser Stimmung mußte denn auch ein Schreiben vom Pabst Clemens VII. an den Züricher Magistrat im Frühjahr 1525, worin er denselben mit Schmeichelworten gegen das Reformationswerk einzunehmen suchte und dessen Beförderer verunglimpfte, nicht den geringsten nachtheiligen Eindruck machen. Es ward mit Anstand beantwortet und zur Ueberbringung der würdige Rudolf Lavater, nachher Bürgermeister, mit dem Auftrag geordnet, daß er vom päbstlichen Stuhl den beträchtlichen Sold verlange, den Zürich seit Jahren laut Tractaten zu fordern habe. Diese Bezahlung wurde verweigert, „so lange Zürich der neuen Lehre günstig sey.“ Als nun der wackere Zürcher, bey der Abschied-Audienz im Vatican, aufgefordert wurde, dem Pabste die Füße zu küssen, verweigerte er dies ebenfalls, mit der runden Erklärung: „Ich bin nicht als Sünder oder Büßender hier, sondern als Schuldeinforderer, Namens der Regierung. Seine Heiligkeit soll zahlen, was sie schuldig ist; und so ist schon darum vom Fußkuß die Rede nicht, und nie. Wahrlich! schon

das macht mir Mühe, in der Nähe eines Mannes so lange zu weilen, der sein Wort bricht und nicht zahlen will, wozu ihn doch Tractaten verpflichten." Dies S. 37 „aus Familien-Schriften".

Das weitere Durchführen der Sache, besonders durch Würkung auf Erziehen und Unterricht zeigt der Verf. mit vielen ähnlichen, zeitschildernden Details. Zwingli dachte, wie Luther schon 1519. sich ausdrückte: „Dies einzige erhält die Christenheit und Kirche, daß man die heilige Schrift verstehe; dies einzige unterdrückt Christenheit und Kirche, daß man die heil. Schrift nicht verstehen lernen solle." 1524 schon im August erschien das N. Testament, aus Zwingli's und Leo Judä Uebersetzung, 1529 die erste deutsche Zürcher Bibelausgabe. „Von der Zeit reformirte die Bibel selbst unter dem Volke, mittelbar und unmittelbar." Die Leute fragten (S. 43) „nach dem rechten Buch der unfehlbaren, untödtlichen Wahrheit." Aber auch für Schulen und gelehrte Studienanstalten wurde gesorgt, die Geistlichkeit durch Synoden S. 44 strenge in Ordnung gehalten, des Volks Sittlichkeit durch Seinesgleichen (S. 53) beaufsichtigt.

Den Zwist wegen der Abendmahlsworte und der unbedingten Berufung berührt der Verf. mit biderer Mäßigung, im nahen Hinblick auf dessen gänzliches Aufhören und protestantische, keines Gewissen und Einsicht bindende, Vereinigung.

Nachdem Zwingli selbst den Bürgertod in einem Glaubenskrieg erlitten, war der Magistrat ängstlich und (S. 88) von Sprechern bearbeitet. (Selbst daran, daß ihm von der Obrigkeit aufgegeben wurde, als Feldprediger mit auszuziehen, hatten besonders seine Misgünstigen getrieben, „damit man seiner abkäme" S. 82.) Die allzu kühne Art eines Zwingli und des Pfarrers zu Sct Peter (Leo Judae) gehe nicht mehr u. dgl. „Jetzt erschien aber Heinrich Bullinger von Bremgarten, Antistes zu Zürich, und andere Collegen, die Bibel in der Hand, 1531 vor den Vätern in ihrer Rathsversammlung und ließ sich vernehmen: Er stehe da im Namen des Gestorbenen durch ihren, der Regenten, Ruf, dessen Stellvertreter. Gestorben dem Leibe nach, könne Er, die Ehre Zürchs, dem Geiste nach unter ihnen nicht gestorben seyn. Zwingli's Geist spreche

durch seinen Mund an die Väter. Sie selbst hätten früher, von der Wahrheit ergriffen, ausgesprochen, daß sie ihre Regentengewalt von Oben haben, daß aber auch die Seelsorger die Pflicht ihres Hirtenamts haben von Oben. Gottes Wort, schärfer als ein zweyschneidend Schwerdt, könne und dürfe nicht gebunden seyn . . Nur wer Arges thue, hasse das Licht" . . „Es zeugt, sagt der Verf., von der lebendigen Kraft des lebendigen Worts, so wie von dem christlichen Sinn der Väter, daß man Bullingern die freymüthige Rede nicht nur nicht zum Argen deutete, sondern ihn und seine Collegen mit der Erklärung entließ: „Wir schätzen Euer Wort, Ihr unserer „Stadt würdige Lehrer! Gehet in Gottes Namen, verkündet „das Evangelium. Handelt als Diener Christi nach Eid und „Pflicht. Wir werden Euch nicht weiter beschränken. Der „Herr mit Euch!"

Viele praktisch gute Folgen und Veranstaltungen reihet der Verf. an Zwingli's Musterbild. „Sein heiter frohes Denken über Religion hatte ihn zu Ansichten und Ueberzeugungen gebracht, zu denen sich das folgende Zeitalter lange nicht mehr zu erheben vermochte" S. 68 — „Sein freyer, heiterer, „ächtrepublikanischer Sinn und sein Liebe ahnendes Herz machte „ihn nicht blos tolerant gegen Andersdenkende, sondern schloß „ihm auch immer heller den Sinn des Bibelworts auf: In „allem Volke wer Gott fürchtet und recht thut, der ist Ihm „angenehm!" „Die großen Männer aller Zeiten waren ihm „(dem Classischgebildeten) stets gegenwärtig. Nicht ein todtes „Register in seinem Kopf waren ihm ihre Namen. Ihre einfachen, großen Formen waren seinem Geiste eingeprägt." S. 67.

H. E. G. Paulus.

Darstellung und Kritik der italiänischen Lehre vom Contrastimulus. Herausgegeben von Wilhelm Wagner, der Medizin und Philosophie Doctor, funct. Herz. Braunschw. Gen-Staabs-Arzte, der Societät der medizinischen Facultät und der Société médicale d'Emulation zu Paris corresp. Mitgliede. Berlin 1819. 232 S. in 8.

In dem nördlichen Theile von Italien wird seit mehreren Jahren ein eigenes System der praktischen Medizin befolgt, das seine Entstehung dem Dr. Giovanni Rasori verdankt, von dem auch in deutschen Zeitschriften hie und da gesprochen und das mit der Benennung der Lehre vom Contrastimulus bezeichnet wurde. Da diese Lehre in Italien so viel Aufsehen machte und die berühmtesten Aerzte dieses Landes zu Anhängern hat, so verdient sie in jedem Falle auch in Deutschland näher gekannt zu seyn. Der Herr Verf. hatte Gelegenheit in mehreren Städten Italiens die Anwendung dieser Doctrin selbst zu beobachten, und wir erhalten in gegenwärtiger Schrift vollständigen und genügenden Aufschluß über dieselbe, was um so verdienstlicher und schätzbarer ist, indem zwar mehrere kleinere italiänische Schriften davon vorhanden sind, keine aber die ganze Doctrin umfassend darstellt; doch soll binnen Kurzem ein vollständiges System der praktischen Heilkunde nach den Grundsätzen des Contrastimulus bearbeitet, von dem gelehrten Tommasini in Bologna erscheinen.

Gegenwärtige Schrift ist in fünf Abschnitte getheilt, wovon die drey ersten den nosologischen, pharmakologischen und therapeutischen Theil der genannten Lehre erörtern, der vierte enthält Krankengeschichten und der fünfte den Versuch einer Kritik der Lehre vom Contrastimulus.

Rasori scheint bey der Aufstellung seiner Lehre vieles von der Brownischen, deren Anhänger er früher war, aufgenommen und mit einigen Grundsätzen Darwins vereinigt zu haben; doch ist die Ausführung eigen und originell. Die wichtigsten Sätze dieser Doctrin möchten kurz zusammengestellt folgende seyn:

Was Lebenskraft ist, bleibt unerforschlich. Der lebende organische Körper besitzt Empfänglichkeit für äußere Einwirkungen, die verschiedene Thätigkeitsäußerungen nach sich ziehen.

Die Lebensthätigkeit ist entweder erhöhet und die organische Faser in einem Zustande von Anspannung und Contraction, oder sie ist im Gegentheile vermindert herabgestimmt, die organische Faser erschlafft. Der erste Zustand heißt Diathesis der Reitze, der letzte Diathesis der Gegenreitze. Alle Einflüsse wirken reitzend oder gegenreitzend; der Lebensproceß wird durch die Wechselwirkung der in dem Körper enthaltenen reitzenden und gegenreitzenden Stoffe unterhalten. Der Hauptreitz ist das Blut, die andern Säfte wirken gegenreitzend. Das vollkommene Gleichgewicht der reitzenden und gegenreitzenden Stoffe im Körper ist Bedingung der Gesundheit. Den beyden Krankheitsdiathesen entsprechen auch die Arzneymitel, und sie sind daher in reitzende und gegenreitzende einzutheilen: reitzende Mittel sind: Ammonium, Opium, Moschus, Campher, Kohlensäure, Alcohol, die ätherischen Oehle, die China ꝛc. Contrastimulirende, Blausäure, der Arsenik, der Brechweinstein, die Antimonialien, Mercurialien, die bittern Mittel, die Säuren, Digitalis, Belladonna, Cicuta, Aconitum, Gummi Gutt, Hyoscyamus u. s. w. Demnach beruht die Therapie auf der Kenntniß der Diathesis der Krankheit und der Wirkungsart der Mittel; ihr Zweck ist Wiederherstellung des Gleichgewichts zwischen den im Mißverhältnisse stehenden Reitzen und Gegenreitzen. Hängt die Krankheit vom Uebermaaß an Reitzen ab, so müssen gegenreitzende Mittel angewendet werden; doch muß man vorher immer trachten, die Ursache des Uebels zu entfernen; asthenischen vom Ueberfluß des Gegenreitzes entstandenen Krankheiten ist mit reitzenden Medicamenten zu begegnen.

Diese Grundzüge sind nun hier hinreichend commentirt, und man kann nicht läugnen, daß hie und da etwas Gutes und Wahres vorkommt, aber auch wieder so offenbare und große Unrichtigkeiten, daß man von dieser Theorie unmöglich günstig urtheilen kann. — Auch die angeführten Krankengeschichten, die da zeigen sollen, wie nach dieser Theorie Kranke behandelt werden müssen, werfen eben kein günstiges Licht auf dieselben. Was werden deutsche Aerzte dazu sagen, wenn sie erfahren, daß man einem Wassersüchtigen achtmal starke Portionen Blut abzapfte, und ihm innerhalb 40 Tagen 48 Unzen

Salpeter gab!! Daß man Extractum Aconiti Unzenweise, den Brechweinstein, Gummi Gutt u. s. w. in enormen Gaben nehmen läßt. — In der That, man kann fast ohne Schaudern die erzählten Krankengeschichten nicht lesen, sie geben den sprechenden Beweis ab, zu welchen traurigen Verirrungen System und Neuerungssucht sonst gute Köpfe verleiten kann. Rec. ist mit dem Hrn. Verf. vollkommen einverstanden, wenn er (S. 144) sagt: „Die Systematiker unter den Aerzten sind „eine wahre Geißel der Menschheit". Wer in Erfahrungswissenschaften blos den Eingebungen seiner erhitzten Phantasie folgen will, und die Mißgeburten derselben als Wahrheiten anmaßend lehrt und auf ihre Befolgung dringt, wird immer der menschlichen Gesellschaft ein höchst gefährlicher Mensch werden, um so mehr, wenn unglücklicherweise einem solchen eine akademische Lehrstelle anvertraut ist. Man besuche die Vorlesungen dieser Neuerer, man wird hören, daß sie immer und immer nur ihre eigenen Ansichten wortreich auskramen, alle Anfangsgründe vernachlässigen, alles, was von verschieden Denkenden kommt, verachten und verspotten, und alles das übergehen, was in ihr System nicht paßt oder gar ihm widerspricht. Gute Köpfe unter den Schülern werden bald die Thorheit ihres Lehrers einsehen, aber eine Menge anderer werden blindlings folgen und höchst einseitige gefährliche Menschen werden. — Zur Ehre deutscher Aerzte darf man hoffen, daß sie sich nicht von den Italiänern werden irre leiten lassen, wie sie einst der aus England gekommenen Brownschen Lehre zu ihrer Schande folgten. — Mit Vergnügen wird man die Kritik dieser Lehre lesen, die der Hr. Verf. auf eine sehr scharfsinnige und klare Weise bearbeitet hat; sehr wahr ist es, daß jede dualistische Eintheilung der Krankheiten und der Arzneymittel unzureichend und falsch bleibt, so wie daß alle Aerzte (unsere neuesten Naturphilosophen nicht ausgenommen), die die Lehren der Medicin aus einer obersten Ansicht der Dinge ableiten wollen, die Wissenschaft wahrlich nicht förderten. Sehr schön zeigt der Hr. Verf., wie schwer, ja oft unmöglich es ist, die beyden Diathesen richtig zu erkennen, wenn man auch gleich ihre Unzulänglichkeit zur Bestimmung jeder Krankheitsform nicht rügen wollte. Die Ungewißheit der Anhänger

des Contrastimulus, in welche Diathese sie diese oder jene Krankheit zählen sollen, ihre verschiedenen Ansichten in einzelnen Fällen und die daraus entspringende, völlig entgegengesetzte Behandlung zeigt aber nicht von der Brauchbarkeit der Theorie. Der Hr. Verf. erzählt Fälle, wo Kranke mit Aderlässen und Brechweinstein behandelt, dann einem andern Anhänger des Contrastimulus übergeben große Gaben Opium und Wein erhielten. Dieselbe Ungewißheit herrscht auch in Rücksicht der Angabe, welcher der beyden Reihen manche Medikamente zugerechnet werden sollen. Einige, die im Anfange für vorzügliche Reitzmittel galten, wurden bald darauf zu den Gegenreitzen gezählt und umgekehrt, wie einige Tabellen zeigen, die der Hr. Verf. mittheilt. Wie thörigt die Behauptung ist, daß alle Mittel derselben Klasse auf dieselbe Weise und nur dem Grade nach verschieden wirken, zeigt der Hr. Verf. sehr gründlich. Indessen ist Rec. doch nicht ganz mit den eigenen Ansichten desselben einverstanden, indem den chemischen Kenntnissen von den organischen Körpern und den Mitteln kaum ein so ausgezeichneter Vorzug bey ihrer Anordnung eingeräumt werden dürfte, wie hier verlangt wird; auch ist es nicht ganz richtig, wenn als eine bekannte Sache angesehen wird, daß die Wirkungen des Kirschlorbeers durch Säuren mehr oder weniger aufgehoben werden.

Angehängt sind der Schrift einige Tabellen der in der Nasorischen Klinik behandelten Krankheiten und der dabey angewendeten Mittel mit Angabe ihrer Dosis, die, wie bereits errinnert wurde, oft fast unglaublich stark sind; so ist die gewöhnliche Gabe Opium 5 Gran, Salpeter eine halbe Unze, Brechweinstein 6 Gran u. s. w.

Wer diese sehr schöne und gründlich gearbeitete Schrift gelesen hat, wird sicherlich kein Freund und Anhänger der Lehre des Contrastimulus werden; zum Besten der Menschheit ist zu hoffen, daß sie diesseits der Alpen nirgends wird gelehrt und befolgt werden; auch ist vorauszusehrn, daß die Italiäner früher oder später sie verlassen werden, wie die Brownsche und andere ähnliche verlassen wurden.

Encyclopädisches Handbuch der lateinischen und deutschen Benennungen der Arzneymittel aller drey Naturreiche. Für Aerzte, Apotheker und Materialisten zusammengestellt von Aloys Sterler, Lehrer der Botanik in München und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied. München 1818.

Diesem Titel nach sollte man hier ein sehr vollständiges und ausführliches Wörterbuch der Benennungen der Arzneymittel

erwarten, das über die verschiedenen Namen der Arzneymittel in den gebrauchtesten und neuesten europäischen Pharmakopöen Auskunft und Aufklärung gäbe; dem ist aber nicht also. Das Buch enthält nur Folgendes:

Uebersicht der in den Officinen gebräuchlichen Pflanzen oder ihrer Theile nach den pharmaceutischen und systematischen Benennungen. Diese ist sehr unvollständig; bey dem Buchstaben A fehlt unter vielen andern Abelmoschi semina, Abietis turiones, Acori palustris radix, Actes grana, Alcornaque cortex, Alni cortex, Ammeos semen, Artemisiae Herba, Asparagi radix u. s. w. Auch die botanischen Angaben bedürfen mancher Berichtigung; die Mutterpflanzen des Bdellium-Gummi und der Calaguala-Wurzel kennt der Hr. Verf. nicht, ersteres wird von Daucus gummifer abgeleitet, und letztere kommt von Aspidium coriaceum, was längst bekannt ist; die beste Chinarinde kommt nicht von Cinchona officinalis Linné, sondern von Cinchona Condaminea Humbold; das Ammoniakgummi kommt nicht von Heracleum gummiferum, das Quassienholz der Officinen nicht von Quassia amara, das Traganthgummi nicht von Astragalus Tragacantha u. s. w. — Diese Uebersicht ist so eingerichtet, daß auf der linken Seite der botanische, und gegenüber der pharmaceutische Name steht; dieselbe ist noch einmal abgedruckt, doch so, daß auf der rechten Seite der botanische und auf der linken der pharmaceutische Name steht. Dann folgt auf dieselbe Weise eine Uebersicht der in den Officinen gebräuchlichen Pflanzen oder ihrer Theile, nach den deutschen und lateinischen pharmaceutischen Benennungen; dann eine Uebersicht der zusammengesetzten und chemischen Arzneymittel nach ihren alten und neuen Benennungen; ferner eine Uebersicht der älteren und neueren Benennungen der Arzneymittel in den k. k. österreichischen Staaten; weiter eine Uebersicht der in den Königreichen England und Schottland officinellen zusammengesetzten und chemischen Arzneymittel, nach ihren neueren und älteren Benennungen; darauf eine Uebersicht der zusammengesetzten und chemischen Arzneymittel nach ihren deutschen und lateinischen Benennungen, zuletzt eine Uebersicht der in den Officinen gebräuchlichen Thiere oder thierischen Theile.

Wie vieles hier noch fehlt, wird aus den obigen Anmerkungen schon klar; der französischen, schwedischen, wirtembergischen und vieler anderer Pharmakopöen ist mit keiner Sylbe gedacht, auch ist das Buch mit Druckfehlern so äußerst überladen und entstellt, daß man billig Anstand nehmen muß, es Anfängern in die Hände zu geben. Rec. hält daher diese Schrift für vollkommen entbehrlich und nutzlos.

Jahrbücher der Litteratur.

De Medicorum Juribus atque Officiis Tractatus. Pars prima: sistens disquisitionem historicam de medicorum apud diversas gentes statu atque conditione. Auctore Guilielmo Wagner, Medicinae, Chirurgiae atque Philosophiae Doctore; olim Mun. Medic. Copiar. Brunsvic. Primar. Fung.; Societat. Medico-physic. Erlangensis, Athenei Italici Pisani Societat. Medic. quae in Facultate Medic. Grem. constitut. est, nec non Societat. medic. Aemulat. Parisiensis sodali. Berolin. MDCCCXIX. 21 S. 4.

Eine kleine aber gehaltvolle Schrift, die kein Arzt ganz unbefriedigt aus den Händen legen wird, immerhin aber Stoff in Menge zu den mannichfaltigsten Betrachtungen über die Würde, die Schwierigkeiten und den Umfang des ärztlichen Geschäftes liefert. Der Zweck des Hrn. Verf. ist, wie auch der Titel lehrt, die Pflichten und Obliegenheiten des Arztes genau zu bezeichnen, aber auch auf die Rechte aufmerksam zu machen, die seinem Stande und der Wichtigkeit seines Berufs gebühren. In diesem ersten historischen Theile ist vorzugsweise die Rede von dem Verhältnisse des Arztes zum Staate, von der Stelle, die er bey verschiedenen Völkern in demselben einnahm, und welche Gesetze auf ihn angewendet wurden.

Nachdem der Hr. Verf. Einiges über die Behandlungsweise der Kranken in den ältesten Zeiten angeführt hat, beschäftigt er sich besonders mit dem Zustande der Aerzte bey den alten Römern. Der Name Arzt, heißt es unter andern, wurde in sehr weiter Bedeutung genommen, jeder Knecht, der seinen Herrn im Bade wusch, salbte oder die Haare abscheerte, trug den Namen Arzt. (Heutzutage heißen die Bartscheerer zwar nicht Aerzte, wohl aber Doctoren.) — In spätern Zeiten aber änderte sich dies; der Stand des Arztes wurde sehr hoch geschätzt und mit großen Vorrechten begabt, dabey aber

auch die Pflichten gegen die Kranken scharf bestimmt. Wenn (heißt es S. 10) Aerzte bey großen Uebeln andere weniger Erfahrne, Candidaten oder Chirurgen zu den Kranken schickten, um sich Bericht erstatten zu lassen, so konnten sie wegen Vernachlässigung angeklagt und schwer bestraft werden, im Falle der Kranke stürbe; denn es handelt sich hier nicht vom Eicheln lesen („de glande legenda"), sondern von der Erhaltung eines Menschen u. s. w. Der zweyte Gegenstand, bey welchem der Hr. Verf. sehr lange verweilt, ist die Salernische Schule und Rogers Königs von Apulien und Sicilien Medicinalgesetze, die auf die späteren Verordnungen die Aerzte und die Behandlung der Kranken, so wie die Verfertigung der Arzneyen betreffend, den größten Einfluß hatten. Die Schrift schließt mit einem Auszuge aus Kopp's Jahrbuch der Arzneykunde, welcher Vieles sehr zu beherzigende von den Verhältnissen der Aerzte zum Staate enthält.

Gern hätte man es wohl gesehen, wenn die Gegenstände ausführlicher behandelt worden wären, und auch etwas Näheres von dem Zustande der Aerzte bey den Hebräern, Griechen, Chinesen und andern alten Völkern würde mitgetheilt worden seyn, indessen wird dieses vielleicht in dem zweyten Theile noch nachgeholt werden, welcher wohl noch die interessantesten Gegenstände behandeln dürfte.

Nicht ohne Grund beklagt sich der Hr. Verf. über die Mangelhaftigkeit der Einrichtungen, die zu Gunsten des Arztes gemacht sind, nachdem er Jahrzehende von Mühe und Fleiß verwandt, um die nicht geringen Kenntnisse sich zu erwerben, die von ihm gefordert werden, nachdem er die Blüthe seiner Jahre in der verpesteten Luft der Hospitäler zugebracht, und vielleicht schon dadurch seine Gesundheit untergraben hat, um die seiner Mitbürger zu erhalten; welcher Lohn wartet nun seiner? Je fleißiger er seine Studienzeit zubrachte, je mehr Kenntnisse aller Art er sich erwarb, um so bescheidener wird er seyn, um so weniger wird er sich vordrängen und unbeachtet bleiben, während dem erbärmliche Charlatans oft große Rollen spielen und unverdienterweise die Achtung und das Zutrauen des Publikums besitzen; selbst wenn es ihm endlich gelingt zu besiegen, was Vorurtheil, was Neid, Mißgunst und mancher-

ley widrige Verhältnisse ihm in den Weg legten. Ist es nicht kränkend, nun erst dahin gelangt zu seyn, wo längst schon jene Medicaster sich befinden? Il arrive donc au niveau d'un charlatan sagt ein geistreicher Franzose. — Doch das sind nur geringe Lasten, die dem Stande des Arztes und der eigenen Beschaffenheit seiner Wissenschaft ankleben; aber es sind noch andere drückende Verhältnisse vorhanden, deren Beseitigung die Aerzte mit Recht erwarten dürften, und es ist nicht zu zweifeln, daß der Hr. Verf. in dem zweyten Theile seines Tractats, dessen baldige Erscheinung wir wünschen, davon ausführlich sprechen wird.

Das chemische Laboratorium an der k. k. Universität zu Prag, Entstehung und gegenwärtiger Zustand desselben, sammt Nachrichten über einige der darin vorgenommenen Arbeiten, nebst einigen Abhandlungen chemisch medicinischen Inhalts. Dargestellt und bearbeitet von Adolph Martin Pleischl, Doct. d. Med., durch 4 Jahr gewesenem Assistenten, und dermaligen Supplenten der Lehrkanzel der allgemeinen und pharmaceut. Chemie an d. Univ. zu Prag. Prag 1820. 222 S. 8.

Es ist eine betrübte und nicht zu bestreitende Thatsache, daß Deutschland nicht mehr, wie ehedem, verdient, als der Hauptsitz der Chemie betrachtet zu werden, und zwar nicht bloß, weil das Licht der in Frankreich aufgekommenen antiphlogistischen Lehre viele vorzügliche deutsche Chemiker viel zu spät durchdrang, — nicht bloß, weil viele unsrer trefflichsten Köpfe durch die jetzige Naturphilosophie zu sehr vom Praktischen und Mathematischen abgeleitet wurden, — sondern vorzüglich, weil den meisten deutschen Chemikern die zu vielen Untersuchungen durchaus nöthigen, oft kostbaren Mittel fehlen, welche den englischen und französischen Chemikern so freygebig dargeboten werden. — Um so mehr muß es erfreuen, und Hoffnung für die weitere Ausbreitung dieser immer wichtiger werdenden Wissenschaft in Deutschland erwecken, wenn man bemerkt, wie neuerdings auch viele deutsche Regierungen be-

ginnen, durch bessere Gründung der Institute der Chemie eine sorgfältige Pflege angedeihen zu lassen. Dies ist namentlich der Fall mit unserm Heidelberger Laboratorium, welches theils durch Versetzung in ein viel passenderes Local, theils durch die von der Großherzogl. Badischen Regierung freygebigst bewilligte Vermehrung seines jährlichen Einkommens und durch außerordentliche Bewilligungen seit 5 Jahren in einen Zustand versetzt ist, welcher den Bedürfnissen der heutigen Chemie in den meisten Beziehungen entspricht. Es sind die nöthigsten Apparate angeschafft; es konnten die wichtigsten Präparate dargestellt werden; seit einem Jahr wurde es sogar vermittelst eines neuen Zuschusses möglich, in jedem Sommerhalbjahre in der analytischen Chemie praktischen, mit Selbstübungen verbundenen Unterricht zu ertheilen.

Ganz zu derselben Zeit, wie in Heidelberg, wurde in Prag das chemische Laboratorium ungemein vervollkommt, oder gleichsam neu gegründet. Die gelehrte Welt mit dieser Bereicherung der Prager Universität bekannt zu machen, und ihr einige der aus dieser neuen Anstalt hervorgegangenen Früchte darzubieten, ist der Zweck des vorliegenden Werks. Von S. 1 — 42 findet sich das Geschichtliche zusammengestellt, wonach in Prag erst im Jahr 1775 Joseph Mikan als erster Professor der Chemie und Botanik ernannt, und durch denselben erst 1785 ein Laboratorium eingerichtet wurde. Im Jahr 1812 trat Joh. Chr. Jos. v. Freyßmuth als Professor der Chemie und Pharmacie an Mikan's Stelle, und hiermit begann die Verbesserung des Laboratoriums, zu welcher eben sowohl die Munificenz der Regierung, welche seit dieser Zeit 16000 fl. auf diese Anstalt verwendete, als der rastlose Eifer des verdienstvollen und den Wissenschaften zu früh entrissenen Prof. Freyßmuth beytrug. — S. 43 folgt eine etwas zu ausführliche Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes der chemischen Anstalt; das Locale besteht aus einem großen, in das Auditorium und das Laboratorium getheilten Saal, einem kleinen Handlaboratorium, einem Bücherzimmer, einem Apparatenzimmer, einem Präparatenzimmer, einem Materialgemach und einem Keller, die zweckmäßig vereinigt und eingerichtet sind,

und auch ſchon mehrere vorzügliche Apparate und viele Präparate enthalten.

Von den hierauf folgenden, durch den Verf. zum Theil noch zu Freyßmuths Lebzeiten angeſtellten Beobachtungen verdienen beſonders folgende eine Erwähnung: Die mit Weingeiſt verbundene Blauſäure fand der Verf. viel haltbarer, als die mit Waſſer verbundene (eine übrigens ſchon von Prouſt erwieſene Thatſache), und er empfiehlt ſie deshalb zur mediciniſchen Anwendung. — Viele, zur Beleuchtung der Salzſäuretheorie angeſtellte Verſuche, geglühten ſalzſauren Baryt durch Boraxſäure zu zerſetzen, fielen verneinend aus. — S. 119 folgen intereſſante Beobachtungen über die Ipecacuanha. Bekanntlich ſchreiben Pelletier und Magendie ihre Brechkraft einer extraktiven Subſtanz, dem Emetin, zu, die in der Rindenſubſtanz 14 — 16, in der Markſubſtanz nur etwas über 1 Procent betragen ſoll. Nach Pleiſchl erhält man jedoch bey Befolgung des von den franzöſiſchen Chemikern angegebenen Verfahrens viel weniger Emetin, als 14 Procent, und die Brechkraft deſſelben ſteht in keinem richtigen Verhältniß zu dem der ganzen Wurzel, um denſelben als das einzig wirkſame betrachten zu können, da 4 Gran Emetin nicht beträchtlich mehr wirkten, als 10 Gran Rinden- und als 20 Gran Markſubſtanz. So erhielt auch Pleiſchl nach einer etwas abweichenden Methode einen Emetin, der, in allen chemiſchen Beziehungen mit dem, nach der franzöſiſchen Weiſe bereiteten Emetin übereinkommend, zu 7 Gran innerhalb einer Stunde genommen bloß etwas Eckel, ohne alles Erbrechen verurſachte. Hieraus folgert der Verf., daß die Brechkraft nicht in einem einzelnen Theile der Wurzel, ſondern in dem Ganzen liege; nach des Rec. Dafürhalten ließe ſich jedoch auch die einfache Anſicht, daß nämlich bloß im Emetin die Brechkraft liege, beybehalten, wenn man nur annimmt, daß derſelbe, da er ohnehin leicht zerſetzbar iſt, während ſeiner Darſtellung (ſo wie beym längern Liegen der Wurzel) eine geringe chemiſche Veränderung erleide, welche ſeine emetiſche Wirkung beträchtlich ſchwächt. Der Verf. fand bey ſeiner Analyſe zugleich eine, von Pelletier und Magendie überſehene harzige Subſtanz, von der 1½ Gran Brechen erregten. Dem-

nach enthält die Brechwurzel vielleicht zwey emetische Principe. Auf jeden Fall ergibt sich aus des Verf. Versuchen der von ihm gezogene und mit vielen Gründen unterstützte Schluß, daß es nicht rathsam sey, sich statt der Ipecacuanha des Emetins als eines Arzneymittels zu bedienen. — S. 165 erklärt der Verf. die feuerlöschende Kraft des Wassers 1) aus der Verdünnung der Luft durch den gebildeten Wasserdampf, 2) aus der Wärmeverschluckung durch die Dampfbildung. Der seit Lavoisiers System so oft ausgesprochene und auch hier wiederholte Satz, daß wenig Wasser, zu Kohlenfeuer gefügt, die Hitze vermehre, sofern sein Wasserstoff frey werde und dann wieder verbrenne, beruht auf einer falschen Berechnung; die Flamme mag vergrößert werden; die Höhe wird gewiß nicht vermehrt, sondern wenigstens um so viel vermindert, als das Wasser zu seiner Dampfbildung Wärme nöthig hat; denn die bey der Verbrennung des Wasserstoffs sich entwickelnde Hitze muß dadurch genau ausgeglichen werden, daß ein Theil des Kohlstoffs, statt durch den Sauerstoff der Luft zu verbrennen, durch den des Wassers verbrannt wird. Die Schmiede befeuchten ihre Kohlen äußerlich, daß sie nicht unnöthig verbrennen. Befeuchtete Steinkohlen verbrennen zwar leichter, als trockene, vielleicht wegen der stärkeren Flammenbildung, allein daß sie mehr Wärme verbreiten, hat noch Niemand bewiesen. — Der Verf. stellte Versuche an, zur Unterscheidung einer Auflösung der arsenigen Säure von einem Zwiebeldecokt; und zu ihrer Unterscheidung von Phosphorsäure in Bezug auf salpetersaures Silber; — er versuchte vergeblich, nach Döbereiners Angabe durch Weißglühen von Baryt mit Kienruß Boron zu erhalten; daß er dieses auch nicht aus dem Boroneisen erhalten konnte, ist kein Wunder, da das Eisen höchst wenig Boron aufnimmt, besonders wenn, wie es hier geschah, dasselbe zugleich mit Kohlenstoff in Berührung gesetzt wird; — als der Verf. 100 Zucker mit Hefen gähren ließ, so erhielt er 47,2 Kohlensäure; — endlich fand er, daß die schwefelsaure Indigauflösung zwar durch Auflösen von Zink gänzlich entfärbt wird, daß aber beym Hindurchleiten von Wasserstoffgas bloß eine grüne Färbung und nicht eine Entfärbung bewirkt wird. — Die übrigen Versuche bieten nichts Merkwürdiges dar, und

viele sind so alltäglich, daß sie füglich hätten ungedruckt bleiben können.

L. Gmelin.

Lehrbuch der Physik von Joh. Ph. Neumann, Professor am k. k. polytechnischen Institute in Wien. Zweyter Theil. XIV und 783 S. 8. mit 15 Kupfertafeln. Wien 1820.

Vergl. Jahrgang 1819. S. 751.

Ein allgemeines Urtheil über dieses ausführliche und vortreffliche Lehrbuch, wodurch eine nicht unwesentliche Lücke in der deutschen physicalischen Literatur ausgefüllt wird, hat Rec. bey der Beurtheilung des ersten Theils ausgesprochen, und bezieht sich hier ganz auf dasselbe, um unnöthige Wiederholung zu vermeiden, und mehr Raum für einzelne Bemerkungen zu gewinnen, welche den gelehrten Verf. vielleicht veranlassen, einigen schwierigen Gegenständen noch mehr, als bereits geschehen ist, seine Aufmerksamkeit zu widmen. Es dürfte dieses um so viel nothwendiger seyn, je sicherer das Buch bey seinem großen Umfange und seiner Reichhaltigkeit nebst vorzüglicher Deutlichkeit in den Händen aller derjenigen sich befinden wird, welche eine vollständige Uebersicht der Naturlehre zu erhalten wünschen, wozu es ohne Streit bey weitem mehr als zu einem Compendio beym mündlichen Vortrage geeignet ist. Uebrigens ist dieser zweyte Band noch ungleich wichtiger, als der erste, insofern er gerade diejenigen Lehren enthält, welche durch die neuesten Untersuchungen so ausnehmend erweitert wurden, und dennoch dem eifrigsten Forscher so viel Dunkeles und Räthselhaftes, durch künftige Bemühungen vielleicht zu erhellen übrig lassen.

Die Lehre vom Schalle nimt 72 Seiten ein. Rec. wüßte kaum irgend etwas aufzufinden, was nach seiner Ansicht anders dargestellt oder als Ergänzung noch hinzugefügt werden könnte, einen Auszug aber wird keiner der Leser dieser Anzeige erwarten. Inzwischen scheinen folgende Kleinigkeiten einer näheren Berücksichtigung nicht unwerth zu seyn. Ueber die durch drehende Bewegung entstehenden Töne wird S. 30 richtig bemerkt, daß sie tiefer sind, als die durch Longitudinal-Schwingungen

erhaltenen. So weit eigene Beobachtungen, übereinstimmend mit einer mündlichen Angabe des Hrn. Chladni reichen, beträgt das Intervall allezeit genau eine Quinte. Daß die Stärke des Schalles im Verhältniß des Quadrates der Entfernung abnehme, folgt weder unmittelbar theoretisch, noch stimmt es genau mit der Erfahrung überein, wie bey der Verbreitung des Lichtes der Fall ist, man mag die Schallstrahlen für wellenartige Undulationen halten, oder den Fortgang des Schalles aus dem Stoße der elastischen Elementartheilchen der Körper erklären, wovon man sich am leichtesten überzeugt, wenn man nicht bloß auf die Fortleitung durch die Luft, sondern zugleich auf die durch feste und tropfbar flüssige Körper Rücksicht nimt. Bey der Erklärung der Wirkung des Hörrohrs S. 60 hat der Verf. sehr richtig bemerkt, daß dieselbe nicht geradezu aus der Vereinigung vieler Schallstrahlen in einen engeren Raum abgeleitet werden kann, denn bekanntlich bewirkt der weiteste hohle Kegel, wenn er mit der Spitze in das Ohr gehalten wird, gar keine Verstärkung des Schalles. Eben deswegen aber scheint es nicht ganz angemessen, dasselbe auch nur gewissermaßen ein umgekehrtes Sprachrohr zu nennen, und es ist vielmehr wichtig, bey der keineswegs hinlänglich genau erforschten Construction eines so wesentlichen Apparates vorzüglich darauf Rücksicht zu nehmen, daß der Schall sich in Windungen fangen muß, worauf auch der Bau des äußern Ohres führt. Ein trompetenartiges Rohr verstärkt den Schall gar nicht, so lange es gerade ist, sobald es aber schneckenförmig gewunden wird, zeigt es eine sehr auffallende Wirkung. Den Effect der Resonanzböden möchte Rec. nicht sowohl von den eigenthümlichen Schwingungen derselben, und einem hieraus entstehenden Mittönen ableiten, wie dieses S. 69 geschieht, als vielmehr darauf zurückführen, daß die Schallwellen an demselben eine elastische Stütze finden, und dadurch schärfer und deutlicher zurückgeworfen werden, nach einem groben Vergleiche etwa in der Art, wie ein geeigneter Fußboden dem Ballettänzer hilft. Eben so dürfte eine Hauptbestimmung des Tympanum im menschlichen Ohre bloß die seyn, die inneren Theile gegen den freyen Zutritt der Luft und daraus entstehende Verletzung zu schützen.

Mit gleicher Vollständigkeit und genauer Beschreibung der wichtigsten Versuche und dazu erforderlichen Apparate sind die Erscheinungen der Wärme im zehnten Hauptstücke von S. 75 bis 202 abgehandelt. Eine ziemlich detaillirte Beschreibung der Apparate zur Heitzung mit Dämpfen und der Dampfmaschinen S. 181 gehört zwar eigentlich in die Technologie; allein wegen der großen Wichtigkeit und vielfachen Anwendung solcher Maschinen werden bey weitem die meisten Leser das Beygebrachte mit Vergnügen aufnehmen. Daß etwas Wesentliches in diesem weitläuftigen Abschnitte ausgelassen sey, wüßte Rec. nicht nachzuweisen, und eben so vermag er keine bedeutende Einwendung weder gegen den Inhalt, noch gegen die Art der Darstellung beyzubringen. Als unbedeutende Kleinigkeiten ließen sich anführen, daß §. 594. statt Wirkungen, wodurch die Wärme zur gebundenen wird, wohl Ursachen oder Bedingungen stehen müßte. Nicht völlig genau ist auch die Angabe S. 85, daß Newton die jetzt üblichen festen Punkte, als solche, bey seinem Leinöl-Thermometer zum Grunde gelegt habe, sondern diese waren vielmehr der Punkt des schmelzenden Eises und der natürlichen menschlichen Wärme, deren Differenz er in 12 Theile theilte, und solcher Grade 34 beym Sieden des Wassers fand. Als Normalstand des Barameters bey der Bestimmung des Siedepunktes nimt man, so viel Rec. weiß, in Deutschland allgemein 28 par. Zoll an, in Frankreich $0^m,76 = 28$ Z. 0,905 Lin., allein dieses ist etwas geringer als der mittlere Barometerstand im Niveau des Meeres, welcher, wenigstens in mittleren Breiten, zu 28 Z. 2 L. ziemlich übereinstimmend gefunden ist. Es läßt sich demnach S. 89 nicht füglich sagen, daß es vielleicht räthlich sey, den mittleren Barometerstand an der Meeresfläche von 28 Z. als Normalstand bey der Bestimmung des Siedepunktes anzunehmen. Daß Rumford's Thermoskop S. 95 von einem deutschen Physiker, Schmidt in Gießen, erfunden ist, und vom Grafen Rumford bloß den Namen, so wie im Leslie'schen Differential-Thermometer eine Abänderung erhalten hat, sollten deutsche Physiker um so weniger unbemerkt lassen, je eifriger die Ausländer auf das Prioritätsrecht bey ihren Erfindungen halten; auch darf nicht übersehen werden, daß keineswegs die Luft, sondern

die Dämpfe des Weingeistes die eigentliche thermoskopische Substanz in demselben ausmachen. Bey der Bestimmung der Wärme, welche Wasser erfordert, um in Dampf überzugehen, bezieht sich der Verf. S. 155 bloß auf die Versuche von Black, obgleich dieser Gegenstand später von andern mit nicht durchaus übereinstimmenden Resultaten untersucht ist; auch hätte bey der Erwähnung des Leslie'schen Versuches der Kälte-Erzeugung durch verdampfendes Wasser und Eis S. 157 füglich die große, selbst das Queckſilber zum Gefrieren bringende Kälte, welche durch dieses Mittel erhalten wird, erwähnt werden können. Uebrigens war Papinus, der Erfinder des Digestors, kein Engländer, wie S. 151 angegeben wird, sondern ein französischer Arzt aus Blois, welcher religiöser Streitigkeiten halber nach Marburg kam.

Von S. 203 bis 405 nehmen die optischen Untersuchungen ein, anscheinend ein großer Raum, aber man darf dennoch den Vortrag eher kurz und gedrängt, als weitläuftig und gedehnt nennen. Die geometrische Construction der Erscheinungen des Lichtes hat unter den streng wissenschaftlichen Physikern einmal eine gewisse Bestimmtheit erhalten, so daß hierin eine größere Uebereinstimmung als in der Art der Darstellung der übrigen Abschnitte herrscht, und es würde daher überflüssig seyn, den Gang, welchen der Verf. gewählt hat, genauer zu bezeichnen. Inzwischen darf nicht unbemerkt bleiben, daß auch die neuesten Untersuchungen, namentlich der Polarisation des Lichtes vollständig und ausnehmend klar vorgetragen sind. Vermißt hat Rec. in diesem Abschnitte gar nichts, jedoch hätte bey der Beschreibung der Linsengläser S. 203 oder noch zweckmäßiger bey der Erklärung des Sehens S. 369 die Wirkung der Brillen und Lorgnetten bey abnormen Augen, und die Methode ihre Form in jedem einzelnen Falle zu bestimmen, genauer angegeben werden können, indem dieses im Allgemeinen für viele und speciell für Aerzte von großer Wichtigkeit ist. Unter den mineralischen Substanzen S. 397, welche vorzugsweise durch den Einfluß des Lichtes verändert werden, hätte billig die mit Alcohol verdünnte blutrothe anthrazothionsaure Eisentinktur nicht übergangen werden sollen, weil diese nächst dem Hornsilber die auffallendste Wirkung zeigt. Ueber

das Wesen des Lichtes entscheidet der Verf. aus begreiflichen Gründen nicht, zeigt sich aber durch die Wiederlegung der Gegengründe S. 401 geneigt, auf die Seite derjenigen überzugehen, welche Wärme und Licht für identisch halten. Unter den Gegengründen ist aber ein hauptsächlicher nicht erwähnt, welcher aus dem Latent- und wieder Freywerden der Wärme als solcher, und dem Binden und Entbinden des Lichtes in manchen Lichtsaugern ohne Veränderung seines Wesens nach Grotthuß und andern unleugbar hervorgeht. Wollte man annehmen, daß das Licht im Uebergange zur Wärme seine Natur ändere, so müßte diesen genannten Erscheinungen zufolge doch der eigentliche Grund dieser Veränderung näher nachgewiesen werden. Die bekannten Herschelschen Versuche, wonach es im Farbenbilde neben den rothen Strahlen noch weniger brechbare wärmende giebt, sind zwar erwähnt, zugleich aber auch die dagegen beweisenden von Böckmann und Berard nicht verschwiegen. Unter diesen beyden hat der erstere mit so feinen Wärmemessern und mit so großer Vorsicht gearbeitet, daß nach des Rec. Ueberzeugung hierdurch die Behauptung genügend widerlegt ist. Die sogenannten subjectiven oder zufälligen Farbenerscheinungen, will der Verf. mit Herrn v. Göthe physiologische genannt wissen, worin Rec. vollkommen beystimmt, so wie auch in dem Vorschlage, die durch krankhafte Affection des Auges entstehenden Farben pathologisch zu nennen. Wenn aber der Verf. S. 306 behauptet, daß das Bild eines durch ein Hohlglas gesehenen Gegenstandes entfernter zu seyn scheine, als ohne dasselbe, weil zugleich eine Verkleinerung bewirkt wird, so ist dieses mindestens nicht scharf genug bestimmt. Um sich nämlich zu überzeugen, daß das Hohlglas, der geometrischen Construction völlig gemäß, das Bild des Gegenstandes näher bringt, so daß es der Verkleinerung ungeachtet wirklich in größerer Nähe gesehen wird, darf man nur den nämlichen Gegenstand, z. B. eine Mauer, eine Barriere u. dgl. zum Theil durch ein Hohlglas, zum Theil neben demselben vorbey mit unbewaffnetem Auge betrachten, um sich zu überzeugen, daß der durch das Glas gesehene Theil näher gebracht wird; ein belehrender Versuch, den man auch mit einem holländischen Perspective anstellen kann. Auf gleiche Weise ist es

keineswegs richtig, wenn ebendaselbst behauptet wird, das Bild, welches eine convexe Linse erzeugt, werde hinter derselben gesehen, da es doch eigentlich vor derselben stehen müsse; vielmehr wird das Bild wirklich vor derselben, und zwar genau an der durch die Zeichnung angegebenen Stelle gesehen, wovon man sich überzeugen kann, wenn man ein Fernrohr ohne Ocular auf einen entfernten Gegenstand richtet, und aus einer Entfernung von einigen Füßen das darin entstehende Bild betrachtet. Die Geschwindigkeit des Lichtes wird nach S. 221 so angegeben, daß den Erfahrungen der Astronomen zufolge der mittlere Halbmesser der Erdbahn in 8′ 7″,5 durchlaufen wird; allein die neuesten und genauesten Rechnungen geben 8′ 13″,2 nach Delambre Astron. Th. 3. S. 106, womit auch die aus der Aberration neuerdings gefolgerte Geschwindigkeit von 8′ 17″,91 nach v. Lindenau in Bode astr. Jahrb. 1820. S. 210 besser übereinstimmt. Zu S. 368 ließe sich noch bemerken, daß das Doppeltsehen der Gegenstände nicht bloß durch Trunkenheit und heftige Affecte, sondern auch durch krankhaften Zustand der das Auge bewegenden Muskeln hervorgebracht wird, wie Rec. in einigen Fällen erfahren hat.

So aufmerksam auch Rec. den folgenden Abschnitt bis S. 564, worin die Electricitätslehre abgehandelt wird, in der Absicht durchgelesen hat, um nichts von demjenigen zu übersehen, was nach seiner Ansicht anders dargestellt werden könnte, oder um aufzufinden, was als Wissenswürdiges übergangen seyn möchte; so ist ihm doch nichts Wesentliches dieser Art vorgekommen, und es mögen daher nur folgende Bemerkungen hier Platz finden. Die gefärbten Lichtenbergschen Figuren nach S. 424 werden leichter und wohlfeiler mit Mennig und Schwefelblumen, als mit dem rothen Quecksilberoxyd und den letzteren erhalten, auch hätte wohl bemerkt werden können, daß ein solches gemischtes Pulver durch das Beuteln in seinen beyden Bestandtheilen verschieden electrisch, und daher auf den Figuren getrennt wird, wodurch der Versuch an Interesse ausnehmend gewinnt. Bey den Electroscopen S. 426 ist es gewiß nicht überflüssig, dasjenige zu erwähnen, welches aus einer sehr feinen Flaumfeder an einem seidenen Faden aufgehangen besteht, und sich durch seine Empfindlichkeit nicht weniger als

durch seine Wohlfeilheit empfiehlt, indem Rec. noch zweifelhaft ist, ob es wohl ein empfindlicheres Electroscop giebt, als dieses. Der Mechanismus bey der S. 487 angegebenen und in der 298sten Figur gezeichneten Zündlampe, wodurch dem Strome Wasserstoffgas der electrische Funke zugeführt wird, ist nach der älteren Art etwas zu complicirt; viel einfacher ist derselbe bey denjenigen Maschinen, welche gegenwärtig im nördlichen Deutschlande, namentlich in Göttingen verfertigt werden. Daß der bloße Druck, vorzüglich beym isländischen Kalkspath, Electricität errege, hat der Verf., wie sich von selbst versteht, S. 559 anzugeben nicht vergessen. Interessant aber wird es ihm seyn, wenn Rec. versichert, unter vielen andern zufällig ein Stück Doppelspath gefunden zu haben, welches seit einem Zeitraume von etwa acht Monaten nicht aufhört, jederzeit (am Bohnenbergerschen Electrometer) auch ohne Druck oder sonstige Veränderung Electricität zu zeigen, selbst wenn es nicht mit der Hand, sondern bloß mit einem Zängelchen angefaßt, und dem Electrometer genähert wird. Neu war für Rec. die Angabe S. 445, daß bedeutend dicke Glasstangen weniger als dünnere isoliren sollen, wenigstens erinnern wir uns in dem Augenblicke nicht, dieses als Resultat genügender Beobachtungen irgendwo aufgestellt gefunden zu haben. Zugleich aber hätte wohl können angeführt werden, daß dunkelbraunes Schellack unter allen Substanzen am besten isolirt, und in feine Stangen ausgezogen zu feinen Versuchen am tauglichsten ist. Die unmeßbare Geschwindigkeit der Electricität in leitenden Körpern nach S. 472 bedarf noch wohl näherer Bestätigung, indem Singer die Gültigkeit der Watsonschen Versuche in Zweifel zieht (S. Electricitätslehre d. Ueb. S. 93), und zwar nach unserer Ueberzeugung mit Recht; denn es streitet schon der Widerstand dagegen, welchen der electrische Strom in langen Leitern findet, weswegen er unter Umständen die trockne Luft auf kurze Strecken durchbricht, um einen näheren Weg zu finden, wie S. 471 richtig angegeben wird. Wenn es aber S. 508 für etwas Merkwürdiges ausgegeben wird, daß Metalle und Kohlen als beste Electromotoren zugleich für den Magnetismus am fähigsten seyn sollen; so kann Rec. hierin keine große Analogie finden. Der Magnetismus nämlich

wählt aus der großen Zahl der Metalle bloß drey zu seinem Sitze aus, nämlich Eisen, Nickel und Kobalt, welche aber in der Reihe der Electromotoren keine sonderliche Rolle spielen; und an die Kohle für sich kann der Magnetismus außerdem nicht gebunden werden, sondern sie bewirkt bloß, daß das Eisen denselben dauernder festhält. Zwar führt der Verf. §. 925. noch die früheren Beobachtungen an, wonach alle Körper mehr oder minder vom Magnete afficirt werden sollten; allein man weiß wohl, daß der größte Theil dieser Beobachtungen denjenigen Theorieen zu gefallen gemacht wurde, welche billig erst auf genügende Erfahrungen hätten gegründet werden sollen. Später hat sich der Magnetismus bloß auf die genannten drey Metalle reducirt gefunden, im polarischen Serpentin ist das magnetische Eisen entdeckt, und Coulomb selbst hat seine frühere Behauptung einer magnetischen Anziehung aller oder der meisten Stoffe nach späteren genaueren Versuchen zurückgenommen, wie Biot T. III. p. 117 aus seinen Papieren ausführlich berichtet. Ueberhaupt kann Rec. die §. 927. erörterte Aehnlichkeit zwischen dem Magnetismus und der Electricität keineswegs so hervorstechend finden, daß sie nicht durch die große Verschiedenheit beyder ausnehmend überwogen würde. Letztere zeigt sich vorzüglich in der eigentlichen und wahren Polarität des Magnets rücksichtlich auf den Erdkörper auf eine solche Weise, daß man bey einer genauen und mit Scharfsinn geschehenen Feststellung des Begriffes kaum einsieht, wie die sogenannte Polarität der Electricität hiermit identisch angenommen werden kann. Eben deswegen aber hätte man die, offenbar aus der Franklinschen Hypothese entstandene, und dieser allein zusagende Bezeichnung von +. und —. Electricität auf den Magnetismus nicht übertragen sollen, weil wir doch einmal nicht umhin können, bey einer Bezeichnung auch den eigentlichen Begriff des Zeichens mit aufzufassen. Solche anscheinende Kleinigkeiten verdienen so viel größere Aufmerksamkeit, je mehr sie geeignet sind, die Erforschung des Wesens der Dinge zu erleichtern oder zu erschweren. Ob aber die sogenannten trocknen Säulen ihre Wirksamkeit wirklich im strengen Sinne des Wortes bleibend behalten, nach S. 600, und dieselbe nicht vielmehr durch eine

langsame Oxydation bedingt wird, ist bis jetzt noch keineswegs entschieden. Eine ziemlich gemeine irrige Behauptung, daß der Magnet nicht durch flaches Eisen wirke, wird auch vom Verf. S. 568 wiederholt. Wahr ist es allerdings, daß ein Magnet durch ein flaches Eisen kein anderes Eisen von einigem Gewichte anzieht, weil eine flache eiserne Tafel, den Erscheinungen bey der Electricität gerade entgegengesetzt, nicht zum neuen Magnete gebildet wird. Wenn man aber den durch eine eiserne Platte getrennten Magnet einer Magnetnadel nähert, nimt man die durchgehende Wirkung desselben sehr bald wahr. Uebrigens wird der Leser auch in diesem Abschnitte über den Magnetismus die nämliche Befriedigung finden, als in den übrigen.

Um dem ganzen Werke den erforderlichen Grad der Vollständigkeit zu geben, wird im vierzehnten und letzten Hauptstücke noch von den irdischen Erscheinungen im Großen, d. h. in vier Abschnitten von dem festen Lande, dem Meere, den Gewässern des festen Landes und der Inseln und von der Atmosphäre gehandelt. Der Verf. hat hierbey eine gleiche Vollständigkeit, als bey den übrigen Untersuchungen nicht beabsichtigt, indem er nur Einiges, und wie sich von selbst versteht, das Wissenswürdigste beyzubringen verspricht. Inzwischen wird niemand auch diesen Theil des Ganzen ohne Befriedigung lesen. Rec. begnügt sich, einige wenige Bemerkungen hierüber beyzubringen. Rücksichtlich auf die Bildung der Erde neigt sich der Verf. im Ganzen zum Neptunismus, weswegen er auch Basalt und Wacke nicht zu den vulcanischen Producten zählt, und bloß angiebt S. 614, daß Obsidian und Bimsstein von manchen Mineralogen für Laven gehalten werden. Unter den Ursachen des Oststromes S. S. 625 hätte wohl die Strömung des Wassers von den Polen nach dem Aequator und die östliche Richtung desselben als Folge der Rotation des Erdkörpers eine Stelle verdient. Daß der Spiegel des Caspischen Meeres nicht erhöhet werde, ist wohl so ausgemacht, daß es S. 633 nicht wohl heißen dürfte, es scheine so; und die Nichtigkeit der früheren Vermuthung von unterirdischen Canälen nach dem schwarzen Meere ist längstens erwiesen. Zur Erklärung des Zodiacal-Lichtes wird S. 649

die Mairan'sche Hypothese angeführt, ohne der bestimmten Aeußerung von Laplace, daß diese nach Gravitationsgesetzen unmöglich sey, zu erwähnen, welches doch bey der Bestimmung des Werkes zum Selbstunterrichte wohl nicht überflüssig gewesen wäre.

Rec. beschließt hiermit seine Beurtheilung dieses höchst schätzbaren Lehrbuches in der festen Ueberzeugung, daß der Verf. sowohl als das richtende Publicum bald finden werden, mit welcher Sorgfalt er dasselbe durchgelesen, und alles angemerkt habe, wodurch die fraglichen Punkte aufs Neue zur Untersuchung kommen können, und der gelehrte Verf. veranlaßt werden mag, dasjenige zu verbessern, was er selbst dazu für geeignet hält. Zu diesem Ende mögen denn auch noch folgende sinnentstellende Druckfehler hier einen Platz finden. S. XI. Voigt's Mag. nicht 10, sondern 12 Bde. Ebend. Journal de ph. u. s. w. statt Annales de chim. et de phys. S. 141 steht 39°, statt — 39°. S. 331 Z. 19 Convexlinse, statt Concavlinse. S. 396 Z. 6 v. u. am wenigsten, statt am meisten. S. 491 Munke, statt Meinke. S. 537 werden die kleinen Scheiben der trocknen Säulen zu 2 Zoll angegeben, wahrscheinlich statt ½ Zoll. S. 581 Z. 10 v. u. nimt ab, statt nimt zu; auch wird S. 490 abermals, wie im ersten Theile, Querike statt Guericke geschrieben.

Auch diesem Theile sind 20 Tabellen von ungemein nützlichem Inhalte aus den abgehandelten Gegenständen hinzugefügt, welche die Brauchbarkeit des Buches unleugbar erhöhen.

Heidelberg,

Engelmannsche Buchdruckerey.

No. 59. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

Curae Hexaplares in Jobum. E Codice Syriaco Hexaplari Ambrosiano - Mediolanensi. Scripsit Henr. Middeldorpf, Phil. et Theol. Dr. hujusque P. P. O. in Univers. litt. Vratislaviensi. Vratislaviae. Bey Holäufer. 1817. 112 S. in 4.

Der Verf. erhielt, durch Veranlassung Ol. Tychsens, von Herrn Prof. Norberg dessen Abschrift des Mayländischen in seiner Art einzigen Ms. der syrisch-hexaplarischen Uebersetzung von Hiob, Pss. Prov. Ekklesiastes, Hohem Lied, Klagl. Jesaias, Daniel und den 12 kl. Propheten. Herrn Hofrath Eichhorn verdankt der Verf. zwey Abschriften der syrisch-hexaplarischen Uebersetzung vom vierten Buch der Könige. Daniel ist schon von Bugati edirt (1788. 4.). Daher giebt M. S. VI. VII. einige Verbesserungen. Norberg selbst hat (Lund 1787. 4.) Jeremias und Ezechiel nach dem Ambrosian. Codex herausgegeben. Manches in den verschiedenen hexaplarisch-griechischen Versionen haben dadurch Spohn, Bruns, Schleusner verbessern können. Zu diesem Zweck giebt Herr M. seine Collation des hexaplarisch-syrischen Hiob, zum Theil mit Bemerkungen, vorzüglich auch zu Vermehrung des Syrischen Lexicalischen, noch vieler Nachträge bedürfenden Sprachschatzes. — Mit Vergnügen will Rec. seine Aufmerksamkeit auf diese gelehrte Bemühungen beweisen.

Nach der Unterschrift des Codex wären eigentlich alle daraus entstehenden Arbeiten tetraplares zu nennen. Die Unterschrift sagt: desumtus est Jobus e Tetraplis [e quatuor divisionibus] antiquis. Hexaplaris ist ein Codex nur, wenn er zu den vier Columnen griechischer Versionen auch noch die zwey ersten hat, nämlich den hebr. und hebräisch-griechischen Text.

I, 6. und in den parallelen Stellen steht für ὁ διαβολος im Syr. ܡܪܡܢܐ Hr. M. denkt an eine Ableitung von ܡܪ, woher ܡܪܡܪܢܐ ܡ irritator (Erbitterer) oder von ܡܪܕ im Widerstreit heftig seyn (= dem מוֹרֶה μωρὲ Widersacher, Rebell, Matth. 5, 22.); מַרְמִינָא für διαβολος stammt von רָמָה, מִרְמָה ܪܡܐ werfen, etwas auf einen als Vorwurf, oder als Täuschung. s. Castell. Heptagl. Fol. 3591. Nr. 8. 9. oben. — I, 8. wird die Bedeutung Diener, עֶבֶד für das Syr. ܡܢܢܚܢܐ, welches zuerst Schindler in dieser Bedeutung bemerkte, durch mehrere Stellen bestätigt. Vgl. Castell. Fol. 2242. Nr. 8. 9. Wie sollte aber diese Bedeutung von נוּחַ ruhen, מֵנִיחַ ruhen machend, abstammen. Rec. findet darin die im Arab. übrige Grundbedeutung von נוּחַ. ناخ ist eigentlich sich niederlassen zur Erde, wie das Kameel procumbit, wenn es sich eine Last auflegen läßt. Daher entsteht die Bedeutung ruhig seyn, ablassen. Aber מֵנִיחָנָא ist ein procumbens Deo s., Domino und so ein Diener. Vgl. مُناخ, أناخة Castell. 2243. Nr. 23. 24.

II, 4. steht für לְבַלְּעוֹ am Rande des Codex: ܠܡܛܒܥܘܬܗ καταποντισαι αυτον. ܛܒܥ ist untertauchen, und daher diese Stelle sehr brauchbar, um auch im N. T. βαπτιζειν zu erläutern, wenn es vom Untertauchen in Unglück und Gefahr vorkommt; wie Luk. 12, 50. — II, 12. steht für καταπασαμενοι γην Syr. ܐܬܡܠܝܘ. Der Verf. setzt dabey: quae vitiose scripta sunt pro ܐܬܬܦܠܘ a rad. ܐܬܬܦܠܘ volutavit se, verbum in Cod. Hexapl. et Jerem. 6, 26. pro καταπασσω usurpatum. Schwer aber ist doch eine solche Verwechslung der Züge anzunehmen. Da מְלַח auch salire, sale conspergere bedeutet, so möchte es leicht für זָרַק stehen können. Uebrigens setzt die Form καταπασαμενοι auch im Präsens

καταπαζω, nicht καταπασσω, voraus. — Zu Vs 16. נֶפֶל wird richtig bemerkt, daß ܢܶܚܛܳܐ nicht ܚܛܳܐ abortiren bedeute. Es ist Fehlgeburt von ܚܛܳܐ irren, abirren.

II, 17. hat der hexaplar. Syrer schon ἐξέκαυσαν übersetzt. ܓܰܘܙܳܐ Dies beweist aber nur, daß der Text damals schon verdorben war. Die Verbesserung von Schleußner — εξεπαυσαν = חָדְלוּ ist dennoch zuverlässig richtig. Ebenso Vs 19. die Kreyssigische: τοις εν οδυναις ψυχης statt ταις εν οδυναις ψυχαις. Der hexaplar. Syrer hat auch hier schon verdorbenen Text. Und eben dieses, daß diese Syrische Uebertragung schon einen deteriorirten Text vor sich hatte, zeigt sich aus manchen andern Beyspielen; wie 26, 22., wo αδυνατους doch gewiß in δυνατους zu ändern ist. Doch ist 19, 26. dieser Syrer nicht für αναντλεω, was nur am Rande angedeutet wird, sondern für ανατλαω. — Bey II, 24. wird für וַיִּתְּכוּ als Aquila's Uebersetzung angeführt ܘܢܣܬܡܟ et appropinquabit. Sollte vielleicht, da bey Montfaucon ein Αλλος hat: και χυθησεται, im syrischen Codex das Wort ܢܫܬܦܟ stehen?

XIX, 7. hat der Herausg. sehr gut auf ܐܠܝܡܐ = חָמָס vermuthet. πειρατηρια Vs 12. ist ܓܝܣܐ Heere, Heerhaufen, übersetzt. Vgl. جوش exercitum collegit, conscripsit. Auch hier ist das ش = ס ܣ. Bey Vs 20. vindicirt Hr. M. mit Recht das Verbum ܬܠܥ εκτιλλω ausrupfen, auch dem syrischen Lexicon, da es jetzt nur im chald. steht. — Von Vs 23. findet sich nichts. Bey Vs 24. hat der Rand den sinnerklärenden Zusatz לסהדותא aus Theodotion = εις μαρτυριον. Deswegen allerdings, um auch wenn er gestorben seyn werde, noch einen Zeugen für sich, einen Vertheidiger seiner Sache, hinter sich zurückzulassen, wünscht Hiob so sehr, daß seine Feuerreden (מִלָּה ، מִלִּים von ܡܠ) in Schrift, in Stein, aufgezeichnet wären.

XX, 26. hat der Vatican. Text der LXX πυρ ἄκαυστον. Der Rand erklärt dies auf syrisch durch ασβεστον. (Ebenso hat der Codex Alex. edit. Breitinger.) Sollte nicht im Griechischen απαυστον zu lesen seyn, ein Feuer, das nicht aufhören kann? Ein πυρ ἄκαυστον wäre doch ein Feuer, das nicht brennen kann, nicht aber ein solches, das nicht verbrennen könnte.

XXI, 9. wird bemerkt, wie der syrische Uebersetzer öfters ܟܗܢ für ευθυνω setze. Der Verf. emendirt dadurch andere Stellen, wo jetzt ευθηνεω steht (Ps. 122, 4. 127, 3. Thren. 1, 5.), der Syrer aber כָּהַן übersetzt. Allein die Leseart von ευθηνεω ist in diesen Stellen und Hiob 21, 9. nicht zu ändern, weil der hebr. Text und Context nur mit dieser übereinstimmt. Es fragt sich vielmehr, ob der Syrer bey seinem כהן irgend an ευθυνω gedacht habe? oder ob er sein כהן für Wohlbefinden = ευθηνεω setze? Wie regio more vivere bedeuten kann im Vollauf leben, so kann der Begriff: leben wie ein Priester, auch sich wohlbefinden bedeuten. Auch Hiob 3, 18., wo der Syr. Hexaplaris sein ܟܗܢ setzt, ist ευθηνησαν sie haben sich wohlbefunden, die nicht zu ändernde ächte Leseart. Es wäre also sehr unsicher, aus diesen Stellen in die Lexica aufzunehmen: ܟܗܢ bedeute etwas recht machen; ungeachtet Castellus einige Stellen so deutete und es angenehm seyn könnte, als Grundbedeutung von כֹּהֵן = Priester annehmen zu können, es bedeute ἐυθυνων recte agens, officio rite fungens u. dgl. Steht irgendwo ܟܗܢ in Stellen, wo ευθυνω sicher die ächte Leseart ist?

XXI, 13. wird eine unbekannte, richtige Umschreibung von dieser Stelle, nach Symmachus, gewonnen: et velociter, neque aegroti, neque cruciati, ad inferos abeunt. — Vers 18. steht für αχυρα ܬܒܢܐ = תֶּבֶן — ܟܘܒܝܬܐ ist als heftiger Sturmwind λαιλαψ schon bey Castell. nach Bar Bahlul und aus mehreren Stellen nachgewiesen, zu denen nun auch der Syrus Hexaplaris Hiob 21, 18. Jes. 41, 16. Aq. hinzuzufügen ist.

XXVIII, 26. wird bemerkt: revera ουτως ιδων ηριθμησε omittitur in Cod. Syr. (Hexapl.). Steht denn aber gar nichts, und nicht ὑετὸν oder ὑετω für ιδων in dieſem Texte?? = לִמְטַר.

Sehr erwünſcht würde es im Ganzen ſeyn, wenn, nachdem der Verf. ſo viele Mühe auf dieſe Collation verwendet hat, zur Zeitersparniß für alle Freunde des Fachs am Ende in eine Ueberſicht zuſammengeſtellt wäre, was für die Vollſtändigkeit des tetraplariſchen Textes durch dieſen Codex gewonnen iſt.

H. E. G. Paulus.

Nonnulla de significatu Canonis in Ecclesia antiqua ejusque serie rectius constituenda. Göttingiſches Oſterprogramm von 1820. 120 S. in 4.

Der ſelbſt durch Kränklichkeit nicht geminderte Fleiß des Verf., Hrn. Prof. Planck, giebt hier einen Vorſchmack der Unterſuchungen, welche man in ſeiner hiſtoriſch-kritiſchen Einleitung in die Bücher des N. Teſtaments zu erwarten hat. Sein Zweck iſt, die Bedeutungen des Wortes κανων und der verwandten theils beſſer zu ordnen, theils zu berichtigen. Das Ordnen geht davon aus, daß Kanon a. phyſiſch genommen, ſey Norm, Regel; dann b. kirchlich gebraucht, bedeute dieſes Wort α. das Urchriſtliche der Glaubens- und Sittenlehre, als Regel der Wahrheit, wie regula veritatis vorkommt bey Irenäus 3, 11. von dem Inhalt des Evang. Joh. als ächter Gnoſis von Gott und dem Logos gegen die ausſchweifende und gleichſam gränzenloſe der blos phantaſtiſchen Gnoſtiker; β. die Bücher, welche dieſe Regel des chriſtl. Glaubens und Lebens enthalten. κανων = τα βιβλια του κανονος, wie νομος = βιβλια του νομου. Der Verf. erinnert hier, daß der letztere Ausdruck ſchon 1 Makk. 1, 57. (d. i. in einem Buche, das, nach dem Schluß 16, 23. 24., doch jünger als die Lebenszeit des Johann Hyrkanus, ſpäter als 107 Jahre vor Chr. geweſen ſeyn muß) vorkomme, da des Antiochus Epiphanes Verfolger der jüdiſch-eigenthümlichen

Lebensweise και τὰβιβλία τοῦ νόμου ενεπυρισαν πυρι, κατασχισαντες. Και οπου ἑυρισκετο παρα τινι βιβλιον διαθηκης (סֵפֶר הַבְּרִית zuerſt Exod. 24, 7. die früheſte Urſchrift der 10 Gebote und allererſten Moſaiſchen K. 21. bis 23. verzeichneten Geſetzgebung, alsdann ſpäter = der ganzen Thorah) το συγκριμα του βασιλεως εθανατον αυτον. Endlich — γ. nannte man κανων die (nach menſchlicher Kenntniß von der Apoſtolicität dieſer βιβλιων beſtimmte) ganze geſchloſſene Sammlung der die Regel des Urchriſtenthums enthaltenden Schriften des Alten und Neuen Teſtaments; wie Rufinus in Expositione Symboli Apostolici librorum veteris Test. numero proposito das Wort gebraucht: haec sunt, quae Patres intra Canonem concluserunt. Wobey Rec. immer zu bemerken bittet, daß der Ausdruck κανων und ſelbſt auch der Begriff, gewiſſe Bücher für Regel des Glaubens und Lebens durch Beſchluß von Vorſtehern und Gemeinden zu erklären, erſt unter den Chriſten entſtund und von älteren Juden vor Chr. nicht nachzuweiſen iſt. Juden hatten eine — (wahrſcheinlich unter Johannes Hyrkanus, ehe die Secten der Phariſäer und Sadducäer getheilt ſich bildeten —) gemeinſchaftlich anerkannte Sammlung altheiliger Bücher, eine kleine bibliotheca sacra; der Inhalt derſelben war ihnen Regulativ, Kanon; aber die Sammlung als Sammlung, als abgeſchloſſenes Ganzes, wurde von ihnen nicht ſo benannt.

Nach Anerkennung der 3 chriſtlich-kirchlichen Bedeutungen proteſtirt dann der Verf. gegen die von Semler im 1. St. ſeiner (Bahn brechenden) Abh. von freyer Unterſuchung des Kanons §. 3. angenommene Bedeutung, daß κανων ein Verzeichniß der ἐνδιαθηκων γραφων = der zur chriſtl. διαθηκη (Dispoſition, Verfaſſung) gerechneten kirchlich vorlesbaren Bücher bezeichnet habe. Wenn es Semlers Sinn war, daß das Wort κανων an ſich ein Verzeichniß, und mehr nicht, im alten kirchlichen Gebrauch zu bedeuten gehabt habe, ſo war er allerdings unrichtig. Eigentlich aber wollte Semler nur die damals gewöhnliche Auslegung abſchneiden, als ob κανων ſey das Regulativ der Kirche, welche und wie viele Schriften aus der alten und neuen Dia-

theke nicht nur als göttliche, in göttlicher Begeisterung verfaßte, sondern auch als durchaus infallible gelten müßten. Das Eigenthümliche im kirchlichen Worte Kanon ist immer: etwas regulirendes, zur Regel dienliches zu bezeichnen. Die zur Regel des urchristlich Wahren dienende schriftliche Ueberreste hießen daher regelnde, κανονικοι, ad regulam formandam pertinentes, weil ihr Inhalt die Erkenntniß des Urchristlichen (historisch) regelte, das erkannte Urchristliche aber weiter (dogmatisch) Regel des Christenthums der Folgezeiten seyn sollte. An Verzeichniß als eigenthümlichen Begriff des Ausdrucks κανων zu denken, wäre philologisch unrichtig. Aber am Ende kommt doch, was Semler ausdrückte, mit der oben Nr. γ. richtig zugegebenen kirchlichen Wortbedeutung gar nahe zusammen. Die Sammlung der zur Regel der Erkenntniß dienlichen Schriften wurde kurzweg Regel genannt, weil sie das Regelnde umfaßte, und weil nicht mehr, als sie enthielt, zum Regelnden in diesem Sinn, zur Regel der Erkenntniß des Urchristlichen, gerechnet wurde. So ist auch unstreitig der Sinn der Stelle aus dem Concil von Laodicea, auf welche die Schmidtische Einleitung ins N. T. Bd. 1. §. 5. aufmerksam machte: οτι ου δει ιδιωτικους ψαλμους λεγεσθαι εν εκκλησια, ουδε ακανονιστα βιβλια, αλλα μονα τα κανονικα της καινης και παλαιας διαθηκης. Das kirchliche Wort κανονιζειν ist: für regelnd erkennen, erklären. Gewöhnlich vor Kirchengemeinden vorgelesen, durften also nicht werden die nicht als Regel der Erkenntniß des Urchristenthums kirchlich anerkannten Schriften = ακανονιστα = ου κανονιζομενα. Daher kamen auch selbstgemachte Psalmen nicht zur gewöhnlichen Anagnosis. Daß hie und da etwas Neues, Erbauliches ꝛc. außer dem Gewöhnlichen vorgelesen werden konnte, wovon Semler S. 11. 12. Beyspiele anführt, ist der Natur der Sache gemäß. Aber zu den kirchlich gewöhnlichen Vorlesungen, aus welchen die Menge das erste Beginnen des Christenthums sicher erkennen sollte, und welche man c. a. 418. canonicae lectiones nannte (s. Baron. ad hunc annum), ließ jenes Concilium, nicht mehr etwa, wie zuvor, auch einen Hermae Pastor ꝛc. gebrauchen, sondern nur die κανονικα της καινης κ. παλαιας διαθηκης die zur

Erkenntnißregel von der gedoppelten Religionsverfassung dienlich anerkannte Schriftreste, welche man eben deswegen für dazu dienlich achtete, weil man ihre Aechtheit = Entstehung durch solche, die das Urchristliche sicher wußten, geschichtlich anerkannte. Wegen dieser anerkannten Dienlichkeit zur Erkenntnißregel hieß ein solcher alterthümlicher Ueberrest liber regularis = κανονικος; insofern man ihn aber deswegen öffentlich vorlas und ganz bekannt machte, hieß er: publica, d. i. in publicum edita, publicata, scriptura; wofür Hr. Pl. besonders aus der alten latein. Uebersetzung von Origenes Commentarien über Matth. 27, 9. anführt; in nullo regulari libro hoc [was 1 Kor. 2, 9. vorkommt] positum invenitur, nisi in secretis [dem vor dem Volk geheimgehaltenen] Eliae Prophetae. (Verwerfen wollte Origenes das vom Apostel Paulus gebrauchte gewiß nicht, aber geheimgehalten mochte es werden.) Item quod ait (Paulus): „Sicut Jamnes et Mambres restiterunt Mosi“ non invenitur in publicis scripturis, sed in libro secreto, qui supra scribitur: Jamnes et Mambres Liber. —

Rec. zu wiederholter Untersuchung dieser Bedeutungen und Begriffe durch die Abh. des Verf. angenehm veranlaßt, theilt hier gerne noch weitere Resultate seiner Nachforschungen mit.

Κανὼν, in der nicht blos technischen und physischen Bedeutung, ist, alles zusammengenommen, etwas regulirendes, zur Regel dienendes. Der Versuch, dasselbe Wort auch passiv als etwas regulirtes, abgemessenes, vorgeschriebenes, z. B. in ein bestimmtes Verzeichniß gebrachtes auszulegen, ist nicht erweislich. Doch ist die Wortbedeutung: regulirend, Regel, Norm, Maasstab, schon ein von der mehr sinnlichen Grundbedeutung abgeleiteter, wenn gleich der gewöhnlichere Significat. Josephus gegen Apion II. p. 1072. ὁρον εθηκεν αυτος καὶ κανόνα τον Νομον. („Für die Sitten, für Arbeit und Ruhe setzte Mose als begränzende Bestimmung und Maasstab das Gesetz“.) Euripid. Hecub. v. 602. κανων του καλου, Hierokles S. 124. αληθειας κανων (auch Maasstab des Schönguten). Libanius Briefe p. 633. Dionys. Hal. p. 65. werden

schon von Planck angeführt. Im Neuen Testament ist κανων = ein vorgesteckes Ziel, σκοπος, meta, wodurch eine Wettlaufbahn regulirt wird. Es ist etwas, wozu man hinschreitet.

Gal. 6, 16. και ὁσοι τῷ κανόνι τούτῳ στοιχησουσιν, ειρηνη επ αυτους . . = „So viele (zunächst von euch, Galatern! denen man wieder die Ceremonien, als zur Seligkeit nothwendig, einreden wollte) dem regulirenden Ziele — (dem Grundsatz des Vs 15.) — „daß in der Verbindung mit Jesus Messias weder das Beschnittenseyn, noch das Unbeschnittenseyn etwas gelte (etwas bedeutendes, nöthiges sey), sondern nur (ein drittes) ein neugeschaffener, wiedergeborner Mensch und Menschenverein seyn solle"! — zuschreiten werden, über solche komme Zufriedenheit und Erbarmen Gottes, als über das wahre Gottesvolk = das ächte Israel Gottes."

Phil. 3, 15. wird zwar auch für κανων angeführt, aber nur nach dem mit einer Glosse bereicherten, gewöhnlichen, hier unächten Texte. Nach dem richtigen Texte ist zu übersetzen: „So viele nun ganze Wettläufer (κατα σκοπον διωκοντες das Ziel verfolgende) sind, wollen wir dieses denken; und wenn Ihr etwas auf andere Art denket, so wird auch dieses die Gottheit Euch entschievern. Nur, um eben demjenigen zuzuschreiten, bis wohin wir schon voraus gekommen sind, werdet meine Mitnachahmer, o Brüder! Der gew. T. hat πλην εις ὁ εφθασαμεν τῷ αὐτῷ στοιχεῖν κανόνι, το αυτο φρονειν. Συμμιμηται μου γινεσθε, αδελφοι. Aber die Worte: τω αυτω bis φρονειν sind schon an sich betrachtet einer Erklärungsglosse ganz ähnlich. Noch mehr werden sie, da DE zwar τὸ ἀυτὸ φρονειν, τῳ αυτῳ στοιχειν, FG aber τὰ ἀυτὰ φρονειν, τῳ αυτῳ συστοιχειν haben, und alle diese vier Hauptmanuscripte es variirend und ohne τω κανονι haben, als eine von verschiedenen verschieden deutlich zugesetzte Deutung erkennbar; zumal da A. 17. nebst Copt. Aeth. Hil. Augustin. (öfters) Facund. den ganzen Satz, welcher auch an sich nur als ein entbehrliches Interpretament erschiene, nicht haben.

Aus dem Dativ, τῳ κανόνι στοιχεῖν, erhellt, daß, genau genommen, nicht zu übersetzen ist: nach der Regel

ſchreiten". Dazu wäre κατὰ τ. κανονα στ. nöthig. Der κανων iſt Gal. 6, 16. und in der Gloſſe Phil. 3, 15. angeſehen als das regulirende des Ziels, του σκοπου, welchem der τελειος, der von dem Kampfrichter als ein ganz guter, bis zum Ende zuzulaſſender, Mitwettläufer erkannt iſt, zulaufe.

Um dies genauer darzuthun, muß die Wortableitung weiter oben, als gewöhnlich, ſie muß bey ihrer ſinnlichen Bezeichnung begonnen werden, welche immer die erſte iſt. Κανων iſt nämlich zuvörderſt überhaupt ein gerader Stift oder Stab, welcher a. als Maasſtab, b. als Zeichen, wie weit man zu gehen habe, c. als Zeichen des Gleichgewichts an der Wage gebraucht wird, aber auch d. als irgend gerader Stift oder Stab. Nicht blos etymologiſch deutet dahin Lennep im Etymologicon linguae gr. T. I. p. 386, daß das Wort von κεν̃ω, καν̃ω ſtacheln, wie mit einem Stift, — (wie trutina von trudere) geradeaus etwas drängen, dehnen — abſtamme. Auch der Sprachgebrauch, wenn man nur zuerſt die eigentlichen ſinnlichen Wortbedeutungen vor den uneigentlichen (wie man immer ſollte!) aufſucht, zeigt dieſe Reihenfolge der Ableitungen. Chryſoſtom. zum Brief an die Epheſier, bemerkt, daß ſogar die vorgeſteckten Stäbe an den Behältern wilder Thiere κανονες heißen. Das gerade Stäbchen, um welches die Weber die Fäden winden, iſt κανων genannt. Das kurze Scholion zu Iliad. ψ Vs 761. (ὡς οτε τι τε γυναικος ευζωνοιο Στηθεος εστι κανων) ſagt: ὁ κάλαμος περι ον ἑλειται ὁ μῖτος ο ἱστουργικος. Heſych. κανων· ξυλον, περὶ ὃ ὁμῖτος. Judith 13, 8. iſt προσελθουσα τῳ κανόνι της κλινης = hingehend an die Bettſtolle, wo des ſchlafenden Holofernes Schwerdt hieng. Der Stift, welcher am Wagebalken emporragt, und das Gleichgewicht zeigt, iſt κανων als ein gerades, länglichtes Werkzeug, κανων και σταθμη Lucian. Der Stift an der Sonnenuhr iſt κανων και γνωμων. Lucian. im Hermotim. Die geraden Stäbe oder Stifte, welche am Schild angebracht waren, ſo daß man ihn daran leicht im Gleichgewicht halten und tragen konnte, ſind κανόνες. Iliad. δ. Vs

192. ασπιδα Νεστορεην, του νυν κλεος ουρανον ηκει, πασαν χρυσειην εμεναι, κανόνας τε και αυτην.

Wenn nun κανων zunächſt etwas Geradausgeſtrecktes oder Geradgedehntes war, wie ein Stift, wie eine Stolle am Ruhebett u. dgl., ſo war ein ſolches gerades auch zu einem Maasſtab brauchbar. Aus Aeſchines führt ſchon Scapula an: ὡσπερ ἐν τῃ τεκτονικῃ ὁταν ειδεναι βουλομεθα το ορθον και το μη, κανόνα προσφερομεν. Aus Ariſtophanes Fröſchen wird ebendaſelbſt der Spott angeführt: και κανόνας εξοισουσι και πηχεις επων, wo nach ihm ſie „hervorbringen Ellenmaaſe für die Worte“ da ſind κανόνες ohne Zweifel auch Maasſtäbe, calami in longum trusi, tensi, ad metiendum idonei.

Eben ſo anwendbar aber war das Wort, um ein vorgeſtecktes Ziel, das einem geradeſtehenden Stift gleicht, zu bezeichnen, wie ſchon oben zu Gal. 6, 16. nach der Conſtruction mit dem Dativ gezeigt iſt.

Ein ſolcher Zielſtift wurde gebraucht, um zu zeigen, wie weit man gehen, ſpringen ꝛc. ſolle. κανων, μετρον του πηδηματος. Pollux Onomaſticum. „Kanon = Maas eines Sprungs“. Daher auch: Maas, wie weit man ſeinen Würkungskreis ausgedehnt hatte. Paulus ſagt daher 2 Kor. 10, 13. er rühme ſich nicht ins Ungemeſſene hinaus, εις τα αμετρα, nicht in Beziehung auf das, was nicht innerhalb ſeines Maaſes und Ziels ſey, wohl aber dürfe er ſich berühmen über die Korinthier, weil auch ſie innerhalb des Maaſes und Zieles (des Ziels, welches ihm zum Maas ſeiner apoſtol. Wanderungen und Würkſamkeit geworden ſey) waren, das Gott ihm, als Apoſtel, zugetheilt hatte, um mit dem Evangelium bis zu ihnen zu kommen. ἡμεις δε ουκ εις τα ἄμετρα καυχησομεθα, αλλα κατὰ τὸ μέτρον τοῦ κανόνος, οὐ εμερισεν ἡμιν ὁ θεος μετρου, εφικεσθαι αχρι και ὑμων. Paulus deutet darauf, daß Er die Korinthier zum Chriſtenthum gebracht habe, ſie alſo innerhalb der gemeſſenen Laufbahn liegen, welchen ſein von Gott geſtecktes Ziel ihm zumeſſe. Darüber aber beſchwert er ſich, wie öfters, auch hier, und hier mit Ironie, daß die Jüdiſchgeſinnteren, welche nach ihm, von Paläſtina her, nach Korinth kamen, nun

wieder jüdisches und pharisäisch-traditionelles, als zum Seligseyn nothwendiges, einmischen wollten. Die Ironie trifft sie, weil sie dadurch εις αλλοτριους κοπους in die Arbeit eines andern, in das von ihm bearbeitete γεωργιον, wie er es 1 Kor. 3, 9. nennt, einträten, was doch für sie ein αμετρον sey = nicht in ihrem Maas, im Umfang ihrer Missionsarbeiten, liege. Er selbst, der Unermüdete, welcher immer weiter — nach Illyrikum, nach Spanien — die Heilsverkündigung zu bringen strebte, sagt Vs 15. in diesem Gegensatz gegen solche, welche dort, wo schon durch ihn Christen waren, bequemer mit ihrer jüdischen Mischung hintennach kamen: er hoffe, wenn die Ueberzeugungstreue der Korinthier (nach seiner Lehrart) in ihnen sich wachsend mehre, noch sich gar sehr, εις περισσειαν, vergrößern zu können in Hinsicht seines Ziels, μεγαλυνθηναι κατα τον κανονα ἡμων, nämlich so, daß er in Gegenden, welche über die Korinthier hinausliegen (in den Occident) die Heilsverkündigung bringe; nicht aber, wie jene, sich berühme in Beziehung auf solche ἑτοιμα = schon bestellte, angebaute, Fluren (wie die Korinth. Gemeindepflanzung durch ihn war) innerhalb des Ziels, das einem andern zugehöre. εν ἀλλοτριῳ κανονι. Auch nach Pollux Onomastic. III, 151. ist κανων das, was die Bahn der Wettläufer regulirt, bestimmt. Vergleichungswerth ist (wie alles von Morus) hieher dessen Progr. über 1 Kor. 10, 12 — 17. von 1781. auch Valckenaer ad Hecub. Euripid. Vs 602.

Die physisch-technische Grundbedeutung, nach welcher κανων etwas gerades, entweder in die Höhe oder in die Länge gehendes bezeichnete, zeigt nun klarer, wie der κανων entweder verticalstehend, wie ein Stift, wie das Züngchen in der Wage, wie eine Bettstolle, an welcher der Schlafende etwa seine Waffen aufhängt, dann auch wie ein aufgestecktes, die Bahn begränzendes Ziel — oder horizontal gedehnt gedacht werden konnte, als Stab zum Messen bey Bau-Arbeiten u. dgl.

Zugleich als Ziel und zugleich als Maasstab war das Wort wohl gedacht, wenn die Kirchenväter sich auf die Urschriften der Christenzeit als κανων της αληθειας beriefen.

Ueber das, was Johannes Evangelium vom Logos gesagt hatte, sollten die Gnostiker nicht hinausgehen, es sollte ihnen Gränzziel seyn, auch sollten sie aber auch danach, als dem Maasstab, ermessen, was davon zu sagen sey. So gedoppelt dachte es sich wohl Irenäus, wenn wir von ihm adv. haer. 3, 11. (jetzt, leider, nur lateinisch) den Anfang des Ev. Joh. als regula veritatis bezeichnet lesen, wo im griech. Texte wahrscheinlich ὁ κανων της αληθειας gesetzt war. Omnia igitur talia [der Gnostiker] circumscribere [περιγραφειν ist, das was zur Sache, zum Cirkel gehört, so mit der Gränzlinie umziehen, begränzen, daß das, was darüber hinaus ist, nicht zu weit hereindringe, folglich: durch die gesetzte ächte Meta ausschließen das Uebertriebene.] volens discipulus Domini, et regulam veritatis constituere in Ecclesia . . sic inchoavit. Wer konnte besser, denkt Irenäus, als der innige Freund Jesu, Ziel und Maas setzen, über das, was von der geistigen Natur Jesu zu denken sey. — So waren schriftliche (nicht mündliche, mehrerem Variiren ausgesetzte) Aussprüche und Ueberlieferungen der Apostel und Augenzeugen von Jesus natürlich eine Regel = ein Ziel und Maas dessen, was die Christen als Sinn der Apostel zu denken und zu lehren Grund hätten. Nicht von der Sammlung aber als Sammlung, sondern vom Inhalt, als regulirend, sagt Isidorus Pelus. Epa 114. οτι δε ταυτα ουτως εχει, τὸν κανόνα τῆς ἀληθειας, τας θειας γραφὰς κατοπτέυσωμεν.

War nun der Inhalt zunächst Regel, d. i. Ziel und Maas der christlichen Kenntnisse, so wurde auch die Sammlung leicht ὁ κανων genannt, nicht als ob Sammlung, Katalogus eben soviel wäre, als Kanon, sondern insofern eine solche Sammlung war Ziel und Maas für etwas Gewisses. Wer es genau nimmt, unterscheidet — nach dem nie zu oft anzuführenden Kanon: discrimen sensus et significatus! von dem genau forschenden Morus — auch hier Wortbedeutung und Sinnerklärung. Keine Sammlung, kein Verzeichniß heißt κανων als Sammlung, als Verzeichniß, sondern nur insofern es ist regulirend, Maas und Ziel setzend für etwas bestimmtes.

Da, wo Eusebius KG. 6, 25. von Origenes sagt: εν δε τω πρωτω των εις το κατα Ματθαιον εναγγελιον τον εκκλησιαστικον φυλαττων κανονα μονα τεσσαρα ειδεναι εναγγελια μαρτυρει, ist der Sinn: Origenes beobachtete dadurch, daß er allein 4 Evangelien zu wissen bezeuge, das, was die Kirchenlehrer als Kanon = als das Ziel und Maas des Erkennens der urchristlichen Wahrheit enthaltende anerkennen. Das, was das regulirende enthält, wird sehr natürlich auch das Regulirende genannt.

Schon Drück, der frühverstorbene würdige Forscher, hat zwar in seiner Diss. de ratione Historiae Canonis scribendae 1778. einige Stellen beygebracht, wo κανων offenbar als Verzeichniß, auch anderer Dinge, außer den kirchlich als regulirend anerkannten christlichen Urschriften, vorkommt. Sokrates KG. I, 17. bemerkt τας παρθενους τας αναγεγραμμενας εν τω των εκκλησιων κανονι. Allein auch in solcher Beziehung heißt doch das Verzeichniß nicht κανων als bloßer Katalog, sondern weil es regulirend, Ziel und Maas enthaltend war, wer zu jenen Jungfrauen gehöre. So ist aus Zonarns ad Canon. Anastasii Damasceni von Drück angeführt, daß etwas aus 9 Oden (Liedern) bestehendes κανων genannt sey, nämlich weil es dadurch gerade ein Maas giebt. Κανων λεγεται, οτι ωρισμενον . . εχει το εμμετρον, εννεα ωδαις συντελουμενον. Einiges Aehnliche giebt noch Suicer. Thes. T. II. p. 40. Du Fresne Glossar. Med. et Infimae Graecitatis p. 579. Wenn aber gleich Suidas ein κανονιον überhaupthin durch Büchelchen erklärt, so konnte doch gewiß nicht jeder libellus oder indiculus so benannt werden, sondern allein ein solcher, der etwas regulirendes enthielt.

Eben deswegen waren, wie Hr. Planck richtig bemerkt, nicht alle Schriften, die man in der Kirche zu lesen erlaubte, κανονικα, es waren aber auch, wie hinzuzusetzen ist, nicht alle κανονικα auch αναγινωσκομενα = solche, die man dem Kirchenvolke vorzulesen für gut hielt. Stroth in der freymüth. Untersuchung der Offenb. Joh. S. 211 irrte, da er schrieb: die Meinung ist ungegründet, daß die Alten einen Unterschied machten zwischen einem kanonischen und einem

(in der Kirche) zu lesenden Buch. Hr. Planck macht das gegen sehr richtig geltend, was aus dem von Muratori Antiquitates Italiae medii aevi T. III. p. 854. bekanntgemachten für die Geschichte des Kanons merkwürdigen Fragment erhellt: Pastorem vero nuperrime temporibus nostris in urbe Roma Hermas conscripsit, sedente in cathedra urbis Romae Ecclesiae Pio Episcopo, fratre ejus. Et ideo (!) legi eum quidem oportet; sed publicare nemo in ecclesia populo, neque inter prophetas, completum numero, neque inter Apostolos, in finem temporum, potest. Dieser Ungenannte, offenbar aus dem zweyten Jahrhundert (Pius war nach Euseb. KG. 4, 11. zu Antoninus Pius Zeit Bischof zu Rom, in den Jahren 144 — 167., und der Ungenannte spricht von ihm blos als von einem Bischof, gerade wie es die Zeitennähe und das reinere Alterthum so mit sich brachte!) deutet an: es müsse zwar der Pastor des Hermas gelesen werden seines Bruders, des röm. Bischofs wegen. Dieses ideo ist sehr significant und legi oportet ist doch nicht blos, wie Planck es mildernd überträgt: ἔξεστιν . . ἀναγινωσκεσθαι, sondern: ἀναγινωσκεσθαι δεῖ. Aber publicare = δημοσιευειν, in publicum edere populo in ecclesia, könne doch den Pastor niemand, sagt der Alte. Der Sinn seiner Worte ist ohne Zweifel: „Niemand (wer für das Christenvolk sorgen wolle) könne, dürfe eine solche Schrift (ganz) bekannt machen. (Die Alten waren scrupulos, ehe sie eine Schrift in publicum edirten.) Wenn man sie gleich (zum Theil) aus Rücksicht auf den Bruder des Hermas lesen müsse, so erlaube sich doch keiner, sie dem Volke hinzugeben. Man könne ihn nicht ganz herausgeben, weder unter den Propheten, um durch die Zahl sie voll zu machen (completum als Supinum genommen!) noch unter die Apostel, auf das Ende der Tage hinaus.“ Man konnte also Stellenweise in der Kirchengemeinde aus dem Pastor vorlesen, aber nicht das, woraus das Christenvolk hätte schließen mögen, er wolle wie ein Prophet gelten oder wie ein Apostel für die letzten Zeiten. — Der Forscher kann hiebey kaum anders denken, als daß manche damals, wegen

des bischöflichen Bruders, dem Pastor gerne mehr Auctorität, als ein bloßes Vorlesen, verschafft hätten.

Was man ganz herauszugeben = publicare, nicht für gut hielt, konnte übrigens kanonisch seyn und doch als αποκρυφον gegen das Volk gehalten werden. So das Hohes lied. Man hielt dieses, als κανονικον, für eine Schrift, die auch Ziel und Maas, etwas regulirendes, aus dem alten Bunde für die Pneumatische oder die Kundigere enthalte, die man aber doch, wegen leicht möglicher Misverständnisse, lieber non publicare = occultare, als geheim behandeln wolle. In dem Begriff apokryphisch liegt nur das Geheimhalten vor der gemischten Menge, nicht das Verwerfen. Das apokryphische theilte sich dann erst in solches, das man aus Klugheit, und in solches, das man als unächt, wenigstens als ungewissen Ursprungs, oder gar als verwerflich geheim zu halten pflegte.

Auch das Wort κανονιζειν wird nun klarer. Es bedeutet: achten als etwas regulirendes, und daher es auch unter solche Dinge aufnehmen, wodurch Ziel und Maas bestimmt werde. ακανονιστα waren alle nicht unter das regulirende gerechneten Dinge, Schriften ꝛc.

(Der Beschluß folgt.)

Jahrbücher der Litteratur.

Nonnulla de significatu Canonis in Ecclesia antiqua ejusque serie rectius constituenda. Göttingisches Osterprogramm von 1820. 120 S. in 4.

(Beschluß der in No. 59. abgebrochenen Recension.)

Aus Athanasius epa ad Rufin. führt Pl. eine Stelle an, wo die Schriften, welche als Erbauungsschriften kirchlich vorgelesen wurden ἀναγινωσκόμενα, doch als οὐ κανονιζομενα, nicht als regulirend geachtete, unterschieden werden. Von beyden Classen werden dann ebendas. unterschieden ἀποκρυφα. Man kann nämlich nicht vergessen, daß solche Benennungen, welche seltener zweyerley Classen von Dingen umfassen mögen, oft nur nach dem, was sie am gewöhnlichsten umfassen, verstanden werden. Hier dachte Athanas an den gewöhnlich vorkommenden Unterschied: 1. als Regel angenommene, die man meist auch vorlas; 2. nicht als Regel, sondern blos zur Erbauung vorlesbare; 3. geheimgehaltene, theils aus Fürsorge der Lehrer, theils aus Nichtachtung. Belehrend ist hierüber die Stelle von Theodoret aus seiner Vorrede zum Hohenlied: ἐχρην μεν ουν αυτους (solche, die an dem Hohenlied Anstoß nahmen) συνιδεῖν, ως πολυ λιαν αυτων και σοφωτεροι και πνευματικωτεροι τυγχανουσιν οἱ μακαριοι πατέρες οἱ τοῦτο το βιβλίον ταῖς θείαις γραφαῖς συντεταχότες, και, ἀτε δη πνευματικα, κανονίσαντες τε αυτο και εκκλησιᾳ πρέπειν αποφηναμενοι ꝛc. Deutlich ist hier κανονιζειν als synonym erklärt mit — Zusammenordnen mit den heiligen Schriften (als mit regulirenden). Eine solche Schrift mußte für die Kirche nicht indecent seyn, = πρεπειν, deswegen aber doch nicht auch allen δημοσιον, publicum, non ἀποκρυφον werden.

Auch die Benennung ενδιαθηκον βιβλιον ist mit κεκανονισμενον parallel. Aus Isidor Pelus. Epa 369. führt Pl. an: οτι ουδεν των ἐνδιαθηκων καὶ κεκανονισμένων βιβλιων δει προτιμαν εις αναγνωσιν. Dennoch hat jedes dieser beyden kirchlichen Kunstworte seinen genaueren Umfang. Was als zur alten oder neuen Dispositiion, Oekonomie Gottes mit den Menschen, gehörig erkannt wurde, nannte man ενδιαθηκον = εν τη διαθηκη oder ταις διαθηκαις ὄν. Dieses war natürlich allen vorzulesen, nicht aber war gerade auch alles, was als regulirend geachtet, im Kanon, in der Zahl der regulirenden Schriften, war, vorlesbar an Alle. Denn einiges regulirende konnte ja wohl allein für die weisere, geistigere, da seyn. Nur wenn man einen solchen Unterschied dachte, konnte die Topographia Christiana L. VII. sagen: οἱ κανονισαντες τας ενδιαθηκους βιβλους, ohne eben dasselbe zweymal auszusprechen.

Warum aber achtete man diese, jene Schrift für regulirend? für eine Schrift, welche in die das regulirende enthaltende Classe gehöre? Der wirkliche haltbare Grund war nicht dogmatisch. Nur das geschichtliche konnten die Kirchenväter aus Ueberlieferung nehmen, daß nämlich eine Schrift urchristlich sey, apostolisch oder von Aposteln gebilligt. Was den Sinn der Apostel schriftlich oder sicher gab, mußte dann auch als regulirend für die Erkenntniß gelten, als in die Classe des Regulirenden gehörig anerkannt werden; es mußte Ziel und Maas seyn der späteren Erkenntniß von dem Urchristenthum. Denn die Apostel mußten doch wissen, was ihnen christlich, regulirend war. So weit war alles auf historischem Wege. Erst, wenn man weiter fragte: warum glaubt ihr, daß die Apostel dies richtig wußten, was in der Messias-Religion regulirend, Kanon, kanonisch, seyn solle, begann das dogmatische: sie haben's aus Jesus, oder dann nach Jesus aus dem göttlichen Geiste, aus der lebendigen, begeisterten, in alles Wahre hinein leitenden Gesinnung für das Heilige und Göttliche geschöpft. Wo Augustin sagt: ich glaube den Evangelien um der Kirche willen, ist der richtige Sinn der erstere, der vom Historischen beginnende: wenn ich nicht der kirchlichen historischen Ueberlieferung vertrauen könnte, daß die

Evangelien von apostolischem Ursprung sind, so würde ich den Evangelien über den Inhalt des Urchristlichen zu glauben nicht historischen Grund haben. Das Dogmatische aber, daß die Apostel aus heiliger Begeisterung lehrten, glaubt dann die Kirche selbst nicht sich, sondern den Aposteln und den Indicien, welche die Apostel dafür angaben.

In der alexandr. Version findet man das Wort *κανων* nur einmal: Michae 7, 8., wo die Worte *και εξελουμαι τα αγαθα αυτων ως σης εκτρωγων* bezogen werden müssen auf die hebr. Worte: וַיְעַבְּתוּהָ טוֹבָם כְּחֵדֶק, so daß die weiteren Worte: *και βαδιζων ἐπὶ κανόνος εν ημερᾳ σκοπιας* nicht mehr auf das *σης* zu beziehen sind, sondern auf Gott, als *βαδιζων* ꝛc. Freylich muß, statt des jetzigen hebr. Textes: יָשָׁר מִמְּסוּכָה יוֹם מְצַפֶּיךָ der Uebersetzer zum Theil andere Laute gehört oder gelesen haben, zum Beyspiel statt יָשָׁר wahrscheinlich שָׁר von שׁוּר, מִצְפָּה für מצפיך. — Wie er aber *επι κανονος* verstund und eine Bedeutung dieses griech. Worts aus מִמְּסוּכָה oder בִּמְסוּכָה herausfand, ist sehr räthselhaft. Nach Prov. 15, 16. ist „der Weg des faulen כִּמְשֻׂכַת חֵדֶק wie etwas mit Stachelkraut begränztes, verzäuntes". Will die Version sagen: Gott werde kommen wie incedens super stimulo? wie ein über spitziges, emporstechendes dahergehender?

Aquila setzt Ps. 18, 4. *κανων* als Maasstab, Meßschnur für קַו. Ebenso Hiob 38, 5. *τις ὁ επαγαγων κανόνα επ αυτης* sc. *της γης*? wo Alex. *σπαρτιον*, Meßschnur, Symmachus *σχοινιον μετρου* setzen. קַו ist eine Schnur, daher Meßschnur Jes. 18, 2. 28, 1. Jerem. 31, 39. Zach. 1, 16. Auch قُوَّة und قَوِيّ haben diese Bedeutung. Sie scheint von قوي קָוָה angestrengt, stark seyn, ebenso abzustammen, wie man im Deutschen Strang hat, von strengen, anziehen, stringere, adstringere. Genug, daß auch Aquila's Version *κανων* in der Bedeutung

etwas regulirendes hatte. Um so eher konnte das Wort kirchlich werden.

Als man nach und nach erfuhr, daß die blos griechisch vorhandenen Schriften nicht so sichere Erkenntnißquellen von der alten διαθηκη, Religionsverfassung, seyen, wie die althebräischen, so hatten doch bekanntlich die meist unwissenden Leiter und Väter der Kirchen, besonders die der lateinischen, jene griechische lange schon zum Kanon, zu dem, was für die Erkenntniß der jüdischen Religionslehre als Ziel und Maas, als Regel diene, gerechnet. Alles, was man jetzt thun konnte, war, daß man ihnen eine secondäre Stelle der Gültigkeit, Regel für jene Erkenntniß zu seyn, zuschrieb, und sie öfters δευτερο-κανονικοι nannte.

H. E G. Paulus.

Examen critique de la fable d'Hercule. Par M. Ouvaroff, President de l'Academie Imperiale des sciences, Curateur de l'Université de St. Petersbourg, Associé-etranger de l'Academie Royale des Inscriptions et belles lettres, Membre de l'Academie Royale d'histoire de Madrid, de la Societé Royale de Göttingue etc. Docteur en Philosophie etc. (Extrait des Mémoires de l'Academie.) 1820. 24 S. in 4.

Die innere Aufschrift der Abhandlung heißt Examen critique de la fable d'Hercule commentée par Dupuis (in dessen Origine de tous les cultes) und hat das Motto aus dem Seneca: Non me cuiquam mancipavi; nullius nomen fero. Die eigentliche Abhandlung beträgt 15 Seiten, das Uebrige nehmen Titel und Noten ein.

Wenn wir von dieser dem Umfange nach kleinen Schrift eine etwas ausführliche Anzeige, oder vielmehr einen Auszug, geben, so werden wir uns bey unsern Lesern wohl nicht zu entschuldigen nöthig haben, da sie wohl nur in wenige Hände kommen möchte, und der Gegenstand dennoch für Viele von Interesse ist. Wir sind gewohnt, von dem Verfasser des Essay sur les Mystères d'Eleusis, des Nonnos von Panopolis, der Schrift: Ueber das vorhomerische Zeit-

alter nichts Alltägliches, sondern Selbst- und Tiefgedachtes zu erwarten, und dies werden unsere Leser auch hier in folgendem getreuem Auszuge dieser gegen Dupuis gerichteten Abhandlung wieder finden, selbst in dem Falle, daß sie nicht jedem Satze unbedingten Beyfall und Zustimmung schenken könnten; wie denn auch wir, ohne dem System des Dupuis zu huldigen, dennoch Einiges an manchen Stellen einwenden möchten. In Dingen dieser Art kann, wenn anders nicht Einer dem Andern blind nachsprechen will, die Uebereinstimmung der Denker und Forscher, der Natur der Sache nach, nie ganz durch alle Einzelnheiten gehen; genug, daß diese Forschungen sich nach und nach durch Vielseitigkeit und tiefgehende Untersuchungen so viel festen Boden gewonnen haben, daß ein Rückfall in die bekannte frühere geistlose Manier, in welcher eine Menge Lehrbücher und einzelne Abhandlungen über mythologische Gegenstände geschrieben sind, nicht mehr möglich scheint, ein Kampf aber, mit guten und ehrlichen Waffen geführt, der Wissenschaft nur förderlich seyn kann; wie wir denn auch auf diesem Gebiete in den letzten Jahren einen erfreulichen Kampf haben führen sehen, bey welchem für die Zuschauer gar manches zu lernen war. Doch genug der Vorworte: hier der Auszug.

„Die isolirten Versuche, in der Astronomie die Lösung der Schwierigkeiten in dem religiösen Systeme der Alten zu finden, sind nicht gelungen [ja, sie haben nicht gelingen können]. Schon Court de Gebelin ließ, nach manchen Andern, die 12 Arbeiten des Herkules den Gang der Sonne durch den Thierkreis bezeichnen, und wendete sie auf den Ackerbau an. Weiter trieb es Dupuis, der ein mühsames und gelehrtes System daraus machte. Eine der Basen dieses complicirten Systems ist der Gegenstand dieser Untersuchung."

„Herkules ist die Sonne, ist Dup. Axiom, die 12 Arbeiten desselben entsprechen den 12 Zeichen des Thierkreises. Sechszehnhundert Jahre vor Homer ist das goldne Zeitalter der Poesie; dahin gehört die Herakleide oder das heilige Gedicht über den Kalender, von dem wir nur noch die Grundfäden und Trümmer haben. Darauf folgt eine Epoche der Unwissenheit und Barbarey bis auf Homer und Hesiodus.

Aber den einmal abgerissenen heiligen Faden knüpften die Griechen nicht mehr an; wir finden ihn nur in den Heiligthümern Aegyptens."

„Hiemit war das Ansehen des Homer und Hesiodus in Zweifel gestellt, und den spätern Deutungen der Pythagoreer und Neuplatoniker gewonnenes Spiel gegeben. [Auch wir sind überzeugt, daß aus den beyden großen Homerischen Gedichten von der ältesten Religion wenig Wesentliches gelernt wird, wenn wir nichts als die Worte nehmen, wie sie dastehen.] Schon die erste astronomische Deutung der ersten Arbeit des Herkules macht Dup. viel zu schaffen und nöthigt ihn zu neuen Hypothesen; so die vierte wieder und die sechste. Endlich muß gar der Gott der Christen (so nennt er J. C.) mit seinen 12 Aposteln die Sonne mit den 12 himmlischen Zeichen und der Herkules mit seinen 12 Arbeiten seyn."

„Dupuis konnte zu seinem Systeme die ältesten Griechen nicht brauchen; er verschmähte sie und diese Verachtung rächte sich. Nonnus ist sein erster Gewährsmann, dem man schon das Streben ansieht, in den Polytheismus tiefere Bedeutung zu legen. Da findet sich freylich eine Spur der Vergleichung des Herkules mit der Sonne, im alten Polytheismus keine. Plutarch (de Is. et Osir. p. 367) sagt: Herkules sitzt im Sonnenwagen und fährt mit der Sonne um die Welt. Wer ist nun dieser ägyptische Herkules? sein Name? sein Ursprung? Wir kennen die ägyptische Religion nur (?) durch die Brille der Griechen, und man kennt diese Alles grăcisirende Brille. (Hat auch Herodot eine Brille?). Sie können die fremden Sprachen nicht leiden und die fremden Namen eben so wenig. Die griechischen Namen entsprechen nicht den orientalischen, die römischen wieder nicht den griechischen. Selbst die nach Aegypten reisenden Griechen lernten weder des Landes Sprache, noch dessen Geschichte kennen (S. 5. Hérodote se borna à conserver (converser?) avec les prêtres.). Die Alexandriner fanden schon die Quellen vergessen und die alte Sprache verlohren. Aegypten wollte nicht gekannt seyn (?), daher die bekannte Antwort, die die Priesterin zu Sais dem Solon gab: Griechen ihr seyd noch Kinder; alle eure Kenntniß ist neu."

„Die obige Stelle des Plutarch selbst ist des Hellenismus verdächtig; erstlich nennt sie den ägyptischen Namen des Gottes nicht, den Pl. Herkules nennt; zweytens: Plutarch ist schon zum Synkretismus geneigt; drittens: die Aegypter kannten wahrscheinlich den griechischen Herkules nie; viertens: die andern Griechen schweigen von der Sache. Das Etymol. M. giebt einen ägyptischen Herkules an, Chon; von diesem weiß man aber keinen Sitz im Sonnenwagen. Auch Osiris und Horus hatten keinen Wagen. Der indische Herkules, wie der ägyptische und der celtische haben mit dem griechischen durchaus nichts (?) im Wesentlichen, und in der Abstammung gemein. Der griechische Herkules ist ein Nationalheros, dessen Namen die Griechen, sobald sie nur eine zufällige Aehnlichkeit mit ihm bey einem ihnen auch noch so unbekannten Volke fanden, auf einen fremden Gott übertrugen." [Daraus, daß ein Volk den Griechen unbekannt war, folgt, wie der Hr. Verf. selbst weiß, noch gar nicht, daß keine Verwandtschaft der Abstammung, der Sprache und der Religion zwischen demselben und den Griechen statt fand.]

„Nach Plutarch sind Dupuis bedeutendste Quelle die orphischen Hymnen, deren spätes Zeitalter [der Abfassung nach wohl, aber nicht den Ideen nach] erwiesen ist; dann Porphyrius, der, ein entschiedener Gegner des Christenthums, den Sturz des Polytheismus aufhalten wollte durch allerley Kunst und Deutung alter, schwankender Sagen. Den Diodor, der ihm im Wege steht, schiebt Dupuis durch die Bemerkung auf die Seite, daß er die Wahrheit nicht habe sagen dürfen. Andere Quellen sind ihm noch Macrobius, Servius, Joh. Diakonus über Hesiodus, Arnobius, Marcianus Capella [nicht daß er sie gebraucht, sondern wie er sie gebraucht, möchte Tadel verdienen]." Beyläufig eine Note gegen Bryant, der die alten Dichter und Schriftsteller geradezu als Quellen verwirft und erst mit Lykophron, Kallimachus, Apollonius Rhod., Nonnus, Porphyrius, Proklus, den Kirchenvätern: Theophilus, Tatian, Origenes und Klemens von Alex. anfängt. Dagegen sagt der Verf.: das Zeugniß der alten Dichter ist bey historischen Factis mit Vorsicht zu gebrauchen, aber in der Religion geben sie den Typus der Meinungen und [exoteri-

schen] Kenntnisse ihrer Zeit. Das lehrt uns auch Homer. Das Studium der Platoniker und Kirchenväter muß mit großer Vorsicht getrieben werden. Die letztern vermengen noch absichtlich Epochen und Namen, um den Unsinn des Polytheismus recht grell zu schildern. Dupuis hätte alte Zeugnisse für sich nicht verschmäht; aber keins der seinigen geht über die christliche Zeitrechnung hinauf. Fände sich auch eins, es wäre bey der großen Denk- und Lehrfreyheit des Polytheismus kein Wunder." [Diese Lehrfreyheit des Polytheismus läßt sich vom orientalischen kaum, vom helleniſchen sogar nur mit Einschränkung behaupten.]

„Chronologische Classificirung der Zeugnisse ist dem Verf. die sicherste. Man classificire die Epochen und nach ihnen die Auctoritäten, dann muß der Synkretismus aufhören, weil er sich in unauflösliche Verwirrung verwickelt finden müßte; man würde die allmähliche Entwickelung des menschlichen Geistes nach Maasgabe seiner Bedürfnisse finden, statt daß man mit vorgefaßten Meinungen herbeytretend sich genöthigt sieht, noch mehr unter einander zu werfen, als selbst die absichtlichsten Synkretisten des untergehenden Heidenthums." [Eine auf nichts als das Zeitalter der Schriftsteller Rücksicht nehmende Classificirung der Zeugnisse möchte wohl auch kein ganz richtiges Resultat liefern. Es läßt sich nachweisen, daß ein späterer Schriftsteller über die ältere Religion mehr unterrichtet seyn kann als ein früherer; so wie eine Handschrift aus späterer Zeit, aus einem sehr guten und alten Original abgeschrieben, mehr Zeugniß für die ursprüngliche Schreibung ablegen kann, als eine für uns vielleicht ältere, die aber eine Copie einer jüngern ist, als die, welcher jener für uns jüngern zum Grunde lag.]

„Das griechische mythologische System beginnt mit dem Homer, das bezeugt Herodot ausdrücklich. [Wie dies zu verstehen sey, zeigt Creuzer an verschiedenen Stellen seiner mythologischen Schriften.] Die Form ist einfach und schwankend. Bürgerliches Leben giebt es noch nicht. Homer hat über den Herkules nur eine bedeutende Stelle (Odyss. 11, 601—636), wo der Schatten des Herkules mit dem Ulysses spricht; eine andere deutet an, daß Ulysses als Jüngling noch Zeitgenosse

deſſelben war; Odyss. 21, 24—30. Kein Herkules Helios. Der kleine homeriſche Hymnus auf den Herkules λεοντόθυμος kann die zweyte Epoche der griechiſchen Mythologie andeuten. Hebe iſt ſein Lohn im Olymp für ſeine Körperkraft. Die Menſchen ziehen im Gefühl ihrer Körperkraft die Götter zu ſich herunter, ſie erheben ſich nicht zu der Idee der Gottheit. Die Stellen des Homer und die des Nonnus (40, 1038) ſind die beyden Endpunkte (Extremitäten) der griechiſchen Mythologie."

„Heſiodus ſucht Regel in das theogoniſche Syſtem zu bringen; aber es will nicht gehen. (Hermanns Hypotheſe wird angeführt; Sicklers nicht.) Sein Herkules iſt der homeriſche. Die Tragiker und Lyriker bilden die zweyte Epoche der griechiſchen Poeſie. Homer iſt ihre Quelle. Sophokles gründet auf den Mythus des Herkules ſeine Trachinerinnen; ihm iſt Herk. nach der gemeinen Griechenanſicht ein Heros, nichts kommt von ihm als Sonnengott vor, ſelbſt da, wo von der Sonne die Rede iſt, ſo wie Herk. bey Heſiodus den Sonnengott bloß zum Beſchützer hat, aber nicht ſelbſt Gott iſt."

„Nun bemächtigt ſich die aus dem Orient kommende Philoſophie aller Zweige der menſchlichen Erkenntniß und giebt ihr eine neue Richtung. Die Philoſophen ſchämten ſich der ſcheinbaren Frivolität des Polytheismus, und ſuchten darin einen allegoriſchen Sinn, ohne den die Religion mit Schande vor der Moral beſtehen mußte. Man mußte ſagen, der Polytheismus iſt nicht ſittenzwecks und würdelos. Das Volk iſt nur getäuſcht worden, die Weiſen aller Zeiten und Orte wußten, was unter dem frivolen Schleier verborgen war. Wir haben den Schatz wieder entdeckt. Nun ſuchte man Einheit und eine einzige Baſis für die Religion, unterlegte den Symbolen moraliſche Zwecke, that den ſichern Quellen Gewalt an, ſuchte neue in den Trümmern Aegyptens. In dieſe ſehr lange Periode fallen alle metaphyſiſche Erklärungen der Dogmen des Polytheismus, auch die Hypotheſe von der Identität des Herk. und der Sonne. Sie iſt eins von den Mitteln zur Stützung des Polytheismus." [Wir enthalten uns hier, unſere dieſer ziemlich entgegengeſetzte Anſicht darzulegen. Da das bloße

Aussprechen derselben ohne ausführliche Beweisführung, welche dennoch nie mathematisch zwingend seyn könnte, überflüssig ist.]

„Sagt man, Herk. war Sonnengott in den Mysterien, so heißt das den Streit in ein Gebiet spielen, wo Alles (?) Vermuthung ist. Mag die Geheimlehre höhere Wahrheiten als die Volksreligion gelehrt haben: es findet bey den wirklichen Alten gar keine Aehnlichkeit zwischen ihrer Vorstellung vom Herk. und ihrer Vorstellung von der Sonne als belebendem Prinzip der Natur statt. Herk. hatte gar nichts Mystisches in der Anlage, wie es Ceres, Bacchus, Rhea oder Kybele hatten. Herk. war und blieb im griechischen Kultus eine historische Person, das beweisen alle Zeugnisse, die vor die christliche Zeitrechnung fallen, d. h. die Tradition machte ihn dazu; ob er es war, ist eine andere Frage. Kein griechischer Mythus ist aber von den neuern und neuesten Schriftstellern mannigfacher gedeutet worden, z. B. von Leclerc, Banier, Pluche, Bryant, Bergier, Hüllmann.“ [Der Letztere hat in den Anfängen der griech. Geschichte eine starke Neigung zum Euhemerismus verrathen.]

„Der Sonnencultus ist orientalisch und die Zusammenstellung desselben mit einem reingriechischen Heros bizarr.“ Den Schluß macht eine Protestation, die der Hr. Verf. auch schon an einem andern Orte vorgebracht hat. (Nonnos v. Panopolis der Dichter, S. 89 f., wo diese Abhandlung schon angekündigt ist.) In der Note macht er endlich noch eine Schlußerklärung: daß er über den Herk. mit Creuzer und Hermann nicht übereinstimmen könne; sie fangen mit dem allegorischen Sinne des Mythus an, den er ans Ende stellen will; sie lassen vom Zusammengesetzten aufs Einfache fortschreiten: er halte umgekehrt den entgegengesetzten Weg allein für wahrscheinlich; ihm ist unwahrscheinlich, ja unglaublich, daß dem Volksglauben so metaphysische Combinationen zu Elementen dienen sollen. Der Cultus des Herkules begann mit Vergötterung eines Heros, der endlich zum Sonnengotte gemacht wurde.“

Dies ist der Gang dieser inhaltreichen Abhandlung, deren Zweck, in soferne sie gegen Dupuis gerichtet ist, uns erreicht scheint, die aber Einiges enthält, wovon wir uns nicht über-

zeugen können; wogegen diejenige Ueberzeugung immer lebendiger und feſter in uns wird, welche Creuzer S. XI u. f. der Vorrede zur zweyten Auflage ſeiner Symbolik und Mythologie ausgeſprochen hat. Aber erfreulich in hohem Grade war für uns die Lectüre auch dieſer Schrift des umſichtigen und tiefblickenden Verf., die noch, außer dem von uns Angeführten, vieles Intereſſante enthält.

G. H. M.

Johannis Rudolphi Thorbecke Commentatio de C. Asinii Pollionis Vita et studiis doctrinae. Accedit Casp. Jab. Christ. Reuvens Epimetrum de quibusdam monumentis cum Pollionis historia conjunctis, et tabula lithographata. Lugduni Batavorum, apud H. W. Hazenberg, juniorem, MDCCCXX. VIII, 144 und XVIII S. in 8.

Specimen politico-historicum de propria reipublicae Romanae conditione, in tribunorum plebis institutione observanda, quop — pre gradu doctoratus — publico-examini submittit Roelandus Scheers van Harencarspel, Neomago-Gelrus. Trajecti ad Rhenum, ex offic. Joannis Altheer. X und 93 S. und 5 S. Quaestiones in 8.

Zwey inhaltreiche erfreuliche Arbeiten junger holländiſcher Philologen, welche für die Zukunft viel Gutes verſprechen. Sie verdienen wegen ihrer größtentheils reinen Sprache, ihrer guten Anordnung und der ſorgfältigen Sammlung und Zuſammenſtellung des zerſtreuten Materials die Auszeichnung einer etwas ausführlichern Anzeige, beſonders da ihre Verbreitung in Deutſchland ſchwerlich zu erwarten iſt.

Der Verf. der Schrift über den Aſinius Pollio erklärt zuerſt, daß er die von demſelben eigens handelnden Diſſertationen von Ekermann (Ups. 1745. 4.) und Eckhard (Jen. 1743. 4.), ſo wie die Rede von J. H. Feis de Asinii Pollionis bibliotheca Romae publicata, Jen. 1713. 4. nicht habe zu Geſichte bekommen können, und alſo außer den gelegentlich von A. P. ſprechenden Schriftſtellern keine Hülfsmittel gehabt habe, ſondern an die Quellen ſelbſt gewieſen

sey, daß er indessen in einem holländischen Werke von van Hall (M. Valerius Messala Corvinus, geschetst (d. i. skizzirt) in eenige Tafereelen nit de Romeinsche Geschiedenis geduurende zyn leven, d. i. während seines Lebens, Vol. I.), welches erst nach beendigtem Drucke seiner Schrift erschien, mit Vergnügen seine Ansicht von jenem Manne gefunden und dadurch von der Richtigkeit derselben mehr Ueberzeugung gewonnen habe. Der erste Theil unserer Schrift handelt de A. P. rebus universe et vita publica auf 60 Seiten, sorgfältig und genau aus den Quellen dargestellt, so daß sich nicht leicht noch eine Stelle von Bedeutung finden möchte, die hier übergangen wäre. Zweyter Theil: De A. P. studiis doctrinae. Cap. 1. De A. P. Oratore universe. Sect. I. De A. P. Oratore. Seine öffentlichen Reden, besonders Anklage- und Vertheidigungsreden nebst den Urtheilen der Alten über A. P. als Redner werden angeführt. Sect. II. De A. P. declamatore (in controversiis fictis). Hier genaue Erklärung, was declamare und declamatio, commentari und commentatio sey. Unterscheidung der declamatio von der recitatio oder dem Vorlesen eigner Aufsätze und Arbeiten, die zur Herausgabe bestimmt waren, vor einem Kreise von Freunden, welches eitle Leute auch auf dem Forum thaten. Cap. II. De A. P. historico et poeta. Cap. III, De A. P. scriptorum censore 14 Seiten. Die Commentatio von Eckhard (de C. A. P. iniquo optimorum latinitatis auctorum censore), die wir vor uns haben, hat zwar 62 Seiten in 4; allein die 48 ersten Seiten enthalten dieselben Gegenstände, die Hr. Th. vom Anfange seiner Schrift an bis auf dieses dritte Capitel des zweyten Theils behandelt, so daß nur 22 Seiten für den angegebenen Zweck der Schrift übrig bleiben. Ueber die Wahrheit des Urtheils des A. P. über den Sallustius stimmen beyde mit einander größtentheils überein, dagegen erklärt Hr. Th. das Urtheil über den Cäsar, nach unserer Ansicht mit Recht, für richtig, während Eckhard es zu widerlegen sucht. Bey Livius kommt natürlich dessen ihm von A. P. vorgeworfene Patavinität zur Sprache, wo E. abermals sagt: eam notando in T. Livio Asinius Pollio nodum in scirpo quaesivit. Hr. Th. dagegen schließt sich an das von Wyttenbach in

der Aibl. Crit. III. T. XII. p. 27 sq. ausgesprochene Urtheil an, welcher die Patavinität des Livius in dessen duro narrandi genere vermuthet, quamvis in ceteris omnibus orationis partibus fuerit egregius. — Eingestreut sind einige gute kritische Bemerkungen über Stellen des Plutarchus, Plinius, Cicero, Seneca, Appian und Charisius.

Das Epimetrum von Hrn. Reuvens, der sich schon früher durch eine gehaltreiche Schrift bekannt gemacht hat, bezieht sich auf Stellen in Hrn. Th's Schrift und besteht in drey Paragraphen: 1. De atrio libertatis. 2. Schola rhetorum. 3. De Pollionis imaginibus. Die beyden ersten enthalten die Erläuterung der lithographirten Tafel, welche das Atrium libertatis nach Bellori und das Haus des C. Sallustius nebst einer ichnographia scholae rhetorum, beyde in Pompeji, nach Gell darstellt.

Die zweyte Schrift über die römischen Volkstribunen, von einem Schüler des Hrn. Prof. van Heusde zu Utrecht, verräth zwar noch keine so feste Hand, als die des Hrn. Th., aber zeugt von wohlgeordneter und ausgebreiteter Lectüre und richtigem Urtheil. Ohne die Römer zu vernachlässigen, nimmt er doch mit Recht die Griechen, und unter diesen den Polybius und Dionysius von Halikarn. zu seinen Hauptführern, weil sie nicht, wie die römischen Schriftsteller in der Regel thun, die Verfassung und die Einrichtungen Roms bey ihren Lesern als bekannt voraussetzten und voraussetzen durften. Wir theilen hier kurz den Gang der Untersuchung mit, woraus das dem Verf. Eigenthümliche leicht erhellen wird.

In den alten Republiken ist das Streben nach bürgerlicher Gleichheit vorherrschend. Zweck des Staats ist zwar gegenseitige Ergänzung, allein der Einzelne läßt sich in der Regel sein eigenes Wohl am meisten angelegen seyn. Das Interesse des Staates aber ist, daß keiner glaube, es könne ihm wohl seyn, wenn es dem Ganzen weh ist. Dazu ist aber Gleichheit der bürgerlichen Rechte nothwendig. Das Bestreben darnach von Seiten der Armen und wenig Angesehenen wird Quelle von Streitigkeiten. Diese machen, damit der Staat nicht zerfalle, Einrichtungen nöthig, wie z. B. die gleiche Aeckervertheilung in Sparta, Abschaffung des Geldes, Verhinderung des Luxus,

die συσσίτια, Verbot der Aufnahme Fremder zu Bürgern, das Verbot zu reisen; in Athen die σεισάχθεια, die Verhinderungsmittel der Tyrannis; in Sparta die Ephoren, ähnliche Magistrate in andern Staaten, in Athen der Ostracismus, der Petalismus in Syrakus. Charakter der Römer ist Herrschsucht; das zeigt sich schon im Familienleben in der patria potestas, in den Rechten des Mannes über die Frau, quae in manum convenerat. (Hier eine fünf Seiten lange Abschweifung von römischen Frauen, die bedeutenden Einfluß hatten, dergleichen sich in der griechischen Geschichte auf diese Weise gar nicht finden.) Alles will herrschen, daher besonders der Reiche über den Armen, der Vornehme über den Geringen. Aber das ist nicht einzige Veranlassung zur Errichtung des Volkstribunals. Jene Herrschsucht konnte wohl Reibungen und Aufstände veranlassen. Das Volk aber verlangte nichts, als sein Recht und zwar nur auf einem rechten Wege. Vergleicht man die römische plebs mit dem δῆμος der griechischen Staaten, so findet sich: der δῆμος vertrieb oft die Vornehmen oder rächte sich auf irgend eine Weise an ihnen mit toller Unbesonnenheit; die römischen Plebejer wußten, was sie thaten und was sie zu thun hatten. Man muß nämlich hier die guten Zeiten in Betrachtung ziehen, nicht die schlechten, über die Cicero klagt. Besonnen betrug sich die plebs bey der secessio in montem sacrum, wodurch sie sich die trib. pleb., magistratum sacrosanctum, erwarben. Es war keine seditio. Aber selbst bey Seditionen vergaß die plebs die Achtung gegen die Consuln und die alten würdigen Senatoren nie; ja es bestrafte sogar mit großer Rechtlichkeit die Volkstribunen, wenn sie etwas Ungerechtes gegen die Patricier thaten oder thun wollten. Schon daß die Römer das Wort plebs schufen, dem keins in andern Sprachen entspricht, zeigt, daß dieser Theil des Volkes ein besonders starkes Selbstgefühl, mehr als bey andern Nationen, hatte. Δῆμος ist populus, nicht plebs; οἱ πολλοὶ, τὸ πλῆθος bezeichnet wieder nicht die plebs, sondern den Pöbel. Der Einfluß der Plebejer nach Ernennung der Volkstribunen zeigte sich auffallend. Die comitia tributa, die leges agrariae, die magistratus plebeji, die Zwölftafelgesetze, die connubia patric. et plebej., Antheil

an allen sonst bloß patricischen Staatswürden, auch den höchsten, so daß die Plebejer alles werden konnten, die Patricier nicht, nämlich nicht Volkstribunen. Die griechischen ἐκκλησίαι waren von verschiedener Art, aber keine, wie die comitia tributa; diese gewährten den Plebejern Alles (wogegen ihnen die com. curiata so gut wie nichts gewährten), besonders nachdem das Gesetz durchgegangen war, ut, quod tributim plebes jussisset, omnes cives teneret. Fragt man nach dem Nutzen oder Schaden der trib. pleb., so muß man einerseits freilich sagen, daß die Ruhe eben nicht durch dieses Institut befördert wurde; aber der Staat an sich gewann, und man muß dabey noch noch die rechtmäßige potestas tribunicia von den schlechten Handlungen einiger Tribunen unterscheiden und von der Ausartung dieses Instituts. — Die griechischen Politiker hatten nicht einmal eine Idee von solchen gesetzmäßigen Volksvertretern. Das läßt sich beym Plato und den Andern nachweisen. Bey jenem ist das Volk gleichgestellt mit den ἐπιθυμίαις im Menschen, die gebändigt und beschränkt werden müssen. Daß die Griechen diese Idee nicht hatten, sieht man besonders bey Polybius, der, als er die römische Staatsverfassung von dieser Seite kennen lernte, sie so sehr bewunderte und pries. Zwar vergleicht Cic. de Legg. III, 7. die spartanischen Ephoren selbst mit den Volkstribunen. Es ist wahr, beyde waren nicht aus den Patriciern oder dem Senat, sondern aus dem Volke gewählt, beyde sollten die Obergewalt der Mächtigern beschränken, und bändigten auch wieder andererseits die ungeregelten Leidenschaften des Volkes u. dgl. Aber die Ephoren waren zugleich Richter, Sittenaufseher; hatten überhaupt Geschäfte, die in Rom zum Theil den Consuln, zum Theil den Censoren, dem Senat überhaupt zukamen. Ueberdies waren die Ephoren ein von einem Einzelnen eingeführtes Institut; in Rom entstand das Tribunat aus dem Geiste und dem innern Wesen des Volks. Die Ephorengewalt stand so hoch über dem Volk, als über den Vornehmen und tyrannisirte oft beyde. In Rom wuchs die Macht des Volks mit der der Tribunen. Endlich waren die Tribunen sacrosancti, gleichsam die unantastbaren Priester der Volksfreiheit, und veranlaßten die comitia tributa, denen in

allen alten Staaten kein ähnliches Inſtitut gegenüber ſteht. Den Schluß macht eine Vergleichung der modernen Repräſentativ-Verfaſſungen mit dem Inſtitute der Volkstribunen, in denen der Verf. von jenen ein Vorſpiel und die Idee erblickt. Die Quaestiones (ſonſt Theses genannt) enthalten durchaus Sätze, die mit der Abhandlung ſelbſt in Verbindung ſtehen. Wir wollen die letzte (XIX) herſetzen: Summo loco atque existimatione apud Orientales gentes erat sacerdos, apud Graecos philosophus, apud Romanos Jureconsultus: unde harum gentium indoles et ratio intelligi potest. Man ſieht, der Verf. ſtellte nicht bloß Gemeinplätze, wie ſo oft geſchieht, ſondern wirklich disputable Sätze auf.

Der Vortrag der Schrift iſt einfach, klar und gut, welches wir aus den erſten zwey Sätzen der Einleitung nicht vermutheten; allein es kam gleich beſſer. S. 2 wird das Herodoteiſche: πάλῳ μὲν ἀρχὰς ἄρχει überſetzt: magistratus sorte regit, was wohl gerit heißen ſoll. S. 8 ſteht ſeltſam und durch den Ausdruck anachroniſtiſch, Solon habe eingeführt, quod voluerat Plato. Das Griechiſche in dieſer Schrift iſt nachläſſig gedruckt und voller Fehler gegen die Accentuationsgeſetze.

G. H. M.

Jahrbücher der Litteratur.

Veteris Massiliae res et instituta ex fontibus adumbrata. Dissertatio historica, quam pro summis in philosophia honoribus inter sacra saecularia tertia etc. rite obtinendis scripsit J. Christianus Johannsen, Nortofiensis, SS. Theologiae candidatus. Kiliae in Academia Christiana - Albertina MDCCCXVII. Typis Christ. Frid. Mohr. 103 S. 8.

Es empfiehlt sich diese Monographie der alten Massilia, wenn sie gleich an Seitenzahl und Masse des Stoffs einer andern ähnlichen, neulich erschienenen Schrift über das alte Cyrene *) nicht gleichkommt, sowohl durch ihren innern Gehalt, als auch insbesondere durch die Art der Behandlung, durch die Ordnung, mit der Alles dargestellt wird, so wie durch das Gefällige und Anziehende des Styls, welches letztere wir von der eben erwähnten Schrift über Cyrene nicht glauben behaupten zu können, indem der gelehrte Verf. von der allzugroßen Masse des zu verarbeitenden Stoffs überhäuft, sein Werk weniger lichtvoll und dadurch auch weniger lesbar gemacht hat. Hr. Johannsen ist Meister seines Stoffs, den er geschickt zu behandeln versteht; obwohl er an Hendreich und Andern gute Vorgänger hatte, die ihm seine Arbeit in gewisser Hinsicht etleichtert haben konnten, so geht er doch im Uebrigen seinen eigenen Weg.

Die Schrift selber, deren Anzeige wir hier liefern, zerfällt in drey Bücher, deren erstes de origine Massiliae in 5 Capiteln (p. 5—30) von den Gründern Massilia's, von

*) Historia Cyrenes inde a tempore, quo condita urbs est usque ad aetatem, qua in provinciae formam a Romanis est redacta. Particula prior etc. — Commentatio, quam pro summis in philosophia honoribus — publico examini submittit J. P. Thrige, adjunctus scholae Roeskildensis. Havniae MDCCCXIX. 279 u. X S. 8.

Zeit und Gelegenheit der Gründung, so wie von den weiteren Schicksalen der Gründer, und von den Namen der Stadt selber handelt und zugleich eine Beschreibung ihrer Lage und ihrer nächsten Umgebungen liefert. Daß dies der natürliche Gang war, den der Verf. nehmen mußte, begreift man leicht. Als die Stifter Massilia's erkennt auch er die Phocäer in Jonien, Abkömmlinge aus der Hellenischen Landschaft Phocis. [Unsere Leser werden mit den Bemerkungen des Verf. jetzt die in demselben Jahr erschienene Schrift des Hrn. Abbate Sestini: Descrizione degli Stateri antichi p. 5 sqq. besonders p. 22 sqq. mit großem Nutzen vergleichen] Diese Phocäer haben im Jahr 600 a Chr. n. Massilia als Kolonie gestiftet. Weil jedoch mit dieser Angabe Herodotus in offenbarem Widerspruch steht, nach dessen Bericht die Auswanderung der Phocäer aus ihrem Vaterlande Jonien in das Jahr 540, ihre Niederlassung an der Gallischen Küste demnach etwa 534 a Chr. n. fällt, so nimmt der Verfasser an, daß schon früher um das Jahr 600 a Chr. n. die handeltreibenden Phocäer an der Gallischen Küste, eine Art von Niederlassung, Faktorey, Handels-Etablissement gegründet, unter dem Namen Massilia (dessen Etymologie p. 28 sq. erörtert wird), wohin denn aus begreiflichen Gründen späterhin, um 534 a Chr. n. der Mutterstaat selber sich gewendet und so die Colonie zu der Größe erhoben, die sie nachher, wie bekannt gehabt habe (p. 15). Wir haben diese Ansicht des Verf. deswegen mitgetheilt, weil die Schwierigkeit des Gegenstandes eine solche Menge verschiedener Meinungen hervorgebracht hat, daß in einer Geschichte der Stadt Marseille von de Ruffi deren nicht weniger als siebenzehn angeführt sind. Was die Schreibung des Namens der Stadt betrifft, so wird mit Recht Massylia verworfen und bemerkt, die Griechen hätten immer Massalia (Μασσαλία) gesagt, die Römer immer Massilia, gerade wie bey andern Nominibus propriis, als Ἀκράγας, das die Römer Agrigentum nennen, Μασανάσσης, den die Römer Masinissa nennen. Aus den Münzen, die bey solchen Dingen hauptsächlich befragt werden müssen, hätte der Verf. noch eine Bestätigung für die Richtigkeit dieser seiner Angabe nehmen können. Denn auf den Münzen, welche Eckhel in der Doc-

trina numorum veterum Pars I. Vol. I., pag. 67 seq., Rasche im Lexicon universae rei numariae vett. Tom. III. Pars I. pag. 342—355. und Mionnet, description de medailles antiques Tom. I. p. 67 sqq. angeführt hat, findet sich überall ΜΑΣΣΑΛΙΗΤΩΝ, oder blos ΜΑΣΣΑ, auch wohl noch kürzer MA.

Das zweyte Buch (pag. 30—65) giebt einen Abriß der Geschichte Massilia's bis auf Cäsar in zwey Perioden; die erste geht bis auf die Zerstörung Carthago's, die 2te bis auf die Eroberung Massilia's durch Cäsar. Die erste Geschichte der Stadt ist, wie die der meisten alten Städte, zum öfteren ungewiß, in Mythen eingehüllt; sie wird nach Justinus erzählt, dessen oder vielmehr des Trogus Quelle hier Diocles oder der weniger zuverlässige Timäus war. Der Verf. hat sich über diesen Punkt, worin er hauptsächlich Heeren gefolgt ist, weiter von p. 37—41 verbreitet. Im Verfolg der Erzählung verläßt er den Justinus als unzuverlässig, und nimmt den Polybius und Livius, dann später Cäsar zu Führern.

Das dritte Buch endlich giebt uns Nachricht von den „institutis et studiis Massiliensium", in fünf Capiteln. Zuerst eine Vorbemerkung, daß die Bewohner Massilia's nichts von der Sprache, Cultur, Sitten u. s. w. ihrer rohen, unkultivirten Nachbarn, der Gallier, angenommen, im Gegentheile, daß sie unter Letztere eher Cultur zu verbreiten gesucht hätten; vergl. Livius 37, 54. Allein daraus, daß Druiden wahrscheinlich auch in Massilia einheimisch gewesen, möchte sich doch Einiges gegen die angeführte Behauptung einwenden lassen. Unser Verf. wenigstens bezweifelt gar nicht die Aufnahme der Druiden in Massilia, die es doch nur von Gallien aus erhalten konnte; ein Umstand, woraus doch offenbar auf eine Verbindung der Stadt mit den sie umgebenden Galliern, und auf eine gewisse Theilnahme derselben an Gallischen Religionen zu schließen ist. Ergo et, sagt er p. 86, nachdem er seine Gründe entwickelt, ut credam (richtiger: quod credam) Druides Massiliensibus etiam, tempore procedente placuisse. Dieser Einführung oder Zulassung der Druiden sind auch vielleicht die Menschenopfer zuzuschreiben, welche nach den Zeugnissen einiger alten Schriftsteller in Massilia zu

Zeiten statt gefunden haben. Denn von Phöniciern oder Carthagern, deren natürliche Feinde sie, als ein handelndes Volk, seyn mußten, haben sie dieselben schwerlich empfangen, eben so wenig, als sie sie aus dem Vaterlande Jonien mitgebracht. — Die Regierung und Verwaltung des Staates (Cap. I. „de forma et administratione reipublicae Massiliensium") war, wie Strabo und Aristoteles angeben, einem Senate von 600, aus dem Volke gewählten und mit dem Namen Τιμοῦχοι beehrten Männern anvertraut, aus welchen ein engerer Rath von 15 Männern (προεστῶτες) sich bildete. An der Spitze des ganzen Senats standen drey Directoren, denen die höchste Leitung des ganzen Gemeinwesens übertragen war, eine Art von Archonten oder Consuln; über deren Macht, Befugniß u. s. w. aber leider die nähern Angaben, die doch so merkwürdig wären und zu interessanten Parallelen führen könnten, fehlen. Im 2ten Cap. „de legibus atque moribus Massiliensium" sucht der Verf. zuvörderst die so gerühmte Sitteneinfachheit, Reinheit und Zucht der Massilienser (τὴν λιτότητα τῶν βίων καὶ σωφροσύνην) mit zwey Sprüchwörtern der Griechen, die gerade das Gegentheil beweisen wollen, zu vereinigen. Wenn wir auch hier der scharfsinnigen Erklärung des Verf. nicht geradezu widersprechen mögen, so gestehen wir doch, daß, unserer Ueberzeugung nach, jener Widerspruch ungezwungener und leichter durch die Annahme gelöst wird (die jedoch der Verf. verwirft), daß hiebey die Zeiten zu unterscheiden, und frühere und spätere Zeit zu berücksichtigen sey. Unter den Gesetzen — die Zahl der uns noch bekannten ist leider unbedeutend — sind einige sehr merkwürdige, wie z. B. die Beschränkung des Luxus in Kleidern wie bey Gastmahlen, das Verbot des Weines für die Weiber, so wie aller mimischen Darstellungen u. s. w.

Der Abschnitt von der Religion der Massilienser (Cap. III.) giebt neben den Festen und Religionsgebräuchen die Götter an, deren Verehrung sich ausdrücklich durch Stellen der Alten oder durch Münzen beweisen läßt; als Juppiter, Apollo, Diana und Minerva. Es hätte dieser Abschnitt aus den bey Rasche und Mionnet (a. o. o. O.) aufgezeichneten Münzen um Vieles vermehrt werden können. Bey weitem die meisten der zahlreichen, dort angeführten Münzen zeigen die Diana, so

daß diese Göttin (die Ephesische) vorzugsweise in Massilia verehrt worden zu seyn scheint, was sich auch anderwärts her bestätigen will. Apollo erscheint gleichfalls auf vielen Münzen, so wie von Thieren (gewöhnlich auf der Kehrseite) der Löwe, der Delphin und der Stier. Von der Verehrung des Mercurius hat der Verf. keine bestimmte Stellen der Alten angeführt, glaubt aber, daß ihn, den Handelsgott, die handeltreibenden Massilienser ohne Zweifel auf eine ausgezeichnete Weise verehrt hätten. Auch hätten nach Cäsars Zeugniß die Gallier unter den übrigen Göttern den Mercur hauptsächlich verehrt. „Quae religio, setzt er dann hinzu, nisi per Massilienses eo (zu den Galliern) fuisset delata, haud facile (?) ad barbaros illos tam mature penetrare potuit." — eine Behauptung, die um so gewagter erscheinen kann, als es sich doch wohl schwerlich in allen Punkten darthun läßt, daß auf diesem Wege allein, von Massilia und der mittelländischen Meeresküste aus, durch Griechen Cultur, Sitten und Religion zu den rohen Galliern gebracht worden sey, da es überdem noch sehr zu fragen ist, ob der Gallische Gott, den Cäsar Mercurius nennt, wirklich der Griechische und Römische Mercurius ist; was wir wenigstens sehr bezweifeln. — Uebrigens wird bey Rasche a. a. O. pag. 352 eine Massilische Münze bemerkt, welche das mit dem Petasus bedeckte Haupt des Mercurius und einen Caduceus mit Flügeln zeigt; obwohl Anderen dasselbe ungewiß dünkt. Auch dies mit einem Diadem geschmückte Haupt der Venus ist auf einer Münze ebendaselbst ersichtlich.

Zwey lesenswerthe Abschnitte, über die Sprache der Bewohner Massilia's — die Griechische — (Cap. IV.) und über ihre wissenschaftliche Bildung (Cap. V. ds studiis Massiliensium), die so bedeutend war, daß zu Strabo's Zeit vornehme Römer ihrer Ausbildung halber nach Massilia, statt nach Athen, sich begaben, beschließen diese Schrift, die, soweit als möglich, ein getreues Bild der alten Massilia uns liefert. Die Sprache des Verf. ist leicht, fließend und angenehm, sein Ton sehr bescheiden; Vorzüge, die den Werth der Schrift gewiß erhöhen. — Das Druckfehlerverzeichniß, welches angehängt ist, hätte noch mit Mehrerem vermehrt werden können, wie z. B. v. 13 lin. 8 plerique für pleriſque, p. 15 shiit statt

abiit, p. 70 τοῦς ſtatt τοὺς; p. 75 ſoll es wohl heißen percensendas, wie p. 29 ortam und percrebuerat, p. 90 Massilia u. ſ. w.

Phrynichi Eclogae Nominum et Verborum Atticorum cum notis P. J. Nunnesii, D. Hoeschelii, J. Scaligeri et Cornelii de Pauw partim integris edidit, explicuit Chr. Aug. Lobeck, Liter. Antiq. in Academia Regimontana Professor. Accedunt Fragmentum Herodiani et Notae, Praefationes Nunnesii et Pauwii et Parerga de vocabulorum terminatione et compositione, de aoristis verborum authypotactorum etc. Lipsiae MDCCCXX. In Libraria Weidmannia (mit einer Dedic. an Schleusner). LXXX u. 841 S. gr. 8.

Dieſe lange gewünſchte Ausgabe des Grammatiker Phrynichus glaubt Ref. mit vollem Recht den Holländiſchen Ausgaben anderer alten Grammatiker, eines Thomas Magiſter, Möris u. ſ. w. an die Seite ſtellen zu können; er glaubt deswegen alle Freunde der claſſiſchen Literatur durch dieſe Anzeige aufmerkſam machen zu müſſen. Die Einrichtung des Werkes ſelber iſt folgende: voran geht die Vorrede des Nunneſius, die billig in dieſer neuen Ausgabe nicht vermißt werden durfte, dann folgen: ex bibliotheca Photii Patriarchae caput de Phrynicho (pag. V), die Vorrede des Cornelius de Pauw (pag. VIII seqq.) und endlich (pag. LXXIV seqq.) die des neuen Herausgebers, worin er von Veranlaſſung, Bearbeitung, Methode u. ſ. w. bey der Herausgabe dieſes Werkes Rechenſchaft giebt. Bereits vor fünf Jahren hatte ſich Hr. Lobeck zur Herausgabe der Eclogae des Phrynichus erklärt, allein aus mehrfachen Gründen war die Ausführung unterblieben. Zum Texte des Phrynichus hat Hr. Lobeck keine weiteren neuen Hülfsmittel benutzt, als die der früheren Herausgeber; daß er ſich aber nicht um unbenutzte Handſchriften u. dgl. umgeſehen hat, können wir nicht billigen. Denn ſonſt würde er ſich wohl auch um unſere, aus Rom zurückgekehrte Pfälzer Handſchrift Nro 132, die außer Philoſtratus Leben der Sophiſten und andern Schriften einen Phrynichus ent-

hält, bekümmert haben; die Notiz davon konnte er aus Wilkens Geſchichte der Heidelbergiſchen Büchersammlungen (Heidelberg bey Oswald 1817.) pag. 279, und aus den Creuzer'ſchen Meletematen I, pag. 2 entnehmen. Es ſtimmt dieſe Handſchrift, der freylich gegen das Ende hin Einiges fehlt, häufig mit den Edd. Princ. und Vasc. zuſammen, wie z. B. in der Vorrede pag. 1 Lobeck. lin. ult. ſtatt οἷός τε, ſich hier findet οἷος, wie in den erwähnten Ausgaben; eben ſo pag. 2 lin. 4, ἀποπεπτωκότες ſtatt ἀποπλανηθέντες, was Hr. Lobeck in den Text aufgenommen hat; pag. 2 lin. ult. σύμψηφοι ἡμῖν; pag. 3. lin. 1. fehlt das οὕτως. — Der Anfang (pag. 4 Lob.) ὅστις ἀρχαίως — φυλακτέα fehlt gleichfalls, ſo wie in der Ed. Vasc. — p. 12 Lob. l. 1 hat unſere Handſchrift ebenfalls, wie die Ed. Pr. und Vasc., (die jedoch δέ hinzuſetzen) blos παράδειγμα mit Weglaſſung des λέγε; welches Wort auch an andern Stellen häufig weggelaſſen wird, vergl. pag. 17 lin. 2, pag. 21 lin. 3 Lob., was gewiß, um mit Hrn. Lobeck zu ſprechen, „concinnius“ iſt. Pag. 12 lin. 3 fehlt, wie in der erwähnten Ausgabe das ὅταν; eine Lesart, zu der Hr. Lobeck hinzufügt: „Sic et Phavorinus scripsit.“ Aber warum hat er ſie dann auch nicht in den Text aufgenommen? pag. 15. lin. 1 ſtimmt unſer Codex wieder ganz mit der ed. Pr. und V. überein. Die Bemerkung über εἰςιέτω fehlt gänzlich, die p. 17 Lob. über εὐκοίτει folgt erſt ſpäter, nach p. 29 ed. Lob. Ueberhaupt ſind dergleichen Verſetzungen nicht ſelten in dieſer Handſchrift, wie z. B. p. 24 Lob. φλεγμᾶναι etc. erſt nach διώρια, p. 31 ὤμοκε etc., erſt nach ἀπελεύσομαι p. 37 folgt. Pag. 18 lin. 3 wäre die Lesart unſeres Codex, in Uebereinſtimmung mit der Ed. Pr. ἐπὶ τοῦ μέλλοντος, ſtatt der, wie uns dünkt, mangelhaften Lesart ἐπὶ μέλλοντος gewiß in den Text aufzunehmen, wie ſchon der Gegenſatz ἐπὶ τοῦ ἐνεστῶτος κ. τ. λ. zeigt. Ebendaſelbſt, lin. 4. iſt das καὶ vor ἄρτι von neuerer Hand hinzugeſetzt. Pag. 23 lin. 2 hat unſer Codex πάντα γὰρ τὰ ῥήματα εὐδόκιμα; letzteres hat auch Ed. Pr. und Vasc. die Worte lin. 3: ἀμυνοῦμεν bis ἀδόκιμον fehlen ganz; lin. 5 ibid. fehlt γὰρ', wie in der Ed. Pr. und V. Statt ἀσπάζομαί σε, lin. 6 hat der Cod. Pal. ἀσπ. σοι. pag. 24 lin. 5

steht blos: φλεγμᾶμαι καὶ τοῦτο διὰ τοῦ η. pag. 26, wie auch Andere lesen: προδεσμίαν statt προδεσμία, und pag. 28, lin. 1 ἀλλοκότως statt ἀλλοκοτέρως; p. 29, wie Nunnesius herausgab: διὰ τοῦ ἑτέρου λ statt δι' ἑνὸς λ. Pag. 30 lin. 1 fehlen die Worte σὺν τῷ υ λέγων. Pag. 31 lin. 1 steht εἴληπται statt ἤλειπται, wie beym Phavorinus; auch fehlt das καί beydemahle. Pag. 37 ἐπεξελευσόμενος etc. fehlt gänzlich, so wie pag. 39 δι' ἑνὸς ι und καὶ ἀρχαϊκόν; pag. 42 lin. 1 statt μὴ εἴπῃς hat der Cod. Pal. οὐδαμῶς und pag. 43: οὕτω συντάσσε τε (sic) μετὰ τοῦ ι; das εἰ δὲ, das gleich folgt, fehlt, so wie pag. 45 die Bemerkung über ἀπόπαλαι. So viel zur Probe, um zu zeigen, daß diese Handschrift gewiß einige Berücksichtigung verdiente.

Das Hauptaugenmerk des Herrn Lobeck war auf eine Erklärung und Erläuterung der von Phrynichus gegebenen Vorschriften und Regeln gerichtet. Darum giebt er in den unter dem Text beygefügten Noten zuerst vergleichend die Bemerkungen und Angaben anderer alten Grammatiker hinsichtlich der aufgestellten Regel, dann die Noten der früheren Gelehrten, die sich mit Phrynichus beschäftigt, und zuletzt seine eigenen, die freylich immer das bedeutendste sind, da er nämlich mit vieler Belesenheit aus den noch vorhandenen Schriften der Attiker zu zeigen sucht, inwiefern die Regel des Phrynichus und der andern Grammatiker in dem Sprachgebrauch gegründet oder ungegründet erscheinen. Von den verschiedenen Noten der früheren Herausgeber dieses Atticisten hat Hr. Lobeck nur die des J. Scaliger vollständig wieder abdrucken lassen, die des Nunnesius, Hoeschelius und Cornelius de Pauw aber abgekürzt, eben weil sie nach des Herausgebers Ansicht manches Bekannte enthielten, das auch jetzt in Ausgaben anderer Schriftsteller, ingleichem in den gewöhnl. Grammatiken und Wörterbüchern besser zu finden sey u. s. w. Jeder Sachkenner, der diese Ausgabe mit Aufmerksamkeit durchgelesen und studirt hat, wird mit uns gerne den Verdiensten des Herrn Herausgebers volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, er wird den Fleiß, die Sorgfalt und die kritische Umsicht, welche Hr. Lobeck sichtbarlich auf diese Ausgabe verwandt hat, mit gebüh-

rendem Danke anerkennen, und mit uns in den Wunsch übereinstimmen, daß Hr. Lobeck lieber mit solchen Werken, die als ein wahrer Gewinn für die die Literatur anzusehen sind, uns beschenken möge, als mit anderweitigen Untersuchungen und Forschungen im Gebiete der Mythologie und Symbolik, die er leider mit so wenig Glück bis jetzt versucht hat *). Viele Stellen alter Autoren sind oft glücklich und mit Leichtigkeit verbessert oder gegen vermeintliche Verbesserungen geschützt, auch sind sie meistentheils, so viel Ref. gefunden, richtig nach den gewöhnlichen Ausgaben citirt. Die p. 54 vom Hrn. Verf. bemerkten Stellen über μεδημερινός diuturnus, quotidianus, insbesondere die des Philo de Cherub. p. 121 E. (welcher, den Demosthenes nachahmend, ebenfalls μεδημερινοὶ γάμοι hat) bestätigen auffallend die Richtigkeit der Demosthenischen Stelle, in der Rede pro Coron. cap. 40. pag. 270 Reisk.

---

*) Ich sehe mich hiebey zu der Erklärung veranlaßt, daß ich an dieser Anzeige nicht den entferntesten Antheil habe. Damit aber Herr Professor Lobeck in seinem Selbstgefühle nicht etwa auf den Gedanken gerathe, dieser Zusatz sey eine Wirkung von Furcht vor fernern Kritiken, zu deren Gegenstand er (warum, weiß ich nicht) mit besonderer Liebe meine literarischen Versuche gewählt zu haben scheint, so bemerke ich bey dieser Gelegenheit, daß ich ihm für seine Bemühungen sogar Dank weiß, weil sie nur dazu gedieut haben, die Zahl meiner gelehrten Freunde, worunter ich die ersten Männer unserer Literatur verehre, so wie die meiner Leser zu vermehren. Aus demselben Grunde hatte ich bereits, früher als mir sein Phrynichus zu Händen kam, eine abwehrende Note in der ersten Ausgabe der Symbolik, als überflüssig für die neue gestrichen. Aus diesem erneuten Buche kann er auch ersehen, warum meine Anmerkungen in dem ersten Hefte der Meletemata so und nicht anders eingerichtet waren, nämlich weil dieses Heft, wie der zweyte Titel auch deutlich genug besagt, großentheils opuscula mythologica enthält, die mir damals bey meinen Vorlesungen dienen sollten und jetzt auch bey der Umarbeitung der Symbolik wesentlich dienen. — So viel glaubte ich, bey diesem ungesuchten Anlasse, zur Sache Gehöriges sagen zu müssen. Daß ich über den Ton, in den Herr Lobeck verfallen, nichts zu sagen hatte, werden die wahren Humanisten von selbst erwartet haben.

Fr. Creuzer.

(ἢ ὡς ἡ μήτηρ σου τοῖς μεθημερινοῖς γάμοις ἐν τῷ κλισίῳ — χρωμένη etc.), ohne daß man nöthig hat, καθημερινοῖς zu ſchreiben, um die Bedeutung quotidianus daraus zu erhalten. Aufgefallen iſt Ref., daß p. 164 bey dem Gebrauch von ἀπό nicht Schäfer in den Meletemm. p. 26 angeführt iſt, um ſo mehr, da ſonſt ſolche Bemerkungen dem gelehrten Hrn. Herausgeber nicht entgangen ſind. Eben ſo hätte da, wo von dem Worte βάκηλος die Rede iſt, noch Eustathius ad Odyss. IV, 249. p. 166 Basil. edit. angeführt werden können, und p. 393 hinſichtlich des Wortes φιλολόγος noch der ſchönen Note Wyttenbachs ad Plutarchi Moralia p. 226 gedacht werden können. Dort ſind auch, um zu einer vollſtändigen Erkenntniß von dem Gebrauche dieſes Wortes zu gelangen, ſämmtliche Stellen aus Plutarchus, wo es nur vorkommt, genau angegeben. Es würde die Gränzen dieſer Anzeige überſchreiten, wenn wir alle die einzelnen trefflichen Sprachbemerkungen, die ſo vielen Stellen der Alten erläutern, anführen wollten, ſowohl in den Noten zur Ecloga Phrynichi (bis p. 262) als zur Epitome Phrynichi (bis p. 448). Das Fragment des Herodianus (ἐκ τῶν Ἡρωδιάνου p. 449—478) glaubt der Verf. nicht weglaſſen zu dürfen, und wir müſſen ihm dafür danken, da die hinzugefügten Noten ſo vieles Schätzbare enthalten, was kein Philologe gern wird entbehren wollen.

Soweit die erſte Abtheilung der Schrift, an welche die zweyte unmittelbar ſich anſchließt, unter dem Titel: Parerga. Sie enthält allgemeinere Unterſuchungen und Forſchungen im Gebiete der griechiſchen Grammatik, betreffend die Zuſammenſetzung, und Formation griechiſcher Wörter nach einzelnen Vorſchriften des Phrynichus, die zum Grunde gelegt werden, und iſt eine Sammlung einiger gelegentlich vom Hrn. Verf. geſchriebenen akademiſchen Programme. Das erſte Kapitel in 13 §§. (bis p. 532) handelt de terminatione substantivorum compositorum; das 2te (p. 536—559) de adjectivorum quorundam terminatione; das 3te (p. 560—632) de verborum compositione in 14 §§. Eben ſo wichtig iſt C. IV. de productione vocalium in vocabulorum commissuris (p. 632—713), und Caput V. de Aoristis primis verborum authypotactorum (p. 713—744), ſo wie das ſechste und

letzte: de constructione verbi μέλλειν et affinium vocabulorum. Was zunächst die in den beyden letzten Kapiteln behandelten vielen Stellen der Alten betrifft, so muß Ref. bekennen, daß er mit den Grundsätzen des Hrn. Lobeck nicht überall einverstanden ist, und daß er nicht in dem Grade wagen würde, wie doch Hr. Lobeck gethan hat, nach gewissen Vorschriften und Theorien alle Stellen der Alten, die sich denselben nicht fügen, umzuändern und so vermeintlicher Weise zu verbessern. Denn von diesem Vorwurfe wird schwerlich jeder unbefangene Leser Hrn. Lobeck freysprechen können. So sucht er im 5ten Kap. zu beweisen, wie die Regel des Phrynichus, daß man ἐκλιπών und nicht ἐκλείψας sagen müsse, wohl begründet sey, indem sowohl vom Stammwort λείπειν, wie von seinen sämmtlichen Compositis der Aoristus I. bey den Alten so selten vorkomme; woraus dann der Schluß gezogen wird; „ut necesse sit huic inclinamento aliquid maculae et labis adspersum fuisse.“ Zwar hatte Aristophanes λείψας statt λιπών gesagt; aber darauf, bemerkt Hr. Lobeck, sey wenig Gewicht zu legen: „saepe enim tempore fieri, ut in magnis quoque auctoribus incidant aliqua vitiosa, dum aut necessitati pareant cuipiam aut animum ad analogiae conservationem non attentum habeant“ (p. 714). Zwar kommt von allen Compositis der Aoristus I. vor, allein meistens nur bey verhältnißmäßig spätern Autoren. Nun folgt eine ähnliche Untersuchung der Vorschrift des Phrynichus, daß der Aoristus I. statt des Aorist. II. bey αἱρῶ und seinen Compositis „ἀνελληνιστόν“ sey (p. 716 ff.). Hier wird nun über eine Menge von Stellen, insbesondere über solche, wo gar εἰ oder ὅπως mit dem Conjunctiv Aorist. I. vorkommt, das Verdammungsurtheil gesprochen, ohne weitere Rücksicht; und da die Emendationen oder die zu emendirenden Stellen gar kein Ende nehmen wollen, so setzt Hr. Lobeck hinzu: „quorum multitudinem si quis pertimescat, is trepidare et verecundari desinet, si illa respexerit, quae ne summus quidem codicum consensus a ferro vindicare potest“ (p. 720). Ref. kann diese Ansicht nicht theilen; ihm ist die Zahl der Stellen, die bis jetzt z. B. über ὅπως oder εἰ mit folgendem Conjunctiv Aor. I., aus Plutarch und andern

Schriftstellern dieses Zeitalters gesammelt sind, zu bedeutend, (man vergl. nur Held zu Plut. Alexand. cap. 41 in Actis philologg. Monacc. Tom. II. fascic. 2. p. 160 seqq. und Creuzeri Meletemm. III. p. 23 seqq.) als daß er ohne Handschriften hier zu ändern wagte. Wer möchte auch in einzelnen Sprachformen, die nach Zeit und Umständen sich oft verschieden gestalten, Alles geradezu unter eine Regel oder Form zwängen wollen, zumahl bey einer Sprache, die wir, weil uns so viele Denkmahle fehlen, nie vollständig zu erlernen hoffen können? Und wir wollten dann behaupten, ein Schriftsteller habe diese Form nothwendig gebrauchen müssen (eine Form, welche die vorhandenen Handschriften nicht einmal angeben), weil sie häufig oder auch wohl einzig bey frühern guten Autoren sich findet? Richtig dagegen hält Ref. die ebendaselbst p. 717 gelegentlich über ἀξιοῦν mit folgendem Infinitiv Futuri gemachte Bemerkung, so wie die p. 722 ff. über den Gebrauch des Conjunctivus Aoristi statt des Futur, in der spätern Gräcität („fatiscens Graecitas"). Wir übergehen die weiteren Forschungen über χέω, ῥέω δράω u. s. w. nebst deren Compositis, und bemerken nur noch, wie auch im 6ten Kap. der Hr. Verf. von dem Satze des Phrynichus ausgeht, daß μέλλειν mit dem Infinit. Aorist. nicht verbunden werden dürfe. Da aber viele Stellen bey Thucydides, Plato, Aristophanes u. A. diesem Satze widersprechen, so sucht Hr. Lob. seinen Phrynichus durch die Erklärung zu retten: „Phrynichum publico vitio irasci manifestum est" (p. 746). Nun wird mit vielem Scharfsinn entwickelt, in wiefern die Verba, welche ein Wollen, Verlangen, Meinen, Hoffen und dergl. mehr bezeichnen, mit dem Infinitivus Aoristi oder Futuri verbunden werden. Ref. will das Studium dieser herrlichen Abhandlung einem jeden empfehlen, dem es mit einer genauen Kenntniß der griechischen Sprache Ernst ist. Auch durch andere gelegentlich eingestreute Bemerkungen wird es sich reichlich belohnt finden, als z. B. p. 746 vom Futurum I. der Verba auf ιζω, p. 750, vom Accusativ mit dem Infinitiv noch ὥστε, statt des Nominativ. c. Infinit. p. 753 über die Ellipse von δεῖν u. s. w.

Den Beschluß machen Corrigenda und Addenda (pag. 757 — 772) und mehrfache Indices (p. 773 — 841), die freylich bey einem Werke der Art unentbehrlich sind: 1) ein Index vocabulorum a Phrynicho et Herodiano notatorum, 2) ein Index Scriptorum et dialectorum, 3) ein Index Graecus über die sämmtlichen theils in den Noten, theils in den Parergis erläuterten Wörter, 4) ein Index Latinus und 5) ein Index locorum, quorum lectio disceptatur.

Druck und Papier ist gut, das Werk selber frey von Druckfehlern, da Hr. Professor und Bibliothekar Schäfer — wie wir aus einigen unter dem Texte von ihm beygefügten Noten schließen möchten — die Durchsicht besorgt zu haben scheint. Pag. 354 in der Note, wo Demosth. de Coron. p. 181 citirt wird, steht παραπολουθεῖς, da doch die Ausgaben des Demosthenes: παρηκολούθεις haben.

Griechisch-Deutsches Wörterbuch beym Lesen der griechischen profanen Scribenten zu gebrauchen. Ausgearbeitet von Johann Gottlob Schneider, Professor und Oberbibliothekar zu Breslau. Zweyter Band. A—Ω. Dritte verbesserte und sehr vermehrte Auflage. Leipzig in der Hahn'schen Verlags-Buchhandlung. 1819. 791 S. in gr. 4. (Die zweyte Auflage hat 709 Seiten.)

Wir haben im 13ten Stücke des vorigen und im 29ten Stücke des gegenwärtigen Jahrganges dieser Jahrbücher die beyden Abtheilungen des ersten Theiles angezeigt, und dem nachbessernden und vervollkommnenden Fleiße des würdigen Verfassers alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Diesem zweyten Theile gebührt kein geringeres, sondern eher noch größeres Lob der überall sichtbaren Sorgfalt und nachbessernden Hand; auch ist besonders erfreulich die ruhige Haltung und der würdige Ton des verdienstvollen Veteranen. Unsere beyden Anzeigen enthalten nun freylich auch eine nicht ganz unbedeutende Anzahl von Zusätzen und Berichtigungen verschiedener Art; wir haben aber wiederholt erklärt, daß wir es geradezu für nothwendig halten, daß ein Werk dieser Art erst nach wiederholten

Auflagen und durch Beyträge mehrerer Gelehrten einen gewissen Grad von Vollendung erreiche, der dem Einzelnen zu erreichen schlechterdings nicht möglich ist. Wir hätten mit der Anzeige dieses zweyten Bandes gerne bis zur Erscheinung des in der kurzen Vorrede vom 29. May v. J. versprochenen kleinen Bandes von Zusätzen und Berichtigungen gewartet, wo neben den Zusätzen des Verf. auch Beyträge von ärztlichen Artikeln von Hrn HR. und Dr. Weigel in Dresden, Beyträge von Jakobs und Petri und den beyden Verstorbenen, Kaltwasser und Gierig, folgen sollen. Allein da sich die Erscheinung jener Zusätze bisher immer noch verzögert, vielleicht um noch mehr Beyträge benutzen zu können, so wollen wir, was wir noch nachträglich über den ersten und nun neuerdings über den zweyten Theil zu sagen haben, hier niederlegen zu beliebiger Benutzung, ohne Anmaaßung, aber auch ohne die Besorgniß, Hr. Pr. Schn. werde uns darüber so unfreundlich anfahren, wie neulich ein Recensent dem Hrn. Schmid that, welcher dem Schneiderschen und Riemerschen Wörterbuch (zweyter Aufl.) Tausend griechische Wörter als don gratuit präsentirte. Auch wollen wir nicht einmal als captatio benevolentiae die bedeutende Anzahl von Berichtigungen und Zusätzen aufzählen, welche dieser um 82 Seiten vermehrte Theil erhalten hat; eine Vergleichung, die Jeder, der gesunde Augen hat, leicht anstellen kann, in welchem Umfange er will.

Zum ersten Theile haben wir noch folgendes zu erinnern und nachzutragen, meistens Citate, wo sie fehlen, Nachweisungen, Constructionen, Bedeutungen u. dgl. Ἀβακέω. S. Apollon. Lex. Hom. p. 7. ed. Toll. ib. interpr. add. Eustath. ad Hom. l. l. p. 166 Bas. — Ἀβληχρός. S. Apollon. l. c. p. 8 et Wyttenbach. ad Vit. Ruhnk. p. 285. — Ἄβρα. S. Eustath. ad Odyss. XIX, p. 608. Bas. — Ἀβυρτάκη. S. ib. p. 680. — Ἀγαμία. Stob. p. 412. — Ἀγλαοτριαίνης. Pind. Ol. I, 64. — Ἀδέω. cf. Villois. ad Apoll. Lex. Hom. p. 35. — Ἀδηφάγος. Eust. ad Odyss. I, p. 24. über das Wort und seine Bedeutungen. — Ἀθηρηλοιγός. Odyss. XI, 127. Eustath. p. 422. cf. Apoll. L. H. p. 48. — Ἄθρόος. Ueber den Spiritus und Accent des Wortes S. Eustath. ad Odyss. I, 27. und Pierson ad

Moer. p. 20. — Ἀΐδηλος. Odyss. VIII, 309. ib. Eustath. p. 312. l. 20. — Ἄκιδνος. Eustath. ad Odyss. V, 217. p. 217. — Ἄκνηστις. Apollon. L. H. p. 73. ib. Villois. — Ἀκοστέω. cf. Heyne ad Homer. Il. VI, 506. Apollon. L. H. p. 80. Schneider. ad Nicandri Alexipharm. v. 106. p. 111. — Ἄκοπος. Nicht ermüdend. Plat. Phaedr. p. 227. a. Bip. X. p. 280. — Ἀκταία. Eustath. ad Od. I. p. 37. l. 42. — Ἀκτή. Ueber dieses Wort und verwandte s. The Classical Journal Vol. IX. p. 320. — Ἄκτωρ. Hesych. p. 212. Vol. I. Alb. — Ἀλαόω. Hom. Od. I, 69. — Ἀλαῶπις. Sturz. ad Empedocl. p. 594. — Ἀμαμηλίδες. Eine Art Nymphen. Eustath. ad Od. I. p. 4. — Ἀμαρεύω. Eustath. ad Od. VIII. p. 327. 10 sagt: δακρύων ῥοὴν ἀμαρεύονσαν. — Ἀμέρδω. Apollon. L. H. p. 97. p. 110 sq. ed. Toll. — Ἀμολγῷ. Einige nahmen es vom frühen Morgen. S. Pfaff. de ortib. et occas. sider. p. 36. oder vielmehr Eustath. ad Il. XXII, 317. — Ἄμοτον. Odyss. VI, 83. — Ἀμφαμιῶται. Athenaeus VI, 203. p. 509. Schw. — Ἀναλθής. Ruhnk. ad Toupii Longin. p. 245 sq. Schaefer. ad Bucolic. p. 231. — Ἀναῤῥιχάομαι. Eustath. braucht das Wort ad Od. XIX, 247. p. 694. — Ἀνειδωλοποιέω. Eustath. ad Od. I, 115. p. 30. — Ἀνενήνοθε. Hermann. de emend. rat. Gr. Gr. p. 279 sqq. Matth. Gr. Gr. §. 232. Buttmann. Lexilog. p. 266 sqq. — Ἄνθος. Eustath. ad Odyss. VIII. p. 310. add. Heyne ad Il. IX, 212. Wolf. ad Lib. Epist. p. 456. Boissonade ad Philostrat. Heroic. p. 382. — Ἀνιαρός. Eustath. ad Od. II, 190. — Ἀνοηταίνω oder ἀνοητεύω. Gerade die zweyte, als zweifelhaft angegebene, Form steht beym Schol. Aristoph. Nub. 1484 (nicht 1480). Herm. — Ἄντλος. Apollon. L. H. p. 326. — Ἀοχλησία. Eustath. ad Odyss. IV, 56. — Ἄπιος. Apollon. L. H. p. 146. — Ἀπόθριξ. Eustath. ad Odyss. p. 303. — Ἀποτροπιάζω in Med. Eustath. ad Od. p. 309. — Ἀρετή. Das Homerische οὐκ ἀρετᾷ κακὰ ἔργα steht Od. VIII, 329. — Ἀριδείκετος. Eustath. ad Odyss. VIII, 382. p. 316. — Ἀρνειός. Eustath. ad Odyss. I, 25. p. 14. Bas. — Ἄρνυμαι. Eustath. ad Od. I, 5. p. 19. Apollon. L. H. p. 164. — Ἀσκέω. Odyss. III, 438. cf. Eustath ad Odyss. I. 439. p. 71. — Ἀσχίδω-

ρος. Eustath. ad Od. XIX. p. 706. — Ἄτμενος. Eustath. ad Od. XIV, 63. p. 531. — Αὐδήεις. Im Cod. Palat. 45. findet ſich zu Odyss. V, 334. ein weitläuftiges Scholion, ſ. Creuzeri Meletemm. I. p. 53 sq. Vgl. auch Doederlein. Specim. Ed. Sophocl. p. 34. not. — Αὐτοαγαθότης. Procl. Inst. Theol. §. 127. — Βαιὸς erklärt Eustath. ad Od. XI. p. 443. durch λόγος σύντομος, κεφαλαιώδης und παραινετικός. — Βασίλισσα. Fischer. ind. Palaeph. Sturz de dialect. Mac. et Alexand. p. 161. — Βητάρμων. Odyss. VIII, 250. — Βύβλινος und Βύβλινος. Ueber dieſe Formen ſ. The Classical Journal Vol. XII. p. 374 sq. und Creuzeri Comm. Herodott. I. p. 26. — Βλιτυμάμας. S. Ebd. p. 367 sq. — Γίγαρτον. Eustath. ad Od. IX, 197. p. 347. — Γράμμα. Auch Materie. S. Heindf. ad Plat. Cratyl. p. 154. Ruhnk. ad Xen. Mem. IV, 2. 8. — Γράφω. Wolf. Prolegg. ad Hom. p. XLV. — Δέαμαι. Eustath. ad Od. VI, 242. p. 261. — Δεννάζω, Sophocl. Antig. 758 (755). ibiq. Brunk. — Δήμιος. Eustath. ad. Od. T. 135. p. 687. Wyttenbach. Suppl. annot. ad Sel. Hist. p. 452. — Δῆξ. Welleri Gr. Gr. p. 81. Fisch. — Διερός. Eustath. ad Od. VI. p. 258. Apollon. L. H. p. 225. — Δίεσις. Mahne de Aristoxeno p. 172 sq. — Δυναμόω. zw. Aber ſ. Procl. Inst. Th. §. 70. — Εγγυάω. Odyss. VIII, 351. ib. Eust. p. 313. Εἰσοιχνέω. Odyss. VI, 157. ib. Eust. p. 255. Apollon. L. H. p. 250. — Ἐνδείκνυμι. Herodot. III, 8. p. 262. ib. Wessel. Liban. T. IV. p. 1057. ed. Reisk. — Ἐνερεσθής. Eustath. ad Odyss. II. p. 101. —

(Der Beſchluß folgt.)

No. 62. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

Griechisch-Deutsches Wörterbuch beym Lesen der griechischen profanen Scribenten zu gebrauchen. Ausgearbeitet von Johann Gottlob Schneider, Professor und Oberbibliothekar zu Breslau. Zweyter Band. Λ—Ω. Dritte verbesserte und sehr vermehrte Auflage.

(Beschluß der in No. 61. abgebrochenen Recension.)

Ἐνίστημι mit dem Dat. Budaei Comm. L. Gr. p. 108. Taylor et Reisk. ad Lysiam Vol. I. p. 140. — Ἐπέραστος. Lucian. Deor. Dial. 2. p. 206 sq. Hemst. T. I. — Ἐξίτηλος. Hesych. T. II. p. 82. ib. Interpr. Die Herleitung ist doppelt, a) von ἐξιέναι: Wyttenb. ad Selecta Hist. p. 340. b) von ἴς (βίς) vis. Interpr. ad Hesych. l. l. — Ἐπήβολος. Eustath. ad Od. II. 319. Ruhnk. ad Tim. p. 116. Boeckh. de Plat. Min. p. 147 sq. Ast. ad Platon. Legg. p. 122. Derselbe ist auch nachzusehen bey Ἐπίβουλος, nebst Wessel. ad Diod. Sic. I. p. 22. — Ἐπικάρσιος. Odyss. IX, 70. — Ἐπίπαν. Steph. Thes. III, 50. d. Schweighaeus. Lex. Polyb. p. 257. Sturz. Lex. Xenoph. II. p. 305. — Ἐπιπροςθέω in pass. auch bey Porphyr. in Euseb. Praep. Ev. XI, 28. p. 556. a. — Ἐπιτήδειος. Wyttenb. Bibl. Crit. XII. p. 32. — Ἕρπις. Ueber dieses Wort und verwandte s. The Classical Journal Vol. X. p. 58. — Εὔνοστος. Eustath. ad Odyss. I, 5. p. 7. — Εὐρίπιστος. Eustath. ad Od. II. p. 79. — Ἐφήβαιον. Pollux II, 170 (nicht 70). — Ἐφόλκιον. Wernsdorf. ad Himer. p. 87. — Ἠπεδανός. Hom. Odyss. VIII, 311. — Θήκη. Zoëga de Obeliscis. Corrigenda p. 628. — Θηριακός. Porphyr. Vita Plotin. c. 2. — Θίβη. Bielii Thes. N. T. II. p. 42. — Ἰδνόω. Odyss. VIII, 375. Jl. II, 266. cf. Apoll. L. H. p. 358. — Ἰξύς. Eustath. ad Od. V, 231. p. 217 sq. — Ἰονθάς. Apollon. L. H. p. 365. — Ἰπόω. S. The

Classical Journal. Vol. IX. p. 114 sq. — Ἴυγξ. Philostr. Heroic. I, 25. p. 34. ib. Olear. — Καιροσέων. Eust. ad Odyss. VII, 107. p. 273 sq. Apollon. L. H. p. 378. — Κάμπη, Raupe. Plutarch. Consol. ad Uxor. p. 611. f. Sympos. Quaest. 3, 2. p. 636. c. — Κάρα. S. Fischer. ad Weller. II. p. 192. Κάρος, κάρον. Eustath. ad Odyss. XVIII, 201. p. 665. — Καταγίνομαι. cf. Bielii Thes. N. T. II. p. 120. Auch ſich mit etwas beſchäftigen, und zwar a) von Perſonen. S. Schweigh. Lex. Polyb. p. 326. b) Von Wiſſenſchaften. Steph. Thes. L. Gr. I. p. 831. (aus Budäus) und Sturz. Lex. Xenoph. II. p. 672. — Κατακλῶθες. Eustath. ad Od. VII, 197. p. 280 sq. Salmas. dedicat. pat. Regill. p. 96 et p. 241. Apollon. L. H. p. 385. Spanhem. de Usu et Praest. Numism. I. p. 261. Huschke de Vasculo Locrensi p. 17. Jacobs ad Anthol. Palatin. in Addend. p. XCV. — Κατασώχω. Herodot. IV, 75. — Κατερράω. Strabo XVII. §. 38. p. 582. ib. Tzschucke. — Κατόπιν (πράττειν) in der Bedeutung von κακῶς πρ. hat Olympiod. in Alc. I. Sect. 18. — Κεκαδήσομαι. Eustath. ad Od. XXI, 153. p. 754. Apollon. L. H. p. 391. — Κερκίς. Odyss. V, 62 (nicht 14). — Κῆβος. Strabo XVII, p. 812. p. 585 sq. Tzsch. q. v.; man ſchreibt auch κῆπος. — Κλιμακτήρ. Eust. ad Od. VIII. p. 310. — Κνάω. Ueber dieſes Wort und die davon abgeleiteten ſ. Eust. ad Od. XIII, 401. p. 523. — Κόλον. Athen. VI. p. 262. p. 503. Schwgh. — Κονροθάλεια. Anders erklärt es Eust. ad. Od. XIX, 86. p. 683. — Κρόκη. Herodot. II, 35. — Κύκλωψ. Zu κύκλοπα κούρην. ſ. Sturz. ad Empedocl. p. 621. — Κυνορραϊστής. Eust. ad Od. XVII, 300. cf. Apollon. L. H. p. 424. — Κωβιός. Athen. VI. p. 244. p. 436. Schweigh. —

Zu dieſer Nachleſe zum erſten Theile, welche vorzüglich zum Zweck hat, fehlende Bedeutungen oder mangelnde Beweisſtellen zu ergänzen, auch Stellen nachzuweiſen, wo ſich mehr über gewiſſe Wörter bemerkt findet, ältere Schriftſteller nachzuweiſen, wo im Wörterbuche nur neuere ſtehen u. dgl. werden bey einer künftigen Ausgabe nun noch eine Menge Wörter hinzuzufügen ſeyn, die bis jetzt in keinem Lexicon ſtehen. Hier liefern die Neuplatoniker eine beſonders große

Nachlese. Wir wollen der Kürze wegen nur beyspielsweise auf die Scholia in Cratylum von Proclus ed. Boissonade Lips. 1820; auf Procli in Olympiodori Commentt. in Platon. Alcib. und Procli Institutio theolog. Francof. ad Moen. 1820. und auf Plotin de pulcrit. Heidelb. 1814. (die nun bald zu erwartende Ausgabe der sämmtlichen Bücher des Plotin wird noch mehr Beyträge liefern) aufmerksam machen.

Wir wenden uns nun zu dem zweyten Theile des Werkes, und theilen, was wir zu bemerken haben, wie in der Anzeige der 2ten Abtheilung des ersten Bandes (1820. N. 29.), unter folgenden 4 Rubriken mit:

I) Fehlende Wörter. Αιθόγληνος. Nonn. 47, 593. versteinernd. Lubin. — Αιθοκρήδεμνος. Coluth. 101. ed. Bekker. — Ανκώρεος (οἰκία Φοίβου) steht in einem der Schol zu Pind. Pyth. ὑποθέσ. p. 485. ed. Heyne. Ανρόδμητος. Nonn. 45, 323. von Θήβη gesagt. — Αιβυρνικός. Plutarch. Cato min. c. LIV. — Μαστεία. Olympiod. in Alc. I. Sect. 21. extr. — Μιτουργία. die Kunst den Faden zu weben. Theodor. Prodr. IX. 409. — Μεσοπέλαγος v. μεσιπέλαγος. Jo. Lydus in Creuzeri Melett. I. p. 91. — Νύξις. Das Spornen. Plutarch. de Sera Num. Vind. c. 3. — Οἰστικός. Procl. Inst. Th. §. 63. — Ὁμοιοστελλόμενος. Epicur. Fragmm. de Nat. XI. col. XI. v. 7. 8. — Ὁρμηφόρος. Bast. in Epist. crit. super Liberali p. 16. — Οὐράγιος. Analect. T. I. p. 212. — Παρακτικός. Procl. Inst. Theol. §. 7. — Πατάξ. Ein Ausrufungswort bey Aristoph. Av. 1258. — Παχύσχοινος. Nonnus in Creuzeri Melett. I. p. 85. — Περισκιασμός. Plutarch. de Js. et Osir. c. LII. — Περίφας, — φαντος. Eustath. ad Od. I, 53. — Περιψόφησις. Plutarch. de S. N. V. c. III. — Πηλιάς. Die auf dem Berge Pelion gehauene Lanze des Achilles. Plutarch. de Discr. Amici et Adul. c. XXIV. coll. Hom. Iliad. XVI, 143. Πίερες s. v. a. πιερίδες. Chäris beym Scholiasten des Pind. Pyth. IV, 313. — Πιερικός. Herodot. IV, 195. Analect. II. p. 458. 469. 460. III. p. 134. — Πορφυρόχρωος. Bast. Epist. crit. sup. Liberal. p. 24. — Προαποβάλλω. Pausan. IV, 7, 4. — Προδομεύς. Pausan. I, 42, 1. (θεοὶ προδομεῖς). — Προδουλόω. Onosand. c. 14. —

Προαπειλέω. ib. — Προεπείγω. Liban. T. IV. p 150. — Προεπιστέλλω. Pausan. VII, 11, 1. — Προκατορθωδέω. Onosand. c. 4. — Προεισπράσσω. Plutarch. Alcib. c. VIII. Προεξεμέω. Plutarch. de Cupid. Divit. c. II. — Προεπιλογίζομαι. Euclid. Opt. init. p. 601. — Προερεθίζω. Chariton. IV, 6. p. 100. ed. Lips. p. 75. ed. Amst. vid. ib. D'Orville p. 418. — Προκατερείπω. Pausan. III, 7, 10. — Προοίκησις. Pausan. VI, 25, 5. — Προκαταρρίπτω. Variante bey dem eben angeführten προκατερείπω. — Προσπαίω. Soph. Antig. 855. bey Brunk; wo Erfurdt προσέπεσες liest. — Προστάζω. s. v. a. ποτιστάζω. Beyl des fehlt; dieses steht bey Pindar Ol. VI, 127. — Πρόφατος s. v. a. πρόφαντος. Pind. Ol. 8, 21. — Προτιμία. Max. Tyr. Diss. II. §. 5. — Πυλάοχος. Plutarch. de Is. et Osir. c. XXXV. — Πυκνόθριξ. Nonn. 36, 302. — Προσφορικός. Eustath. ad Odyss. I. p. 16. Bas. — Ῥινοτόρος oder ῥινοτόρον. Nonn. 45, 288; ein Substantivum, das eine Waffe bedeuten muß. — Σαρκασμοπιτυοκάμπτης. Aristoph. Ran. 966. einer der Gesichter schneidet, als wollte er Fichten zerreißen. Sonderbar, daß dieses Wort fehlt, da doch aus demselben Verse σαλπιγγολογχυπηνάδης, das in der zweyten Auflage gleichfalls fehlte, jetzt aufgenommen ist. — Σκαφείδιον für σκαφίδιον. S. Bergler und Wagner ad Alciphron. I. 1. p. 4. — Σκιῤῥοφοριών s. v. a. σκιροφ. Jene Schreibung ist im Etym. M. p. 718. Sylb. Phavorin. p. 1659. — Σκυλοδεψέω. Aristoph. Plut. 514. — Συμμείρω. τὰ συνειμαρμένα. Plut. de Fato. IV. — Συμφρατριάζω. Socrat. Hist. I, 6. — Συναποκαθίστημι. Procl. Inst. Theol. §. 208. — Συνικετεύω. Plutarch. in vita Agidis c. XVII. — Συνόπειμι. Ocell. Luc. c. II. p. 527. ed. Gale. — Τυη s. v. a. ὕνις. Pausan. VI, 10, 1. Hesych. hat die Form ὕννη. — Ὕπειμι von εἶμι, heimlich kommen. Pausan. VII, 1, 3. — Ὑπερδειμαίνω. Herodot. V, 19. — Ὑποδυσωπέω. Plutarch. Symposiac. III, 1, 2. — Ὑποπέτομαι. Pausan. IV, 18, 4. — Ὑφάρπω. Analect. III. p. 49. n. 47. — Ὑφιστάνω. Procl. Inst. Theol. §. 152. — Φοβεροποιέω. Onosand. Strateg. c. XIV. — Χαλκοσκελής. Sophocles ap. Schol. Pind. Pyth. IV, 398. p. 579. ed. Heyn. — Χειρο-

βλημάομαι i. q. ψηλαφᾶν, χειροτρίβειν. Lucian. Pseudolog. 24. T. III. p. 180. ed. Hemst. — Χραίσμημα Nonn. 36, 369., wenn die Lesart richtig ist, und es nicht dort χραισμήτορα heißen muß. — Ὠκεανίς. Pind. Olymp. II, 129 — Ὡρισμένως, bestimmt. Aristotel. T. I. p. 484.

II. Fehlende Bedeutungen. Λάτριος (μισθός) verdienter Lohn. Pind. Ol. X, 34. — Λάχνη. Milchhaare, Milchbart. Pind. Ol. 1, 110. — Λεκάνη, Maurerkübel. Aristoph. Av. 839. — Λέχριος in metaphorischer Bedeutung bey Sophocl. Antig. 1345 (1325). — Μαλθάσσω, Einen schonend behandeln. Soph. Antig. 1194. — Μεταβολικὰ und μεταπτωτικὰ φωνήεντα sind bey den Gramm. vocales ancipites. Dionys. Hal. περὶ συνθ. c. 14. Sext. Empir. adv. Matth. I, 5. wo auch ὑγρὸς in diesem Sinne vorkommt. — Μήδομαι. ἄπιστον ἐμήσατο πιστόν: incredibile solertia credibile effecit. Pind. Ol. I, 51. — Μῆκος, s. v. a. μέγεθος. Soph. Antig. 393. — Μὴν. καὶ μήν, dessen ungeachtet. Soph. Ant. 1054. — Μήλωθρον. μήλωθρα τὰ βεβαμμένα ἔρια. Eustath. ad Odyss. I, 93. p. 24. Bas. — Μικρότης, Kleinigkeit, Niederträchtigkeit. Plutarch. Aemil. 8. — Μόρσιμος s. v. a. εὐτυχής. Pind. Ol. 2, 19. ib. Schol. p. 216. Heyn. — Μύλων bey den Spätern auch die Mühle selbst, also statt μύλη. Eustath. ad Odyss. XX. p. 724. — Νέη sc. κούρη. Mus. Her. et Leand. 76. — Νεύω, auch Böses beschließen. S. den Orakelspruch des Laius bey Schol. ad Aristoph. Ran. 1185. — Νεοττεύω. Eine Brut ausbrüten. Aristoph. Av. 698. — Νόμος. Ursache, bestimmender Grund. S. Musgr. ad Soph. Antig. 908 et 913. Ed. Erf. min. 899. 905. — Ξενοπαθέω, vom Heimweh gebraucht bey Plut. de Exil. 6. — Ξύω, etwas leicht berühren; von Sternen, welche nicht untergehen, deren täglicher Kreis aber die Ebene des Horizonts berührt. Euclid. Phaenom. Introd. p. 560. ed. Oxon. — Ξύλον, was ungelenk ist, wie man im Deutschen auch von hölzernen Menschen spricht. Analect. III. p. 251. n. 470. — Ὁμαλισμός heißt beym Schol. zu Aristoph. Plut. 414. die Art, wie die voces encliticae mit dem vorhergehenden Worte zusammen ausgesprochen werden. — Οἴκαδε gleichbedeutend mit οἴκοι steht Xen. Cyrop. I,

3, 4. — Οἷον für ὡς. Aristoph. Av. 224. aber οὐδὲν οἷον für οὐδὲν τοῖον, οἷον ſteht daſ. v. 966. — Ὀξὺς auch bey κίνδυνος, Plut. Timol. 4. bey ἀγὼν ib. Aemil. 16. bey εἰσδρομὴ ib. c. 17. bey κίνημα id. de fort. Rom. 4. bey χιών, Pind. Pyth. I, 39. Bey dieſen Zuſammenſetzungen reichen die angegebenen Bedeutungen nicht hin. — Ὄργανον von einem geometriſchen Inſtrumente. Plut. Aemil. 15. — Ὀρθὸς, wahr; ὀρθὸν ἔπος. Soph. Ant. 1178. — Οὐδὲν λέγεις, Poſſon! du ſcherzeſt. Aristoph. Av. 987. — Ὄψις ſ. v. a. ὀφθαλμός. Soph. Ant. 52. — Ὄψον, vom Opfer. Arist. Av. 901. — Παραμείβεσθαί τινα, einen ein- und überholen. Pind. Pyth. II, 90. — Παραζώνιον, von einem Meſſer oder Dolche gebraucht. Eustath. ad Il. III, 271. p. 313. med. Bas. — Παραποτάμιος, über den Fluß ſchwimmend, von Horat. Cocles. Plut. de Fort. Rom. 3. — Παράφημι, verweigern. Pind. Ol. VII, 120. — Παραχρῆμα. αἱ παραχρῆμα ἡδοναί, die müheloſen und vorübergehenden Genüſſe. Xen. M. S. II, 1. 20. — Παρηγορέω, beſänftigen; z. B. einen Gott durch Opfer. Mus. Her. et Leand. 39. — Πατεῖν, tropiſch, z. B. π. χρόνον. Pind. Ol. I, 185. — Πᾶς. τὸ πᾶν, der große Haufen, den συνετοῖς entgegengeſetzt. Pind. Ol. II, 153. τὸ πᾶν adv. ganz, für immer. Aristoph. Av. 413. — Πάσχω. τί πάσχεις ſagt beym Aristoph. Av. 1044. der Geſchlagene zu dem, der ihn ſchlägt: was kommt dich an? — Πατάνη, Meſſer, um Käſe zu ſchaben, nach Daciers Anmerkung zu Plut. Dio 58. — Πέρα κλύειν, bey ἄπιστα, ſagt Beck. ad Aristoph. Av. 414. iſt geſagt de iis, quae excedunt omne id, quod auditum est, omnem famam. — Πέσσειν αἰῶνα Pind. Pyth. IV, 331. — Πηός. Verwandter durch Heyrath. Odyss. VIII, 581. cf. Apollon. L. H. p. 551. — Πλῆθος: von der Länge der Zeit gebraucht. Isocr. Or. ad Philipp. p. 210. ed. H. Wolf. — Πόα: vom Lorbeerzweige gebraucht. Pind. Pyth. VIII, 28. — Ποικίλος. Vielſtimmig. Aristoph. Av. 738. — Πολιός; alt; vom Weine gebraucht. Eustath. ad Odyss. II, 340. — Πίλος, Kugel, auch Himmelskugel. Pausan II, 10, 4. IV, 30, 4. VII, 5, 4. in der letztern Bedeutung id. VI, 19, 5. — Ποῖος. ἀπὸ ποίου χρόνου ſ. v. a. ἐξ οὗ. Aristoph. Av. 921.

Πολυδειράς. Von der Stimme gebraucht. Nonn. XL, 229. — Προαναφώνησις, das Präludium, das Anſtimmen, wie Homer ἀναβάλλεσθαι gebraucht. Schol. Pind. Pyth. I, 7. — Πρινίδιον ſ. v. a. Δάμνος überhaupt, neben dem es ſteht. Aristoph. Av. 614. — Πρόγονοι, die Aeltern. Mus. Her. et Leand. 32. — Προγυμνάστης, ein Sklave, der mit ſeinem Herrn die Leibesübungen anſtellt. Senec. Epist. 83. — Πρόειμι in der Bedeutung von prior sum. Procl. Inst. Theol. §. 116. — Πρόκειμαι, eine Vormauer ſeyn. Plut. Timol. 20. — Πρόπολος, auch Ruderknecht. Pind. Ol. 13, 77. — Πρόκειμαι, drückt oft bloß ein Verhältniß einer Perſon oder Sache zu einer andern aus, und iſt dann faſt gleichbedeutend mit εἰμί. Z. B. Soph. Antig. 94. ib. Erf. ed. min. — Προτίθεμαι, vorhalten, z. B. den Schild, τινός. Plut. Timol. 4. — Ῥαίνω, metaphoriſch: ὕμνῳ ῥαίνειν. Pind. Pyth. VIII, 81. — Σβεννύειν mit κύματα, componere fluctus. Aristoph.. Av. 777. — Στάδιος bey Δάλαμος ſ. v. a. ἕδραῖος. Schol. ad Pind. Ol. V, 29. — Στερεός, vom Feuer gebraucht: unvertilgbar. Pind. Ol. 10, 45. von Verſchuldungen: unſühnbar. Soph. Ant. 1262. — Στονόεις, rauſchend (ποταμός) daſ. 1145. — Συγγράφω, mahlen. Aristoph. Av. 804. — Συγκαταδύω ſcheint in activer Bedeutung gebraucht bey Plut. de Exil. 1; denn er ſpricht nicht von dem Schaden, den ungeſchickte Helfer ſich ſelber bereiten, ſondern daß ſie den, dem ſie zu helfen kommen, erſt vollends unglücklich machen. — Σκοπιά, von einem Felsſtücke, Nonn. 29, 228. — Συμβαίνειν τινί, gern mit einem umgehen. Aristoph. Ran. 807. — Συμφέρεσθαι (τοῖς παροῦσιν), ſich in ſein Schickſal fügen. Plut. Timol. XV. — Σώζεσθαι, moraliſch, ſich beſſern. Plut. Aemil. 5. — Ταπεινός, niedrig gebohren, daher niedrig denkend, mit ἀγεννὴς verbunden. Plut. Aemil. 9. — Ταυρηδόν, ohne unedle Nebenbedeutung. Aristoph. Ran. 804. Die Stelle im Plato ſteht nicht im Phädrus, ſondern im Phädon p. 96. Wytt. p. 117. bey Steph. S. Wyttenb. Epist. Crit. p. 46. — Τοιχώρυχος, überh. unredlich, ohne den Nebenbegriff eines Diebes. Aristoph. Ran. 808. — Τὶς ſteht ſogar ſtatt des beſtimmten dieſer, ich, du ꝛc. Soph. Ant. 751. Arist.

Ran. 552. 606. — Τομή, auch das, was nach dem Abschneiden zurückbleibt, z. B. der Stamm. Hom. Il. I, 235. — Τῡρός, weichlich, wollüstig. Plut. Amator. 4. — Τπακούω s. v. a. καρτερεῖν, obnoxium esse, Pind. Ol. III, 44. — Τπερβολή, der bekannte Kegelschnitt, Hyperbel. Apollon. Perg. I, Pr. 13. 11. 12. — Τποφθέγγομαι, von unten herauf rufen. Plut. de Fort. Rom. 3. — Φαικάσιον, Schuhe der Gymnasiarchen in Athen Plut. Anton. 33. extr. Φαεινός, klingend, von der Stimme. Pind. Pyth. IV, 505. Φάρμακον s. v. a. κάθαρμα, Sühnopfer, Aristoph. Ran. 733. — Φήμη, Lied. Pind. Pyth. II, 28. — Χλῆδος· κυρίως ἡ μετὰ ἤχου τῶν ὑδάτων ῥύσις μιμητικῶς εἰρημένη. Schol. Pind. Pyth. IV, 318. — Χορεύειν (θέον), (eine Gottheit) durch Tanz ehren. Soph. Ant. 1153. Pind. Isthm. I, 8. — Χωρεῖν, von jemand bewohnt werden. Plut. de Exil. 9. — Ψεύδω Lügen strafen. Soph. Antig. 389. — Ὠρύω, laut rufen, von Menschen. Pind. Ol. IX, 163.

III. Beweisstellen, theils zu Wörtern, die ganz ohne Auctorität dastehen, theils wo nur der Schriftsteller, ohne die Stelle, wo das Wort vorkommt, genannt ist, theils wo, statt späterer, frühere Schriftsteller zu nennen waren, u. dergl. Warum wir auch bey ganz häufig vorkommeneen Wörtern Auctoritäten wünschen, haben wir bey unserer zweyten Anzeige bemerkt. Hätten wir es darauf angelegt, in dieser Hinsicht ausführlich zu seyn, und mehr zu geben, als wir uns gelegentlich in unserm Exemplar der zweyten Auflage bemerkt haben, so könnte diese Anzeige über die Gebühr voluminös werden. Aber Raum und Zeit gebieten gleich dringend Beschränkung. Λαγέτης. Pind. Ol. I, 144. — Λάκω. Aristoph. Plut. 39. — Λακέρυζα. Hesiod. ε. κ. η. 747. — Λαιμαργία. Plut. Amator. 4. — Λαξόος. Jo. Philopon. in Aristot. Analyt. prior. fol. IV. b. — Λαρινός. Eustath. ad Odyss. I. p. 8. — Λαύρα. Herodot. I, 180. — Λογικεύομαι. Zw. Steht beym Damascius in Plat. Parmenid. Msc. Cod. Mon. fol. 272. λογικεύεσθαι πρὸς ἐπίδειξιν. — Λυπέω in der Bedeutung beleidigen. Isocr. Orat. ad Philipp. p. 204. ed. H. Wolf. — Λωβάομαι. cf. Creuzeri Annot. ad Plotin. de Pulcr. p. 244. et ad Nathanael. Antithet. p. 431. —

Μακρῷ. Adv. Sophocl. Antig. 895. — Μάτην. εἰς μάτην. Lucian. Tragopod. 28. T. X. p. 3. Bip. — Μεγαλόπολις. Pind. Pyth. II, 1. — Μελίτεια, Theocr. IV, 25. — Μηλαφέω. Eustath. ad Odyss. I, 93. — Μεμβράς. Athen. VI. p. 241. 424. Schw. — Μεταπίπτω. Umſchlagen, ſich umwandeln. Aristoph. Av. 625. Abresch. Auct. Dilucidd. Thucyd. p. 424. ſeine Meinung ändern: Isocr. Or. Phil. p. 204. — Μήνισκος. Statuenbedeckung. Aristoph. Av. 1114. ib. Beck. — Μὴ ὅπως. Xen. Cyrop. I, 3, 10. — Μιξοβάρβαρος. Schol. ad Pind. Ol. 13, 74. — Μύζουρις. Eustath. ad Odyss. XVII, 302. p. 633. Bas. — Μυστηριασμός. Eustath. ad Od. XIX. p. 681. Bas. — Νάρθηξ, in den Schulen. Plut. Pomp. 18. — Νεκρός, Leichnam. Plut. Rom. 28. Anton. 22. Soph. Antig. 1298. — Νηλεής. Odyss. IX, 17. — Νόστος. cf. Eustath. ad Od. I. p. 7. Bas. — Νοσσεύω. Herodot. I, 159. — Νυκτερίς. Herodot. II. 76. — Νυμφεῖος. Soph. Ant. 568. zu N. 2. — Νόσος, Verbrechen, Vergehen. ib. 732. — Ὄκχος. Pind. Pyth. 6, 40. — Οἰστεύω. Odyss. VIII, 216. — Ὁλολυγή. Spanhem. ad Callim. H. in Del. 258. — Ὀπάζομαι. Odyss. X, 59. — Ὀπηδέω. Iliad. V, 21. VIII, 236. Apollon. L. H. p. 505. Etymol. M. p. 627. Eustath. ad Od. VIII, 236. p. 305. — Ὀρθρια ἐπιθαλάμια. Schol. ad Theocr. 18, 1. Ὀρσοτριαίνης. Pind. Ol. 8, 64. — Ὀρσίκτυπος. Pind. Ol. 10, 97. — Οὐδαμός. Eustath. ad Od. I. p. 10. — Οὐλοκάρηνος. Odyss. XIX, 246. ib. Eustath. p. 694. — Παμπειθής. Pind. Pyth. IV, 327. — Παρακρούεσθαι. N. 2. Plut. Brut. 50. — Πάρνοπες Aristoph. Av. 185. — Παρθενεῖα. ib. 920. — Πείσα. Odyss. XX, 23. ib. Eustath. p. 719. — Περιάπτω αἰσχύνην. Plato Apol. 23. — Περιεργάζομαι, ib. 3. — Περιποιεῖν, erretten. Plut. Pelopid. IV. extr. — Περιστάζω ſcheint bey Nonn. 48, 656. hergeſtellt werden zu müſſen. — Πιστικός. cf. Schleusneri Lex. N. T. s. v. — Πλήρης ὑπό τινος. Soph. Antig. 1017. — Πηρωτικός. Procl. Inst. Theol. §. 131. — Πλήσμια ἐδέσματα. Plut. Timol. 6. — Πλοῖον. Hier konnte aus Eustath. ad Od. XII, 387. p. 496. bemerkt werden, daß Homer das Wort πλοῖον nicht kennt, und daß ναῦς mehr ein

Kriegsschiff bedeutet. — Ποικιλόγηρυς. Pind. Ol. 3. 13. — Ποιεῖν N. 2. Aristoph. Av. 950. ib. Beck. — Πομπή. Pind. Ol. 7, 145. — Ποῦς. τὰ ἐν ποσί. Interpr. ad Lucian. Nigrin. T. I. p. 238. Bip. Heliodor. Aethiop. VI, 1. p. 224. Coray. — Πραΰμητις. Pind. Ol. 6, 71. — Προβάλλω. ὕποπτους καὶ προβεβλημένους. Plut. Dion. 9. — Προκυλίω. Onosand. Strateg. c. 14. — Πρόμαντις. Herodot. VIII, 135. ib. Wessel. VI, 66. — Προστρέχω τινί. consentire cum aliquo. Bibl. Crit. VII. p. 9. — Προσφωνέω, bedeuten. Jo. Lydus de Mensib. p. 25. — Προϋπάρχω τῶν εὐεργεσιῶν. Isocr. Or. ad Phil. p. 210. — Πρύτανις, König überhaupt. Pind. Pyth. 2, 106. — Προφήτης, Orakeldeuter. Aristoph. Av. 973. ib. Beck. — Πρόφασις, Veranlassung. Plut. Timol. 20. — Ῥέμβος. zw. Es steht Plut. de Exil. XI. neben ἄλυς. — Ῥυπαίνω. Eustath. ad Odyss. VI, 87. p. 249. — Ῥυπόω. ib. — Ῥυτήρ. ἀπὸ ῥυτῆρος ἐλαύνειν. Plut. Dion. 42. — Ῥυγχος, von Wasser, Aristoph. Av. 362. 478. 1138. — Σάλος. Caesar de Bello Civ. 3, 28. — Σεβαστοφόρος. Jo. Lydus de Mensib. p. 124. — Σισύη. Biel. Thes. in voc. Add. Sturz. de Dial. Alex. p. 192 sq. et Jablonski de Ling. Lycaon. Opusc. T. III. p. 104 sq. — Σιτευτής. Plut. Amator. 4. — Σκαφίς. σκαφίον ἀποτίλλεσθαι. Aristoph. Av. 805. — Σκάρος. Athen. VII, 288. p. 54. Schw. et p. 319. p. 173 Schw. — Σκιράφειον. Eustath. ad Odyss. I, 107. p. 28. Bas. — Στεινόω. Odyss. IX, 219. — Στενώδης. Periplus Ponti Eux. p. 8. Bast. Epist. Crit. super Antonin. Liberal. p. 23. — Στοιβή. Aristoph. Ran. 1178. — Στρατηγία, Plan, Klugheit des Feldherrn. Xen. Anab. II, 2, 13. Plut. Aemil. 4. — Στρατηγός, Volksvorsteher. Plut. Timol. 10. — Συγκεράννυμι. συγκέκραμαι δύᾳ. Soph. Ant. 1311. οἴκτῳ. Aj. 895. πολυφόρῳ δαίμονι Aristoph. Plut. 854. — Συναρχαιρεσιάζειν. Plut. de Exil. 11. — Συγκρότησις ἀρετῶν. Eustath. ad Odyss. VIII. p. 312. — Συνεπακολουθέω. Ocell. Lucan. II. p. 527. Gale. — Συνίζησις. Epicur. Fragmm. de Nat. L. II. col. III. v. 2. — Συνοικίζω τινά τινι, Eine mit Einem verheyrathen. Plut. Aemil. 8. — Συνῳδός· συνῳδὰ φρονεῖν. Aristoph. Av. 633. — Σῶκος. Iliad. XX, 72.

— Ταριχοπωλέω. Lucian. Necyomant. §. 17. p. 23. Bip. cf. Creuzeri Comm. Herodott. I. p. 11. — Ταυροφανής. Dionys. Perieg. 642. — Τέμνειν τὴν χώραν. Isocr. Or. ad Phil. p. 218. ed. H. Wolf. — Τένδω. Hesiod. ε. κ. η. 524. — Τερέω. Eustath. ad Odyss. V, 246. p. 219. — Τετραορία. Pind. Ol. 2, 8. — Τοντάκις. Pind. Pyth. 4, 453. — Τριβαλλός. Aristoph. Av. 1528. — Τρυχών. Eustath. ad Odyss. XI, 134. p. 423. et Antigon. Caryst. c. 22. p. 33 sq. ib. Beckmann. — Τύχη, ἀγαθῇ τύχῃ. Plat. Crit. 2. Aristoph. Av. 674. θεῶν τύχῃ mit der Götter Hülfe. Pind. Pyth. 8, 75. — Τυφλός. χωρία τυφλὰ πρὸς ὑδάτων γένεσιν. Plut. Aemil. 14. — Ὑγιαίνειν, bey Verſtande ſeyn, dem μαίνεσθαι entgegengeſetzt. Plut. Timol. 25. — Ὕλη, Grad. ib. 22. — Ὑπερακοντίζειν. Aristoph. Av. 361. Aristoph. Plut, 666. — Ὑπέρζωος. zw. Steht bey Procl. Inst. Theol. §. 115. — Ὑπερούσιος nicht bloß Kirchenſchriftſt., ſondern auch Procl. Inst. Theol. §. 115. — Ὑπέρμορος. Odyss. I, 34. 35., wo nämlich Ariſtarch ὑπέρμορον las. S. Apollon. L. H. p. 678. ib. Interpr. — Ὑποπίνω, zu viel trinken. Aristoph. Av. 493. Xen. Cyrop. 8, 4, 5. Anab. 7, 3, 14. — Ὑψιχαίτης. zw. Steht Pind. Pyth. IV, 306. — Φαινομηρίς. Pollux. VII, 55. p. 724. Hemst. — Φανερόω ſteht Herodot. VI, 122, die Stelle ſcheint aber ein ſpäterer Zuſatz. Sonſt ſchlägt Wyttenbach dort vor ἐφάνθη. cf. van Voorst. Annot. in N. T. Spec. I. p. 14. Das Wort iſt bey guten Schriftſtellern ſehr ſelten. — Φιλεῖν. N. 2. Soph. Antig. 493. 722. — Φήρ. Die Centauren heißen ſo. Pind. Pyth. 3, 8. 4, 211. — Φιλοτιμία, eifrige Bemühung, verbunden mit σπουδή. Plut. Aemil. 10. — Φράζειν, befehlen. Aristoph. Av. 1085. — Φρενήρης. Plut. de Fort. Rom. 10. verbindet es mit συνετός. — Φρίσσω c. acc. τὸ σὸν στόμα, mir ſchaudert vor deiner Rede. Soph. Antig. 997. — Φύω mit Bedeutung, ib. 523. συμφιλεῖν ἔφυν' ohne Bedeutung, ib. 527. Ἅιδης ὁ παύσων τούσδε τοὺς γάμους ἔφυ. Die aus Ariſtophanes citirte Stelle iſt Av. 106. — Φυλλοχόος μήν. Alciphr. 3, 10. — Χαλκοπάρηος. Die Doriſche Form hat auch Pind. Pyth. I, 84. — Χαλκάρματος. Pind. Pyth. 4, 155. — Χαός. Theocr. 7, 5. — Χθαμαλός. Odyss. IX,

25. — Χηλή, Vogelklaue. Soph. Antig. 1003. — Χλιδάω. χλιδῶσα μολπή. Pind. Ol. 10, 99. — Χλιδανόσφυρος. Anacr. 6, 7. — Χρὴ — μοὶ ποιεῖν τι. Soph. Antig. 736. Thomas. Mag. in χρή sagt: χρή με ποιῆσαι πάντοτε λέγε, οὐ χρή μοι, εἰ καὶ Σοφοκλῆς ἅπαξ. Daß dieſe Anmerkung der citirten Stelle gelte, hat Oudendorp gezeigt, und verglichen Lucian. Hermotim. T. I. p. 798. χρὴ γὰρ, οἶμαί σοι τῷ πρώτῳ χρηστῷ καὶ ἀξίῳ ἐντυχόντι ἀποφέρεσθαι. — Χρυσάρματος. Pind. Ol. 3, 35. — Χρυσάωρ. Pind. Pyth. 5, 140. — Ψίθυρος. Eustath. ad Odyss. XX. init. p. 718. Bas. — Ψοφοδεής. Heliodor. Aethiop. VI, 1. p. 224. ed. Coray. — Ψυχή, als Sitz der Begierden. Xen. Cyrop. I, 3, 18. Ψυχρολούτης. Senec. Epist. 83. p. 303. Bip.

IV. Andere Berichtigungen, Conſtructionen, Nachweiſungen u. ſ. w. Λαός. Eine mythiſche Ableitung giebt Pind. Ol. IX, 71. — Λέγειν εἴς τι, ſich auf etwas beziehen. Aristoph. Av. 963. ib. Beck. — Λυσσαίνω, falſch citirt; es muß 633, ſtatt 643, heißen. — Λόγος. εἰς λόγους ἰέναι, ἔρχεσθαι, συγγίνεσθαι, zur Berathſchlagung ſich verſammeln. Aristoph. Av. 258. Vesp. 473. Equ. 806. — Λυμαίνεσθαι. Ueber die Conſtruction ſ. Ernest. ad Xen. Mem. I, 3, 6. und ausführlich Lennep. ad Phalar. Epp. p. 47 sqq. — Λωφάω. c. Genit. Odyss. IX, 460. ὁ χειμὼν ἐλώφησε. Plut. Dion. 25. — Μάγνης. Plat. Jon. p. 533. c. Theophr. de Lapid. p. 397. ed. Schneid. Eclog. phys. p. 161 und Anm. p. 93. Schol. Plat. p. 128. Ruhnk. — Μαρτύρομαι τυπτόμενος. Aristoph. Av. 1032. ib. Beck. — Μάχη. διὰ μάχης ἰέναι τινί, ſich mit einem in eine Schlacht einlaſſen. — Μελετάω, auch im Activum von Declamationsübungen. Plut. Aemil. 6. extr. — Μέμφομαί σου τὸν βίον. Lucian. Merc. Cond. 12. p. 668. T. I. Hemst. ἐμέμφετο τοῦ ταύρου τὸν δημιουργὸν θεόν. id. Nigrin. 32. p. 74. T. I. — Μηνίω. Soph. Antig. 1177. τινί τινος. — Μετέρχομαι περί τινος. Apollod. I, 9. 27. in der Bedeutung rächen. — Μόρα hatte nach Ephorus 500, nach Kalliſthenes 700, nach Polybius 900 Mann. Plut. Pelop. 17. — Νόμος. Ueber die Etymologie des Worts ſagt Cic. de Legg. I, 19. Legem doctissimi viri graeco putant nomine a suum cuique tri-

buendo appellatam. — Νότιος. cf. Aristid. T. I. p. 96. ed. Jebb. ib. Schol. ed. et Mscr. — Νό. Iliad. I, 352. ib. Heyne obs. p. 101. — In dem Artikel Νέμφη muß es lin. 19 heißen Odyss. 6, 122. und lin. 21 ſtatt Il. 6, 105. ſtehen Odyss. 6, 105. — Νῶν. Hier muß es S. νωϊ ſtatt πρωΐ heißen. — Ὀδουρός. Der Scholiaſt zu Pind. Pyth. II, 54. führt dieſes Wort aus dem Archelaus des Euripides und dem Argeus des Sophokles an, ſchreibt es aber nicht, wie Hr. Schn. ὄδουρος oder ὁδοῦρος, ſondern wie wir oben. — Οἰκεῖος N. 4 eigen; οἰκεῖα χείρ. Soph. Antig. 1176. — Οἶκος, Zimmer heißt es bey Plut. Pelop. extr. — Ὄλβιος, nicht bloß ὁ, ἡ; das Femin. ὀλβίη hat Mus. H. et L. 138. — Οἰφάω. Ueber dieſes Wort ſ. auch Eustath. ad Od. VIII. p. 310. add. Sturz de dialect. Maced. et Alex. p. 79. ib. laud. Phavorin. — Ὄνομαι. vgl. Apollon. Lex. Hom. p. 502. Toll. Eustath. ad Odyss. XVII, 378. p. 637. — δι Ὀλίγου χρόνου, in kurzer Zeit. Xen. Cyr. I, 4, 28. — Ὀνειδίζω. τινὰ εἴς τι. id. Dion. 38. — Οὕτως vor einem Conſonanten ſteht Aristoph. Ran. 1019. bedeutet: wenn es ſo iſt, in dieſem Falle bey Aristoph. Av. 655. — Ὀφέλλω. S. auch Eustath. ad Od. II, 334. und Heyne ad Iliad. XVI, 651. — Παρὰ, wegen; κεινὰν παρὰ δίαιταν. Pind. Ol. II, 116. zu: ὁδὸς παρὰ Κρόνου τύρσιν ib. 127. κῆρυξ παρ' ἀνθρώπους. Aristoph. Av. 843. Cum Genit. bey: παρὰ πελαγέων. Soph. Antig. 966. ib. Erf. in ed. min. Πάρα für πάρεστι. Aristoph. Acharn. 129. παρ' ἐμέ, meis netwegen. Aristoph, Av. 845. παρ' ἡλικίαν, aus, vor Alter. Plutarch. Timol. 25. — Παρακούειν τινός. Aristoph. Ran. 750. — Πάλλω. vergl. Eustath. ad Odyss. VI, 115. p. 251. wo die Verwandtſchaft mit pila bemerkt und ein λεξικὸν λατινικὸν citirt wird. Παραξιφίς. vergl. Eustath. ad Iliad. III, 271. p. 313. auch Heyne zu dieſer Stelle und Eustath. ad Od. IX, 344. Casaub. ad Athen. IV, 36. Animadv. Vol. II. p. 504. Schw. — Παραπράσσω heißt Herodot. V, 45 nicht: unrechtmäßigerweiſe müſſig ſeyn, ſondern: ſich mit Nebendingen abgeben. — Παρασκευάζειν im Med.: ſich zu etwas anſchicken, im Begriff ſeyn, cum Inf. Aristoph. Ran. 848. — Πέλυξ, vergl. Eustath. ad Odyss.

V, 244. p. 219. — Περίπατος ſteht nicht Aristoph. Ran. 980, ſondern 942. — Περισφαλής. zw. Steht aber Plut. de Fort. Rom. IV. — Πιστόω. vergl. Heyne ad Iliad. 21, 286. und Interp. ad Thucyd. I, 20. ed. Beck. T. II. p. 753. Philostrat. Vit. Apollon. I, 16. Alberti ad Hesych. II, 966. — Πλοιοειδής. vergl. Eustath. ad Odyss. XII, 387. — Πολλαχοῦ. vergl. Ast. ad Platon. Symp. p. 168. Lex. Xen. III, p. 606 sq. — Πονέω activ und neutral neben einander bey Anacr. 40. extr. — Πρᾶγος. Dieſe ſeltene Form ſteht auch Aristoph. Av. 112. und Soph. Aj. 347. — Ποταίνιος. vergl. Eustath. ad Odyss. IV, p. 159. — Πράξεις κακὰς ἐφυμνεῖν τινί, einem Unheil anwünſchen. Soph. Antig. 1305. — Πρῖνος ſteht nicht Plut. Thes. 16, ſondern 17. — Προπαλαίω ſteht nicht Pind. Pyth. IV, 514, ſondern 516. — Πρωτόγονος kommt auch im fem., πρωτογόνη, vor, Pausan. I, 31, 2. — Πτερυγίζειν bey φλυαρεῖν Aristoph. Plut. 575. wo der Scholiaſt es richtig durch οὐδὲν ἀνύειν erklärt, hat keine zweifelhafte Bedeutung. — Πτόω cum Dat. Soph. Ant. 1232. — Πυνθάνομαι τί τινος. Aristoph. Av. 1120. — Πυλών. vergl. Description de l'Egypte Vol. II. (Thèbes) p. 142, wo erſt mit Beziehung auf die Oberägyptiſchen Gebäude und in Bezug auf Diodors Beſchreibung des Grabmals des Oſymandyas (Vol. I. p. 56 sq. Wess.) der wahre Begriff von πυλών gegeben wird. — Πυραύστης. vergl. Eustath. ad Odyss. V. p. 241. — Ῥαχία. S. The Classical Journal Vol. XI. p. 38 sq. — Ῥήγνυμι. Ueber dieſes Wort und die daraus gebildeten, wie auch über deſſen Gebrauch vgl. Eustath. ad Odyss. VIII, 275. p. 311. med. Bas. — Σάρξ im Plural. Theocr. 22, 112. — Σηκός. S. Pollux I, 6. — Σίμωμα. Der Schol. zu Pind. Ol. 7, 35. ſagt beſtimmt: ἔμβολα τὰ τῶν πλοίων ὀξέα, ἃ δὴ καὶ σιμώματα καλοῦσιν. — Σιωπᾷν τινι, vor einem ſchweigen, einem nicht antworten. Aristoph. Ran. 1134. — Σκίνδαψος. S. die Diss. von J. A. M. Nagel de Blityri et Scindapso. 4. Altdorf. 1772. — Σταίτινος ſteht Herodot. II, 47, nicht 41. — Σκότος, ὁ iſt attiſcher als τό. S. Coray ad Heliod. p. 198. Gregor. Cor. p. 22 et 615. ed. Schaef. — Στόμα. ἔχειν

τινὰ διὰ στόματος, viel von einem reden. Xen. Cyrop. I, 4, 25. — Συλλέγω. ἡ πολυλογία συνελέγετο αὐτῷ. Er zog ſich den Fehler der Geſchwätzigkeit zu. Xen. Cyrop. I, 4, 3. — Συμμαχίαν ποιεῖσθαι πρός (mit) τινα. Plut. Timol. 30. — Συναριθμεῖν τι ἔν τινι. Plut. Brut. 29. extr. — Συνθηρεύειν mit 2 Dativis. Plut. Timol. 20. — Συντελεῖν εἰς Κυνόσαργες, d. i. εἰς γόθους. Plut. Amator. 4. — Συχνὸς, mit συνεχὴς, von dem es herkommen ſoll, verbunden, ſteht bey Diod. Sic. V, 35. p. 358. Wessel. — Σώζειν τινά τινος. Soph. Antig. 1162. — Σῶμα, Sklave. Gatak. ad Anton. I, 16. p. 28. — Τάξις. λόγος ἐν ποροιμίας τάξει περιφερόμενος (als Sprichwort). Plut. Pelop. 10. extr. — Ταχύς. διὰ ταχέων ſ. v. a. ταχέως. Plut. Timol. 18. τὴν ταχίστην für ὡς τάχιστα ib. 11. — Τίμιος auch ὁ, ἡ. Soph. Antig. 948. — Ταρφειός. Odyss. VIII, 379. cf. Eustath. p. 316. Athen. I. p. 57. Schw. — Τετλάω. vergl. Hermann. ad Hom. Hy. in Cer. v. 148. — Τῆ vergl. Apollon. Lex. Hom. p. 644 sq. Eustath. ad Od. VIII, 477. p. 322. — Τρυσίππιον. Eustath. ad Od. IV. p. 197. — Unter ὕαινα muß es Lin. 6 heißen Aristot. h. a. 6, 32. und Lin. 7 ſtatt 6, 15 ſtehen 6, 14. — Ὑποχωρεῖν τινί τινος, einem etwas abtreten. Aristoph. Ran. 790. — Φαίδιμος. Das fem. φαιδίμη findet ſich bey Pind. Ol. 6, 22. — Φαῦλος. vergl Buttmann. Ind. ad Plat. Diall. quatuor. cf. Ruhnk. ad Tim. p. 269. add. Orion. Theb. in ἀποφλαυρίζοντες, wo unter andern auch die Bedeutung καλὸς bemerkt iſt. — Φιλογυμναστία ſteht Plat. Sympos. p. 182. nicht 186. — Φιλοψία ſteht auch Plut. Amator. 4., wo Xylander überſetzt helluatio, Reiske aber leſen will φιλοψωνία. — Φλέαξ vergl. Athen III, 31. ib. Casaub. et Schw. animadv. p. 86. p. 74. Schw. Jo. Lydus de magistr. Rom. I, 41. p. 70. van Reuwens Collectanea liter. p. 69 sqq. — Φορβειά. vergl. Bochart. Hieroz. II, 18. p. 225. — Φράτωρ. Eustath. (den Biſetus zu Aristoph. Av. 761 citirt) ſagt: φράτορες κατά τινας ἐλέχθησαν κυρίως οἱ τοῦ αὐτοῦ φρέατος κοινωνοῦντες, οἱονεὶ φρεάτορες καὶ κατὰ συγκοπὴν φράτορες. —

Χέρνιψ. Odyss. I, 136. Dort ſchreiben einige χερνίβα von χερνίψ. S. Eustath. p. 33. l. 30. Bas. — Χράω. Odyss. X, 64. ib. Eustath. p. 382. — Χαῦνος. Ueber deſſen Bedeutungen ſ. Beck. ad Aristoph. Av. 818. — Ψαιστός. vergl. Eustath. ad Od. II, 289. p. 96. — Ψαύω cum accus. Soph. Antig. 962.

Wir ſchließen dieſe Anzeige mit derſelben Geſinnung, welche wir am Schluſſe der zweyten Anzeige aus voller Ueberzeugung ausgeſprochen haben.

M. H. G.

Druckfehler und Verbeſſerungen.

Unter einigen durch Abweſenheit des Rec. in Nr. 50. und 51. entſtandenen Druckfehlern, iſt bemerkenswerth S. 791 Z. 13 von oben Zauch ſt. Jauch. S. 801 Z. 1 v. unt. l. „daß daſſelbe die Schenkungen bis auf eine u. ſ. w.“ S. 803 Z. 14 v. u. l. „2) Ergibt ſich dies aus dem Titel.“

Jahrbücher der Litteratur.

John Roß, Kapitain der Königl. Marine, Entdeckungs-Reise unter den Befehlen der Britischen Admiralität mit den Königl. Schiffen Isabella und Alexander, um Baffins-Bay auszuforschen, und die Möglichkeit einer nordwestlichen Durchfahrt zu untersuchen. Von mehrern Sprach- und Sachkundigen aus dem Englischen übersetzt, herausgegeben von P. A. Nemnich. Mit der Entdeckungskarte und 27 zum Theil illuminirten Kupfern. Leipzig, 1820. XXVI und 197 S. 4. (Pr. 22 fl. 48 kr.)

Nicht leicht ist irgend ein Gegenstand so sehr zur allgemeinen Kenntniß des großen Publicums gekommen, als die letzten Brittischen Entdeckungs-Reisen nach dem Nordpole, und die detaillirte Beschreibung der einen von ihnen mußte daher mit vorzüglichem Interesse aufgenommen werden. Bis jetzt genießen noch bloß die Europäer ungetheilt die Ehre, durch zahlreiche Erdumsegelungen und Entdeckungs-Reisen die Kenntniß der verschiedenen Meere und Länder gegründet, erweitert und auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht zu haben, aber dennoch war es bis auf diesen Augenblick unmöglich, auch nur die von ihnen selbst bewohnte Hemisphäre ganz zu erforschen, indem starrende Kälte und halbjährige Nacht die Kenntniß des Nordpols selbst in undurchdringliche Finsterniß hüllen. Eine jede Landcharte, mit den unbestimmten Begrenzungen der Länder und Meere nach jenen Gegenden hin, erinnert gleichsam an das Unvermögen der Erdenbewohner, ihren Wohnplatz in allen seinen Theilen kennen zu lernen, und wenn am Südpole zusammenhängendes Meer gezeichnet wird, so soll dieses vielleicht bloß die Dreistigkeit andeuten, womit meistens die gänzliche Unwissenheit zu entscheiden pflegt. In den letzteren Jahren kam in England eine schon früher viel bestrittene Frage abermals zur Discussion, ob man nicht unter dem Pole weg America umschiffen, oder aus der Baffinsbay nordwestlich durchschneiden könne, indem einige das Meer an der Spitze des

Erdballs frey von Eiſe glaubten, und andere aus den Strömungen in der Davis-Straße, den Behauptungen des kühnen Baffin zuwider, die Möglichkeit einer nordweſtlichen Durchfahrt vermutheten. Keine Nation konnte ſo leicht und ſo gründlich dieſe Fragen zur Entſcheidung bringen, als die Brittiſche, und wir verdanken ihrem Eifer die großen und wichtigen Erweiterungen unſerer Kenntniß jener unbekannten Länder. Mögen immerhin bey dergleichen glänzenden Unternehmungen eigennützige Handelsſpeculationen den Impuls geben oder vermehren; wer wollte überall die Schattenſeite betrachten, und nicht lieber die Lichtſeite hervorhebend dankbar die Erweiterung von Kenntniſſen und Erfahrungen benutzen, welche der Welt dadurch zu Theil werden.

Von den beyden veranlaßten Entdeckungs-Reiſen liegt die eine vor uns, ausgeführt durch den eben ſo kühnen als beſonnenen und erfahrenen Seemann, den Kapitain Roß, deſſen Verdienſt immer noch groß bleibt, ſo ſehr es auch allerdings durch die Reſultate der ſpäteren Expedition unter Kap. Parry in Schatten geſetzt wird. Rec. hat ſie mit innigem Vergnügen und zu großer Belehrung geleſen, und wenn ſie gleich in wiſſenſchaftlicher Hinſicht noch Einiges zu wünſchen übrig läßt, ſo wird dieſes nur durch die große Menge desjenigen, was wirklich geleiſtet iſt, bemerkbar. Wegen des hohen, vorzüglich durch die Kupfer veranlaßten Preiſes dürfte dieſelbe weniger in das große Publicum kommen, und da die Beſchreibung der Reiſe ſelbſt an verſchiedenen Stellen der Natur der Sache nach einförmig werden mußte, ſo möge es geſtattet ſeyn, von dem Wiſſenswürdigſten den hauptſächlichſten Theil kurz zuſammenzuſtellen.

Zuerſt wird man mit inniger Hochachtung gegen das erſte ſeefahrende Volk der Welt erfüllt, wenn man in der Einleitung lieſet, mit welcher durch Erfahrung und Nachdenken erlangten Kunſt die Schiffe für einen ſolchen Zweck eingerichtet und ausgerüſtet wurden, um theils dem Andrange der Eismaſſen zu widerſtehen, theils alle erforderlichen Mittel zu einer Ueberwinterung in den unbekannten und unwirthbaren Polargegenden mit ſich zu führen. In einem gleich großen Maßſtabe wurden alle Bedürfniſſe der Nahrung, Kleidung un

Bequemlichkeit für eine mögliche lange und gefahrvolle Reise angeschafft, und im höchsten Grade reichlich die erforderlichen Apparate zu wissenschaftlichen Untersuchungen aller Art, acht und vierzig Stück allein auf der Isabelle, den Offizieren zum Gebrauche mitgegeben. Nicht minder achtungswerth aber sind der ruhige Muth und das kaltblütige Selbstvertrauen, womit die geübten Seeleute der Bemannung ihre gefahrvolle Expedition antraten und in der Art durchführten, daß auch nicht einer als ein Opfer derselben zurückgelassen wurde. Durch einen günstigen Zufall erhielten die Schiffe auch einen Esquimaux, Namens Sackhouse, aus Südostbay unter 69° N. B. gebürtig, zum Begleiter, welcher ganz gegen die Sitte jener Völker früher sich auf einem englischen Schiffe verborgen hatte, um mitgenommen zu werden, bey dieser Gelegenheit aber als Dolmetscher die Reise mitmachte, ohne seinen Vorsatz auszuführen, nach welchem er erst die heilige Schrift kennen und das Zeichnen erlernen wollte, um nach seinem wilden Volke zurückzukehren, und dasselbe im Christenthum zu unterrichten. Seinem Vorgeben nach hatte die Begierde, das Land der ihm so ehrwürdig gewordenen Missionäre kennen zu lernen, seine Entweichung veranlaßt.

Der eigentliche Zweck dieser Expedition unter Cap. Roß ging, der ausführlichen Instruction gemäß, dahin, durch die Davis-Straße so schnell, wie möglich, nordwärts zu segeln, dann aber die sämtlichen Küsten der Baffinsbay genau zu erforschen, und die nordwestliche Durchfahrt in jeder sich darbietenden Oeffnung zu versuchen. Sollte dieselbe gelingen, den Weg durch die Behrings-Straße nach Kamtschatka und den Sandwich-Inseln zu nehmen, dort zu überwintern, und dann entweder den nämlichen Weg zurückzumachen, oder auf dem gewöhnlichen zurückzukehren. Außer diesem Hauptzwecke war aufgegeben, alle möglichen Mittel anzuwenden, die Richtung und Lage der Küsten genau auszuforschen und aufzuzeichnen, so wie auch „solche Beyträge zur Naturgeschichte des Thier- Mineral- und Pflanzenreichs zu sammeln und aufzubewahren, als bequem an Bord der Schiffe aufgenommen werden könnten", die Tiefe und Beschaffenheit des Meeresgrundes, zu erforschen, die Strömungen und alle meteorischen Erscheinungen

sorgfältig zu beobachten und alles Merkwürdige aufzuzeichnen. Um aber die Früchte der aufgewandten Mühe nicht durch einen unglücklichen Zufall zu verlieren, sollten oft Flaschen mit kurzen Nachrichten in die See geworfen, in Kamtschatka aber dem russischen Gouverneur die Duplicate der Papiere zur Beförderung über Land eingehändigt werden.

Die Reisebeschreibung selbst enthält einen vollständigen, nach den Tagen geordneten, Reisebericht, vom Tage der Abfahrt am 18. April bis zum Tage der Ankunft auf den Shetland-Inseln den 30. Octob., unterwebt mit den Erzählungen aller merkwürdigen Ereignisse, welche der Expedition begegneten. Der eigentliche Anfang der Reise ist aber erst auf den 3. May zu setzen, an welchem Tage die Schiffe von den Shetland-Inseln abfuhren, so daß also die ganze Expedition sechs Monate gedauert hat, welche aber bey weitem zum größten Theile auf die Hinfahrt bis zum nördlichsten Punkte verwandt wurden, indem die Schiffe diesen, fast unterm 77sten Grade N. B. gelegen, erst am 20. Aug. verließen. Unter die größten Hindernisse und Beschwerden der Reise gehörte vorzüglich das viele Eis, welches die Schiffe nicht selten zu zerdrücken drohete, und oft bis zu einer beträchtlichen Höhe emporhob. Den ersten Eisberg wurden sie am 26. May in 58°,5 ansichtig, und am 8. Juny in 68° unter andern einen von 325 F. Höhe und 1200 F. Länge, von dessen Seite ein Wasserstrom herabstürzte. Zuweilen legten sich die Schiffe an einem Eisberge, oder in einer Bucht desselben vor Anker, und versahen sich mit vortrefflichem Wasser aus den Vertiefungen auf demselben; nicht selten war ihre Zahl unglaublich groß, z. B. bey Weygat, woselbst in einem Halbkreise zwischen dem Lande und der festen, in der Richtung der Küste hinauflaufenden, Eismasse 700 derselben gezählt wurden, und was mit Recht als etwas Merkwürdiges angegeben wird, sie treiben stets mit der höchsten Spitze gegen die Richtung des Windes, indem sie sich sogleich umdrehen, wenn dieser sich nach einer andern Weltgegend umsetzt. Nicht selten mußten die Matrosen, in einigen Fällen sogar alle Theilnehmer der Expedition die Schiffe mit großer Gefahr und unglaublicher Anstrengung durch enge Canäle im Eise ziehen, oder auch eine

Oeffnung in demselben sägen, wobey bemerkt wird, daß in den Gegenden, wo die fehlende Nacht diesen Arbeiten kein Ziel setzte, die Mannschaft statt des Schlafes durch eine Mahlzeit aus Suppe und Pökelfleisch bestehend, nebst Wasser mit Rum zur Fortsetzung der rastlosen Arbeit wieder gestärkt wurde. Hierbey herrschte inzwischen, ohne Zweifel durch den persönlichen Einfluß des wackern Capitains, so viele Ordnung, Bereitwilligkeit und Gehorsam, daß auf der ganzen Reise auch nicht eine Strafe erkannt wurde.

Die interessanteste Begebenheit auf dieser, im Ganzen höchst einförmigen, und bloß durch die Aufmerksamkeit auf alles Wissenswürdige Abwechselung darbietende Reise war die Bekanntschaft mit einem, bis dahin völlig unbekannten, den Esquimaux an Gestalt, Sprache und Sitten sehr ähnlichen Volke, unter 76° N. B., welchem Roß den Namen der arctischen Hochländer beylegte. Es kostete große Mühe, diese gutmüthigen, rohen und furchtsamen Kinder der Natur, welchen ihre benachbarten Eisberge zugleich die Grenzen der Erde dünkten, vorzüglich durch Sackhouse zu vermögen, den bewunderten Fremdlingen sich zu nähern, und die Schiffe genauer zu betrachten, deren Ursprung sie von der Sonne oder vom Monde ableiteten, und wegen der vermeintlichen Bewegung ihrer Flügel für lebendig hielten. Ihre Verwunderung drückten sie durch lautes und wiederholtes Schreyen, heigh, yaw, aus, das Zupfen an der Nase war ihnen ein Zeichen der Freundschaft, und als sie hinlängliches Vertrauen erhalten hatten, selbst auf die Schiffe zu kommen, war ihr Erstaunen über alle gesehenen Gegenstände ohne Grenzen, wobey sie sich, namentlich als sie ihr eigenes Bild in einem Spiegel erblickten, höchst komisch benahmen, zugleich aber den allgemeinen Charakter aller ganz rohen Völker äußerten, indem sie alles entwendeten, was ihre Neugierde reitzte und sich fortbringen ließ, aber auch ohne Widerstand oder Beschämung zurückgaben, wenn es ihnen wieder abgenommen wurde. Sie haben keinen Begriff von einem höchsten Wesen oder einer Fortdauer nach dem Tode, stehen unter einem Oberhaupte, ohne die Grenzen seiner Gewalt angeben zu können, haben ihre Angekoks (Zauberer) wie die übrigen Grönländer, und da sie nur bis 10

zählen können, so ließen sich weder die Grenzen des von ihnen bewohnten Landstriches, noch die Zahl der Volksmenge ausmitteln. Sie wohnen familienweise in Hütten von Steinen und Erde aufgeworfen, kleiden sich in rohe Thierhäute, welche mitunter kunstreich zusammengenähet sind, besitzen außer diesen keinen andern Reichthum als Hunde, welche ihre Schlitten ziehen, und mit einer langen Peitsche regiert werden, nähren sich von Robben, Einhornfischen, Alken, Haasen und sonstigen See- und Landthieren, deren sie habhaft werden können, indem sie das Fleisch unvollkommen über einer Thranflamme kochen oder auf der Jagd selbst roh verschlucken, kennen keine Abtheilung der Zeit außer der Bestimmung, wie oft sie noch schlafen müssen, und haben dem Anschein nach keinen Begriff von irgend einer Krankheit. Das Spielen auf einer Violine nnd nachher auf einer Flöte machte auf sie gar keinen Eindruck, Zwieback und gesalzenes Fleisch spieen sie mit sichtbarem Ekel aus, ihre Tänze aber bestanden aus häßlichen Bewegungen, verbunden mit widerlichen Tönen und convulsivischen Verzerrungen des Gesichts. Holz war ihnen, bis auf wenige verkrüppelte Reiser nach, gänzlich unbekannt, und unter den Metallen kannten sie bloß das Eisen, wovon sie kleine Stücke mit Steinen flach zu schlagen und in Knochen einzulassen pflegen, um auf diese Art Messer zu erhalten. Mehrere interessante Züge der Darstellung, wie die Bekanntschaft mit diesen Menschen gemacht wurde, können wir hier der Kürze wegen nicht mittheilen. Ihre Sprache weicht wesentlich von derjenigen ab, welche im südlichen Grönland gesprochen wird, soll aber die ältere seyn, und würde sonach andeuten, daß das ganze Land von Amerika aus, also von Norden her bevölkert sey. Die westlichen Küsten der Baffinsbay unter 70° Breite zeigten sichtbare Spuren einer noch kürzlich stattgehabten Bewohnung, obgleich keine Einwohner dort gesehen wurden. Bloß die ausgedehnte Gegend zwischen Lancasterſund an der Westküste der Baffinsbay unter 74° und Wallfischsund unter 77° 40 an der Ostküste scheint unbewohnt zu seyn; aber da die Ueberfahrt auf dem Eise in Schlitten nur drey Tage erfordert, so ist dieser Weg der Bevölkerung sehr leicht möglich. Keiner von ihnen wollte sein Vaterland verlassen, auch konnten

sie nicht vermocht werden, eins von ihren Kindern herzugeben, indem sie glücklich und höchst zufrieden mit ihrer Lage zu seyn äußerten.

Uebrigens sind zahlreiche physicalische und naturhistorische Beobachtungen theils in eigenen Anhängen zusammengestellt, theils überall im Werke zerstreut. Unter die letzteren gehören vorzüglich eine sehr genaue, die früheren Bestimmungen ungemein berichtigende Bezeichnung der ganzen Küste sowohl nach ihrer geographischen Lage, als nach ihrer äußern Form. Im Ganzen sind das benachbarte Land und die Küsten der Baffinsbay gebirgig, an der Westseite noch mehr als an der Ostseite, indem dort die höchste Spitze 4000 F. hoch geschätzt wurde. Beyde Küsten bestanden oft aus steilen Felsen, welche namentlich nördlich von Melville's Bay 1000 bis 2000 F. steil emporragten, und von Schnee frey waren. Mit vorzüglicher Genauigkeit sind überall die Strömungen der See, so wie die Richtung und Höhe der Fluth beachtet, welche auf dem höchsten Punkte der Fahrt fast unter 77° nur 4 F. und mit einer kaum merklichen Strömung auf- und ablief. Sehr auffallend wurde in jenen arctischen Gegenden die Strahlenbrechung gefunden, auf welche, selbst der Instruction nach, die Aufmerksamkeit vorzüglich gerichtet seyn sollte. In der Gegend der Frauceninseln zeigte sich der Einfluß derselben sehr bedeutend, indem die nächsten dort des Wallfischfangens wegen in einer Entfernung von 2 bis 3 engl. Meilen liegenden Schiffe ungeheuer hoch, die doppelt soweit entfernten aber im Horizonte weit auseinander gezogen schienen. Noch auffallender zeigte sich dieses Phänomen unter 76° N. B., wo der Capitain selbst die Bemerkung machte, daß die entfernten Gegenstände bis 150 (engl.) Meilen weit gesehen werden konnten, und namentlich wurde er gewahr, daß ein Felsen von Cape Dudley Digges binnen einer Stunde von 2° bis 5° an Höhe zunahm. Um so mehr ist es zu bewundern, wie man die Einfahrt, welche den neuesten Nachrichten zufolge vom Cap. Parry wirklich aufgefunden seyn soll, übersehen konnte, und läßt sich dieses bloß aus den starken Nebeln und dem täuschenden Ansehn der Eisberge, oder aus der Eilfertigkeit des Capitains bey der weit vorgerückten Jahrszeit und seiner Ungeneigtheit, dort zu über-

wintern, einigermaßen erklären. Als etwas Eigenthümliches wird S. 79 erzählt, daß der von Natur gelb gefärbte Schnee der Berge durch die auffallenden Sonnenstrahlen einen wahren Goldglanz erhielt, welches eine unbeschreiblich schöne grüne Tinte am Himmel erzeugte; eine Erscheinung, wie die Gletscher der Schweitz gleichfalls darbieten, und wonach man geneigt seyn muß, die Farbe des Himmels bloß für subjectiv zu halten. Meteorologische Beobachtungen wurden in ausnehmender Menge aufgezeichnet, und was vorzüglich bemerkenswerth ist, auch hier wird von dem dänischen Residenten in God Haaben die Nachricht mitgetheilt, daß nach seiner Ueberzeugung während eines eilfjährigen Aufenthalts daselbst die Kälte allmählig zugenommen habe. Der letzte Winter 1817 und 18 war ungewöhnlich kalt gewesen, und die See bey seiner Station früh im December bereits zugefroren, statt daß sie sonst gewöhnlich erst im Februar zugeht. Rec. findet in seinen eigenen Beobachtungslisten, daß dieser Winter in Deutschland gelinde, der December aber der kälteste Monat, und namentlich der 25ste desselben der kälteste Tag war. Im Ganzen fand man die Temperatur während des Aufenthalts zwischen dem Eise unfreundlich, Schnee mit Regen abwechselnd, unbedeutend die Variationen des Barometerstandes, kein Gewitter wird erwähnt, und die höchste angegebene Temperatur war 55° F. oder 13° C. unter 75½ Gr. N. B. an einem neblichen Tage. Nebel sind ohnehin bekanntlich ein höchst unangenehmes Hinderniß der Schiffahrt in jenen Gegenden, aber hier waren sie nach S. 78 nebenher ausnehmend dick und weiß, während im Zenith der blaue Himmel sichtbar blieb, und gefroren beym Gefrierpunkte des Thermometers an den Thauen zur Armesdicke, so daß bey jeder Bewegung die Stücke Eis auf das Verdeck herabfielen.

Auch aus den Anhängen, worin die vorzüglichsten wissenschaftlichen Beobachtungen zusammengestellt sind, erlaubt sich Rec. den wesentlichen Inhalt mitzutheilen, indem Vieles davon in der Reise selbst gar nicht oder nur unvollständig erwähnt ist, denn nach der Instruction hatte nicht bloß der Capitain, als der Herausgeber dieses Reiseberichts, sondern auch die Offiziere, Chirurgen, und das sonstige Personale der Mann-

ſchaft die Obliegenheit, auf alle phyſicaliſchen und naturhiſtoriſchen Merkwürdigkeiten ſorgfältig zu achten. Der erſte Anhang, welcher von den zoologiſchen Merkwürdigkeiten handelt, wäre wohl etwas reichlicher ausgefallen, wenn nicht der Lieutenant Sabine ſeine Sammlungen und Zeichnungen aus Misverhältniſſen mit dem Capitain ſogleich an das brittiſche Muſeum abgegeben hätte. Inzwiſchen iſt der hier mitgetheilte Bericht von dem erfahrnen Dr. Leach revidirt und ſyſtematiſch geordnet. Die nach Originalen beſchriebenen Species ſind phoca barbata und hispida? (oder foetida?), mustela Erminea, lepus (eine weiße, noch nicht benannte, von albus Briss. und variabilis Pall. verſchiedene Species), ursus albus und balaena mysticetus. Die beyden letzteren ſind nach ſchönen Exemplaren beſchrieben. Beym weißen Bär, mit welchem einige Matroſen einen förmlichen Kampf zu beſtehen hatten, war die Länge von der Schnautze bis zum Schwanze 7 F. 8 Z., der Umfang des Leibes bey den Vorderbeinen 6 F., die Breite der Vordertatze 10 Z., der Hintertatze 8½ Zoll, und das Gewicht mit Einſchluß des zu 30 ℔ angeſchlagenen verlornen Blutes 1162 ℔. Der erlegte Wallfiſch (ein Fiſch von ſchöner Größe) maß von der Unterlippe bis zum Anfang der Gabel 46 F., der Umfang des Abdomen 28 F., die Finnen 9 F. Außer dieſen werden inzwiſchen in der Reiſe ſelbſt noch einige Thierſpecies erwähnt, deren man nicht habhaft werden konnte, obgleich ſie in Menge vorhanden zu ſeyn ſchienen, namentlich ſchwarze, weiße und rothe Füchſe, Rennthiere u. dgl. Die Eingebohrnen erzählten auch von einem, dem Sackhouſe gleichfalls bekannten, aber von keinem Schriftſteller über Grönland erwähnten Thiere, Namens Ancarok, welches ſich vorzüglich durch ſein Schreyen bey Nacht kund giebt, dreymal ſo groß als eine Katze, aber ſehr grimmig ſeyn, und ſich durch Hüpfen fortbewegen ſoll. Aus der Klaſſe der Vögel, vorzüglich Seevögel, wurden mitgebracht falco smitellus (F. aesalon Lin.), somateria spectabilis (anas spect. Lin., eine verſchiedene Species der Eiderente, worüber Bd. IV. S. 329 der Wetter. Annalen zu vergleichen iſt), clangula glacialis, merkwürdig wegen des Baues ſeiner Luftröhre, mergulus melanoleucus (alca alle Lin.), wovon Myriaden in 75°

und 76° N. B. auf den freyen Stellen der See vorhanden waren, und zu Tausenden von der Mannschaft verzehrt wurden (die genaue Beschreibung dieses Vogels liefert einen vollständigen Beweis seiner doppelten Mause), procellaria glacialis, grylle scapularis (uria grylle Lath. cephus Cuv.), uria Francsii (Franks, Begleiter des Cap. Kater, entdeckte diese Species zuerst auf der Höhe der Faroe-Inseln, und Leach gab ihr den Namen. Sie weicht wenig von der Taucher-möwe ab, ist größer als der gewöhnliche Taucher, Brust und Bauch weiß, übrigens schwarz), mergus septentrionalis, larus tridactylus, eburneus und glaucus (in deren Magen man zweymal einen ganzen mergulus fand) stercorarius cephus, (der Beschreibung nach der stercorarius longicaudus Briss., zuletzt von Meisner im Mus. d. Nat. G. Helvetiens Nro. 3. abgebildet), xema Sabini, welches Geschlecht zwischen sterna und larus in der Mitte steht, und wovon die einzige, hier angegebene und durch einen Kupferstich vortrefflich abgebildete Species bloß auf einer kleinen Insel an der westlichen Küste Grönlands unter 75° 20′ N. B. in Gesellschaft der größeren Seeschwalbe gefunden wurde), larus Sabini (beschrieben in Thom. an. of phil. vol. XIII.), und sterna hirundo (ohne Zweifel st. macroara Naum. oder arctica Tem.). Aus der Ordnung der Grallen: tringa islandica, pelidna alpina, lobipes hyperboreus, lagopus mutus (tetrao lagopus Lin.) und emberiza nivalis. Eine Menge mitgebrachte Mollusken und ähnliche Seegeschöpfe fanden sich nachher durch den Spiritus sehr zusammengezogen und unkenntlich, weswegen es mit Recht bedauert wird, daß sie nicht lebend durch einen Sachverständigen gezeichnet und beschrieben werden konnten. Pflanzen-Exemplare wurden, der dürftigen und oft kaum sichtbaren Vegetation ungeachtet, aus zwölf Klassen mitgebracht, am meisten Kryptogamisten, und viele mit abweichenden Kennzeichen, daher ungewiß für die Bestimmung.

Am dürftigsten ist die Ausbeute aus dem Mineralreiche ausgefallen, so interessant es auch gewesen seyn würde, über die geologische Beschaffenheit der untersuchten Küsten nähere Auskunft zu erhalten. Weil indeß kein Mineraloge bey der

Expedition war, so konnten auch aus den unordentlich und willkührlich aufgegriffenen Bruchstücken, verglichen mit den sehr genauen Zeichnungen und Beschreibungen der Küsten rücksichtlich ihres äußern Habitus durch die schätzbaren Bemühungen des Dr. Culloch bey der Anordnung dieser wenigen Materialien nur beschränkte Resultate erhalten werden. Aus diesen geht im Allgemeinen hervor, daß die dortigen Gebirge der Hauptsache nach aus Granit, Gneis, Trapp und Porphyr bestehen, und mehr den Charakter der Ur- und Uebergangs-, als der Flötz- und aufgeschwemmten Gebirge haben. Außerdem finden sich dort auch diejenigen Arten von Fossilien, welche Island und den Faroe-Inseln in großer Menge eigenthümlich zugehören, als Basalt, Halbopal, Chalcedon, Kachalong und auch Holzkohle, derjenigen ähnlich, welche unter den Trapfelsen auf der westlichen Seite der schottischen Inseln angetroffen wird. Mit Recht heißt diese letztere S. 150: „Ein interessantes Specimen, deren Structur Aehnlichkeit mit dem Eichenholze hat, von einem beträchtlich großen Stamme ist, und so viel seltsamer erscheinen muß, da gegenwärtig in dortigen Gegenden kein Baum wachsen kann. Es ist ein Beleg zu dem räthselhaften isländischen Surturbrand.“ Auf den Baffins-Inseln unter 74° wurde Gneis von schiefrigem Gefüge, wahrscheinlich als Folge der Verwitterung angetroffen, mit vielen großen, aber schlechten, durch Splitterung unbrauchbaren Granaten, und der ganze Fels mit dünnem, schuppenförmigen Wasserbley durchzogen, ein mit Recht als auffallend selten bezeichnetes Vorkommen dieses Fossils.

Höchst merkwürdig, und die Finder selbst überraschend, war die Entdeckung des karmoisinrothen Schnees unter fast 76° N. B., welcher in weite Strecken die Felsen überzog, und an einigen Abhängen selbst 10 bis 12 Fuß tief von der färbenden Substanz durchdrungen war, so daß es schien, als habe er sich lange in dieser Lage befunden. Das Urtheil der Offiziere stimmte mit den genaueren, späterhin durch Wollaston angestellten Untersuchungen überein, daß die Farbe von kleinen, runden, 0,01 bis 0,03 Lin. im Durchmesser haltenden Kügelchen herrührt, welche an sich farbenlos und zellenartig, das ölartige Pigment in sich schließen. Nach hoher Wahrscheinlich-

keit ist dasselbe vegetabilischen Ursprungs, doch glaubt Wollaston wegen mangelhafter Kenntniß der begleitenden Umstände hierüber nicht mit Sicherheit entscheiden zu können. Auf allen Fall hält er diese Substanz für organischen Ursprungs, und wenn Rec. diese Beobachtung mit den ähnlichen von Saussüre und Ramond gemachten zusammenstellt, so scheint es höchst wahrscheinlich, daß die Kügelchen Saamenkörner kryptogamischer Gewächse der kältesten Regionen der Erde sind. Gleich merkwürdig ist die Nachricht über die Beschaffenheit des Eisens, woraus die arctischen Hochländer ihre Messer verfertigen. Nach ihrer Aussage befindet sich dasselbe ohngefähr unter 74° 50′ N. B. in einem Berge, wo ein großer Klumpen härteres und viele kleine Stücke weicheres liegen sollen. Mit einem harten Steine (Basalt) schlagen sie kleine Brocken herab, geben diesen durch Klopfen eine ovale Form von der Größe eines Sixpence, und fassen sie in die Rinne eines Knochens als Schneide ihrer Messer. Wenn es nun schon an sich auffallend ist, solche Massen gediegenen Eisens zu finden, und dieser Umstand auf den meteorischen Ursprung desselben deutet, so wird diese Vermuthung noch wahrscheinlicher durch den Umstand, daß dasselbe nach der Untersuchung Wollastons Nickel zu 3 bis 4 Procent enthält, und „in keinem Betracht von demjenigen sich abweichend zeigt, welches an verschiedenen Orten der Erde gefunden wird, und nach einigen Sagen sowohl als nach der Analyse für meteorischen Ursprungs gehalten wird.“

Noch zwey Gegenstände aus dem Inhalte dieser reichhaltigen Reisebeschreibung kann Rec. nicht mit Stillschweigen übergehen. Der erste betrifft die Tiefe, Temperatur und Beschaffenheit des Meeresgrundes. Nach genauen Messungen betrug die größte Tiefe 1050 Faden, der Boden war aber selbst in kleinen Entfernungen sehr ungleich tief, folglich höchst uneben, mitunter felsig, meistens mit Sand, Schlamm, Corallen und kleinen Steinen bedeckt. Da die Temperatur des Meeres in größeren Tiefen ein wichtiger Gegenstand der Untersuchung ist, so mögen hier die sämtlichen Beobachtungen nebeneinander Platz finden. Den 26sten July unter 75° 35′ wurde in 314 Faden 32°, auf der Oberfläche 34° F. gefunden; am 1sten Sept. in 73° 37′ bey einem ähnlichen Versuche an der Ober-

fläche 34°,5, in 80 Faden 32°,7 in 250 Faden 29°,5; am 6ten Sept. unter 72° 23′ in 1005 Faden 28°,5; am 19ten Sept. unter 66° 50′ in 100 Faden 30° in 200 Faden 29° in 400 Faden 28° in 660 Faden 25°,5; am 4ten Octob. unter 61° 41′ in 950 Faden 35°,75, an der Oberfläche 41° und in der Luft 37°. Dieſe Reſultate, gegen deren Richtigkeit anſcheinend nichts einzuwenden iſt, ſind allerdings auch dann ſehr auffallend, wenn man die Geſetze der Zuſammenziehung des Waſſers bey den verſchiedenen Temperaturen berückſichtigt. Noch eine wichtige Bereicherung unſerer phyſicaliſchen Kenntniſſe liefern die genauen Beſchreibungen der beobachteten Nordlichter, welche es außer Zweifel ſetzen, daß dieſe Meteore zwar dem Norden, aber nicht dem Nordpole angehören, indem ſie von unſern Reiſenden in allen Weltgegenden wahrgenommen wurden. Ihre Geſamtzahl betrug acht vom 23ſten Sept. bis zum 18ten Oct. und es iſt merkwürdig, daß keins derſelben früher in höheren Breiten, als die Nacht ſchon hinlänglich lang und dunkel war, geſehen wurde. Das erſte ſahen die Reiſenden unter 66° 30′ N. B. 59° W. L. gerade im Süden, bis 20° Höhe aufſteigen und bey einer Wendung nach SO verſchwinden; das zweyte am 26ſten Sept. unter 65° 5′ umgab den ganzen Horizont, und ſchoß Strahlen bis ins Zenith, welche anfangs durch einen dicken Nebel, nachher am freyen Himmel ſichtbar waren. Schon am 28ſten deſſelben Monates unter 65° erſchien das dritte, jedoch nur partiell von S zu O nach S zu W bey übrigens völlig freyem Horizonte bis zu 15° Höhe, und das vierte am folgenden Tage dieſem ganz ähnlich. Am 1ſten October unter 62° 30′ Abends um 9 Uhr formirte das früher in SSW zu SSO geſehene Nordlicht einen Bogen von SW zu SO nach NO, deſſen Centrum 18° hoch, der leuchtende Theil 3° breit, der dunkele Raum unter demſelben für die Sterne vollkommen durchſichtig war, und aus welchem leuchtende Strahlen bis 40° emporſchoſſen. Gegen 10 Uhr ging der Bogen nach Weſten und verſchwand. Am 6ten Oct. war die Beobachtung des Schnees wegen ungewiß, am 8ten Oct. unter 59° N. B. und 50° W. L. zeigte ſich daſſelbe im Oſten und ſtieg bis 60° in die Höhe, aber am merkwürdigſten war unſtreitig das letzte, welches am 17ten Oct. unter 51° N. B. und 25° W. L.

beobachtet wurde. Es begann um 8 Uhr mit zwey concentrischen Bögen, deren größter durch das Zenith von O nach W ging, der kleinere aber sich südlich zu 45° erhob. Beyde vereinigten sich eine halbe Stunde nachher in einen sehr glänzenden, von O nach W durch den Polarstern gehenden Bogen, dessen Strahlen zuweilen vor dem Monde hin schossen, und seinen Glanz verdunkelten. Um 9 Uhr brach der Bogen, das Nordlicht hüpfte umher, schön blitzend im nordwestlichen Theile des Himmels, und drehete sich nach Süden. Von einem Einflusse auf irgend eine der vielen Magnetnadeln auf beyden Schiffen ist nichts erwähnt, dagegen aber bey jeder Beobachtung zugleich die herrschende und nachfolgende Witterung sorgfältig angegeben, allein es scheint durchaus kein Einfluß auf dieselbe hervorzugehen. Rec. findet in seinen Collectaneen keine anderweitige Beobachtung eines Nordlichtes im Jahre 1818 aufgezeichnet, so interessant es sonst seyn müßte, Vergleichungen derselben anzustellen. So lange indeß der oft gehegte Wunsch, die meteorologischen Beobachtungen der verschiedensten Gegenden möglichst bald zur leichteren Uebersicht zusammenzustellen, noch unerfüllt bleibt, wird es unmöglich seyn, aus solchen einzelnen, an sich schätzbaren Nachrichten ersprießliche Resultate zu erhalten.

Die mitgetheilten zahlreichen und genauen Beobachtungen über das Verhalten der Magnetnadeln auf beyden Schiffen sind zunächst für ihren Gebrauch bey der Schiffahrt berechnet; indeß ist es auch im Allgemeinen nicht uninteressant, die schon von Flinders in den phil. trans. von 1805 aufgestellte Behauptung hier bestätigt zu finden, daß diese höchst wichtigen Apparate außer dem Erdmagnetismus auch noch durch die individuelle Beschaffenheit des Schiffes und der Lage des Eisens in demselben afficirt werden. Von allgemeinem Interesse ist vorzüglich nach S. 84 die unter 76° 16′ gemachte Beobachtung, wonach die Neigung der Nadel 86° 9′ 53″, ihre Kraft nach Schwingungen gegen die unter 75° 44′ gemessene um 1/40stel vermehrt, die Abweichung aber unverändert gefunden wurde, und daraus gefolgert wird, daß die letztere keineswegs von der Stärke der horizontalen Kraft abhängt.

Im Ganzen muß man die Uebersetzung gelungen nennen, wie Rec. auch ohne eine Vergleichung mit dem Originale behaupten zu können glaubt, allein Anglicismen und aus dem Englischen gebildete Worte, z. B. mistiges Wetter u. dergl. sind nicht durchaus vermieden. Die Charte ist sauber und schön, und die Kupfer sind fast alle höchst genau und vortrefflich.

Reise nach Brasilien in den Jahren 1815 bis 1817 von Maximilian Prinz zu Wied-Neuwied. Mit zwey und zwanzig Kupfern, neunzehn Vignetten und drey Karten. Erster Band. Frankfurt a. M. 1820. 380 S. gr. 4.

Es ist eine höchst erfreuliche Erscheinung, wenn selbst Fürsten von so großem Eifer für die Wissenschaften beseelt sind, daß sie große, beschwerliche und gefahrvolle Reisen einzig und allein in der Absicht unternehmen, ihre Wißbegierde zu befriedigen, das schöne Gebiet der Naturforschung zu bereichern und zu erweitern; ein solches rühmliches Unternehmen ist für alle Freunde der Naturwissenschaften um so merkwürdiger, je mehr es, wie hier der Fall, mit einem glücklichen Erfolge gekrönt und reiche Ausbeute gebracht hat.

Gegenwärtiges Prachtwerk gibt den Bericht der denkwürdigen Reise, die der fürstliche Hr. Verf. an der Ostküste von Brasilien vom 23sten Grade bis zum 13ten südl. Breite unternommen hat, nicht sowohl um statistische oder topographische Nachrichten einzusammeln, als vielmehr die natürlichen Erzeugnisse des überaus reichen und bisher noch so wenig gekannten Landes näher zu untersuchen.

Ein Theil der Reise wurde in Begleitung zweyer Deutschen, der Herren Freireiß und Sellow unternommen, die sich früher schon in Brasilien aufgehalten hatten; der erste hat es übernommen, noch fernerhin naturhistorische Nachrichten über Brasilien, wo er sich fortwährend aufhält, zur Bekanntmachung durch den Druck mitzutheilen, und von Herrn Sellow, welcher Botaniker ist, hat die Gewächskunde über die Pflanzen dieses so reichen Tropenlandes die interessantesten Nachrichten zu erwarten.

Nicht genug kann der Hr. Verf. die gute Aufnahme rühmen, die ihm von Seiten der portugiesischen Regierung geworden ist, er erhielt Pässe und Empfehlungsschreiben an die verschiedenen General-Capitains, worin die Obrigkeiten angewiesen wurden, den Reisenden auf alle Art behülflich zu seyn, die Sammlungen nach Rio zu besorgen, und sie, wenn sie es fordern würden, mit Lastthieren, Soldaten und andern Leuten zu unterstützen, welche Empfehlungen auch großentheils die beste Wirkung hatten.

Mit Vergnügen wird man die reizende Schilderungen der brasilischen Urwaldungen lesen mit ihren hohen wildverflochtenen Riesenstämmen, der unbeschreiblichen Pracht ihrer Bäume und Blumen, so wie der Vögel und anderer Thiere, die diese herrlichen Wildnisse beleben.

Nicht minder anziehend sind die Nachrichten über die Urbewohner Brasiliens, besonders von einigen derjenigen Stäm-

me, die noch jetzt als Wilde in dem Urzustande der Rohheit in den Wäldern herumirren, wie die Puris, Coroados, Coropos, Botocudos u. s. w.

Nachstehende Abtheilung des Buches in 11 Abschnitte gibt zugleich die beste Uebersicht der genommenen Reiseroute: I. Reise von England nach Rio de Janeiro in Brasilien. II. Aufenthalt in Rio de Janeiro. III. Reise von Rio de Janeiro nach Cabo Frio. IV. Reise von Cabo Frio bis Villa de S. Salvador dos Campos dos Goaytacases. V. Aufenthalt zu Villa de S. Salvador und Besuch bey den Puris zu S. Fidelis. VI. Reise von Villa de S. Salvador zum Flusse Espirito Santo. VII. Aufenthalt zu Capitania und Reise zum Rio Doçe. VIII. Reise vom Rio Doçe nach Caravellas, zum Flusse Alcobaça und nach Morro d'Arara, am Mucuri zurück. IX. Aufenthalt zu Morro d'Arara, zu Micuri, Viçoza und Caravellas bis zur Abreise nach Belmonte. X. Reise von Caravellas nach dem Rio Grande de Belmonte. XI. Aufenthalt am Rio Grande de Belmonte und unter den Botocudos.

In diesem Reiseberichte finden sich nun eigentlich noch keine oder doch nur wenige systematische Bestimmungen der neu entdeckten Naturkörper, aber aus dem, was vorläufig darüber gesagt wird, kann man schon hinlänglich auf den Werth der mitgebrachten Schätze schließen; außer den neuen Gattungen, die dieselben enthalten mögen, begnügt sich Ref. einige derjenigen Gattungen anzuzeigen, die durch die Bekanntmachung jener naturhistorischen Sammlungen neue Arten erhalten werden: als von Säugethieren die Gattungen Bradypus, Callithrix, Ateles, Vespertilio; von Vögeln die Gattungen Strix, Falco, Tinamus, Picus, Procnias, Trochilus, Pipra, Caprimulgus, Ampelis, Psittacus, Anas, u. s. w. Von Amphibien: die Gattungen Coluber, Testudo etc.

Wie ungemein groß die Ausbeute an neuen Pflanzen ist, braucht wohl kaum erinnert zu werden; diejenigen, welche in der Reisebeschreibung schon genannt worden, sind großentheils von dem Hrn. Prof. Schrader in Göttingen bestimmt worden; von besonderm Interesse wird der Zuwachs seyn, den die Palmen und Scitamineen erhalten, so wie die Leguminosen, woran Brasilien so reich ist; auch neue Arten der Gattungen Bignonia, Bauhinia, Banisteria, Evolvulus, Stachytarpheta, Nymphaea. Sophora u. s. w. waren die Frucht dieser Reise.

Eine Hauptzierde gegenwärtigen Werkes machen die meisterhaften und vortrefflichen Abbildungen aus, welche brasilische Landschaften, Ureinwohner dieses Landes, Waffen derselben u. s. w. vorstellen.

No. 64. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

Pharmacopoea Hannoverana. Hannoverae in Bibliopolio aulico Hahniano. 1819.

Die Hannöverschen Länder besaßen bis jetzt keine eigene Pharmakopoe, daher die Pharmaceuten nach Gutdünken bald nach dieser, bald nach jener ihre Präparate fertigten. Wie nachtheilig dies seyn mußte, leuchtet von selbst ein, und es war daher die Bearbeitung einer eigenen Landespharmakopoe, wornach die Pharmaceuten sich zu richten gesetzlich angehalten werden, eine wichtige und nothwendige Sache.

Indem Rec. hier bemüht ist, das Eigene gegenwärtiger Pharmakopoe auszuzeichnen, das Gute und Brauchbare hervorzuheben, aber auch nicht zu verschweigen, was ihm mangelhaft dünkt, so ist zuvörderst zu bemerken, daß es wünschenswerth wäre, wenn diejenigen Herren, die zur Bearbeitung des Werkes etwas beytrugen, in der Vorrede wären genannt worden, eine Sitte, die man in Frankreich und England beobachtet, und die nicht tadelnswerth ist.

Die Einrichtung der Hannöverschen Pharmakopoe gleicht in sehr vielen Stücken der der preußischen, weicht aber in manchen wieder von derselben ab. Sie zerfällt in zwey Theile, deren erster die einfachen Mittel, der zweyte die Präparate in alphabetischer Ordnung enthält. Wenn es sich blos um das Aufsuchen eines Dinges handelt, so ist die Ordnung nach dem A, B, C, freilich sehr bequem, aber eine methodische Zusammenstellung möchte doch der Sache ungleich würdiger und auch gar wohl ausführbar seyn, wie der Codex medicamentarius europaeus beweist. Es sind hier bedeutend mehr Medikamente angezeigt, sowohl einfache, wie zusammengesetzte, als die preußische Pharmakopoe enthält, und dies ist gewiß sehr zweckmäßig, denn manche Mittel, die in den neueren Phar-

makopoeen nicht mehr verzeichnet sind, werden demungeachtet häufig noch von dem Volke verlangt, als auch von einzelnen besonders älteren Aerzten verordnet, daher die Pharmaceuten sie noch immer vorräthig hielten, und sie nach Gutdünken irgend einer Vorschrift folgend bereiteten; eben so lobenswerth und nützlich ist es, daß diejenigen Medikamente, welche jeder Apotheker gesetzlich halten soll, mit einem Asterisk versehen sind, und auf deren gehöriges Daseyn die Aerzte zu zählen berechtigt sind, während dem die Haltung der übrigen von dem Zutrauen des Volkes oder der Aerzte abhängt.

Die Nomenclatur ist fast ganz diejenige, die auch in der preußischen Pharmakopoe aufgenommen ist, ein sehr zu billigendes Verfahren, da die Annahme einer jeden andern weniger passend gewesen seyn würde; auch ist Rec. mit den Herrn Verfassern ganz einverstanden, wenn sie glauben, daß die Wiedereinführung der alten Nomenclatur kaum thunlich ist, nur muß man gar sehr wünschen, daß die gegenwärtig in Deutschland übliche nicht abermals nach neuen chemischen Ansichten geändert werde, in welchem Falle ohne Bedenken die Wiedereinführung der alten ein weit geringeres Uebel seyn würde, und zu weit weniger Irrungen Anlaß gäbe, da sehr viele sie jetzt noch inne haben, jede neue aber zuvor erst einstudirt werden muß.

Bey jedem sowohl einfachen als zusammengesetzten Medikamente ist die Kraft, die Krankheiten, in welchen es angewendet wird, und die Dosis, in der man es zu reichen pflegt, angezeigt. Diese schädliche Sitte hatte man mit Recht abgeschafft, da sie nur zu leicht zu Pfuschereyen Anlaß gibt, und es ist zu verwundern, daß man dergleichen hier wieder findet; auch dürfte die Apologie, die deshalb in der Vorrede sich findet, von den Meisten nicht ohne Grund für unzureichend befunden werden.

Der erste, die einfachen Mittel enthaltende Theil, stimmt in Hinsicht der Zahl und Auswahl der Droguen großentheils mit der preußischen Pharmakopoe überein, nur daß mehrere obsolete aufgenommen, und einige neue, wie Cortex Pruni Padi und Ratanhia hinzugefügt sind. In Hinsicht der systematischen Bestimmung erklären sich die Hrn. Verff. folgender-

maßen: „Nomina animalium et vegetabilium, auctoris nomine non consignata, ad Systema Linnei pertinent.“ Dieser Grundsatz ist recht gut, wenn er nur gehörig befolgt wäre: folgende systematische Benennungen, bey denen kein Auctor genannt wird, stammen nicht von Linne: Melilotus officinalis, Ceramium Helmintochortos, Erythraea Centaurium, Linaria vulgaris, Cetraria islandica, Cydonia vulgaris u. s. w.

Man wird sich wundern, dergleichen in einer ganz neuen deutschen Landespharmakope zu finden, und darf hoffen, daß bey einer zweyten Ausgabe dies wird abgeändert werden. Quercus infectoria und Boswellia serrata sind erst nach Linne's Lebzeiten beschrieben worden.

Die Cardamomen der Officinen kommen nicht von Amomum Cardamomum L., sondern von Alpinia Cardamomum Roscae. Die Alexandrinischen Sennesblätter kommen nicht von Cassia Senna L., sondern von Cassia orientalis Persoon. Das Ammoniakgummi leitet Sprengel nicht, wie es hier heißt, von Ferula Ferulago, sondern von Ferula orientalis; ers stere Pflanze zog Lobel zu Antwerpen aus Saamen, die er in dem Gummi Galbanum gefunden hatte, und glaubte deswegen, daß das Mutterharz der F. Ferulago zugeschrieben werden müsse. Der Ricinussaamen wird nicht, wie bisher in allen pharmacologischen Werken geschah, von Ricinus communis L., sondern von Ricinus undulatus abgeleitet. Warum dies geschieht, ist dem Rec. unbekannt; zu bemerken ist indessen, daß auch bey dieser Pflanze kein Auctor angezeigt steht, obgleich sie in den Linneischen Schrift nicht vorkommt, sondern erst neuerlich beschrieben wurde. Der Wurmsaamen wird, gleich als ob dies eine ausgemachte Sache wäre, blos der Artemisia judaica zugeschrieben, der Sternanis aber von einem unbekannten Baume abgeleitet, der mit Illicium anisatum Aehnlichkeit habe. — Als officinell aufzubewahrende Art des giftigen Sturmhuts ist Aconitum neomontanum Koelle angeführt. Sehr wenigen Pharmaceuten möchte Koelle's Schrift bekannt seyn, alle übrigen aber nothwendig in Verlegenheit gerathen müssen, welche Pflanze sie nehmen sollen. Diese genannte Art ist aber keine andere als Aconitum Napellus des Linneischen Herbarium's

oder Aconitum tauricum Willdenow: die Auswahl einer dieser letzteren Benennungen würde weniger Zweifel übrig gelassen haben; am besten aber würde man die Pflanze mit de Candolle Aconitum neubergense nennen. Uebrigens ist es nicht unpassend hier anzuführen, daß Störk, welcher am meisten zur Einführung des Aconitum in die Officinen beytrug, sich des Lamarkschen Aconitum paniculatum bediente. — Sehr zweckmäßig bleibt es immer, daß nur eine Art aufgeführt ist (wobey freilich der leichten Verwechslung wegen eine genaue Beschreibung hätte hinzugefügt werden sollen), auch daß die Pharmaceuten angewiesen werden, die wild wachsende Pflanze einsammeln zu lassen, und nicht sich der in Gärten cultivirten zu bedienen.

Die Bestimmungen der Chinaarten, die die officinellen Rinden liefern, sollten nach dem abgeändert werden, was Link in Berlin in dieser Hinsicht bekannt gemacht hat; auch würde es sehr zweckmäßig seyn, wenn die officinellen Schirmpflanzen nach den Sprengelschen Bestimmungen benannt wären.

Der zweyte Theil, welcher die zusammengesetzten Mittel und chemischen Präparate enthält, ist mit großem Fleiße bearbeitet; übrigens werden auch noch sehr viele obsolete Compositionen, doch ohne Asterisk aufgeführt.

Einige von der preußischen Pharmakopoe abweichende Bereitungsarten zusammengesetzter Mittel sind nachstehende: der Bleieissig wird aus Bleizucker und Bleiglätte (nicht aus Minium) zu bereiten vorgeschrieben, und das specifische Gewicht, das er besitzen soll, bemerkt. Das Sal Cornu Cervi soll aus flüchtigem, vom Salmiak erhaltenen Laugensalze sublimirt werden, dem man vorher Ol. animal. Dippel. zugemischt hat. Dies mag ein sehr wirksames, aber auch kostbares Präparat werden. Die eisenhaltigen Salmiakblumen werden aus den Crystallen des oxydirten salzsauren Eisen mit Salmiak durch Auflösung beyder und Abdampfen zur Trockne bereitet. — Bey der Destillation des Pommeranzenblüthenwassers wird auf 2 ℔ frische Blumen eine Unze Kali hinzugesetzt. Bey der Destillation des Kirschlorbeerwassers werden auf 2 ℔ frische Blätter dem Wasser 2 Unzen höchst rectificirter Weingeist beygemischt. Aqua Saturnina und Aqua vegetomineralis werden vorräthig

zu halten anbefohlen, wovon eins überflüssig zu seyn scheint, indem beyde in Hinsicht ihrer Bestandtheile fast ganz gleich sind.

Es wird ein Unterschied gemacht und zwey Compositionen angegeben für Elixir aurantiorum compositum und Elixir viscerale, welche nach der preußischen Pharmakopoe synonym sind. Bey der Bereitung der Extrakte wird der Realschen Presse nicht gedacht. Das Ferrum oxydatum fuscum Pharmac. Bor. heißt hier Ferrum oxydatum hydraticum und wird noch zu einem eigenen Präparate verwendet, das unter dem Namen Ferrum muriaticum oxydatum crystallisatum vorräthig gehalten werden soll. Die Bereitungen der Queckſilbermittel weichen in manchen Stücken von den Vorschriften der preußischen Pharmakopoe ab. Lac. Sulphuris heißt hier Hydratum Sulphuris; diese, so wie manche andere neue Namen hätten vermieden werden können; dazu komme noch ein Umstand, der Jedermann auffallen wird und kaum entschuldigt werden dürfte, nämlich zur Hauptaufschrift der Präparate sind bald ganz alte, bald neue Namen gewählt, so sieht man z. B. S. 164 mit großer Schrift Crocus Metallorum und mit kleinerer eingeklammert Stibium oxydulatum fuscum, während dem alle übrigen Spiesglanzpräparate die neuen Benennungen führen und unter Stibium beysammen stehen. Auf der angezeigten Seite steht nun contrastirend Cuprum aluminatum mit großer Schrift und mit kleinerer eingeklammert der alte Name Lapis divinus. Will man consequent seyn, so müssen entweder durchaus neue oder durchaus alte Benennungen zu den Hauptaufschriften gewählt werden. Kali und Natron carbonicum neutrale sind eigene Präparate dieser Pharmakopoe. — Bey der Bereitung des ätherischen Kamillenöhl wird kein Oleum Citri angewendet.

Die Zahl der aufgeführten Tincturen ist etwas stark; von denen, die vorräthig gehalten werden sollen, bemerken wir hier folgende: Tinctura Chenopodii ambrosioidis, Lupuli Strobilorum, Sabinae, Maeidis, Scillae, Ferri cydoniata (nebst der T. ferri pomata) Hellebori nigri, Tinctura Opii vinosa, T. Opii Eccardi (statt T. Opii simplex Ph. B.) u. s. w. Für die Zinkblumen ist eine doppelte Bereitungsart

angegeben durch Calcination und Präcipitation; Rec. hielt dafür, daß es besser ist, nur eine Bereitungsart aufzunehmen und deren Befolgung anzuempfehlen aus leicht einzusehenden Gründen.

Von obsolet gewordenen Mitteln, die wieder vorräthig zu halten anbefohlen werden, hier nur folgende: Aqua Anhaltina, aqua ophthalmica coerulea, Acetum Colchici, Electuarium mundificans aus Sassaparillpulver, Sennesblätter ꝛc. von dem man eben keine Wunder erwarten wird, Emplastrum defensivum rubrum, Extractum Papaveris albi, Spiritus coeruleus u. s. w.

Ueber die Auswahl der hier aufgeführten Mittel, die die Apotheker stets vorräthig zu halten nicht verpflichtet sind, ließe sich Manches sagen. Sehr zweckmäßig möchten folgende seyn: Aqua ophthalmica Conradii (eine Auflösung von ätzendem Queckssilbersublimat in Rosenwasser mit Opiumtinctur), Aqua supercarbonatis Sodae oder A. mephitica alcalina, Decoctum album Sydenhami, Electuarium anthelminticum Störkii, Emulsio amygdalarum, Farina hordei praeparata (nach Thilenius) Gelatina Lichenis islandici, G. rad. Salep., Oleum camphoratum, Aether sulphuricus phosphoratus, Pulvis aërophorus, Pulvis alterans Plumeri (das aber besser jedesmal frisch zusammengemischt wird), Pulvis stypticus u. s. w. Das aufgezeichnete Linimentum phosphoratum ist eine gefährliche Mischung, die sich leicht beym Einreiben entzünden möchte. — Auffallen wird unter andern das Hausleutnerische Kropfpulver aus Alaun, Juchtenleder u. s. w. Rec. hat mehrmals großes Rühmen von diesem Pulver gehört, es aber auch ohne Wirkung anwenden sehen; am auffallendsten aber ist die Vorschrift zur Bereitung einer künstlichen Eselsmilch! (Lac asininum artificiale) sie wird erhalten, wenn man Schnecken, Hirschhorn, Perlengerst und Radix Eryngii zusammen mit Wasser kocht.

Angehängt ist der Pharmakopoe ein kleiner Catalog von Reagentien zur Prüfung der Präparate und ein allgemeiner Index. Das Verzeichniß der Druckfehler ist bey weitem nicht vollständig, und eine sorgfältigere Correctur wäre sehr wünschenswerth gewesen.

Herrad von Landsperg, Aebtissin zur Hohenburg oder St. Odilien im Elsaß, im zwölften Jahrhundert, und ihr Werk hortus deliciarum. Ein Beitrag zur Geschichte der Wissenschaften, Literatur, Kunst, Kleidung, Waffen und Sitten des Mittelalters von Christian Moritz Engelhardt. Mit 12 Kupfertafeln in Folio (mit demselben Titel und dem Beisatze: Systematische Auswahl ꝛc.). Stuttgard und Tübingen, in der Cottaischen Buchhandlung. 1818. XVI und 200 S. in 8.

Anfangs war dieses Werk als Abhandlung in eine Zeitschrift bestimmt, wuchs aber durch Reichheit des Stoffes zu einem eigenen Buch an, ohne daß man jedoch das Abgerissene und Kurze der Anlage verkennt, was sich besonders in den Zusätzen S. 16 flg. kund gibt. Umarbeitung einzelner Abschnitte wäre jedoch für das Ganze sehr förderlich gewesen, und ist zu wundern, daß der Verf., der Herrads Werk unter Napoleons Druckherrschaft als ein Trostbuch betrachtete (S. X), nicht nachher es zu einem Freudenbuche gemacht hat, das man mit aller Sorgfalt ausstattet, damit es durch trieferes Nachdenken an Werth und Bedeutung zunimmt. So sind die einleitenden Nachrichten über die h. Odilia und ihre Nachfolgerinnen Relint (Rihlint oder Hrälint?) und Herrat von Landsperch zu kurz und ohne Beweisstellen. Ueber die literarische Bedeutung der beyden letzteren ist wenig gesagt, doch hat E. Herrads Gedichte im Anhang beygegeben, was nützlich und löblich ist. Die verwandten und verwandelten Sagen von der h. Odilia, die eine reiche Quelle merkwürdiger Aufschlüsse und Folgerungen enthalten, sind ganz übergangen, und ich muß deshalb auf Grimm's teutsche Sagen No. 350. verweisen. Der dritte Abschnitt, der eine Beschreibung und Geschichte der Handschrift enthält, ist viel besser gearbeitet, besonders die Schicksale und Quellen des Werkes genau angegeben. Der 5te Absch. ist ebenfalls sehr lobenswerth. Mit großem Fleiße hat E. darin das teutsche Leben im Mittelalter aus der Handschrift erläutert, und hierauf gehen auch hauptsächlich die Kupfertafeln. Auch das altteutsche Wörterbuch, das er aus Herrads Werk beygegeben, ist ein schätzbarer Beytrag zur Sprachkunde. Bey Erklärung der Kupfer hätte er auf ähnliche Darstellungen verweisen sollen, um wo möglich auf die Spur der byzantini-

schen Muster zu kommen, oder wenigstens durch Gleichstellen in Bildern und Schriften die Erklärung mehr zu vervollständigen. Die Bilder sind von E. sehr sauber gezeichnet, von Willemin, dem Herausgeber der französischen Denkmäler, gestochen, und die Schrift von Aubert Sohn mit vieler Genauigkeit beygesetzt. Die illuminirten Exemplare nehmen sich in der unbehülflichen Schattirung nicht so gut aus als die schwarzen, in welchen die Zeichnung mehr hervortritt, die in vielen Stücken, besonders im Faltenwurf, was auch E. auseinandersetzt, vortrefflich ist. Eine systematische Auswahl der Bilder sehe ich aber nicht, denn das verwandte zusammenstellen ohne streng philosophische Aufeinanderfolge, das ist eben noch kein System.

Vor einigen Jahren habe ich diese Bilderhandschrift durch die Güte des Herausg. zu Strasburg selbst eingesehen, sie schien mir damals wichtig blos wegen dem Alter, verwandte Forschungen haben mit seitdem auf stärkere Gründe der Wichtigkeit geführt, die ich hier andeuten will, denn zu Ausführungen ist weder Zeit, noch Raum. Die Inhaltsanzeige gibt deutlich zu erkennen, daß der hortus deliciarum eine biblische und geschichtliche Encyclopädie zum Behuf der mystischen Religions- und Sittenlehre ist. Schon sein Name ist bedeutvoll, er ist eine Allegorie und ebenso sinnbildlich sind auch die meisten Gegenstände dargestellt (S. 35. 40 ꝛc). Alles Dichten und Trachten, alles Treiben und Weben der Welt kommt darin vor, das ganze Alterthum tritt darin auf als Vorbereitung zur himmlischen Herrlichkeit. In dieser großen Anlage ist der Lustgarten ein Garten der Welt, Mittungart selbst oder Menschenheim, das für sich selber Nichts ist, sondern nur in Bezug auf ein höheres künftiges Daseyn Bedeutung und Würde erhält. In diesem Hinblick auf den Zweck alles Lebendigen, der dem gewöhnlichen Auge nicht immer sichtbar, also verborgen ist, besteht das mystische oder heimliche dieses Werkes, wobey wir unsern jetzigen schiefen Begriff von Mysticismus gar nicht brauchen können *). Es ist also die Welt im

*) Nicht würdevoll sind daher die Ausdrücke des Herausgebers, wenn er bey diesen alten Dingen von Märschen durchs rothe Meer

Geiſte dieſes Werkes eine große Allegorie in ſteter Verwandlung, eine irdiſche Divina Comedia, die unter anderer Geſtalt einige Jahrhunderte nachher als Speculum humanae salvationis und als Biblia pauperum beym Volke bekannt war. Eine Hauptquelle Herrads war ein Werk Speculum ecclesiae, auf Tuch, wahrſcheinlicher auf Pergament gemalt (39). Das iſt wohl eine Grundlage der obigen Werke, und es ergibt ſich auch daraus, daß Spiegel und Garten in der Bilderſprache ſehr verwandte Ideen ſind.

Durch dieſen Zuſammenhang und dieſen Bilderſinn, den E. nicht aufgeſucht, wird nun manches Einzelne klar, was ihm natürlich unerklärt und ſonderbar geblieben. Die Ableitung Germania von germinare hält E. für eine wunderliche Etymologie (25), ſie iſt aber im Grunde dieſelbe mit der Sage von dem Hervorwachſen der Sachſen (Grimm No. 408) und mit dem Urſprung aller Autochthonen. Da nach teutſcher Religion die Bäume Menſchen ſind, ſo läßt ſich die Sage nicht nur erklären, ſondern ſie hellt eine große Gedankenreihe alter Symbolik auf, die ich hier übergehe. So erfordert auch die Darſtellung der freyen Künſte, die der Herausg. blos beſchreibt, eine weitere Nachforſchung; ich will nur eins erklären: den weltlichen Dichtern ſitzen ſchwarze Vögel auf den Schultern und flüſtern ins Ohr, nach der Beyſchrift ſind dies Eingebungen böſer Geiſter, der Vogel iſt alſo der Geiſt, daher wird ein Volkslied der Teufel ein Geier genannt, und kommt als ſchwarzer Vogel und Guguk vor, die weiße Taube aber und der Schwan ſind gute Geiſter, Genien und Seelen, die den Menſchen beſchützen und in die er verwandelt wird. Dies alles hat ſein Vorbild in den Vogelverwandlungen Othins und Loki's und in dem Vogelweſen der Walkyren. Dieſe letzteren ſind aber als weibliche Naturen, Wolken- und Waſſerweiber, ſo kommen ſie auch im Friderich von Schwaben und in den Nibelungen vor, zuſammenhängend damit heißen die Flüſſe

---

ſpricht, von poſſierlichen Geſtalten (S. 32), oder davon, daß Eliſa den Mantel des Elias erbeutet (34), Jonas aus der unbequemen Herberge des Wallfiſches ausgeſpieen wird, vgl. 38. u. a. m.

selbst Vögel, worauf mich Creuzer aufmerksam machte, welche richtige Bemerkung sich durch die teutsche Religion unumstößlich begründen läßt. Alben, Elben, oder Alsen heißen die teutschen Flüsse, das sind aber Schwäne, Elster und Tauber erklären sich von selbst u. s. w. Zu wie vielen Forschungen geben also nur die Vögel Anlaß *).

Der Kampf des Erzengels Michael mit dem Teufel am Grabe Moses (33) hat sowohl in biblischen Ueberlieferungen (Epist. Judae apost. v. 9.), als auch in teutschem Glauben seinen guten Grund. Beweise liefert der Holzdruck der Ars moriendi. Christi Stammbaum (35), der auf ähnliche Weise in vielen Holzschnitten und an den Chorstühlen zu Maulbronn vorkommt, kann eben nur im Zusammenhang mit obigen Baumsagen erklärt werden. Der Teufel hat bey unsern Alten immer eine unnatürliche Gestalt, das hat auch seinen guten Grund (vgl. Creuzer Symbol. 2te Aufl. Bd. I. S. 140. Note 228.). Daß die Seele des armen Lazarus in Windeln gewickelt wird, und sie dem reichen Prasser aus dem Munde fährt „in Gestalt eines kleinen Männchens", wie E. sagt, das beruht in der altteutschen Lehre von der Seelenwanderung, weil durch den Tod die Seelen der Gestorbenen Kinder einer andern Welt werden, daher sie in Windeln eingewickelt sind. Die Verfinsterung der Sonne und des Mondes beym Tode Jesu (40) kommt schon in der Achner Concilienhandsf. vom J. 816. auf ähnliche Weise vor, das ist also kirchliche Künstlerüberlieferung. Die sehr merkwürdige Legende, daß das Kreutz Christi vom Baume des Lebens im Paradiese gewesen sey (41), ist mit den Bäumen eben wieder in nächster Verbindung. Der Kampf der Tugenden und Laster (43) ist eine gemeine Allegorie (vgl. diese Jahrb. 1819. S. 1078. und 79.). Bey dem jüngsten Tage, der Bekämpfung Lucifers u. s. w. ist die Offenbarung nur Anleitung, wie E. richtig bemerkt (49), die Darstellung ist teutsch, namentlich der Regenbogen (Weltring) als Thron des Erlösers, der Hafen der Hölle, der auch im Wälschen Gast als Bad der Hölle vorkommt u. s. w.

*) Alle weiteren Nachweisungen muß ich hier auslassen, sie wären zu weitläufig.

Die Art, wie sich E. über die Wissenschaft in Herrads Werk äußert (62. 63.), ist etwas unpassend. Man muß die Dinge aus sich selbst erklären, aber nicht bespötteln. Geistererscheinungen, Auferstehung, Verzauberung, und was damit zusammenhängt, ist aus der alten Lehre von der Seelenwanderung gekommen, und darum oft ungeschickt ausgebildet worden, weil die alte Idee verloren ging. Die vielen Verbote gegen Zauberey ꝛc., die Herrat zusammengestellt, hätte E. im Auszug geben sollen, ebenso auch die Bilder über die Abgötterey (32), denn das sind mitunter sehr wichtige Gegenstände, die manches in unserer alten Religion, namentlich den Indiculus superstitionum et paganiarum erläutern können. Was nämlich im teutschen Christenthum als Zauberey und Täufelskünste verfolgt ward, das waren Ueberbleibsel des Heidenthums, die nicht nur von geistlichen, sondern auch weltlichen Verboten gedrückt wurden. Hieraus sind auch Herrads Aeußerungen gegen die scenischen Aufführungen am Dreykönigstag zu erklären (104). Darüber wäre viel zu sagen, aber das geht hier nicht an. Auf Herrads Dichtungen kommt E. zweymal zu sprechen (56. 67.), einmal findet er sie abentheuerlich und seltsam, das anderemal voll Anmuth und lieblicher Zartheit. Von der Musik sind die Nachrichten besser, aber vom Sylbenmaas und Versbau der Lieder dürftig. Der Stabreim, der darin wie beym Otfrit unwillkührlich hervortritt, ist gar nicht bemerkt, und doch ist er beachtungswerth in so mancher Hinsicht. Nur ein Beyspiel (122).

| Te | decent | deliciae,
| debentur | divitiae,
tibi | coeli | curia
servat | bona | plurima.

Weit richtiger werden in diesem Gesätz jedesmal zwey kurze in einen langen Vers geschrieben, so gibt sich das ursprüngliche Maas als ein zweyzeiliges langes episches Gesätz wie beym Otfrit zu erkennen. So sind auch die Distichа Herrads eingerichtet; sie reimen in der Mitte und am Ende. Z. B. (153):

Sive quod eveniet, perfectus ad omnia fiet,
omne malum nolet, sed bona cuncta volet.

Also verschieden von den teutschen Mittelreimen, bey denen jeder Halbvers in die folgende Zeile reimt. Noch deutlicher ist das altteutsche Versmaas in den Hexametern, die blos am Ende reimen (160). Bey den übrigen, besonders sechszeiligen Gesätzern sind die beyden Stollen und der Abgesang deutlich zu unterscheiden. Das siebenzeilige hat Aehnlichkeit mit dem des Titurel. Der Reim ist meistens richtig, aber der Vocalreim auch noch zugelassen, wie bey dem gleichzeitigen Pfaffen Chunrat.

F. J. Mone.

Perikles van Athene. Door Mr. C. J. van Assen in 's Gravenhage by de Weduwe J. Allart en Comp. MDCCCXIX. 95 S. in gr. 8. mit dem Bildnisse des Perikles als Vignette.

Der Verf., welcher sich schon vor 11 Jahren als Studirender bey seinem Abgange von Franeker nach Leyden durch eine gelehrte Dissertation über eine Rede des Cicero *) rühmlich ausgezeichnet hat, theilt hier zwey in der Versammlung der Leydner Gesellschaft van Nederduitsche Letterkunde im Januar 1816. und im Februar 1818 vorgetragene Abhandlungen über Perikles als Mensch und als Staatsmann mit. Er entfaltet darin eine sehr genaue Kenntniß des Geistes der griechischen Geschichte, und ob wir gleich keine neuen Resultate und Aufschlüsse in der Schrift gefunden haben, so fällt doch durch die Zusammenstellung der Thatsachen und der Beweggründe der Handlungen auf den Charakter des Perikles ein helleres Licht. Dabey ist der Vortrag edel und schön und die zweyte Abhandlung besonders, die den Perikles selbst sprechen und seinen politischen Lebenslauf gegen die Beschuldigung des Misbrauches des Staatsschatzes gegen den Ankläger Lakritides

*) Disputatio — de M. T. Ciceronis Oratione pro Aulo Cluentio Avito, quam — praeside H. W. Tydeman — ad publicam disceptationem proponit Cornelius Jacobus van Assen, Harlinga-Frisius, auctor. 1809. 183 S. 8.

vertheidigen läßt, kann für ein Muster holländischer Wohlredenheit gelten und ist ganz in antikem Geist und Tone geschrieben. Da die Schrift selbst wohl unter uns wenig bekannt und aus bekannten Gründen wenig gelesen werden möchte, so theilen wir hier einen Auszug des Gedankenganges mit.

1. Abhandl. Die Betrachtung der Geschichte eines Volkes ist in dessen blühendster Periode am erfreulichsten, wie die Betrachtung eines Menschen in der Blüthe des Jugendreizes und der Kraft. Daher das Interesse an der Geschichte der Griechen, dieses Jugendvolkes, besonders der athenischen Geschichte in dem Zeitalter des Perikles, da sich Athen, dem Griechenland seine Rettung von den Persern verdankte, wie ein Phönix aus seiner Asche erhob, in den fünfzig schönen Jahren zwischen dem Persischen Frieden und dem Peloponnesischen Kriege. Perikles zeigte sich in diesem Zeitraume so vielseitig groß, daß es zweifelhaft seyn kann, ob seine Zeit ihn oder er seine Zeit hervorgebracht. Die Betrachtung wendet sich nun auf seine Erziehung und seine Erzieher, und schildert sehr schön den Einfluß der dem P. gewordenen musikalischen Bildung durch Damon, der philosophischen durch Zeno von Elea. Erläuterung, was die Griechen unter Physik, Logik und Ethik verstanden. Nachweisung, wie P., durch Anaxagoras gebildet, ein vorzüglicher Redner werden mußte. Seine Freundschaft mit Phidias. Großartigkeit der damaligen Kunst, wie der damaligen Beredtsamkeit. Das Odeum und sein Zweck. Als Grundzüge seines sittlichen Charakters werden geschildert seine Uneigennützigkeit, seine Mannhaftigkeit und Seelenstärke, seine Mäßigung. Der Charakter der Aspasia wird schön vertheidigt, und sie wird als des Perikles rechtmäßige Gemahlin dargestellt, deren mit ihm erzeugte Kinder nur darum als unächte Kinder betrachtet wurden, weil die Mutter nicht auch, wie der Vater, aus Athen war. Rührend ist die Schilderung seines Todes durch die Pest.

2. Abhandl. Wie gesagt, in Form einer Vertheidigungsrede, die Perikles vor dem Heliasten-Gerichte gegen die Beschuldigung des Misbrauches der Staatsgelder hält. Nur kurz, aber kräftig rechtfertigt er seinen moralischen Charakter, um gleich auf seinen politischen zu kommen. Demokratie erkennt

er als Seele des atheniſchen Staates, der ſich nur immer gegen die von Sparta unterſtützten Oligarchen, Piſiſtratus, Hipparchus, Hippias, Iſagoras zu wehren hatte. Als Perikles ſeiner Tapferkeit wegen von ſeinem Demos unter die zehen Feldherren gewählt wurde, gab er ſich die Frage auf: Was muß Athen thun, um zu werden, was es werden will, werden kann und werden ſoll? Die Löſung dieſer Aufgabe machte er zu ſeinem Lebensgeſchäfte. Als Mittel zeigen ſich: Handhabung der Soloniſchen Verfaſſung, Schiffahrt, Handel, Kolonieen, Künſte und Wiſſenſchaften. Dieſe Güter ſeinem Vaterlande erhalten und erringen zu helfen, ſchwur er ſich ſelbſt und es gelang ihm. In Athen iſt die Einheit des Staatswillens hergeſtellt. Einige Misgriffe aus Irrthum geſteht er ein. Erſchlichen habe er die Volksgunſt nicht, aber bey guter Abſicht durch rechte Mittel ſich Volksgunſt zu erwerben, ſey löblich. Daß er den Geſchäfts- und Wirkungskreis des Areopagus beſchränkt und einen Theil ſeiner Befugniſſe auf die Heliaſten übertragen habe, ſey zum Wohl des Vaterlandes geſchehen, nicht um jenen Gerichtshof herabzuſetzen. Aus demſelben Beweggrunde habe er auch eine Zeitlang gegen Cimon gearbeitet; es war Haß gegen Oligarchie und gegen Sparta, ſo wie ſeine Verwendung für deſſen Zurückberufung. Der Aufwand auf die Flotte war eine Wohlthat für den Staat; dadurch wurden die Kolonieen möglich, beſonders die auf dem Thrakiſchen Cherſones, dadurch Bundesgenoſſen und Geld gewonnen. Daß das Volk an der Verfaſſung und den Angelegenheiten des Staats Intereſſe behalte, habe er den bey der Verſammlung Erſcheinenden jedesmal einen Obolus gegeben; daß er jährlich zum Feldherrn gewählt worden, dazu ſey jenes nicht Beſtechung geweſen und habe es nicht ſeyn können. Daß er den armen Bürgern durch Bauten Brod verſchaffte, dürfe man nicht Verſchwendung nennen, ſo wenig, als daß er die Kriegsmacht verſtärkt und ſie auch in fernen Ländern zu Ehren gebracht. Sein Epitaphios (bey Thucydides) ſpreche ſeine Geſinnung hinlänglich aus. An dem Doriſchen Kriege ſey er nicht Urſache, aber daran, daß Athen ſich darin tüchtig halten konnte. Noch ſeyen ſeine Bundesgenoſſen zahlreich, noch die Schatzkammer gefüllt. — Man ſieht deutlich, wie der Verf.

alle Momente, die ein günstiges Licht auf seinen Helden werfen konnten, sorgfältig hervorhob. Wie und mit welcher Rednerkunst er es that, kann nur der bemerken, der die Schrift selbst lesen kann.

M. H. G.

Pharmacopoea Fennica. Cum gratia et privilegio Sacrae Imperialis Majestatis. Aboae, sumtibus Fredrici Ant. Meyer. Typis Frenckeliorum. 1819. 116 S. 8.

Diese kleine, ohne alle Vorrede oder Einleitung versehene Pharmakopoe Finnlands ist großentheils nach dem Muster der neuesten schwedischen bearbeitet, nur mit dem Unterschiede, daß die Zahl der einfachen sowohl als zusammengesetzten Mittel bedeutend geringer sich findet.

Die Materia pharmaceutica enthält fast gar nichts Eigenes oder Besonderes, daher hier nur wenige Bemerkungen nöthig sind. Als officinelle Aconiten sind angeführt Aconitum neomontanum Willd., A. Napellus L., A. Cammarum L. und A. tauricum L.; von der Aloe sind zwey Sorten bemerkt: Aloë capensis und Soccotrina von Aloë arborescens, mitraeformis und Soccotrina Decand. Von in Deutschland großentheils obsoleten Mitteln findet man hier noch aufgeführt Origanum creticum und Vaccinium Oxycoceos.

Die Abtheilung der zusammengesetzten Mittel ist überschrieben: Praeparata pharmaceutica; auch in dieser Pharmakopoe werden die chemischen Präparate zum Theil mit ganz neuen Nahmen bezeichnet, und trägt somit auch ihr Scherflein bey, um die beyspiellose Verwirrung der heutigen chemischen Nomenclatur noch zu vergrößern; so heißt es hier:

Acetum Saturninum — Acetas Superplumbicus aquosus.
Sal Cornu Cervi — Carbonas Superammoniacieus pyrooleosus.
Mercurius dulcis — Murias Hydrargyrosus mitis.
Nitrum purum — Nitras Potassae depuratus.
Spiritus Mindereri — Acetas Ammoniae aquosus u. s. w.

Einige Eigenheiten dieſer Pharmakopoe ſind nachſtehende Präparate: Aqua Sulphatis Magnesiae cum acido carbonico (Bitterwaſſer), Citras Potassae aquosus, Oxidum plumbosum, Pasta Amygdalarum, Syrupus Ribis nigri, Emplastrum Digitalis und einiges andere. — Der Eſſigäther ſoll aus Bleizucker bereitet werden. Die Seife für das Linimentum Saponis camphoratum wird nicht, wie gewöhnlich, mit bloßem Weingeiſt, ſondern mit Spiritus Millefolii compositus gelöst; Rosmarinöhl iſt nicht in der Compoſition, wahrſcheinlich weil der eben genannte Spiritus ſchon Rosmarin enthält; außerdem findet ſich noch eine Vorſchrift zu einem Spiritus Millefolii acetatus. Die Kalkſchwefelleber (Sulphuretum Calcis) wird mit Kreide bereitet u. ſ. w. Mehrere Extrakte ſollen aus den friſchen Pflanzen ſo bereitet werden, daß man den Saft auspreßt, zur gehörigen Conſiſtenz eindickt, und dann den vierten Theil der getrockneten und gepulverten Pflanze zumiſcht; ſo z. B. Extractum Aconiti, E. Conii, E. Hyoscyami und mehrere andere.

Einige Vorſchriften, die Aufbewahrung der Medikamente betreffend, und ein vollſtändiges Regiſter ſind der Schrift angehängt, in welcher manche Druckfehler ſtehen geblieben ſind.

Jahrbücher der Litteratur.

Die ungeänderte Augsburgiſche Confeſſion. Kiel, im Verlage der Königl. Schulbuchhandlung. 1819. (Mit Vorbericht und Nachwort 52 S. kl. 8.)

Dieſer Abdruck der Augsb. Conf. iſt eigentlich beſtimmt, dem Schleswig-Holſteiniſchen Geſangbuche als Anhang angebunden werden zu können. Doch macht die dabey angewendete Kritik (worüber das Nachwort Bericht giebt), eine Notiz von demſelben auch für einen weitern Kreis intereſſant. Die Abſicht der Herausgeber war „den Text dieſer wichtigen Urkunde nicht nur eben ſo richtig, ſondern richtiger zu geben, als ihn das erſte Concordienbuch geliefert hat“; es will alſo die erſte Ausgabe ſeyn, die von den Hülfsmitteln zur Berichtigung des Textes, die wir in neueren Zeiten erhalten haben, wirklich Gebrauch macht. (Nur iſt nicht angezeigt, wie und welchen Gebrauch!) Das Concordienbuch lieferte bekanntlich einen angeblich vom Originale ſelbſt abgeſchriebenen Text, und verdrängte dadurch nicht nur die ſpäteren, ſondern auch die erſte Melanchthoniſche Ausgabe, die bis dahin als authentiſch gegolten hatte, und ſogar auf dem Convente zu Naumburg neu unterſchrieben war. Der Reſpect gegen die Fürſten, von denen das Concordienbuch ausging, war (nach dem bekannten Paſtor Götze) ein Grund, der jeden Zweifel an der Aechtheit dieſes im Concordienbuch gelieferten Textes niederſchlagen ſollte. Aber G. G. Weber in ſeiner kritiſchen Geſchichte der Augsb. Conf. that unwiderleglich dar, daß derſelbe nur in einer nachläſſigen Collation von einer Copie, die gewiß nicht vom Original genommen ſey, beſtehe. (So wurden proteſtantiſche Angelegenheiten in manchen kathol. Canzleyen nur unter der Rubrik: Gebrechen-Protocoll, behandelt.) Da nun das Original ſelbſt längſt verloren ſey, ſo müſſe man dem älteſten

Melanchthonischen Drucke, der nach Melanchthons Versicherung ex exemplari bonae fidei probe et diligenter descriptus ist, sein altes Ansehen wieder einräumen und ihn als die ungeänderte Confession betrachten. Nach diesem Melanchthonischen Drucke gab daher auch Prof. Twesten 1816 die Augsb. Conf. heraus. Ungeachtet jener Versicherung Melanchthons kann man aber doch zweifeln, ob er sich nicht bereits Verbesserungen erlaubt haben möge, die man damals mit solchen Versicherungen nicht unverträglich hielt, wie die beträchtlich veränderte Octavausgabe der Lateinischen Conf. vom Jahre 1531 zeigt, in deren Vorrede sich dieselben Worte finden. Da nun außerdem die bis jetzt in Archiven vorgefundenen und verglichenen Handschriften sich doch im Ganzen mehr dem Texte des Concordienbuchs nähern als der ältesten Melanchthonischen Ausgabe: da jener ferner gerade durch das Concordienbuch eine gewisse äußere Auctorität erhalten hat, so werden viele gewiß jenem vor diesem den Vorzug geben, sey es auch auf die Gefahr, daß man, um späteren Veränderungen zu entgehen, statt derselben bey einem Texte stehen bliebe, der die Conf. in einer etwas frühern, vor der Uebergabe noch nicht ganz vollendeten Gestalt darstellt. Unläugbar ist es aber doch, daß man den Text des Concordienbuchs nach den verglichenen Handschriften und nach der ersten Ausgabe Melanchthons selbst, wo nicht berichtigen könne, doch nach allen Abweichungen darstellen sollte und müßte. In dieser Ausgabe erscheint ein so gebildeter Text, aber — ohne Gewährschaften. Der dabey befolgte Kanon war: der Melanchthonischen Ausgabe zu folgen, so weit sie durch Handschriften bestätigt wird, wo dies aber nicht geschieht, die durch die meisten und besten Handschriften bestätigte Lesart aufzunehmen. Sonderbar ist es übrigens, daß man bey so häufigen Ausgaben der Augsb. Conf. noch nicht zu einem kritisch zuverlässigen Texte gelangt ist, woran, wenn auch keinem andern, doch wenigstens den Herausgebern etwas liegen sollte. Aber auch der ganzen Kirche, für welche diese Schrift so große Bedeutsamkeit gehabt, und auch jetzt gewiß noch nicht verloren hat, sollte wohl etwas daran liegen, sie in möglichst vollkommener Gestalt zu lesen. Deshalb mag der Wunsch der Herausgeber noch einmal wiederholt werden. Möchten bis zum Jahre

1830, der Säcularfeyer der Ueberreichung, noch mehrere Gelehrte, denen Archive zu Gebote stehen, durch Herausgabe archivalischer Texte (wie Panzer) oder durch genaue Collation derselben (wie Weber) eine vollendete Ausgabe und Geschichte der Confession vorbereiten!

Für jetzt, da ein Abdruck für die Gemeinden nicht wohl zugleich die abweichenden Lesearten und die Gründe der Auswahl anzeigen konnte, muß bey dieser Volksausgabe auf die Kritik des Hrn. Herausg. allein vertraut werden. Große Aenderungen sind ohnehin nicht zu erwarten. Das Nachwort führt als Hauptbeyspiel an, daß der Abdruck im Concordienbuche, unbegreiflicher Weise, im Artikel 23 vom Ehestand der Priester, am Schluß des vierten Absatzes vom Ende des Artikels an gerechnet, nach den Worten: „zu strafen unterstanden hat", ausgelassen habe die Worte: „so doch Gott in der heiligen Schrift den Ehestand in allen Ehren zu haben geboten hat"; Worte, denen im latein. Text, dem ohnehin weit besseren, die Parallele nicht fehlt. Rec. wünscht, daß eine mit allen Hülfsmitteln bearbeitete, aber sich durchaus selbst rechtfertigende Ausgabe veranlaßt werden möchte, welche am besten bey dem teutschen Texte der Confession die erste der Melanchthonischen Ausgaben von 1531. unabänderlich zum Grund legen würde, weil man bey dieser nicht in Gefahr ist, einem Text solcher Abschriften oder Concepte, welche vor der Uebergabe vertheilt oder verschickt waren, und noch nicht vollkommen den zur Uebergabe geordneten und berichtigten Text enthielten, zu folgen. Wäre nicht so sehr zweifelhaft, ob der Text im Concordienbuche in der That aus dem zu Maynz archivalisch bewahrten Original genommen sey, und ob man überhaupt im Maynzer Reichsarchiv ein Original, und nicht blos eine an sich nicht authentisirte Copie hatte, so müßte allerdings der Text des Concordienbuches zum Grund gelegt werden. Da man aber einst diese Confession so unachtsam behandelt und nicht einmal bey den protestant. Höfen für ganz authentische archivalische Abschriften nach dem übergebenen Original gesorgt hat, so ist die erste Melanchthonische immer das glaubwürdigste, wenigstens in so weit, um alle übrigen abweichenden Lesearten zu ihr, als demjenigen Texte, welcher dem verlornen

Original, der Zeit nach, der nächste ist, zu sammeln, sie unterzusetzen und die Gründe zur Auswahl des wahrscheinlich ursprünglichen anzugeben.

Der Zusatz: ungeänderte A. C. auf dem Titel ist zum wenigsten sehr unnöthig. Denn bekanntlich betraf die anstößige Aenderung im X. Artikel, wo erst 1540. statt adsint et distribuantur, Melanchthon: exhibeantur drucken ließ, und die Clausel: et improbant secus docentes weggelassen hatte, nur den lateinischen Text. Er, Mel., that dies, sagt Walch in der histor. Einleitung in die Augsb. Confession S. 22 (bey seiner Ausgabe des chr. Concordienbuchs. Jena 1750.) nur in dem „lateinischen Exemplar „und nicht in dem deutschen, ohnerachtet dieses eben„falls 1540. in Quart und Octav gedruckt worden." Wozu also in einer Volksausgabe der A. C. diese Bedenken erweckende Versicherung, daß hier die ungeänderte A. C. gegeben werde, da es doch überhaupt dem teutschen Texte nach keine (anstößig) geänderte A. C. giebt. Jener, nach der Natur der Sache, gar nicht statthafte Zusatz kann bey den vielen Nichtkennern nur die beunruhigende Meinung erregen, es gebe auch einen geänderten teutschen Text, vor welchem man sich in Holstein wohl zu hüten habe, und vor welchem dieser neue Abdruck die etwa gefährdeten Gläubigen verwahren wolle. Wozu immer solches Hindeuten auf Gefährden, wo keine sind, wenn nur nicht erst die Erregung der Furcht in den Unkennern erst Argwohn, dann mistrauensvolle Maasregeln und durch solche endlich mögliche Gefahren herbeynöthigt?

Wenn Hr. Prof. Twesten den Text, welchen er für den wahrscheinlichsten erachtet, doch aber nicht zuvor vor den Kennern und Beurtheilern kritisch gerechtfertigt hat, den Nichtkennern in einer Volksausgabe hingiebt, so kann diese Privatarbeit, zumal da sie ihre Quellen nicht angiebt, und vielmehr die nöthigen Quellen bey weitem noch nicht alle benutzt zu haben, selbst anzeigt, noch gar nicht in einem ausgezeichneten Sinn eine ungeänderte (als ächt erweisliche) A. C. genannt werden. Hr. Tw. änderte ja selbst, was er gewissenhaft für das ächte hielt. Aber er änderte doch, und nach Privateinsichten.

Rec. mußte dies um so mehr klar machen, da die Vorrede deutlich zeigt, daß diese Bearbeitung der A. C. nicht blos einen kritischen Zweck haben will. Der Vorbericht erklärt, daß die (nicht unterzeichneten) Herausgeber diesen Text dem Volke deswegen geben, weil bekanntlich „die „lutherische Kirche, nicht wie die katholische, durch die „Geistlichkeit so repräsentirt werde, daß die Geistlichen den „Layen sagen könnten, das und das sollt ihr glauben und das „nicht.“ Ohne zu bedenken, daß vielmehr in der katholischen Kirche die Geistlichen weder einzeln, noch in einer Generalrepräsentation die Lehren ändern können, und daß eben in dieser Unveränderlichkeit (folglich Unverbesserlichkeit) des einmal angenommenen die unerwünschteste Beschränkung der katholischen Kirche liegt, behauptet dann der Vorbericht umgekehrt: die lutherische Kirche habe sich so gestellt, daß sie, die da bestehe aus der Gesammtheit und Gemeinschaft aller Gläubigen (2 Kor. 1, 24.) den Geistlichen erkläre, das und das glauben wir, das wollet ihr uns und unsern Kindern vorhalten! ꝛc. Deswegen, deutet der Vorbericht weiter an, solle sich jedes einzelne Mitglied der Kirche selbst ein Exemplar der Confession zu verschaffen suchen, das „es bey diesem in der Bibel begründeten in vielen und klaren „Zeugnissen der Reformationsgeschichte anerkannten Verhältniß „zwischen Gemeinde und Prediger brauche, und damit dasselbe „beyden als Norm diene zur Prüfung jedes anderweitigen „Neuen, das an sie kommt, ob es auch glaubensgemäß „sey, daß sie es können annehmen oder verwerfen nach ihrem „Rechte.“

So möchte also dieser Vorbericht seine „ungeänderte“ A. C. jedem Mitgliede der Kirche gerne deswegen in die Hand geben, damit ein jedes, mit dieser Norm in der Hand, seinem Prediger zuhorche, ob er gerade das, was sie nun ein für allemal glauben, ihnen und ihren Kindern vorhalte und nichts „anderweitiges Neues“. Was aber würde aus diesem Abhören werden, wenn jedes Gemeindeglied, anstatt daß es Erbauung, Mittel und Gründe der nicht-metaphysischen Religiosität, suchen und fassen soll, diese Confession in der Hand, aufhorchen sollte, ob der Prediger das, was nach dieser Norm

glaubensgemäß sey, ihnen immerhin doctrinell und intellectuell vorhälte. Gerade auf diese Manier würde sich das Predigen und Predigthören in bloße Verstandessache und Metaphysik, wenn nicht gar in ein Auflauren und Controvertiren, verwandeln!

Unläugbar hatte die Augsb. Confession zum ersten, eigenthümlichen Zweck, öffentlich zu bekennen, was manche Lehrer und Gemeinden damals im Unterschied vom päbstlichen Scholasticismus glaubten, oder als Lehr-Irrthum und Misbrauch nicht mehr glaubten. Späterhin wurde sie insofern gesetzlich eine symbolische Norm für die öffentlichen Lehrvorträge, damit nicht durch Streitsüchtigkeit und nach dem damals angeerbten und lange, leider! noch herrschenden Vorurtheil, als ob von dem Glauben an einzelne subtile Lehrbestimmungen das Seeligwerden abhänge, die zelotischen Unruhen und Zerrüttungen in den Gemeinden fortdauern möchten. Diese Ausartungen eines unverständigen sogen. Religionseifers waren als Meinungseifersucht bereits, nur allzu ärgerlich, eben dadurch entstanden, daß jeder Prediger seine Privatmeinungen oder die unter den Gelehrteren begonnene Streitfragen und Distinctionen, wie ein zum Seeligwerden unentbehrliches Stück des allgemeinnöthigen Glaubens, auf die Canzel brachte und jedes Gemeindeglied zum Richten über Dinge, zu deren Beurtheilung die Meisten nicht Verstand, nicht Zeit, nicht Vorkenntnisse hatten, im polemischen Geiste und ungefähr nach der berüchtigten Art des sogenannten „Evangelischen Kirchspielvogts" aufforderte.

Auch jetzt noch hat jeder Religionslehrer, aus der Natur der Sache, die Pflicht, nichts als Lehre vorzutragen, was Gewissensunruhen und Zerrüttungen verursachen könnte. Er hat noch weiter die Pflicht, weil er Lehrer ist und folglich nicht blos behaupten, sondern überzeugen und durch Ueberzeugung das christliche Wissen, Wollen und Handeln befördern soll, durchaus nicht Gegenstände vorzutragen, über welche die Zuhörer etwa, weil sie die Grundsprachen oder die subtileren Schlußfolgen nicht verstehen würden, wahrhaft zu überzeugen er zum Voraus die Unthunlichkeit einsieht. Er ist Lehrer! Nicht Nachsprecher und Nachbeter soll er ziehen, sondern überzeugte Christen. Wohl uns, daß das alte

Vorurtheil nicht mehr häufig unter den Protestanten fortdauert, als ob das Seeligwerden auch von solchen Glaubensauslegungen abhienge, von deren Wahrheit der geschickte Lehrer nicht jeden aufmerksamen zu überzeugen vermöchte. Wohl uns, daß eben daher die Pflicht eingesehen wird, allerley einander entgegenstehende Glaubensauslegungen, wenn sie von der Art sind, daß sie ohne philologische oder philosophische Geistesbildung nicht bis zur Ueberzeugung beurtheilt werden können, gar nicht in den öffentlichen Lehrvorträgen von ihrer streitigen oder zweifelhaften Seite den Gemeinden vorzuhalten; weil es der Begriff des Lehrers in sich schließt, daß er überzeuge, daß er also, als ein guter Vertheiler, οἰκονομος, der mancherley schwereren Glaubenseinsichten, jedem das mittheile, worüber er ihn zum Anerkennen aus Selbstüberzeugung hinleiten und bewegen kann. Jeden zum Richter machen wollen über Fragen, für welche ihm die unentbehrlichen Richterkenntnisse abgehen, wäre Unverstand. Genug, daß eben das, wovon nicht jeder aufmerksame und in der Schule vorgeübte Christ durch einen lehrfähigen Lehrer zum Ueberzeugungsglauben gebracht werden kann, gewiß auch nicht zum seeligmachenden Religionsglauben nothwendig ist.

Eben deswegen aber ist auch das Verhältniß zwischen Gemeinden und Lehrern in der protestantisch-evangelischen Kirche reformirten und lutherischen Antheils keinesweges das in dem Vorbericht behauptete. Die Gesammtheit und Gemeinschaft dieser Glaubigen besteht vielmehr aus den Lernenden und zugleich aus den Lehrern selbst. Die Lernenden aber würden wider sich selbst seyn, wenn sie ihren, nach hinreichender Prüfung erwählten, Lehrern zumuthen und vorschreiben wollten, daß sie ihnen etwas zu irgend einer Zeit als wahr anerkanntes als für alle Zeiten ein für allemal entschieden immer nur aufs neue vorhalten und glaublich machen sollten. Lernende vielmehr fordern von einem Lehrer, daß er — als Mann vom Fach, als artis peritus — wirklich Lehrer sey, das heißt, daß er sie überzeuge von dem, wovon sie zu überzeugen seyn können, und was sie als Ueberzeugung zum Zweck der Religion, zum Seeligwerden durch Religiosität, nöthig haben. Nur auf diese wird er das, was Jesus in jener Anerkennung

des Nutzens der Gelehrsamkeit, Matth. 13, 52. will und lobt: „ein Schriftgelehrter, in das Reich Gottes einstudirt, welcher aus dem Schatz seines Herzens hervorgebe Altes und Neues.“

Wie hätte die Glaubensverbesserung entstehen können, wenn die ersten Zuhörer und Leser Luthers davon angefangen hätten und darauf beharrt wären: „das und das glauben „wir, das und nichts anderes wollet, oder vielmehr „sollet, ihr uns und unsern Kindern vorhalten „und ans Herz legen“ ꝛc.? Hätten nicht alle Zeitgenossen Luthers und ihr lieben Kinder bis auf die jetzigen Herausgeber der ungeänderten A. C. herab alsdann päbstisch-katholisch bleiben müssen, wenn dieses das ächte, vernünftige, christliche Verhältniß wäre zwischen Lehrern und Lernenden in der Kirche?

Freylich kann auch und wird keine gegen Uebermacht menschlicher Auctorität wahrhaft protestantisch denkende und sich selbst verstehende Gemeinde wollen, daß jeder Lehrer ihr, in gemeinschaftlichen Zusammenkünften, als Lehrwahrheit vorhalte, was ihm blos individuell gut und richtig dünkt. Aber um dieses zu verhüten, wäre das entgegengesetzte Extrem, daß die Lernenden den Lehrer auf einem normalmäßigen Inhalt seiner Vorträge beschränkten, das verfehlteste Mittel. Es wäre doch gewiß am wenigsten passend, wenn man, damit der einzelne Lehrer nicht nach ungeprüften Einfällen lehren könnte, jedes Gemeindeglied zum Lehrer des Lehrers machen und sagen lassen wollte: das und das glaube ich und die l. Nachbarn, das und nur das bitten, fordern wir, uns und unsern Kindern und Enkeln vorzuhalten. Hieße dies nicht, statt der Individualität des Lehrers, die Individualität jedes Lernenden zum Lehrer setzen? fast möchte man sagen: den Bock zum Gärtner machen?

Den ächten Mittelweg zeigt uns allerdings wieder die Reformation und ihre Geschichte. Wie wurde sie? Männer, zu deren Redlichkeit, Gelehrsamkeit und Forschungsgeist man ein prüfendes Vertrauen hatte, waren als Lehrer aufgestellt, Luther, Melanchthon ꝛc. aber auch andere, welche, Gott sey Dank, Redlichkeit und Kenntnisse genug hatten, diese Vormänner zu verstehen und ihnen nicht etwa aus Eifersucht und Eigendünkel zuzurufen: das und das glauben wir; ihr sollt

uns und den lieben Unsrigen nichts anderes vorhalten. Auch die Fürsten, auch die Nichttheologen ließen die Männer vom Fach gewähren und es gewissenhaft-frey versuchen: ob sie ihnen das oder das bis zur Ueberzeugung anders vorzuhalten vermöchten. Was zuerst individuell gewesen war, wurde bald für mehrere einleuchtend. Man ließ die Lehrer Lehrer seyn, als Lehrer forschen und fortreden; Vornehme und Geringe vergaßen nicht, lernend zu seyn, aber als Lernende, welche überzeugt zu werden verlangen, also auch das Mittel zum Ueberzeugen, das Reden, das Kräftigreden der geprüften, für redlich geachteten Lehrer, gerne zugeben, achten, benutzen müßten. So wurde nicht blos einiges im Inhalt, es wurde die ganze Richtung, Grundansicht und Methode eine andere. Je nachdem Mehrere überzeugt, und der Ueberzeugungsgründe sich deutlicher bewußt wuden, hörte das neu vorgehaltene auf, nur individuell zu seyn. Es wurde auf dem Wege, wie Wahrheit für Menschen werden kann, ihnen Wahrheit. Vieler Verstand, auf die nämlichen Gründe mit aller Kraft gerichtet, fand jene Ueberzeugungen der Lehrer auch mit seinen Ueberzeugungskräften übereinstimmend, und konnte sich, durch Anleitung der Lehrenden, jetzt selbst deutlich sagen, wie und warum sie es auch mit ihrer Kraft für Wahrheit übereinstimmend fanden. Oder giebt es denn für Menschen eine andere Weise, Wahrheit einzusehen, als die gewissenhaft-freye Uebereinstimmung des Verstandes in Mehreren, welche der Gründe deutlich bewußt werden?

Auf eben diese Weise rückte jede mehr berichtigte Einsicht der Reformation fort. Die Fürsten und das Volk sagten nicht vor Entwerfung der A. A.: „das und das glauben wir. Ihr wollet und sollet also das dem Kayser als unser Bekenntniß vorhalten.“ Vielmehr ließen die Lernenden (οἱ ἀναπληροῦντες τον τοπον του ἰδιωτου 1 Kor. 14, 16.) die Sachkundigen, als Lehrer, das, was schon subjective Ueberzeugung oder Wahrheit mehrerer geworden war, kurz und gut verfossen. Von ihren Theologen nahmen Jes nun die Fürsten und Obrigkeiten; aber freylich nicht, um es sich, wie von einem Tridentinischen, unter sich selbst sehr dissentirenden, am Ende aber Wahrheit durch Stimmenmehrheit entscheidenden,

hohen Concilienklerus sub nomine Spiritus Sancti, blos vorschreiben zu lassen. Sie nahmen von den Sachkundigen, um es selbst zu verstehen, mit Gründen belegen, weiter rechtfertigen, berichtigen zu lassen, und es sodann — nicht als Nachsprecher, aber auch nicht als Gesetzmacher (wo in Sachen der innern Grund-Einsicht und Ueberzeugung nichts per majora gewiß zu machen, nichts zum peremtorischen Gesetz zu decretiren ist) — mit eigener, doch immerfort perfectibler, Ueberzeugung zu untersuchen und mit Mund und Herz zu vertheidigen.

Dies ist nach der Reformationsgeschichte („wer sie liest, der merke darauf" schreiben die Herausgeber —) den ächte erprobte Mitteweg zwischen den beyden Extremen — dem katholischen: die Lehrer allein, und sogar für alle Zukunft, und selbst für alle (wahrscheinlich doch mit der Zeit auch an Denkfertigkeit und Sachkenntniß vollkommener werdende) Lehrer unabänderlich, also unverbesserlich entscheiden zu lassen; — und dem vorgeblich lutherischen des recensirten Vorberichts: die Gemeindeglieder allein, was die Lehrer ihnen als Lehre vorhalten sollten, nach einer vor 300 Jahren trefflich verfaßten Bekenntnißschrift, wie nach einer Norm, bestimmen zu lassen. Die aus der Reformationsgeschichte klare evangelisch-protestantische Mitte ist, daß der Lehrer Lehrer sey, Ueberzeugung bewürken könne und dürfe, der Lernende hingegen hörend und lernend, aber anders nichts als aus Ueberzeugung zur Ueberzeugung lernend seyn wolle. Dieser Mitteweg führt, so viel Menschen möglich wird, fortwährend zur Wahrheit, wenn nur beyde, Gemeinden und Lehrer, nicht einander entgegenwirken, nicht einander beschränken, vielmehr pflichtmäßig zusammenwirken, um, wie es die Fortschritte der Hülfsmittel möglich machen, das Gute gut, das Bessere besser zu finden, und, wie der Apostel den Ephesiern 4, 13. sagt, „zu einem vollkommenen Mann im Christenthum" hinanzuwachsen.

Kurz und authentisch! In dem Vorwort der Augsburg. Confession selbst sagen die evangelisch-protestantischen Fürsten und Stände:

„Hierum übergeben wir unserer Pfarrherren, „Prediger und ihrer Lehre, auch unsers Glaubens „Bekenntniß, was und welcher Gestalt sie (!) in unsern „Landen, Fürstenthümern, Herrschaften, Städten und Ge„bieten predigen, lehren, halten und Unterricht thun.“ Walch S. 26.

So wurde die Kirche Reformation (Wiederbildung) und — nicht umgekehrt. Es waren der Lehrer Lehren und der Nichtlehrer Glaube, das ist, Ueberzeugung. Und so kommen immerhin beyde Theile miteinander dem Wahren näher, so weit es in dieser menschlichen Allmählichkeit möglich ist.

H. E. G. Paulus.

Gabriele. Ein Roman von Johanna Schopenhauer. Erster Theil. Leipzig bey Brockhaus. 1820. 8.

Man hat wohl schon hin und wieder darüber gestritten, ob Frauen als Schriftstellerinnen auftreten dürften, unbeschadet ihrer höhern, stillgeistigen Würde, und das Nein ist als Antwort mit manchen sehr scheinbaren Gründen unterstützt worden. Die Frauen haben, meines Wissens, nie ausführlich ihr eigentliches Recht auf Schriftstellerey vertheidigt; wenigstens thaten es wohl die höchsten Meisterinnen der Feder nicht. Vielmehr benahmen sie sich ganz folgerecht nach Frauenweise: sie blüheten ungestört fort, und das war für ihre Gegner die beschämendste, für ihre Freunde die allererquicklichste Antwort. — Die Blumen haben es seit Erschaffung der Welt eben so gehalten; auch der Mondschein und andere liebliche, von eigensinnigen Krittlern hin und her angefochtene Gebilde.

Wie es indeß bey der Schätzung eines jeden Kunstwerkes sehr wesentlich darauf ankommt, ob grade dieser Geist in seiner ganzen Eigenthümlichkeit erforderlich war, um grade diese Gestalt in außerdem noch unerkannter Schönheit und Nothwendigkeit hervorzurufen, so wird es bey der Beurtheilung schriftstellerischer Werke aus Frauenhand auch eine Hauptfrage ausmachen: „war eben für Diese Darstellung ein Frauengeist

unumgänglich nothwendig? Oder hätte allenfalls ein männlicher Geist dasselbe darzustellen vermocht?" — Ohne alle Ursach nämlich sollen ja edle Frauen nicht auf der Straße umhergehen. —

Wenn wir nun unserer Gabriele, wie sie hier vor uns emporsteigt, diese Frage vorlegen, ist mir's, als hörte ich sie antworten:

„Nur eine geistige Mutter konnte mich in die Welt senden, und mir als Ausstattung die Kraft des Liebens und Leidens darin verleihen. Einem geistigen Vater wär' ich lieber daheim geblieben, und hätte ihm mit von aller Welt unvernomm'nen Lauten das heiße, schwergeprüfte Herz beschwichtigt. Die Mutter aber gab mir Blumen, woran Ihr Euch Alle gar ernst und sinnig erquicken möget, auch ein paar lustige Feuerlilien darunter, und so bin ich hier."

Ist es dem Rec. gelungen, Gabrielens Sprache zu verstehen, und über die vorliegende Frage vernehmlich zu machen, so findet sich die Hauptaufgabe für ihn gelöst.

Es sey ihm vergönnt, auf allen Fall noch ein paar Nebenbemerkungen folgen zu lassen.

Erstlich dürfte er als männlicher Mitsprecher seine Unpartheylichkeit einigermaßen geltend machen, indem er *da* aus vollem Herzen lobt und bewundert, wo ihm in Pausch und Bogen mit seinem ganzen Geschlecht sehr scheinbar arg mitgespielt wird. Aber eben, weil er das *scheinbar* hinzufügt, macht er auch auf jenes Lob keinen Anspruch. Wird uns ein Spiegel vorgehalten, in welchem neben unserer entstellten Bildung auch ein Silberblick von dem erscheint, was wir seyn *sollten* und seyn *könnten*, so haben wir nicht Ursache zu klagen, sondern zu danken. —

Sodann — wie ja eine unpartheyliche Recension niemals einiges Tadels ermangeln darf — stehe hier die Bemerkung, daß die glänzend witzige, und doch so sehnsuchtsvoll gemüthliche Eröffnung der Scene den Leser beynah verwöhnt, und ihn der nachfolgenden Entwicklung der Verhältnisse nicht mit gehöriger Spannung zuhören läßt. Aber es webt auch darin ein so tiefer und zarter Geist, daß man nach den ersten paar Seiten gern von dem früher dargebotenen Feuerwerk abstrahirt,

und sich dem stillen Strom der Erzählung mit liebevoller Aufmerksamkeit hingiebt. — Einzelne kleine Nachlässigkeiten des Styls würden anderswo vielleicht gar nicht auffallen; hier aber möchten wir die Gärtnerin bitten, ihre zarten, bedeutungsvollen Blumen auch von dem kleinsten Unkraute frey zu halten. —

Wir Deutschen haben öfters den Ausländern vorzugsweise für die scharfe Weltbeobachtung in ihren Romanen Lob gespendet, unsere eignen Dichtungen in dieser Hinsicht zurückstellend. Gabriele und einige andere Frauenromane sichern unserem vaterländischen Parnaß auch dieses Reis, und recht nach deutscher Frauenart ist sogar das Lächerliche hier mit einer Milde behandelt, die keinen Stachel in irgend einem Herzen zurücklassen könnte, und fände es sich auch selbst ein wenig getroffen.

Am Schlusse des ersten Theiles scheint dem Leser eine gar schwierige Frage aufgegeben. Frauen geben ja gerne Räthsel auf! — Der Rec. meint, auf Gabrielens Haupte müsse der Vatersegen, wenn auch aus keineswegs schuldfreyer Hand, dennoch liebliche Kränze schon diesseit herablocken. Sind es auch freylich nicht die, welchen die holde Erscheinung zu Anfang sehnend entgegenschaute, so lenkt uns ja die ganze, anmuthig ernste Dichtung — wie jede ächte Dichtung es soll — den Blick nach dem Lande über den Sternen hinauf. Wenn es aber in einem Nachtquartier unterweges nur fromm und friedlich aussieht, behilft sich der einem freudevollen Ziel entgegeneilende Waller im Uebrigen gern.

M. D. S. S.

Gedichte von Friedrich Kuhn. Leipzig bey Göschen. 1820.

Wer ein Buch von mehr als 400 Seiten, enthaltend eine Sammlung von Liedern, Romanzen, Gelegenheitsgedichten, Sonnetten ꝛc. (und wäre, wie hier, das Buch auch das Werk eines geachteten Schriftstellers) in die Hand nimmt, wird im Voraus zu der Frage versucht werden: sollte der Verfasser auch wohl bey der Auswahl seiner Gedichte die Strenge und

Sorgfalt angewandt haben, wodurch der unvergeßliche Schiller, wodurch Herder, Salis, Matthissen ꝛc. bey der Herausgabe ihrer Gedichte sich auszeichneten? Wenn man dann unbefangen ans Werk geht und sich bekannt macht mit den Gedichten des Herrn Kuhn, so wird jene im Voraus aufgeworfene Frage von jedem Unpartheyischen gewiß verneinend beantwortet werden müssen. Manches, was darin enthalten: für Freunde, bey einzelnen Veranlassungen im Leben des Verfassers gedichtet oder niedergeschrieben, und dem Zwecke hinreichend entsprechend, hätte aus einer Sammlung vertilgt werden sollen, welche dem großen Publicum, nicht blos seinen Freunden dargeboten wird.

Oder schrieb und sammlete der Verfasser nur für diese seine Freunde, wie es fast aus der nicht durchaus poetischen Zueignung hervorzugehen scheint:

„Ihr wißt es, daß viel Lebenspflichten
Mit ernsten Worten um mich stehn,
Und, mancherley noch auszurichten,
An mich der Auftrag ist geschehn,
Und daß von meinen guten Tagen
Nur wenig dämmern auf zum Lied,
Wie auch die lauten Flügel schlagen,
Und mich das Herz nach oben zieht."

Aber die Sammlung ist einmal gedruckt und also gewiß bestimmt auch von andern, als von den Freunden des Verfassers gelesen zu werden. Erwarten diese nun keine hohe Gebilde einer schaffenden Phantasie, keine geniale Schilderungen des Lebens und der Natur, keinen Reichthum von neuen Gedanken ꝛc.; sind sie zufrieden: wenn ihnen die Welt und das Leben, wenn ihnen, was dem Menschen lieb und theuer ist, was er hofft und wünscht und erwartet; wenn ihnen liebliche Naturerscheinungen und freundliche Ereignisse in angenehmen Bildern ꝛc., in leicht dahin fließenden Versen, und in anmuthiger Sprache vorgeführt werden; sind sie geneigt Einiges nicht zu beachten, was sie an schon von andern Dichtern ausgesprochene Worte erinnert, und hie und da einige Härten des Reims zu übersehen, so werden viele in

dieser Sammlung enthaltene Gedichte ihnen Genuß und Unterhaltung gewähren.

Das Ganze enthält; Lieder aus meinem Leben; Lieder für das Herz; Lieder der Erinnerung, des Scherzes und der Freude, und einen Sonnettenkranz.

Als Probe eines der gelungenen Gedichte stehe hier gleich aus dem ersten: Der Engel der Kunst, der Anfang:

„Ach! versöhnen, sanft versöhnen
Mit dem Leben kalt und ernst,
Kann der Engel nur des Schönen,
Wenn du ihn verstehen lernst,
Und er zieht mit frohen Mienen
Lächelnd über jede Flur,
Aber seine Huld verdienen
Kann die reine Seele nur.“

„Unschuld heißt die weiße Blüthe,
Wo er lächelnd stehen bleibt,
Und mit zarter Huld und Güte
Immer schönre Blumen treibt,
Wenn sich dann die Rohen wenden
Zu der Blüthe leisem Duft,
Steht er da mit weichen Händen,
Wehret ab die Erdenluft.“ ꝛc.

Es lassen sich noch manche andre Lieder ernsten und heitern Inhalts, z. B. die Nachbarskinder, im Mondenschein des Morgens am Reformationsfeste, der Baum, Grab und Urne ꝛc. rühmlich erwähnen. Die Sonnette und die Gelegenheitsgedichte würden am leichtesten entbehrt werden; den ersten fehlt es meistens am nöthigen Salz, und die Letztern sind, wie die meisten Gelegenheitsgedichte, zu local, als daß sie allgemein interessiren könnten.

Was die Lieder des Verfassers über viele in dieser Zeit erschienene Gedichte erhebt, ist: daß sie frey von allem Schwulst und Klingklang sind; daß ein reiner Sinn aus ihnen hervorgeht, und edele Gedanken und zarte Gefühle in ihnen klar ausgesprochen werden.

Rabbinische Legenden. Von Gottlieb von Leon. Wien, bey Armbruster. 1821. 96 S. in 12.

Aufrichtig zu sagen, begreift Rec. nicht, womit ein Mann von Kopf das Abfassen und Bekanntmachen solcher Erzählungen bey sich selbst rechtfertigen könne. Als Nachahmungen rabbinischer abergläubiger Einfälle und Träumereyen sind sie nicht werth, niedergeschrieben zu werden. Wären sie treue Uebertragungen dessen, was sie nachahmen, so wären sie wenigstens Belege in der Geschichte menschlicher Thorheit. So wie sie jetzt sind, können sie weder historisch, noch ästhetisch gerechtfertigt werden. Sogar in Kupfer gestochen ist der Stab Mosis, eine Erzählung, als deren Erfinder sich der Verf. selbst nennt. Was ist denn nun der Inhalt? Ein Zweig von einem Paradiesbaum sey in der Wüste zum großen Baum erwachsen, bis ein Engel nach 2000 Jahren dem Mose davon seinen Stab geschnitten habe. Dieser Stab sey vielen Propheten geblieben, längst aber mit der Bundeslade von Gott an einen verborgenen Ort weggenommen. Wozu nun dieses alles? Die gehaltlose Dichtung endigt mit der Versicherung: der entnommene Stab walte doch unsichtbar in den Händen der Hirten der Völker. Hätte denn doch der Dichter wenigstens den paradiesischen Stab bis in dieser Völkerhirten Hände fortgehen lassen. Das nächste ist: die Kraft des Gebets. Jael, in den Tempel zum Gebet eilend, schalt die Magd, welche sie nicht förderte. Da Jael ihre Lampe anzünden will, ist statt Oels Essig darin. Ein Engel sagt ihr: Bete nur. Der dem Oel zu brennen gebot, kann auch den Essig brennen machen. Und siehe! die Ampel zündete sich von selbst an und brannte heller, als das kostbarste Opferlicht. Rec. sieht nichts von Licht in dieser Umdichtung des Essigs in Oel. Der Rabbine würde etwa dem Symbol die Wendung gegeben: Du hast um des Guten willen geeifert. Gott wird dir den Essig (des Eifers) wie Oel brennen machen.

Paulus.

Heidelberg,
Engelmannsche Buchdruckerey.

Jahrbücher der Litteratur.

Todesfeyer des weiland durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Friedrich Ludwig, souverainen Landgrafen von Hessen (-Homburg). Vom Oberhofprediger J. G. Breidenstein. Frankfurt bey Andrä. 1820. 81 S. in 8.

Der öffentlichen Theilnahme an dieser rührend durchgeführten Todtenfeyer denkt Rec. am besten einen wörtlichen, doch sehr abgekürzten Auszug aus der Schilderung des hohen Verstorbenen geben zu können, welche Hr. CR. Br. S. 64—79 mitgetheilt und durch mehrere Umstände und Beziehungen local vervollständigt hat. „Der längst auch verstorbenen Mutter, Ulrike Luise, Tochter des Fürsten Friedrich Wilhelm zu Solms-Braunfels (vermählt d. 10. Oct. 1746), deren zarter Sinn von frühester Kindheit an dem Himmel zugewandt worden war, und die sich in der Blüthe des Lebens einen Gatten von der Seite gerissen sah, bey dessen allzufrühem Hinscheiden Stadt und Land untröstlich gewesen seyn sollen, gelang es, gewissenhafte Lehrer zu finden, die in ihrem Geist und Sinn den ihrer Treue anvertrauten Prinzen, wie den Stern ihres Auges und die Sonne des Landes bewachend, ihm die Beschäftigungen des Geistes und des Sinnes mit dem Wahren und Schönen zum Bedürfnisse machten. So erlebte sie zugleich die stolze Freude, daß ihr theurer Sohn nicht blos als Fürst, Mensch und Christ, sondern auch als gelehrter Kenner und Beschützer der Kunst und Wissenschaft allgemein geachtet ward! — Was Er sprach, dachte und schrieb, trug den Stempel der Vorzüglichkeit! und wenn Viele nicht wußten, wie viel Er wußte, und niemals erfuhren, wie tief Er eingedrungen war in Kunst und Wissenschaft, so hatte dieses seinen Grund in einer ganzen Reihe herrlicher, aus der Gesammtquelle der Liebe und Gottseligkeit fließender Züge eines mit seinem Stand und Beruf einzig vertrauten, edeln Fürsten!

Eben ſo leicht von Andern, als ſchwer durch ſich ſelbſt zu befriedigen, war Er, bey ſeinem liebenswürdigen Scharfſinn, leicht fähig, unter vielen ſchwachen Seiten immer Eine haltbare herauszufinden. Er wußte mehr, als Viele niemals erfahren. Er beſaß einen ſeltenen Schatz von geographiſchen, topographiſchen und hiſtoriſchen Kenntniſſen! Er kannte die Schlachtfelder, worauf von dem Einen großen Alexander bis zu dem andern gekämpft worden war, ſo gut als mancher Chef vom Generalſtab, ohne daß Ihm ſein Herz geſtattet hätte, es einem Lieutenant, der ſeine Schule zu Leipzig und auf Belle-Alliance gemacht, merken zu laſſen. Daß Er in Allem, was Er trieb, ſelbſt im Spiel, nach Vollkommenheit ſtrebte, iſt denen wohl bekannt, die ſich ſeines näheren Umgangs zu erfreuen hatten. Körperliche Leiden wußte Er durch Ordnung, Mäßigung und Selbſtbeherrſchung zu beſiegen. Während Er, in Haus und Familie glücklicher als Tauſende ſeines Standes, zugleich auch die erfreuliche Ausſicht genoß, von einer zahlreichen und herrlichen Nachkommenſchaft ſeinen Namen auf Erden erhalten zu wiſſen; ſo hatte Er dagegen oft mit andern ſehr drückenden Verhältniſſen zu kämpfen. Gewiß! Niemand hatte es Ihm anſehen können, wie viel Er gelitten, als Er, mit ſeinem redlichen und vaterländiſchen Sinne, in jener bangen Zeit ſchmachvoller Erniedrigung unter fremde Herrſchaft, den Glanz ſeines Hauſes immer mehr verdunkelte, und die Hoffnung zu dem, was kein Menſch vorausſehen konnte, ſich immer mehr entfernen ſah! — Wohl ihm! Friedrich Joſeph iſt der edle Sohn dieſes edeln Fürſten, und der würdige Nachfolger deſſelben in der Regierung! Er wird gewiſſenhaft fortſetzen, was der treue Vater begonnen; wird weiter hinausführen, was durch Zeit und Ausdauer der Vervollkommnung fähig iſt! — Der Vater nahm am 15ten Juli 1816 die Würde eines ſouverainen Landgrafen von Heſſen an, und wurde Mitglied des deutſchen Bundes. Sein Tod erfolgte aus Altersſchwäche ſo ſanft und ruhig, wie ſein Leben geweſen war, den 20. Januar 1820. in einem Alter von 71 Jahren.

Angefügt iſt als Probe von der äſthetiſchen Bildung des Verewigten ein von Ihm 1814. verfaßtes deutſches Friedenslied:

Die Friedenspalmen wehen!
Kaum wähnten wir's zu sehen,
Da oft schon unsre Hoffnung schwand!
Gott war mit den Germanen,
Er zog vor unsern Fahnen
Und führte sie mit starker Hand!

Tyrannen-Thronen stürzen,
Noth, Leiden abzukürzen,
Sind leichte Werke seiner Macht!
Muth gab er unsern Schaaren,
Schon sind wir, was wir waren,
Und Deutschland steht in voller Pracht!

Dem Feind, der auf uns drängte,
Rief Der das Schicksal lenkte:
Bis hierher kömmst du, weiter nicht!
Vergessen sey'n die Thränen;
Nun alles auszusöhnen,
Sey bey dem Frieden schöne Pflicht!

Laßt uns den alten Glauben,
Die feste Treu nicht rauben,
Was unsrer Völker Kleinod war!
Dann trieft wie Frühlingsregen,
Uns wieder Himmelssegen,
Nach abgewendeter Gefahr!

Weltherrscher! nicht hernieder,
Sink' dein Gerichte wieder,
Auf uns, auf unser stilles Land,
Laß diese schwachen Hütten,
Vom Sturm nicht mehr verschütten,
Sey Schutz, sey Hort dem Vaterland.

Diese Strophen hatte der Fürst zur kirchlich-religiösen Feyer des ersten Einzugs der höchsten verbündeten Mächte in Paris gedichtet. Sie wurden bey der Musik der mehrstimmigen Cantate von Hans Georg Nägeli (Nr. XXXI. Heft VI. der Teutonia: O seht auf leisen Flügeln) untergelegt, und thaten, als sie gesungen wurden, schon darum, weil sie der fromme Erguß des geliebten Landesvaters waren, und weil

derſelbe bey ſeinem gebildeten muſikaliſchen Sinne, den Schwung der Compoſition ſo ganz zu erreichen gewußt hatte, eine ſchöne Wirkung.“

Die Todtenfeyer ſelbſt beſteht aus einer Gruftrede und der Gedächtnißpredigt über Offenb. 14, 13., welcher die Perſonalien des Fürſten theils eingeflochten, theils angefügt ſind. Das für Theologen angehängte „Wort über das Wort“ iſt dem Rec. — er kann es nicht bergen — ein allzu dunkles Wort. Das geoffenbahrte Wort Gottes ſey nur der Ausſpruch des überſinnlichen Wortes unſers Gottes, in welchem er von Ewigkeit zu Ewigkeit geiſtig lebe und wirke, und jenes geoffenbahrte Wort unſers Gottes ſey nur darum wahr und wahrhaftig, weil dieſes überſinnliche, innere Wort unſers Gottes die ewige Wahrheit ſelbſt ſey. Dieſes liege der Stelle Jeſ. 40, 6 — 8. zum Grunde. Der Verf. kann doch nicht vorausſetzen, daß der in Jeſus Menſch gewordene ewige Gottesgeiſt, der höchſte Logos, dieſe Benennung habe als „Wort“. Ein Unglück iſts, daß jenes ὁ λογος nun einmal blos als „Wort“ überſetzt ins Teutſche übergegangen iſt. Da ὁ λογος ein Weſen iſt, ſo enthält der Begriff Wort nicht den Haupttheil der Bedeutung. Logos als Benennung von Weſen, war nach dem Sprachgebrauch der Johanneiſchen Zeit eine redende = ſich manifeſtirende, Intelligenz. Jedes kundmachende, offenbahrende Geiſtweſen, Pneuma, wurde Logos genannt. Philo, faſt gleichzeitig mit Johannes, ſetzt den Ausdruck ſo im Plural und ſpricht von λογοις als Intelligenzen, Geiſtern, welche als Engel, αγγελοι, Gottesboten wirkten. Dabey iſt an Wort, sermo, verbum, nur entfernter, als Nebenbeſtimmung des Hauptbegriffs: Intelligenz, Geiſt, gedacht worden. Johannes aber gebraucht den Ausdruck ohne alle Erklärung, alſo nicht als einen neuen, ihm eigenen, ſondern als einen bekannten, welcher nach dem damaligen Sprachgebrauch zu verſtehen ſeyn mußte. Will man, wie der Verf. dies zu lieben ſcheint, auf die Wortabſtammung (Etymologie) ſich einlaſſen, ſo iſt λεγειν, legere, in der Grundbedeutung: ſammeln, zuſammennehmen, wie die erſte Bedeutung des teutſchen Leſen auch

ist. Daher dreyerley Anwendungen des Grundbegriffs: 1. zusammennehmen Gedanken, legere mente, colligere, intelligere, συλλογιζεσθαι — 2. zusammennehmen Töne = reden, λογος als Rede, Sage, nicht so eigentlich als Wort oder Redetheil; 3. zusammennehmen Zeichen der Gedanken und Töne = lesen Buchstaben u. dgl. Von legere, λεγειν, auf Legen, Liegen, Lager überzugehen, hält Rec. für allzu gewagt. Dafür möchte eher locus, collocare vergleichbar seyn, wenn man je mit dem Hrn. Verf. im Etymologisiren soweit zu gehen für gut findet.

H. E. G. Paulus.

Ricardi Dawesii Miscellanea Critica typis quartum excusa prodeunt ex recensione et cum notis Thomae Kidd, A. M. E. Coll. S. S. Trin. Cant. Accedunt appendicis loco R. D. lusus juveniles, Miltoni P. A. Graecae metaphraseos specimen integrum et excerpta e libello anglice scripto, „Tittle-tattle-Mongers." Cantabrigiae typis academicis excudit J. Smith. Veneunt Londini apud Cadell et Davies; Cantabrigiae apud Deighton et filios; Oxonii apud Parker. MDCCCXVII. XXIV. XII. 656 und 28 S. gr. 8. (Prachtvoll auf Velinpapier gedruckt: Price Twelve Shillings in boards.)

Eine Anzeige dieses Buches kann der Natur der Sache nach keine Recension, sondern weiter nichts als — eine Anzeige seyn. Seit fast drey Viertelsjahrhunderten ist es in den Händen der Philologen, hat gewirkt und im Ganzen großen Beyfall, im Einzelnen natürlich auch manchen Tadel erfahren, ist verschiedene Male aufgelegt und auch in Deutschland abgedruckt worden *). Daß die zweyte Auflage mit den gehaltreichen Zusätzen von Burgeß entschiedene Vorzüge vor der ersten

*) Die deutsche Ausgabe erschien 1809. bey S. L. Crusius unter dem Titel: Ricardi Dawes Miscellanea Critica iterum edita, curavit et appendicem adnotationis addidit Thomas Burgess, A. B. e C. C. Tertium edidit et praefatus est G. C. Harless. 30 Bogen. 8.

habe, ist anerkannt. Die deutsche hat, außer der Vorrede von Harleß, nichts Neues. Es bleibt uns also nur zu untersuchen übrig, was in Hrn. Kidds Ausgabe geleistet worden. Hier finden wir nun zuvörderst die inhaltreiche und schöne Vorrede von Burgeß (ein Paar Stellen daraus ausgenommen), welche Harleß mit Recht abdrucken ließ, weggelassen. Daß Harleß's Vorrede nicht mitgetheilt ist, wunderte uns weniger. Statt deren erhalten wir eine Vorrede von Hrn. K. auf 18 Seiten, die für seinen Beruf zum Herausgeber eines solchen Werkes eben kein günstiges Vorurtheil erregt. Sie ist in einem so seltsamen und corrupten Latein geschrieben, daß die Harleßsche ein wahres Meisterwerk dagegen ist, und sich die eingeflickten Brocken aus Burgeß zwischen jener mehr als blevernen Sprache gar wunderlich ausnehmen. Wir geben nur wenige Beweise aus einer ziemlichen Menge. Man lese nur gleich den Anfang: Hr. K. sagt: „De Misc. Criticorum utilitate dicturus, non absre erit exiguum vitae curriculum Dawesio nostro datum — interserere." S. III soll Burgeß geschrieben haben: et qui dicat — auctorem — copias suas ab istis adminiculis hausisse: ne eum plane iniquum fecerint partium studia. Wo es offenbar nae heißen muß, obgleich auch Harleß ne abdrucken ließ. S. 5 sagt Hr. K. von Dawes: utrum in fide Servatoris sui esset infirmus, judex esto Deus. S. 7 preist er mit einem Schnitzer Ds. Styl: De Dawesii latine scribendi facultate non est, quod verba facerem. S. 9. Nullibi apparent commenta ista, quae eruditos distrahunt et palantes huc illuc agunt. S. 15 lesen wir das unerhörte Wort succinne. S. 17 quod ad reculas meas (meine Sächelchen) attinet, paucis expediam. S. 18 steht: reliquum unum illud est, quod — profitear und der Schluß ist des Anfangs würdig: Est et alter (nachdem er schon mehrere genannt hat), egregius sane vir, qui nostra vota pro suo in Dawesium studio humaniter promovit, et cujus laudes sua modestia opprimit. Fügen wir nun noch hinzu, daß die Addenda et corrigenda von S. 595 bis 626 eben auch keine Zierde des Buches sind, obgleich viel Bedeutendes darin steht, das aber lieber im Buche stehen sollte

so sind wir so ziemlich mit unserm Tadel zu Ende und können unsere Freude über diese neue Ausgabe aussprechen, die, wenn etwa die Harleßsche Ausgabe vergriffen wäre (welches uns jedoch nicht wahrscheinlich dünkt), einen neuen, durch einen kundigen Philologen besorgten und bequemer eingerichteten Abdruck verdiente. Hr. K. theilt zuerst eine kurze Lebensbeschreibung des D. mit, welcher man nicht nachsagen kann, daß sie ihrem Helden zu viel schmeichle. Dann spricht er von Reiske's über D. ausgesprochenem Tadel, und beweist, daß R. ihn dennoch, ohne ihn zu nennen, in seinen Anmerkungen zum Euripides und Aristophanes oft ausschrieb. Hierauf erklärt er sich gegen die Hemsterhuisische Methode, alle griechische Wörter vom Verbum herzuleiten, und will das Nomen als das Ursprüngliche geltend machen. Er geht dabey eben nicht tief in die Untersuchung der Sache ein, die von deutschen Philologen längst genauer erörtert ist. Endlich giebt er Rechenschaft von den Hülfsmitteln zu seiner neuen Ausgabe. Hier hat er denn die Burgeßischen und Tyrwhittischen Zusätze, nicht immer ganz wörtlich, dabey mit seinen und Anderer Bemerkungen in Noten beygefügt, die, wie S. 5 — 23, zuweilen dem Texte gar keinen Raum lassen. Hier sind nun auch Bentleis und Porsons Bemerkungen eingeschaltet, und eine Menge Bemerkungen neuerer, auch deutscher, Philologen, die gelegentlich dieselben Gegenstände oder den Dawesius selbst berührt haben, sind meistentheils am gehörigen Orte beygebracht. Da finden sich J. B. Bast, J. Bekker, Böckh, Bothe (Hotiblus), Boissonade, H. de Bosch, Brunk, Elmsley, Hermann, Payne Knight, Reisig, Ruhnken, Thiersch, Withof, Wolf und mehrere Andere. Hrn. Ks. Urtheil finden wir im Ganzen gut, und seinem Vortrage weit vorzuziehen; seine Belesenheit und Sachkenntniß, so wie seine Sorgfalt, sind zu loben. Schon die Seitenzahl der frühern Ausgaben, mit dieser verglichen, giebt das Resultat einer sehr bedeutenden Vermehrung, da bey ungefähr gleichem Drucke die Harleßsche Ausgabe 446, die Kiddsche 656 Seiten hat. Auch die Indices beyder Ausgaben weichen bedeutend von einander ab; jede hat etwas, das die andere nicht hat. Kidds im Ganzen weit mehr. Wir haben nur noch von dem dieser Ausgabe beygefügten Anhange

zu sprechen. Er enthält a. ein εἰδύλλιον θρηνοθριαμβικὸν auf den Tod Georgs I. und die Thronbesteigung Georgs II. von D. im Namen der Universität Cambridge in seinem 19ten Jahre verfaßt, und eine neun Jahre später im Namen derselben Universität auch in griechischen Hexametern verfaßte Gratulation bey der Vermählung des Prinzen von Wales mit einer Prinzessin von Sachsen-Gotha. Beyde sind sehr gelungen, nur hat D. in dem ersten Gedichte einmal λύπη in der ersten Sylbe kurz gebraucht, welches ihm Hr. K. sehr übel nimmt *). b. Ankündigung und Probe einer von D. 1736. aber nie vollendeten, Uebersetzung von Miltons verlornem Paradies in griechischen Hexametern mit gegenüberstehendem Englischem Texte und lateinischen Anmerkungen. c. Ein Brief von D. an Taylor in englischer Sprache über die griechischen Vocale und Diphthonge. d. Auszug aus des D. 1747. geschriebenem Pamphlet Tittle-Tattle-Mongers, durch welches er sich viele Feinde machte. Das Fragment handelt von Virg. Aen. I, 100. Die Schrift enthielt bittere Personalsatiren, unter andern über A. Askew, der eine Ausgabe des Aeschylus angekündigt hatte.

D. Mr.

Pindari Carminum Pythiorum quintum cum octavo recens illustratum. Dissertatio inauguralis philologica, quam — munus professoris philologiae extraordinarii — aditurus — defendet M. Theoph. Luc. Frid. Tafel etc. Tubingae, excud. L. F. Fues. 1819. 37 S. in 4. **)

Inauguraldissertationen zu beurtheilen gestattet zwar in der Regel der Raum dieser Jahrbücher nicht, indessen da diese ein Specimen einer neuen Bearbeitung des Pindarus,

---

*) In dem Gratulationsgedichte der Universität nehmen sich die ξήθεα ἱμερόεντα καὶ ὄμματα μαρμαίροντα der Braut seltsam aus.

**) Die im Meßkataloge (Michaelis 1819) aufgeführte Schrift desselben Verf.: Dilucidationum Pindaricarum Specimen primum 4. Tub. Laupp; ist wohl von der von uns hier angezeigten Dissert. nicht verschieden?

vorzüglich mit Rückſicht auf die (wie der Verf. ſagt) bisher ſo ſehr vernachläſſigte Interpretation, zu ſeyn ſcheint, ſo mag eine kurze Anzeige der viel Gutes enthaltenden Schrift hier Platz finden. Die Einrichtung derſelben iſt folgende. Jede Seite enthält einige Linien Text (nicht das griechiſche Original, ſondern eine neue lateiniſche Ueberſetzung des Verf.), und darunter in kleiner Schrift einen ausführlichen, vorzüglich erklärenden, und die Kritik faſt nur zum Behufe der Erklärung anwendenden, Commentar. Obgleich dieſer Commentar ſehr weitläuftig, und dadurch eher etwas unklar als deutlich geworden iſt, ſo freuen wir uns doch, verſichern zu können, daß die Erklärung uns faſt durchaus den rechten Sinn zu treffen ſchien, und wir uns in dem Falle befanden, ihm beynahe überall, wo der Verf. von den bisherigen Erklärern abweicht, beyzuſtimmen, wobey uns beſonders der anſtändige Ton gefiel, in welchem er die Erklärungen ſeiner Vorgänger tadelt. Da die Schrift durch den Buchhandel in die Hände derjenigen kommen kann, die ſie intereſſirt, ſo ſcheint ein Auszug aus derſelben und die Angabe der gelungenen Erklärungen und Vermuthungen überflüſſig; nicht erlaſſen aber kann es uns werden, unſer Urtheil, das wir abgeben müſſen, daß nämlich die lateiniſche Schreibart der Schrift ſehr unklaſſiſch ſey, am Ende unſerer Anzeige mit Beweiſen zu belegen. Zuvor aber wollen wir nur noch einige Stellen berühren, wobey wir zum Theil in Beziehung auf den Inhalt unſer Urtheil mit dem des Verf. nicht ganz vereinigen können. S. 2 ſchlägt er ſtatt des Kolons ein Punktum nach ἐπέταν vor; (beyläufig geſagt, wir können es nicht billigen, daß das Griechiſche ohne Accente gedruckt iſt, wollen aber die oft geſagten Gründe nicht wiederholen). Aber Schmid und Böckh haben es ſchon. S. 3 — 4 ſcheint uns die Vertheidigung des εὐδίαν durch das Suppliren einer Präpoſition unſtatthaft, und eine ſolche Auslaſſung von κατὰ oder ἐπὶ unerweislich; eine Appoſition kann eben ſo wenig ſtattfinden und ein Accusativus absolutus auch nicht. Wir halten es alſo lieber mit Böckh, Schneider und Hermann. S. 7 ꝛc. hat uns beſonders die Erklärung von συγγενὴς gefallen; wogegen S. 8 δέδεξαι uns nicht nothwendig in der Bedeutung des Präſens genommen werden zu müſſen ſcheint, da man ja ganz richtig und

der wirklichen Zeit gemäß überſetzen kann; du haſt bekommen; freilich jetzt, aber das jetzt liegt ja nach der richtigen Theorie von den temporibus, wie wir ſie von Clarke, Harris, Reiz, Hermann, Diſſen, Wagner (Progr. de Tempp. verbi. Marb. 1816. 4.), Plüſchke, Dölecke, Grotefend und neuerlich von Müller im 4n Bande der allg. Encyklop. von Erſch und Gruber unter dem Art. Aoriſtus nur gar zu ausführlich haben, eben im Perfectum. — Ließe ſich S. 10 zu Böckhs θέμενος nicht ſuppliren αὐτό σοι? ſo daß es hieße: Ferens tibi illud decus incorruptis frenis per (διὰ sc.) duodecim cursus (i. e. per campum duodecies percurrendum) volitans. — S. 12 ſcheint uns nur durch einen von der Sprache nicht geſtatteten Zwang das τὸ als Artikel zu dem entfernten Subſtantive μέλαθρον gezogen werden zu können. Die Stellen aus Homer und Herodot, die der Verf. dafür anführt, beweiſen gar nicht, was ſie beweiſen ſollen; und wir wundern uns, daß er es nicht bemerkte, da er doch S. 34 ſelbſt ganz richtig ſagt, daß das Nomen in Stellen, wie Il. 21, 249 sq. Appoſition des Pronomens ſey. Wie es ſich aber hier mit μιν verhält, ſo, und nicht anders, verhält es ſich Il. 3, 328 sq. mit ὁ, welches demonſtrativiſch den erſt im folgenden Verſe genannten Alexandros ankündigt, aber als eigentlicher Artikel in dieſer Stellung ſich gar nicht denken läßt. Lieber halten wir es an unſerer Stelle mit Hermann und Böckh. — Für vorzüglich gelungen halten wir die Sacherklärung S. 17, ſo wie S. 28 die Conjectur ἐϛαιεί. Dagegen aber möchten wir S. 15 die Erklärung utraque fortuna für die Worte τὰ καὶ τὰ dem froſtigen hoc vel illud unbedenklich vorziehen. Dieſe wenigen Bemerkungen mögen unſer obiges Urtheil belegen, und wir wollen nur noch ganz kurz unſere Behauptung, daß die Latinität des Verf. noch Manches zu wünſchen übrig laſſe, beweiſen. Zuerſt fallen die zahlloſen Parentheſen auf, von denen zuweilen zwey in einander ſtecken. Dann ſtößt man ſogleich auf dem Titelblatte auf den nicht ganz richtigen Ausdruck recens illustratum, wofür post aliorum curas oder ein ähnlicher zu ſetzen geweſen wäre. S. IV ſteht gar ſchlimm und gegen den Sinn des Verf. haud scio an multum sit adjutura, ſtatt parum. S. Noltenii Lex. Antibarb.

p. 1418 sq. Schelleri Praecepta p. 489 — 491. Auf derselben Seite steht das ganz unklassische prolixa praefatio. S. Gesneri Thesaur. L. L. s. v. prolixus. — Das Wort merus kommt S. 1 zweymal vor, das erstemal nicht gut: πλοῦτον non meras esse divitias statt voce πλ. non divitias solum significari. Ebend. steht prosopopoea, wohl durch einen Druckfehler; unten das unlateinische abstracte posita. S. 5. regi imperatur gratus animus. S. 16 epitheton illustrativum. S. 20 Parenthesin mea interpretatio eliminat; das letzte Wort, das in der guten Latinität überhaupt keine Stelle hat, ist hier noch dazu in einem gar nicht passenden Sinne gebraucht; S. 31 kommt es abermals, wo die Stelle des Horatius (Od. IV, 4.), Fortes creantur fortibus, falsch geschrieben ist; f. generantur f. — Was soll S. 29 heißen: Ne hoc a Pindari dictione alienum videbitur —? S. Gernhard. ad Ciceronis Parad. p. 319. ad p. 198. Ueberhaupt gebricht dem Vortrage, bey manchem guten Ausdrucke im Einzelnen, dennoch größtentheils das ächt lateinische Colorit und die Klarheit bey Reichthum an Inhalt, die das Zeichen der Meisterschaft und der Herrschaft über Materie und Form ist.

Mr.

James Johnson Esq. Wundarzt Sr. Königl. Hoheit des Herzogs von Clarence praktische Untersuchungen über die Natur, Behandlung und Vorbauung der Gicht in allen ihren Formen. Mit einer kritischen Prüfung der berühmtesten Mittel und Heilmethoden dieser Krankheit. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Adolph Friedrich Bloch. Halberstadt 1820. In H. Vogler's Buch- und Kunsthandlung. S. 140 in 8.

Ueber die Natur und Heilung der Gicht von Carl Scudamore, Mitgliede des Königl. Collegiums der Aerzte, der medizinischen und chirurgischen Gesellschaft zu London u. s. w. Aus dem Englischen übersetzt von Carl Hesse. Halle, in der Stengerschen Buchhandlung 1819. 370 S. 8.

Beyde Schriften betreffen eine häufig vorkommende äußerst schmerzhafte, nicht gehörig erkannte Krankheit, die den Grund

zu vielen andern großen und schweren Krankheiten legt, und über die schon lange theoretisirt wurde, so viele leere Hypothesen aufgestellt sind, und gegen welche so häufig ganz widersinnig verfahren wird. Jede Bemühung, diese Krankheit näher kennen zu lernen und dieselbe zweckmäßig zu behandeln, verdient demnach Lob und Dank, und dieses Bestreben der Verfasser leuchtet aus ihren Schriften hervor; unterdessen liefern dieselben bey mehreren nicht unwichtigen Resultaten Manches, das näherer Prüfung bedarf, und im Ganzen sind wir durch ihre Untersuchung nicht viel weiter gekommen, als wir wirklich sind.

Die Absicht der Schrift von Johnson ist, wie derselbe in der Vorrede sich ausspricht, dem Kranken und dem Arzte auf eine redliche, deutliche und vernünftige Weise anzugeben, was durch regelmäßige und wissenschaftliche Anwendung von Heilmittel in der Gicht geleistet und nicht geleistet werden kann, und um den langsamen, aber richtigen und rationellen Weg zur Gesundheit anzudeuten. Der Verf. hatte dabey die Abhandlungen über diesen Gegenstand in dem Dictionaire des sciences medicales benutzt, sie zum Theil übersetzt, und dabey auch vorzüglich Scudamore zu Rathe gezogen. Diese Blätter haben nun, in sofern sie die Meinungen und Heilmethoden besonders französischer und englischer Aerzte und hin und wieder kritisch beleuchtet darstellen, allerdings ihren Nutzen, und sind dem Arzte, der sich davon eine kurze Uebersicht verschaffen will, zu empfehlen; wenn die Schrift aber, worauf das Original hindeutet, auch zum Unterrichte für Nichtärzte dienen soll, so möchte dieselbe, so sehr sie vor Quacksalberey, vor prahlerischen Versprechungen von schnellen Kuren oder leichten Halbheilungen warnet, die Quacksalberey eher befördern, als ihr steuern, auf alle Fälle mehr Schaden als Nutzen stiften, und in diesem Falle wäre die Uebersetzung derselben kein verdienstliches Unternehmen gewesen.

Scudamores Schrift hat vor der vorigen viele Vorzüge, und vieles Gute, das jene enthält, verdankt sie dieser. Viele eigne Beobachtungen und Versuche geben ihr einen vorzüglichen Werth; unterdessen kommen hin und wieder Ansichten vor, Grundsätze werden aufgestellt, denen wir unbedingt unsern

Beyfall nicht geben können, worauf wir bey der kurzen Anzeige des Inhaltes dieser Schrift näher hindeuten werden. Gleich anfänglich äußert sich der Verf., daß ihm die alte Eintheilung der Gicht von Cullen nicht gefalle, und daß er zu genaue Diagnosen (ob diese wohl zu genau seyn können) für eben so unnütz als schwierig halte, und glaubt am besten gethan zu haben, die Gicht in die acute und chronische abzutheilen; indem er die zurücktretende als Varietät betrachtet. Der Ausdruck aber von entzündlicher Gicht anstatt acuter, dessen er sich aber gleich im Anfang als Gegensatz der chronischen bedient, ist übel gewählt; indem die chronische Gicht ebenfalls eine entzündliche ist. Nach dieser Vertheilung der Gicht werden der Verlauf der acuten, ihre Vorboten, Anfälle, Symptome, und die Nachkrankheiten, welche er in allgemeine und örtliche vertheilt, kurz und gut angegeben; auch wird manche nicht unwichtige Beobachtung eingeschalten. Johnson hat bey der Vertheilung der Gicht beynahe auf alle zufällige Verschiedenheiten derselben Rücksicht genommen, und unterscheidet demnach acute, chronische, primäre, secundäre, kritische, metastatische u. s. w. Auf die wesentliche Verschiedenheit dieser Krankheit hat aber weder dieser, noch jener, wenigstens nicht wie es gehört, Rücksicht genommen.

Scudamore giebt eine genaue Beschreibung der entfernten Ursachen; bey Johnson ist dieser Gegenstand kurz abgefertigt. Die gichtische Constitution besteht nach ersterem in einer vollen, starken Brust, großen aufgetriebenen Venen, schlaffen Fasern. Die nächste Ursache nennt Sc. ein ignis fatuus, und nach der Kritik der Meinungen über diese Krankheit hält er dafür, daß kein bestimmter wesentlicher Zustand in den festen und flüssigen Theilen als Ursache und Wirkung sich nachweisen ließe; den Ursachen und Zufällen gemäß könnte man aber annehmen, daß die Gicht in Vollblütigkeit mit Schwäche der Gefäße, vorzüglich im Portadersystem, daraus hervorgehender abnormer Gallensecretion, allgemeiner Störung der Absonderung im Darmkanal, und partieller in den Nieren ihren Grund habe. Allerdings ist die Venosität in dieser Krankheit hervorstechend, aber im arteriösen Systeme zeigt sich nicht selten bedeutende

Energie und ein offenbares Bestreben um das gestörte Gleichgewicht beyder Systeme wieder herzustellen, wie das bey der acuten Gicht der Fall ist. Was die gestörte Absonderung des Harns betrifft, so deuten darauf hin, zahlreiche, von dem Verf. gemachte Versuche, nach welchen das specifische Gewicht des Harns mit seinen gesuchten [Bestandtheilen in gleichem Verhältniß steht; auch wird Bertholets Behauptung, daß der Urin im Gichtparoxysmus mehr Phosphorsäure enthalte, dadurch bestätigt. Nach Sc. Urtheil ist das Verhältniß der Hautausdünstung nicht gehörig beachtet, viel zu wenig auf die daraus hervorgehende Störungen Rücksicht genommen; mehr wird auf die Ausdünstung von Johnson geachtet.]

Nach einer kurzen Darstellung der Diagnose und Prognose, wobey wohl bemerkt wird, daß die Gicht von dem Rheumatismus sich nicht durch ein einzelnes Zeichen, sondern nur durch die Zusammenstellung mehrerer unterscheiden lasse; wo aber die Diagnose in einzelnen Fällen noch immer schwer fällt, wird nun zur Kur der Gicht im Allgemeinen geschritten, und hier wird von Scudamore ganz gegen die Warnungen von Sydenham der Grundsatz aufgestellt, daß man sowohl den sich ankündigenden Anfällen zuvorkommen, als auch die schon gegenwärtige unterdrücken müsse, wenn es sich nicht zeige, daß die Gicht an die Stelle einer andern gefährlichen Krankheit getreten ist, oder einer solchen durch dieselbe vorgebeugt wird, aber zeigt sich dies wohl immer, wie oft sind gefährliche Krankheiten im Innern, wovon im Leben sich keine Spur zeigt, und worauf erst die Leichenöffnung hindeutet, was bey fetten, der Gicht unterworfenen Körpern nur zu häufig der Fall ist. Sowohl bey der Behandlung im Zeitraume der Vorboten, als im Paroxysmus bedient sich Sc. kräftig abführender Mittel. Von der Wahl (Kalomel, Antimonialpulver, Kolocynthenextract sind nämlich die Mittel, deren er sich bedient) und dem kecken, das ist geschwinden und ohne Bedenken gemachten Gebrauch der purgierenden und harntreibenden Mittel hängt nach ihm die glückliche Kur der Paroxysmen ab. So wie Scudamore alles Vertrauen in die purgierenden Mittel setzt, und sie dringend empfiehlt, so warnt eben so sehr Johnson vor

dem Gebrauche derselben in der acuten Gicht, besonders des stark wirkenden, empfiehlt nach Umständen gleich anfänglich oder praemissis praemittendis gelinde diaphoretica. Wohl thut letzterer daran, zu bemerken, daß die Anwendung der Kälte, wenn sie auch manchmal gute Dienste leistet, traurige Folgen haben kann, um so mehr sind diese zu fürchten, indem die Fälle, in denen sie angezeigt seyn möchte, nicht bestimmt angegeben sind; immer bleibt sie ein remedium anceps. Das beste ist nach Sc. Urtheil in den Anfällen nach gemäßigter Phlogosis alle Secretionsorgane in gehöriger Thätigkeit zu halten, und dazu schicken sich Spiritus Mindereri, kleine Gaben von Antimonialmittel am besten, und haben mit gehöriger Bedeckung des leidenden Theils ihm die besten Dienste geleistet, allzu heftiges Treiben nicht bloß des Schweißes, sondern auch anderer Ausleerungen ist nachtheilig. Das Bilsenkrautextract zieht Sc. in den meisten Fällen dem Opium in den Paroxysmen dieser Krankheit vor, weil es die Stuhlausleerung nicht hindert. Bey der örtlichen Behandlung der Anfälle empfiehlt Sc. vorzüglich eine Mischung aus Alcohol und Mixtura Camphorae warm überzuschlagen. In der Reconvalescenz nimmt er die nöthige Rücksicht auf den Magen und den von der Gicht ergriffenen Theil.

Bey dem prophylactischen Verfahren bemerkt Scudamore sehr wohl, daß die Mittel wider die Rückfälle leichter angegeben als angewendet werden. Die ergriffen gewesenen Theile läßt er jeden Morgen mit lauwarmem Salzwasser waschen. Arbeit und fleißige Bewegung in reiner Luft sind ihm, und das mit Recht, die wirksamsten Vorbeugungsmittel. Interessante Versuche über die Verdauung werden bey dieser Gelegenheit angeführt. Darauf folgen die Pathologie, Semiotik und Kur der chronischen und zurücktretenden Gicht. Die Behandlung der chronischen Gicht richtet er nach folgenden Formen der Krankheit, wovon die erste durch große Schlaffheit von Natur, starke Anlage zur Gicht, Mangel an Energie des Blutsystems zur Bewirkung der acuten Form sich darstellt, die zweyte aber auf große Schwäche, Folge wiederholter Anfälle der acuten Gicht, und endlich die dritte auf bedeutende orga-

nische Fehler als Wirkungen derselben hindeutet. Auch hier spielen außer den bekannten Mitteln die purgirenden eine bedeutende Rolle, und wo er von der Behandlung des Schlag-flusses von zurückgetretener Gicht spricht, bemerkt derselbe kluu Schlusse, daß er an die abführenden Mittel nicht zu erinnern brauche, da schon die Rede gewesen sey. Angehängt ist eine Lesers davon die analytische Methode der Untersuchung, eines Tabelle über die Gicht, und der Entstehung der Krankheit überhaupt. Falls der Gicht, und der Nachahmung welche er in seiner Abhandlung befolgt, und die Uebersetzungen beyder verdient.

Schließlich bemerken wir, daß die Uebersetzungen beyder Schriften gelungen zu seyn scheinen. S.

No. 67. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

Pharmakologische Tabellen oder systematische Arzneymittellehre in tabellarischer Form. Zum Gebrauche für Aerzte, Wundärzte, Physici, Apotheker und Chemiker, wie auch zum Behufe akademischer Vorlesungen entworfen von Gotthelf Wilhelm Schwartze, der Philosophie und Medicin Doctor, praktischem Arzte und Privatdocenten auf der Universität Leipzig. Erster Band. I — X Abtheilung. Leipzig 1819. 229 S. Fol.

In der Einleitung sucht der Hr. Verf. die Nützlichkeit der tabellarischen Form für die Bearbeitung der Arzneymittellehre zu beweisen; man kann ihm seine Behauptungen einräumen, ohne deswegen die Nachtheile zu übersehen, die mit dieser Form verknüpft sind, so wird z. B. Niemand akademische Vorlesungen nach dieser Tabellenform halten wollen, wozu das Buch doch auch laut dem Titel bestimmt ist. In Hinsicht der Eintheilung der Medikamente hat sich der Hr. Verf. großentheils an Voigtel und Sprengel gehalten, wie aus der nachher zu gebenden Uebersicht erhellet. — Die Einrichtung der Tabellen ist aber folgende: Jedes Blatt ist in fünf nebeneinander stehende Columnen getheilt, über welchen sich die Ueberschrift der systematischen Classification der auf demselben abgehandelten Arzneymittel befindet. Die fünf Columnen enthalten folgendes:

1) Die Nomenclatur, die verschiedenen deutschen und lateinischen Benennungen der Arzneykörper, und der aus ihnen gebräuchlichen Präparate. Der

2) oder der physiographische Theil erklärt die sinnlichen Eigenschaften, Kennzeichen, Verfälschungen, Prüfungsmittel u. s. w.

3) Chemischer Theil. Hier ist die Rede von den Bestandtheilen, Auflösungsmitteln, Reagentien, Zersetzungen u. s. w.

4) Dynamischer Theil: er erklärt sowohl die allgemeinen Wirkungen und Heilkräfte der Mittel, als auch die Anwendung in speciellen Krankheiten und die dabey zu beobachtenden Vorsichtsmaasregeln.

5) Katagraphologischer Theil: er handelt von der Gabe, Form, und den Zusammensetzungen der Arzneymittel.

Die angenommenen Klassen oder Abtheilungen von Medikamenten sind folgende:

1) Gemeines Wasser; ein langer Abschnitt, wo von der Anwendung und den Eigenschaften des Wassers in seinen verschiedenen Wärmegraden, den Wasserdämpfen, den verschiedenen Arten Wasserbädern gesprochen wird.

2) Schleimige Arzneymittel: als Gummi arabicum, G. Tragacanthae, Althaea, Semen Cydoniorum, S. Psyllii, S. Faenugraeci, Flor. Malvae vulgares. — Der Traganth wird noch mit von Astragalus Tragacantha L. abgeleitet, welches von Einigen nicht zugegeben wird. Uebrigens hätte noch mehreres hierher gehörige aus Sprengels Institutionen der Pharmakologie angeführt werden können.

3) Mehlige oder stärkehaltige Arzneymittel: Hierher sind die Getreidearten, Sago, Salep u. s. w. gerechnet. Die von Thilenius angegebene und allgemein bekannt gewordene Zubereitungsart des Gerstenmehls zum Gebrauche für Schwindsüchtige, hätte nicht übergangen werden sollen.

4) Gallertartige Arzneymittel: Leim, Hausenblase, Schnecken.

5) Eyweisstoffhaltige Arzneymittel: Eyweiß, Dotter, Magensaft, Milch, Molken.

6) Zuckerartige Arzneymittel: Zucker, Milchzucker, Honig, Manna, Süsholzwurzel, Möhren, Graswurzel ꝛc.

7) Fettstoffhaltige Arzneymittel: thierische Fette, als Butter, Schweineschmalz, Wallrath, Wachs: Pflanzenfette, als Olivenöhl, Leinöhl, Bärlap ꝛc.

8) Bittere Extraktivstoffige Arzneymittel. Dahin sind gerechnet: Ochsengalle, Löwenzahn, Cichorienwurzel, Hopfen, Erdrauch, weißer Andorn, Bitterklee, Tausendguldenkraut, Cardebenedikkenkraut, Enzianwurzel, Färberröhe,

Quassia, Simaruben und Angusturarinde, Columbowurzel, isländische Flechte. Ueber den Ursprung der Columbowurzel ist der Hr. Verf. nicht gehörig unterrichtet: er sagt, sie komme nach Wildenow's Vermuthung von einer Art Bryonia, nach Commerson von Menispermum hirsutum (Menispermum palmatum L.). Dies verhält sich nicht so. Linné kannte Menispermum palmatum gar nicht, und was er Menispermum hirsutum nennt, ist eine ganz andere Pflanze, von welcher die Columbowurzel nicht erhalten wird. Sie kommt aber von Cocculus palmatus De Candolle, welches synonym ist mit Menispermum palmatum Lamark; sie wächst in dem südöstlichen Afrika, nämlich in den dunkeln Wäldern von Mozambique zwischen Oibo und Mozambo. De Candolle gibt folgende Beschreibung. Der Stengel ist windend, jährig, einfach, rund, behaart, von der Dicke eines Gänsekiels, die Haare sind lang und röthlich. Die Blätter stehen weit auseinander, sind gestielt, fast kreisrund, handförmig getheilt und fünfrippig, die Lappen fein zugespitzt, am Rande ganz. Die Trauben bildende Blüthen stehen in den Blattwinkeln auf Stielen, die kürzer als das Blatt sind; der Kelch besteht aus 6 gleichen, länglichen, stumpfen, glatten Blättchen. Die 6 Blumenblätter sind klein, concav, fleischig, stumpf. Die 6 Staubfäden sind etwas länger als die Blumenblätter; die Staubbeutel sind vierlappig, vierfächerig. Die weibliche Pflanze ist unbekannt. Das Extrakt der Columbowurzel ist ein sehr unpassendes Präparat, indem es wegen des großen Schleimgehaltes bald dem Verderben ausgesetzt ist. — Bey der isländischen Flechte hätten die Unterscheidungsmerkmale von der ähnlichen Cetraria cucullata angegeben werden können.

9) Zusammenziehende oder gerbestoffhaltige Arzneymittel: sie sind in rein zusammenziehende und balsamisch zusammenziehende abgetheilt, und zu den ersten Galläpfel, Catechu, Kino, Eichenrinde, Tormentillwurzel, Campescheholz und Granatäpfelschalen gerechnet.

Ueber das Herkommen des Catechuextraktes und des Kinogummi's fehlen mehrere neuere Nachrichten. Bey den Eicheln vermißt man einige höchst nothwendige Erinnerungen; für den medicinischen Gebrauch sind diejenigen besser, welche von der

Stieleiche (Quercus pedunculata) gesammelt werden, auch kommt es hauptsächlich darauf an, daß sie gehörig reif sind; ein Umstand, worauf wenige Aerzte achten; in schlechten Jahrgängen bey häufiger, kühler, regnerischer Witterung des Sommers über werden sie nicht gut, sie machen dann Magenbeschwerden, Leibesverstopfung, Angst, Ekel, Durst u. s. w. und dieser Umstand scheint die Haupturſache der widersprechenden Meinungen von der Wirkung der Eicheln zu seyn.

Zu der zweyten Abtheilung werden die Ringelblumen, die unreifen Wallnüsse, die Ulmenrinde, Bärentraubenblätter, die Stechpalme, der Ehrenpreis, die Roßkastanien und Weidenrinden, die China- und Alcornoquerinde, der Kaffee, die Nelken und Ratanhiawurzel, die Theeblätter und die Wandflechte gezählt.

Von den einzelnen Mitteln sind besonders die neu eingeführten wie die Ratanhia- und Alcornoquerinde sehr sorgfältig abgehandelt, was auch von dem Abschnitte über die Chinarinde gilt, an welchem in naturhistorischer Hinsicht mehreres zu ändern wäre. Sonderbar ist es, daß der antillischen Ratanhiawurzel, welche die französische Pharmacopoe aufführt, und von Krameria Ixina kommt, nicht gedacht wird.

10) Aetherisch-öhlichte Arzneymittel. Diese zerfallen in mehrere Abtheilungen, nämlich:

a) Gewürzhafte, als Zimmt, Gewürznelken, Wintersrinde, Muskatnüsse, Citronen und Pommeranzen, Vanille, Ingwer, Lorbeeren, Cascarille, Pachurimbohne, Sassafras, Melisse, Quentel, Sternanis, Kümmel und andere Saamen von Doldengewächsen. Nach dem Hrn. Verf. wächst der gemeine Kümmel (Carum Carvi L.) auf Wiesen und Triften in England wild, wird aber in Deutschland, besonders in Franken und Thüringen gebraut. Dies ist ein Irrthum, denn die Kümmelpflanze wächst sehr gemein durch ganz Deutschland wild, und wird kaum in einer deutschen Provinz im Großen angebaut.

b) Kamphorhaltige: als Cajeputöhl, Kardamomen, Cubeben, die Wurzeln des Calmus, der Zedoaria, Kurkuma, Galgant, Paradieskörner, Rosmarin, Salbei, Isop,

die Münzenarten, Lavendel, Schlangen- und Meisterwurzel, Pimpinelle u. s. w.

Die Kardamomen der Officinen kommen nicht von Amomum Cardamomum Linn., sondern von Elettaria Cardamomum Maton und White, welches synonym ist mit Alpinia Cardamomum Roscoe. — Bey den Cubeben hätte die Anwendung derselben bey den Engländern gegen den Tripper, wovon man kürzlich so viel Geschrey machte, angeführt werden können. Die Bestimmung der Pflanzen, wovon die Zittwerwurzel kommt, bedarf auch einiger Berichtigung, indem falsche Synonyme zusammengebracht sind.

c) Inulinhaltige Mittel: die Wurzel des Alant, der Angelika, die Bertram und florentinische Veilchenwurzel.

d) Terpentinartige: Terpentinöhl, Sadebaum, Wachholder.

e) Lauchartige oder scharfe schwefelwasserstoffhaltige: als Knoblauch, Zwiebeln, Meerrettig, Senf, Lachenknoblauch, Löffelkraut, Brunnenkresse. — Sinapis alba und nigra L., sagt der Hr. Verf., wachsen in Italien, Frankreich, England und Holland zwischen dem Getreide wild, werden aber in Deutschland gebaut; indessen beyde Pflanzen wachsen gar nicht selten auch in Deutschland wild, so ist z. B. Sinapis nigra um Heidelberg eine ganz gemeine Pflanze, die an angebauten Orten, selten zwischen dem Getreide vorkommt; dagegen Sinapis arvensis ein sehr lästiges Unkraut auf Aeckern ist; übrigens wird besonders Sinapis alba häufig gebaut. — Von dem Gebrauche der Senfmolken in Nervenfiebern hätte etwas können angeführt werden. (Man sehe S. G. Vogels Handbuch der prakt. Arzneywissenschaft 2ter Theil S. 38).

f) Wohlriechende (indifferente): als Rosen, Veilchen, Maiblumen, weiße Lilien, Königskerze, Lindenblüthe. Daß man die Blätter der Rosa alba und rubiginosa zum Einsalzen wählt, bezweifelt Rec. Die Essig- oder Damascenerrose, deren Blätter man vor dem Aufblühen sammelt, werden mehr ihrer Farbe wegen zu Räucherpulvern u. dgl. gebraucht; sie kommen von Rosa gallica L.

Damit die Veilchen ihre blaue Farbe nicht verlieren, sagt der Hr. Verf., müssen sie schnell getrocknet und in einem wohl-

verschlossenen Glase an einem trockenen Orte aufbewahrt werden. Dieser Vorsicht ungeachtet werden sie doch oft blaß und unscheinbar. Die neueste französische Pharmakopoe enthält ein Verfahren, das in Deutschland noch sehr wenig bekannt ist und das Rec. hier mittheilen will. Die Staubfäden und Kelche werden sorgfältig von den Blumenblättern entfernt, die letzteren auf Siebe ausgestreut und mit warmem Wasser regenförmig (imbris in morem) begossen; das Wasser läuft grün gefärbt ab; man wiederholt das Begießen, worauf es abermals grün wird, jedoch blässer. Begießt man sie zum drittenmale, so wird das Wasser schwachbläulich; nun muß man mit dem Benetzen aufhören und die Violen schnell trocknen, wodurch ihre Farbe unversehrt bleibt und auch der angenehme Geruch kaum verändert wird.

Daß bey dem Thee von den Blumen der Königskerze, deren Staubfäden behaart sind, das Durchseihen (damit kein Reiz im Halse verursacht wird) nicht versäumt werden darf, hätte sollen erinnert werden.

g) Widerlich riechende: als Flieder und Kamillenblumen, Schafgarbe, Baldrian, Rainfarrn, Wurmsaamen, Wurmmoos, Farrnkraut, Raute, Eberraute, Wermuth.

Die gemeine Kamille, meint der Hr. Verf., könne auch mit Matricaria Suaveolens verwechselt werden; Rec. zweifelt an der Existenz einer Matricaria Suaveolens als eigene Art in Deutschland.

h) Thierische (ammoniumhaltige): Moschus, Ambra, Bibergeil. — Rec. kann nicht in die Lobeserhebungen mit einstimmen, die der Verf. der Ambra macht; ihre Wirkungen sollen außerordentlich flüchtig, belebend und stärkend seyn; Bertele setzt sie in Rücksicht der belebenden Eigenschaften noch über den Moschus. Man bediene sich derselben in allen den Fällen, wo der Moschus dienlich sey, besonders bey hohen Graden von Reizlosigkeit, Nerven- und Verstandsschwäche, bey Lähmungen und Schlagflüssen ꝛc. Um von diesen hohen Ideen von der Wirksamkeit der Ambra zurückzukommen, besuche man nur die Officinen und lasse sie sich vorzeigen. Einmal wird sie ihres hohen Preises wegen nur zu oft verfälscht, und dann wird sie eben der Kostbarkeit willen nur sehr selten angewendet, eine

kleine Quantität bleibt daher oft viele Jahre lang in den Officinen liegen und verliert dadurch nothwendig an Wirksamkeit. Besonders ist vor ihrer Anwendung bey hohem Grade von Typhus zu warnen, weil man sich verleiten lassen könnte, andere wirksamere, sichere Mittel zu versäumen und dadurch den Kranken in den mißlichsten Zeitpunkten der größten Gefahr auszusetzen. Wollte man aber dennoch die Ambra gebrauchen, so müßte dies wenigstens in weit stärkeren Gaben geschehen, als gemeinhin angegeben wird: unter einem Scrupel pro Dosi für einen Erwachsenen dürfte man nicht verordnen, wenn Wirkung davon erwartet werden soll.

i) Brenzliche: als Wachs, Asphalt, Steinkohlen, Bernstein, und Bergöhl, Theer, Ruß, Hirschhorn und ätherisches Thieröhl.

Aus dieser Uebersicht geht hervor, welche Gegenstände in diesem Bande und in welchen Zusammenstellungen sie abgehandelt sind: gegen diese letzteren ließen sich manche Einwendungen machen, aber man darf es nicht vergessen, daß es schwer ist, eine zu finden, an welcher nichts zu tadeln wäre. — Rec. sieht in diesem Werke zwar blos eine Compilation, wo nur höchst selten ein Urtheil des Verf. selbst sich findet, oder eine von ihm selbst gemachte Beobachtung vorkommt; dem ungeachtet ist das Buch sehr brauchbar, indem der Hr. Verf. die besten Quellen benutzt und mit großem Fleiße überall her zusammengetragen hat. Der naturhistorische Theil scheint seine schwächste Seite zu seyn, was man denn leider nur gar zu oft anteifft. Wir sehen mit Vergnügen der baldigen Erscheinung des zweyten Theils entgegen, und wenn man diesen Tabellen noch etwas hinzuwünschen möchte, so dürfte es das seyn, daß die Litteratur der einzelnen Mittel und geschichtliche Nachrichten von denselben in eigenen Columnen aufgestellt würden.

Liedersaal. Das ist: Sammlung altteutscher Gedichte aus ungedruckten Quellen. (Herausgegeben von Freiherrn Joseph von Laßberg zu Eppishausen im Thurgau. Mit einem Titelkupfer und einer Schriftprobe. Gedruckt zu Constanz.) Erster Band. 1820. XXVIII und 638 S. in gr. 8.

Ich habe auf dieses Werk schon vor seiner völligen Erscheinung aufmerksam gemacht (Jahrb. 1818. S. 670), seine Seltenheit rechtfertigt jene Anzeige. Ausführlich, wie es sich gebührt, kann ich jetzt darüber auch nicht reden, doch das Hauptsächlichste anführen. Dieser Band enthält 85 Sprüche und Erzählungen vom Ende des 13. bis 14. Jahrh., die papierne Handschr. aber besteht in 2 Bänden und hat nach des Herausg. Bemerkung gegen 300 solcher Gedichte, wird also noch 3 Bände füllen. Damit soll aber die Sammlung nicht geschlossen seyn, vielmehr wird der Herausg. noch seine Hdss. der Nibelungen (die älteste und bedeutendste) nebst den Heimanskindern und vielleicht auch Gedichte Rudolfs von Montfort oder Ems, wovon er schätzbare Hdss. besitzt, in die Sammlung aufnehmen.

Der Vorbericht in etwas alterthümlicher Sprache an den Meister Lienhart von Costenz, legt des Herausg. Absicht bey dieser Sammlung zur Genüge dar, und gibt recht gute, nur etwas zu kurze topographische Nachrichten von den alten Dichtern, die in der Umgegend des Herausg. gelebt und zu denen er, wie er sagt, „zu jedem von hier wol ze imbiß riten möcht und sie zu mir.“ Sie sind 1) Salomon von Ramswag (als Dichter nicht bekannt, und in literarischer Hinsicht nur durch Otfrids Zueignung merkwürdig); 2) der von Singenberg, seine Burg lag nur 1½ Stunde von Eppishausen, jetzt ganz zerstört. 3) Rudolf von Ems (gewöhnlich von Montfort), ein, alles andern zu geschweigen, schon seiner Handschriften-Sammlung wegen sehr bedeutender Mann. 4) Hug (Haug) von Montfort. Als großer Liebhaber und Beförderer des Gesangs erst aus der Pfälz. Prachthandschrift No. 329. bekannt. 5) Hartmann von Starkenberg. 6) Heinrich von Feldkirch, beyde Verwandte der Montforter. 7. 8) Eberhart und Heinrich von Sax. 9) Konrat von Altstetten. 10) Walther von der Vogelweide, dessen Heimath jedoch noch unbestimmt ist. 11)

Schenke Konrat von Landeck. 12) Die fünf Eckeharten von Jonswil. Es sind dieses die Mönche von S. Gallen, wovon Eckehart der Decan das lateinische Lied vom Waltharius gedichtet und Eckehart IV. es durchgesehen haben soll, während eine Pariser Hds. es dem Geraldus Floriacensis zuschreibt. Auch dieses merkwürdige Gedicht wird der Herausg. durch die besten Hdss. unterstützt, seiner Sammlung einverleiben, da es einer neuen Ausgabe sehr bedarf. 13) Kraft von Toggenburg. 14) Jacob von Warte. 15) Werner von Tüffen. 16) Pfaff Konrat von Ammenhausen. Nicht zu verwechseln mit dem Pfaffen Kunrat, dem Dichter des ältesten Rolandsliedes, der wenigstens 170 Jahre vor jenem gelebt (um 1160) und wahrscheinlich ein Baier gewesen. 17) Friderich von Sonnenberg. 18) Walter von Klingen. 19) Heinrich von Tettingen, dessen Heimath Docen (Museum für altt. Lit. I. S. 173) an der Aar vermuthete, Laßberg aber in der Nähe des nördlichen Ufers vom Bodensee entdeckte. 20) Burkhart von Hohenfels (vgl. Docen S. 177.). Als Nachbarn hat Docen aber noch mehrere aufgezeichnet, wie den Clein Heinzelin von Constanz (das. 175.), auch scheinen die Dichter Lamprecht, von Ysnude ꝛc., die von Rudolf von Montfort und F. v. Sonnenberg angeführt werden, in jene Heimath zu gehören.

Zur kenntlichen Beschreibung der Sammlung diene Folgendes. Der Inhalt ist 1) Abentüren oder Erzählungen und Schwänke, 2) Sprüche von der Liebe, 3) geistliche Sprüche. Aehnliche Sammlungen sind a) die Koloczaer Hds., die Aventüren und religiöse Betrachtungen enthält, 184 Gedichte. b) Die Pfälz. No. 341. ähnlichen Inhalts, 204 Gedichte. c) Die Pfälz. Hds. No. 313. blos 54 Sprüche von der Liebe. d) No. 344. e) No. 355. f) No. 358. ebenfalls solche Sprüche, und alle diese Lieder zusammen sind in gleichem Versmaas, in Reimparen von 7 Sylben, und fast von der nämlichen Behandlungsart. Daran reihen sich die Spruchgedichte von dem Teichner Pf. Hds. No. 384. Docen a. a. O. S. 211. Wiener Jahrb. Bd. I. Anz. Bl. S. 26. Dieser Zusammenhang beweist sich auch dadurch, daß in diesen verschiedenen Sammlungen oft dieselben Gedichte vorkommen.

So steht das Lied No. 47. der Laßb. Samml. in der Colocz. Hdsf. No. 75. und in der Pfälz. (341) No. 79. No. 30. Laßb. steht in der Pf. Hdsf. (313.) Bl. 449 (355). Bl. 114. und so noch andere, wie der Herausg. fast jedesmal nachgewiesen. Noch mehr Uebereinstimmungen werden sich aus den genannten Hdsf. ergeben, ich kann jetzo darüber nicht weiter nachforschen. Doch wird Vieles der Laßb. Sammlung eigen bleiben, wie schon die große Anzahl ihrer Gedichte und manche heimätliche Anspielung verräth, z. B. XIX. V. 58. die Erwähnung des Bodensees. Hiermit stimmt auch die Sprache überein, und diese gibt zugleich genau das Alter der Hdsf. an. Es kommt nämlich darin die Umwandlung des gedehnten a in au, i in ei, des ei in ai vor (V. v. 91. raut st. rat, VII. 43. straul, maul. XIV. 14. kindelein ꝛc), welches die Mundart der Constanzer Gegend im 15. Jahrhundert war und nicht früher als zu Ende des 14. Jahrh. sich bildete (s. die Beyspiele im Archiv der Gesellschaft für teutsche Esch. I. S. 394. und Pfälz. Hdsf. No 146.). Auf diese Zeit deuten auch die Pfälz. Hdsf. hin und die No. 313. bemerkt ausdrücklich das Jahr 1378.

Diese Sammlungen sind für das 14. Jahrh. grade das, was die der Minnelieder für das 13te waren. Die älteste ist die Pfälz. Hdsf. No. 357. (die hoffentlich von Eitenbenz bald herausgegeben wird), sie ist wenigstens 60 Jahre früher als Manesse und auch in Schwaben verfertigt. Darauf folgen die Man. Jenaer und Kolmarer Sammlungen, die noch strophische Lieder enthalten, sodann die obgenannten, worin keine Gesätze mehr stehen, also ihr Inhalt nicht Lieder, sondern Sprüche sind. Hieraus folgt: 1) diese spöteren Sammlungen haben ebenfalls mehrere Verfasser, wie die früheren, 2) ihre Schätzung und Werth beruht auf dem Verhältniß des Minnelieds zum Sprüchgedicht.

Für mehrere Verfasser spricht schon der Umfang der Sammlungen, und der Umstand, daß in jeder eigene Sprüche vorkommen. Doch sind viele Gedichte darin von einem und demselben Meister; so gehört in der Pfälz. Hdsf. 341. vieles dem Kunrat von Würzburg an, bey Laßb. sind die Gedichte No. 27. 31. 52. 53. 55 — 69. gewiß von Einem Verfasser,

wie die gleichen Anfänge und Schlüsse und die Behandlungsart beweisen. Manches scheint von Konrat von Würzburg zu seyn, denn der Eingang von No. 21. erinnert an dessen goldene Schmiede.

Zur Beurtheilung des Werthes ist zu merken: 1) Das Minnelied hat Gesätzer, der Spruch nicht; jenes erfordert mehr Sprachgewandtheit, ist harmonischer als dieser. 2) Der Minnesinger Sprache ist rein, der Sprüchdichter mit Wälschem gemischt, besonders mit Lateinischem (Laßb. No. 2. 3. 5. 18. 23 ꝛc.). 3) Das Minnelied ist nicht lehrend, wohl aber der Spruch. Jenes bezieht sich daher wenig auf die h. Schrift, dieser fast immer (Laßb. No. 2. 3. 6—10. 12. 14—17 ꝛc.) und wiederholt sich gern in solchen Anführungen. 4) Das Minnelied ist nicht gelehrt, der Spruch aber rühmt sich seiner Gelahrtheit (Laßb. No. 9. Erwähnung des Ovid, 17, des Virgil, 16, Anspielung auf Tantalus: Frau Venus und Amor sind ständige Personen). 5) Das Minnelied ist nicht episch, sondern lyrisch, der Spruch aber liebt die Erzählung, die Abentüre, und bringt auch große Heldenlieder gern in kurze Erzählungen, wovon die Coloczaer Hds. den stärksten Beweis liefert. Zuweilen hat auch der Spruch das alte Versmaas des Heldenlieds umgewandelt, wie in Dieterichs Flucht und Bitterolf. 6) Das Minnelied enthält einen reichen Schatz alter Denkungsweise und Ueberlieferungen unseres Volkes, der Spruch weit weniger. 7) Jenes gehört dem 12. und 13. Jahrh. an, dieses den folgenden, jenes ist aus dem Heldenlied entstanden, dieser aus der sittenlehrenden Richtung des Geistes, wie sie im Wälschen Gast und Renner hervortritt und welche durch den Sagenkreis vom h. Grab verursacht worden. Das Minnelied ist also älter, der lehrende Spruch ist mit der Prosa gekommen. Jenes ist sehr alt, ich kann schon aus dem 8. Jahrh. geistliche Liebes-Lieder und Briefe anführen. Es sind die zwey sehnsuchtsvollen Briefe, der Berthgyth an den Balthart, jeder mit einem stabgereimten Liede (Epist. S. Bonifacii ed. Würdtwein. ep. 150. 151.) Man sieht darin, wie das hohe Lied schon in jener Zeit das Vorbild der christlichen Liebenden gewesen, daher es auch schon im 11. Jahrh. von Willeram und nachher so oft

übersetzt worden. Wenn da Berthgyth sagt: neque per somnium mente quiesco, quia fortis est ut mors dilectio, so hören wir 6 Jahrhunderte nachher noch singen: est fortis ut mors dilectio, Lieb, daz merk in tütsch also, daz Salomon gesprochen hat, die myn, die man nit abe lat, die ist stark alsam der tot (Laßb. No. 8. V. 23 fg.). Sogar das Heldenlied bleibt in diesen Gedanken stehen: Minne ist creftig sam der dot, Su vindet vnd machet not Zuwischent liebe lüte (Dieterichs Kampf. Pf. Hds. 324. Bl. 310. b.).

Viele merkwürdige Stellen der Laßb. Sammlung muß ich übergehen, weil sie zu großen Erörterungen Anlaß geben. Der Aufmerksame wird auf gar manches wichtige stoßen und von dem Vorurtheil frey bleiben, als sey alles Jüngere zu verachten, weil es nicht alt ist. Das Minnelied wie das Spruchgedicht hat seine Würde, und darf keines auf Kosten des Andern bevorzugt werden.

Interpunctionen und mehr kritische Nachweisungen des Verwandten werden in diesem ersten Bande vermißt, in den folgenden hoffe ich sie anzutreffen, denn sie sind durchaus nöthig. Sonst hat der Herausgeber alle Sorgfalt angewendet, welche zu schönen Hoffnungen berechtigt und seinem Werke als einer getreuen Quellensammlung einen bleibenden Werth gibt, der durch die edle Aufopferung, wodurch er es zu Stande gebracht, noch erhöhet wird, und wie die Müllerische Sammlung ein Beweis des Edelsinnes für unsere Vorwelt ist.

F. J. Mone.

Beyträge zur theoretischen und praktischen Medizin von Joh. Ev. Wetzler. I. B. II. H. 322 S. 8. 1820.

Fortsetzung der Recension in N. 8. S. 125 d. J.

Der erste und zweyte Abschnitt, 250 Seiten stark, enthalten Krankheitsgeschichten des Herzens und seiner Arterien, und Leichenöffnungen.

No. 17. ist überschrieben „Herzleiden von unausgebildeter Form“ (?). In der Krankheitsgeschichte der [vermeinten] Brustbräune, heißt es S. 165: „Gegen so viel (e) und tief wurzelnde Uebel mit Arzneyen zu kämpfen, hätte mit Windmühlen kämpfen geheißen“. So — überdies ist dieses eine schlecht gewählte Allegorie; der spanische Ritter hielt eine Windmühle für einen Riesen, und darum war sein Kämpfen vergebens. Dem Ritter steht's wohl an, gegen Riesen zu kämpfen, und dem Arzte gar wohl gegen riesenhafte Krankheiten. Dies ist seine Pflicht, und sein Feld der Ehre. Er darf keinen Kranken aufgeben. Der Verf. hat sich gleich dem Helden des spanischen Romanes geirrt. Er hielt etwas für Syncope cordis, was es nach Ref. Dafürhalten, denn er kann unmöglich Brera's Ansicht über diesen Gegenstand theilen, nicht war. S. 178 heißt es: „Das Herz war abnorm klein, seine Substanz dunkelroth und welk, die Blutgefäße, zumahl die Venen strotzend, beyde Vorkammern mehr als nochmal so weit, wenig Blut enthaltend, die Wände derselben, so wie der Herzohren, viel zu dünn. Die obere und untere Hohlvene, so wie die Lungenvenen, erschienen widernatürlich weit. Die beyden Herzkammern waren um ein Drittheil zu klein, die Kranzarterien hart, wie knorpelartig anzufühlen u. s. w.“ Was nützen nun solche Beschreibungen, noch überdies in schlechtem Deutsch vorgetragen?! Wir geben auch eine Probe von des Verfassers Stärke in der Physiologie. „Das Klopfen an, vom Herzen entfernten Theilen rührte in diesem Krankheitsfalle wohl daher, daß die Vorkammern zu groß, die Herzkammern dagegen zu klein waren. Indem sich nun jene nicht entleeren konnten, floß ein Theil des Blutes in die Hohlvenen zurück, wodurch Klopfen entstand u. s. w.“ Ist's möglich, daß so etwas gedruckt ist?! S. 181 lesen wir: „Bey der Leichenöffnung [es war die Leiche eines kleinen magern 17 Jahre alten Mädchens] fand man in jedem Brustfellsacke einen halben Schoppen Wasser; die Lungen klein, entzündet, und zum Theil verhärtet, in dem Herzbeutel einen halben Schoppen Wasser; das Herz wohl viermal so groß als gewöhnlich, und stark nach der rechten Seite gedrängt, die Kranzgefäße strotzend, das Muskelfleisch fest, die Wände

viermal so dick, und die Herzkammern kaum weiter als gewöhnlich, dagegen beyde Vorhöfe so weit, daß man eine Faust hinein legen konnte, und die Aorta durchaus so enge, daß ich kaum den kleinen Finger in ihre Mündung einbringen konnte. Die obere so wie die untere Hohlader war gleichfalls sehr erweitert. In der Bauchhöhle war eine Menge Wasser u. s. w. Und doch erst in den drey letzten Wochen vor ihrem Tode, stimmte der Aderschlag an der Handwurzel mit dem Herzschlag nicht mehr überein: genau nach der Uhr gezählt hatte dieser 118 — 120 Schläge in einer Minute, jener nur 112. Erstickungsanfälle hatte die Kranke nicht, aber große Beängstigung." Es gränzt an's Unglaubliche, doch wir haben Schwarz auf Weiß! Der Hr. Verf. würde sich sehr verdient machen, wenn er dieses außerordentliche Präparat, wenn er es anders noch aufweisen kann, einem anatomischen Cabinet schenkte. Hr. W. hat sonderbare Bezeichnungen für den Puls, als: er war frequent, klein, schwach, regelmäßig. Ein 66 Jahr alter Packknecht wurde „als an Peripneumonia nervosa leidend", nachdem er zuvor zu Haus an einer Lungenentzündung 14 Tage lang war behandelt worden, in das Krankenhaus den 27. Jänner aufgenommen. Der Verf. sah ihn erst den 31. Am 2ten Februar starb der Kranke. Unter andern krankhaften Erscheinungen fand man einen ungeheuern ächten Herzpolypen. Wahrlich, wahrlich sehr merkwürdig, da der Kranke an einer Peripneumonia nervosa gestorben war!! Es kommen viele Leichenöffnungen vor, in welchen der Verf. Polypen fand, welche er abbilden ließ, womit wir zu einer andern Zeit beschenkt werden sollen; wir können uns bey diesen Sectionen, so wie bey den Krankheitsgeschichten hier nicht länger aufhalten. Seite 237 lesen wir: „Der Arzt, der den Kranken früher an der Gelbsucht und dann an der Lungenentzündung behandelt hatte, behauptete, die Leber müßte von außerordentlicher Größe seyn, und wünschte sie daher nach dem Tode zu bekommen. Demnach ward sie ihm zugeschickt, und die Kleinheit derselben mag ihn, wegen seines so bestimmten Ausspruches, nicht wenig beschämt haben!" Wahrlich das Buch hätte viel an seinem Glanze verloren, wenn der Herr Medizinal- und Regierungs-Rath diese zarte Bemerkung nicht

als Anmerkung beygefügt hätte! Der 3te Abschnitt enthält magnetische Kuren. Nämlich es wird erzählt: daß Frau E aus Mesmer's Vaterland, die Gattin eines Mitglieds der „vom berühmten Marquis von Puysegur gestifteten Magnetisir-Gesellschaft“ viele Kranken männlichen und weiblichen Geschlechts geheilt habe. „Dem Magnetismus gewonnen, erhielt sie von Puysegur nähere Anleitung zur Ausübung desselben.“ Diese dem Magnetismus gewonnene Dame heilte viele Menschen. „Ein 24jähriger Bauer, der am hektischen Fieber litt, fiel schon bey der ersten Sitzung in magnetischen Schlaf, und schlief dreymal 24 Stunden fort. Beym Erwachen am 4ten Tage fühlte er sich frey von Leiden, und in kurzer Zeit war er vollkommen genesen“!! Das ist alles, was wir von dieser merkwürdigen Cur erfahren. Diese Dame heilte auch einen Arzt, der häufig an Dyspepsie, an Hämorrhoidal-Beschwerden litt. Seine Genesung bestimmte ihn auch für die magnetische Behandlung. Herr Doctor wirkte durch diese Methode außerordentliches: er heilte eine Gliedergicht in 11 Tagen, Koliken in einigen Fällen ganz schnell, „zwey an der Darmgicht mit Konvulsionen leidende Kinder, die der Auszehrung nahe waren, in kurzer Zeit“ und in zwey Fällen den Schlagfluß in der Zeit von 18—20 Minuten, podagraische Schmerzen in wenig Minuten u. s. w. „Derselbe Arzt hat seit einem halben Jahre eine große Magnetisirmaschine (Baquet), an der zu gleicher Zeit 8 Kranke Theil nehmen können, aufgestellt, und sind mittelst derselben bereits bedeutende Krankheiten gehoben worden u. s. w.“ „Eine öffentliche magnetische Anstalt, an welcher jeder Kranke, gleichwie am Teiche Bethesda, ohne Unterschied Theil nehmen kann, ist ganz gegen die Idee des thierischen Magnetismus“, sagt Hr. Kieser im Archiv für thierischen Magnetismus 5. B. 3. St. Wir verweisen Hrn. W. überhaupt dahin, damit er aus den Arbeiten dieses scharfsinnigen Schriftstellers ersehen möge, daß es mit oberflächlichem Gerede und mit unbefriedigenden, ohne Ordnung und Strenge aufgenommenen Curen der Art durchaus der Lehre vom Magnetismus nicht gedient sey. Der 4te Abschnitt ist überschrieben: „Notizen über die vorzüglichsten

Gesundbrunnen und Heilbäder im nördlichen Deutschland.“ Nenndorf, Rehburg und Eilsen sind der Gegenstand dieser eben denselben so wenig erschöpfenden Abhandlung. Der 5te Abschnitt: „Miscellen“ enthält verschiedene Krankheitsgeschichten. Um unsern Lesern eine Probe von des Verf. Stärke, welche er in der Pathologie und namentlich in der Aetiologie besitzt, zu geben, wollen wir eine Krankheitsgeschichte denselben mittheilen. „J — ein trefflicher Arzt zu A —, 46 Jahre alt, sehr mager, höchst reitzbaren Temperaments, und von schwacher Brust, litt seit Jahren an habitueller Diarrhöe, so daß er täglich 5 — 6 dünne Stühle hatte, und sich unwohl fühlte, wenn der Leib verschlossen war. Auch litt er öfters an rheumatischen Schmerzen, und zwar mehr, wenn die Diarrhöe stockte [!]. Im Februar 1814 ward er plötzlich von wüthenden, unerträglichen Leibschmerzen befallen. Die Aerzte verordneten auflösende Arzneymittel, auch in Clystieren; aber ohne Erfolg. Der Kranke litt ganz entsetzlich. Er konnte Tag und Nacht kein Aug zuthun: er nahm daher Opium in großen Dosen, um sich schlaftrunken zu machen: vergebens! Erst nach langer Zeit traten Remissionen ein. Dann bekam der Kranke, der sonst äußerst mäßig lebend, wenig aß, auch Heißhunger, und stillte er diesen, wie er mußte, so fühlte er sich auf der Brust beengt, mußte, um leichter athmen zu können, selbst im Winter am offenen Fenster sitzen. Der Heißhunger und der Abgang von hautartigen Materien mit der Darmausleerung, an denen er eine Aehnlichkeit mit Bandwurmstücken finden wollte, brachten ihn auf die Vermuthung, er müßte wohl einen Bandwurm haben.“

(Der Beschluß folgt.)

No. 68. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

Beyträge zur theoretischen und praktischen Medizin von Joh. Ev. Wetzler. I. B. II. H. 322 S. 8. 1820.

(Beschluß der in No. 67. abgebrochenen Recension.)

Es wurden nun alle mögliche Wurmmittel und auch Drastika versucht, welche den Kranken sehr erschöpften. Es ging kein Wurm ab. „Sein Unterleib, besonders die Magengegend, war so empfindlich, daß er als Bekleidung nur einen leichten Schlafrock leiden konnte. In der Folge bekam er auch heftige Schmerzen im Nacken, und er wähnte, es säß da eine furia infernalis. Hypochondrie scheint sich seiner bemächtigt zu haben. Im Sommer 1815 brauchte er den Carlsbader, 1817 den Kanstatter Brunnen, aber ohne Nutzen. Endlich im Winter 1817/18 endigte eine Lungensucht sein qualvolles Leben.“ Bey der Section „wurde der ganze Darmkanal aufs genaueste untersucht, und es fand sich von einem Wurme nicht die geringste Spur, auch sonst kein Fehler an den Därmen, außer daß sie etwas abgemagert und eingeschrumpft erschienen. Auch keine Infarkten waren vorhanden, und an der Leber, der Milz, den Nieren ꝛc. durchaus nichts krankhaftes zu entdecken. Nur in der einen Lunge fand sich ein Geschwür.“ Was war nun die Krankheit? Woher die ungeheuren Schmerzen? Was war sie wohl anders, als eine sogenannte larvirte Gicht? — oder vielmehr eine Versetzung von unausgebildetem, in den Häuten des Pfortadersystems, der Därme, der Lymphgefäße ꝛc. [und wo noch weiter?!] hausendem Gichtstoffe nach den Unterleibs-Nerven, durch Verkältung oder Gemüthsaffecte, in denen sich der Kranke nicht mäßigen konnte, oder durch beyde zugleich veranlaßt.“ Welch ein Scharfsinn, welche Klarheit, welche Gewandheit im Gebiete der Pathologie!! Jetzt kommt aber noch das Köstlichste. Unmittelbar fährt der Verf. fort: „So

die treffliche Abhandlung von Harleß", und führt den Titel derselben, nämlich die Abhandlung über Syncope cordis, so wie sie sich im 5ten St. 1818 des Hufelandschen Journal von Hrn. Harleß vorfindet, an; und damit ist diese Krankheitsgeschichte, welche unter der Rubrik „Larvirte Gicht steht, geschlossen. Doch was schadet im kühnen Sprunge ein Compliment, das man einem ruhreichen Manne macht; so etwas kann immerhin nützen. Es ist doch traurig, daß man in unserer Zeit Rheumatismus nicht streng von Gicht trennt.

Den Beschluß dieses Heftes machen Bemerkungen über die Recension des 1. Heftes dieser Beyträge in No. 1. der Münchener Allgem. Literatur-Zeitung. An Sprachfehlern fehlt es diesem Hefte nicht; wir haben sie absichtlich in den Auszügen aus dieser Schrift stehen gelassen. Papier und Druck sind schön.

. . . t.

Allgemeine mathematische Erdbeschreibung; dem Verständnisse auch der Ungeübteren in den geometrischen Wissenschaften nahegebracht durch Mag. C. F. Hochstetter, Professor an der landwirthschaftlichen Lehranstalt zu Hohenheim. Mit 2 Kt. Stuttg. 1820. VI u. 156 S. 8.

Werke, worin die mathematische Geographie ausschließlich bearbeitet ist, sind nicht häufig, indem diese sehr allgemein geschätzte Wissenschaft meistens als Einleitung in den Lehrbüchern über die politische Geographie abgehandelt oder mit in das Gebiet der Astronomie gezogen wird. Es liegt außerdem in der Natur der Sache, daß die Schriftsteller beym Vortrage derselben die mathematische Form, oder vielmehr die in der Sprache der Geometrie verfaßten Formeln als das kürzeste und genaueste Mittel des Ausdrucks nicht vermeiden, wenn sie gleich einen schweren Calcül zu umgehen suchen, wie dieses z. B. in dem vortrefflichen Lehrbuche von Kries geschehen ist. Weil indeß viele Leser auch in den leichteren Theilen der Mathematik nicht geübt sind, dennoch aber über diese eben so in-

teressanten als wichtigen Gegenstände Belehrung suchen, so war es nicht zweckwidrig, dieselben leicht und mit Umgehung geometrischer Formeln zu erläutern, und in dieser Absicht schrieb der Verf. das vorliegende, seinem Zwecke recht gut entsprechende Buch. Ohne den Inhalt desselben näher zu bezeichnen, erlaubt sich Rec. nur eine allgemeine Anzeige, daß die Lehrsätze der mathematischen Geographie kurz, hinlänglich deutlich und in genügendem Umfange vorgetragen sind, und die beabsichtigte Belehrung allerdings durch dasselbe erhalten werden kann. Eine ins Einzelne gehende Critik würde hier um so weniger am rechten Orte seyn, als es bey der Erläuterung von ausgemachten Wahrheiten bloß auf die Art der Darstellung ankommt, welche in dem vorliegenden Werke eben so einfach als klar ist. Nur selten erlaubt sich der Verf. sogenannte philosophische, von einigen Schriftstellern für geistreich gehaltene Reflexionen, welche aber sehr gefährlich sind, indem sie nur zu leicht halbwahre oder ganz falsche Behauptungen enthalten. Als Beyspiele mögen dienen S. 20 Z. 19. S. 21 Z. 14. S. 37 Z. 26, bey welcher letzteren Stelle so oft auch anderwärts von der von Osten ursprünglich ausgegangenen Cultur die Rede seyn mag, immer zu bedenken ist, daß es kein absolutes, sondern nur ein relatives Ost und West auf der kugelförmigen Erde giebt; S. 110 Z. 8 ff., wo die veränderliche Schiefe der Ekliptik und das Umlaufen des Weltpoles um den Pol der Ekliptik im großen Platonischen Jahre übersehen ist, u. a. m.

Rec. erlaubt sich zum Beweise seiner Aufmerksamkeit einige Kleinigkeiten zur künftigen Verbesserung auszuheben. Mayer hatte nicht die erste Idee, die Meereslänge durch Uhren zu bestimmen, S. 59, sondern er verbesserte bloß die Mondstafeln, wofür seine Wittwe eine Gratification von 3000 Lst. bekam, indem der von der Königin Anna ausgesetzte Preis nach vielen Debatten in Terminen an Harrison ausgezahlt wurde. Unter den verschiedenen Bestimmungs-Mitteln der geographischen Länge ist das sicherste, nämlich Sternbedeckungen durch den Mond ausgelassen. Der Halbmesser der Erdbahn ist nicht 24, sondern fast 21 Mil. Meilen, und die Abnahme der Schiefe der Ekliptik gegenwärtig nicht: mehr als eine halbe Secunde, wie S. 121 sieht, sondern nur 0″,45004 nach

v. Lindenau und v. Bohnenberger Zeitschrift Bd. I. S. 83, womit auch de Lambre Th. III. S. 183 übereinstimmt. Bey der Reduction des métre auf Fußmaß S. 134 fehlen, ohne Zweifel durch einen Druckfehler, 11 Linien. Daß man aber nach S. 136 über die geometrischen Grundsätze, wie die Gestalt der Erde aus Gradmessungen zu bestimmen sey, nicht einig seyn sollte, ist wohl unmöglich, wenn gleich verschiedene mehr oder minder genaue Resultate gebende Methoden bey der Berechnung befolgt werden, wie denn überhaupt von hier bis S. 139 eine nicht genaue Würdigung der Mathematik und einiger Mangel an Kenntniß der neuesten Literatur merklich wird. Das Wichtigste über Verfertigung der Landcharten und die verschiedenen Projectionen hätte billig beygebracht werden sollen.

Als Fortsetzung dieses Werkes kann angesehen werden:

Allgemeine physikalische Erdbeschreibung zu gemeinnütziger Belehrung über die natürliche Beschaffenheit des Erdkörpers, und zu Beförderung eines lebendigen Sinnes für die Natur überhaupt. Von C. F. Hochstetter. Th. I. Stuttg. 1810. 380 S. 8.

Nach einigen kurzen, und wohl mangelhaft zu nennenden allgemeinen Vorbegriffen aus der Physik, vorzüglich über Licht und Wärme handelt der erste Haupttheil in zwey Abschnitten, wovon der erste das Allgemeine, der zweyte das Besondere berücksichtigt, von der Beschaffenheit des festen Landes. In eine zweckmäßige und lichtvolle Darstellung der Größe der Erdoberfläche und des Verhältnisses zwischen Wasser und festem Lande, so wie auch zwischen der nördlichen und südlichen Halbkugel sind auch einige, fast wörtlich aus Ritters bekannter Erdkunde entlehnte Reflexionen über die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Welttheile rücksichtlich ihrer physischen Beschaffenheit und des Charakters ihrer Bewohner, mit Angabe der Quelle, woraus diese Darstellungen genommen wurden, verwebt. Schwerlich gehören solche in eine physikalische Erdbeschreibung, und sind hierin höchstens so viel, als die Phantasieen über die Bewohner der verschiedenen Planeten in den Werken über die Astronomie. Als Physiker hätte der Verf. auch billig S. 37 nicht nachschreiben sollen, „daß das Wasser, als Element, überall das Bestreben äußere, das ungleichartige

zu vermengen." Die Resultate der verschiedenen Versuche, eine gewisse Harmonie in der äußern Form der Länder nachzuweisen, sind hier gleichfalls mitgetheilt, so schwer es auch seyn möchte, eine solche mit Beseitigung alles Willkührlichen aufzufinden, oder gar von derselben auf die allgemeinen bildenden Kräfte geleitet zu werden. Ueber die Gebirge der älteren und der neueren Formation erklärt sich der Verf. dahin, daß die ersteren durch Krystallisation auf chemischem Wege, die letzteren durch mechanischen Niederschlag entstanden seyn sollen. Schwerlich ist indeß die Krystallform ein ausschließliches Kennzeichen chemischer Ausscheidung, und außerdem gehört dieselbe den secundären Gebirgen gleichfalls in Menge zu, wie namentlich die Krystalle der Kalkerde beweisen. Mit diesen Untersuchungen, des natürlichen Zusammenhanges wegen, verwebt ist die Angabe der hauptsächlichsten Petrefacten, wobey wir beyläufig der S. 76 erwähnten leichten Löslichkeit des Gypses in Wasser und seiner Anziehung zum Sauerstoff (Gas) der Atmosphäre nicht beypflichten können; auch ist der sibirische Elephant S. 82 mit dem Mammut einerley, das Mastodonte vom Ohio dagegen ein fleischfressendes Thier gewesen. Die Bildung der verschiedenen Gebirge und die Entstehung der Versteinerungen werden von abwechselnden gewaltsamen Meeresfluthen abgeleitet, mit Ausnahme des Basaltes, rücksichtlich dessen der Verf. sich mehr auf die Seite der Vulcanisten zu neigen scheint. Eine kurze Uebersicht der Gebirgszüge Africa's und Asiens ist dem wesentlichen Inhalte nach aus Ritters Erdkunde entlehnt, aber auch die europäischen Gebirgszüge werden in genügender Vollständigkeit so zusammengestellt, daß man eine leichte Uebersicht derselben erhalten kann. Bloß die Höhe von Sneehättan, des höchsten Punktes in Norwegen, zu 7 — 8000 F. ist wohl etwas zu groß, indem genaue Bestimmungen nur höchstens 6750 F. enthalten. Eine Nachweisung der americanischen, noch immer nicht genau bekannten Bergzüge fehlt gleichfalls nicht, die neuholländischen dagegen sind mit Stillschweigen übergangen. Ueber Berghöhen und Bergebenen ist das Wichtigste beygebracht, mit einigem Zweifel an der neuerdings gefundenen Höhe der asiatischen Berge, welche sich übrigens durch die verschiedenen Messungen stets bestätigt, auch glaubt v. Humboldt

nicht mehr, daß Tibet an Höhe dem Gebirgs-Plateau von Quito weit nachstehe, seitdem die Messungen vorzüglich beym Tempel Kedarnath und am Paß Niti bekannter geworden sind. Vergl. Ann. de chim. vol. XIV. p. 1 ff. In natürlicher Verbindung hiermit steht die Angabe der Wasserscheiden, welche sich freylich nur von Europa mit genügender Genauigkeit angeben lassen, in den andern Welttheilen aber wegen Unkunde der Länder selbst noch keineswegs hinlänglich erforscht sind, obgleich die Untersuchungen hier weit größere, und somit viel interessantere Resultate darbieten würden.

Im zweyten Abschnitte, welcher den besonderen merkwürdigen Eigenschaften des festen Erdreichs (besser wohl, des festen Landes) gewidmet ist, wird von der Richtung und Abdachung der Gebirge, ihrer Form und Gruppirung, den sie durchschneidenden Thälern und deren Eigenthümlichkeiten gehandelt. Was über die gemüthliche Bedeutung der Berge S. 229 beygebracht ist, besteht mehr in einigen dichterischen Ansichten, als in einer genauen Erörterung ihres Einflusses auf die Bewohner derselben, wovon vermuthlich bey einer nachfolgenden Untersuchung ihrer klimatischen Beschaffenheit und der hierdurch bedingten Vegetation geredet werden wird. Die Gletscher und die von ihnen herabfallenden Lawinen sind gut beschrieben, und zugleich ist die schwierige Frage in Anregung gebracht, ob die Ausdehnung und stete Vergrößerung der Eisfelder wirklich oder nur scheinbar sey, worüber vielleicht die Beantwortung der von der Schweitzergesellschaft aufgegebenen Preisfrage nähere Auskunft geben wird. Unter den Fällen der durch Schneefälle entstandenen Seen hätte wohl das neueste Ereigniß dieser Art im Banien-Thale, wovon die Bibliotheque universelle und Gilbert Ann. Bd. 60. S. 331 Nachricht geben, erwähnt werden können. Unter die Merkwürdigkeiten im Innern der Erde rechnet der Verf. zuerst die Höhlen, welche wohl ohne Zweifel in großer Menge und von verschiedener, zum Theil außerordentlicher, Größe vorhanden sind. Als Beweise hierfür werden Parrots Berechnungen der erstaunenden Menge von Lava angeführt, welche aus manchen Vulcanen erweislich ausgeworfen ist, und nicht selten den Inhalt er größten Berge der Erde an Masse übertrifft; ferner die

Reſultate, welche eben dieſer Phyſiker aus Bouguer's Pendelbeobachtungen auf dem Pichincha folgert. Eine neue Stütze erhält dieſe Annahme einer ungleichen Dichtigkeit oder großer Höhlungen im Innern der Erde durch Capt. Katers neueſte Pendelbeobachtungen an verſchiedenen Orten Englands, wodurch zugleich das unerwartete und widerſprechende Reſultat der engliſchen Meſſung erklärt wird. S. philos. trans. 1819. Th 3. Darin kann aber Rec. nicht beypflichten, wenn das Zurückweichen und Sinken des Meeres bey Erdbeben als eine Folge des Strömens in große unterirdiſche Höhlungen angegeben wird, indem dieſes vielmehr ohne Zweifel aus einem bloßen Schwanken erklärt werden muß, eine Anſicht, welche ihm ſo viel weniger zweifelhaft ſcheint, da er von einem glaubhaften Augenzeugen weiß, daß beym Erdbeben in Liſſabon das Waſſer in einem länglichten Teiche eines Gartens im nördl. Deutſchlande heftig bewegt wurde, und ungewöhnlich von den Ufern in der Richtung des größten Durchmeſſers zurückwich. Der Verf. ſcheint auch ſelbſt S. 343 mehr geneigt, das Sinken des Meeres an den Ufern bey Erdbeben und vulcaniſchen Eruptionen einem Schwanken, als einer Einſaugung in die Erde zuzuſchreiben. Bergmann's Angabe von einer großen Höhle in einem Granitberge bey Marienſtadt wird hier mit der Bemerkung mitgetheilt, daß eine nähere Auskunft hierüber allerdings wünſchenswerth ſey. Die bedeutendſten Höhlen mit ihren Merkwürdigkeiten ſind gut beſchrieben, und die Entſtehung des Tropfſteins iſt nach Parrot's Anſicht erklärt, mit der, ohne Zweifel ungegründeten, Bedenklichkeit, ob wohl das Regenwaſſer durch die ſtarken Decken der Höhlen dringen könne. Die große Kälte mancher Höhlen ſteht ohne Zweifel mit den Salzen in denſelben oder in der Umgegend in gar keiner Cauſalverbindung, ſondern kann füglich aus andern Urſachen erklärt werden, und auf gleiche Weiſe ſind die in Gypsbergen befindlichen Höhlen dieſes Geſteines wegen gewiß nicht ungeſund, am wenigſten aber aus der Urſache, weil derſelbe die Lebensluft anzieht; vielmehr ſind in der grotta del cane und andern ähnlichen bekanntlich das aufſteigende ſchwefligte ſaure und vorzüglich kohlenſaure Gas die tödtlich wirkenden Subſtanzen, wie der Verf. S. 287 als Reſultat chemiſcher

Untersuchungen anführt, weswegen es der unrichtigen Erklärung aus den Wirkungen des Gypses nach Art frischgegypster Zimmer nicht bedurfte. Beyläufig wird der ursus spelaeus namentlich der Gailenreuther Höhle bey der Aufzählung der dortigen zahlreichen Petrefacten ein Eisbär genannt, welches wohl schwer zu erweisen seyn möchte. Das Wesentlichste über die Lager und Gänge, das Streichen und Fallen derselben, ihre größere und geringere Reichhaltigkeit, Länge und Mächtigkeit ist zu einer leichten Uebersicht zusammengestellt, und durch namentliche Anführung einiger der vorzüglichsten Beyspiele sächsischer und americanischer Bergwerke erläutert. Ueber die Entstehung derselben, ob durch Kräfte des Feuers oder Infiltration auf nassem Wege, wird aus begreiflichen Gründen nicht entschieden, obgleich die bekanntesten für jede der beyden Hypothesen sprechenden Beweise nicht übergangen sind.

Von den vulcanischen Bergen, und den Erscheinungen, welche sie darbieten, wird noch zuletzt ausführlich geredet und das Wesentlichste zusammengestellt. Zuerst von ihrer Form, der Größe, Gestalt und Lage ihrer Crater, den Veränderungen derselben, welche als eine Folge der ausgeworfenen Substanzen anzusehen sind, den Phänomenen ihrer Eruptionen und denjenigen, welche diesen vorangehen, nebst den Erzeugnissen und Producten der feuerspeyenden Berge, so wie endlich von den Ursachen und Bedingungen des Entzündens und fortdauernden Brennens. Ob der Bimsstein ein vulcanisches Product sey, kann nach dem Zusammenhange desselben mit eigentlichen und unzweifelhaften Laven kaum noch streitig seyn. Hinsichtlich der Lage, Gestalt und Tiefe der vulcanischen Heerde folgt der Verf. den Ansichten Parrot's; die Ursache der Entzündung findet er, vorzüglich nach Lemery's bekanntem Versuche, in den Schwefelkiesen, ohne jedoch die Gegengründe als unerheblich oder ganz beseitigt anzusehen, indem vielmehr zugleich auch Werners Theorie von brennenden Steinkohlenflötzen und Davy's Hypothese von Metalloiden im Innern der Erde als der Beachtung sehr würdig angeführt werden, und auf allen Fall scheint ihm das Wasser, nicht sowohl des Meeres, als vielmehr süßes aus höher liegenden Behältern eine bedeutende Rolle bey diesen Phänomenen zu spielen. Die streitige Frage,

ob die sämtlichen Vulcane von Innen in die Höhe gehoben sind, und die vulcanischen Inseln sämtlich oder wenigstens zum größten Theile dieser Art der Erhebung ein bleibendes Daseyn verdanken, ist hier nach v. Humboldt mehr bejahend entschieden, als zweifelhaft gestellt, obgleich gewiegte Geognosten daran zweifeln. Vergl. d'Aubuisson Traité de Géognosie vol. I. p. 405. Von den bis jetzt bekannten Vulcanen sind die wichtigsten namhaft gemacht, und es soll nicht bloß Africa, sondern auch Asien deren verhältnißmäßig wenigere aufzuweisen haben. Rücksichtlich des letzteren Welttheils ist diese Behauptung noch wohl sehr problematisch, wenn man erwägt, daß Vulcane in weiter Entfernung von der See unter die Seltenheiten gehören, folglich das große Continent deren nicht viele haben kann. Dagegen aber sind die Küsten, mit Ausnahme der nördlichen, reichlich damit ausgestattet, und manche etwas weiter landeinwärts liegende sind sicher noch nicht genugsam bekannt. Die eigentlichen Schlammvulcane sind nicht erwähnt, und eben so die sogenannten Salsen mit Stillschweigen übergangen, wenn sie nicht etwa mit unter den Erdbränden begriffen seyn sollen, worunter nicht bloß der berühmte isländische, sondern alle ruhig brennende Feuer, deren Entzündung und Brennen von Steinkohlenlagern mit untermischten Schwefelkiesen abgeleitet wird, also auch die lange Zeit brennenden Steinkohlenbergwerke gerechnet werden. Endlich von den Erdbeben, welche nicht bloß im Allgemeinen, sondern namentlich auch mit detaillirten Erzählungen derjenigen Ereignisse beschrieben werden, welche die vorzüglichsten furchtbaren Naturbegebenheiten dieser Art im vergangenen und gegenwärtigen Jahrhunderte auszeichneten.

Im Allgemeinen hat Rec. diesen ersten Theil dieses Werkes, dessen 2ter und letzter wahrscheinlich bald nachfolgen wird, mit Interesse gelesen, und ist überzeugt, daß das Lesen desselben Vergnügen und Nutzen gewähren wird. Der Styl ist correct, leicht und angenehm, und darf der Verf. nur nicht nach einer unzeitigen Würze durch eingestreute sentimentale oder poetische Reflexionen streben, auch fällt die, vorzüglich im Anfange häufiger gebrauchte Floskel: so zu sagen, welche doch bey einer wissenschaftlichen Darstellung so viel wie nichts sagt, etwas unangenehm auf.

Beschreibung oder Geographie und Statistik nebst einer Uebersicht der Geschichte von Würtemberg. Von J. D. G. Memminger. Stuttg. und Tübingen bey Cotta. 1820. VI u. 541 S. in 8.

Talent und Fleiß, das statistisch-richtige und bemerkenswerthe aufzusuchen und es auf eine gefällige Art darzustellen, hat Rec. schon mit Vergnügen in des Verf. Beschreibungen von Stuttgart, Ludwigsburg, Cannstadt, und in dem Jahrbuch auf 1818 und 1819 (dessen lange Fortsetzung zu wünschen ist) beobachtet und zum Theil auch in diesen Blättern gerühmt. Gleich gute Eigenschaften empfehlen die jetzt vorliegende umfassendere Localarbeit. Sie zerfällt in 4 Abtheilungen: Uebersicht der Landesgeschichte, geognostische und naturgeschichtliche Landeskunde, Volkskunde und Orts (Oerter-) beschreibung.

Die Landesgeschichte S. 1 — 126 betrifft I. die Grafschaft Würtemberg, a. im Heranwachsen von 1083 — 1441, b. zweytheilig regiert 1441 — 1482, c. wiedervereinigt — und durch den einer hinreichenden Schilderung erst noch würdigen Eberhard mit dem Bart schon im Münsinger und und Eßlinger Vertrag mit Sicherung verfassungsmäßiger Rechte versorgt. Bis 1495. Durch ebendenselben wurde II. Würtemberg Herzogthum, unter 15 Regenten von dieser Würde — bis 1803. III. Friedrich, als Herzog der IIte dieses Namens, wurde Churfürst, und nachdem er das vermehrte Land 1803 — 1806. als Churfürstenthum, noch nach der alten Constitution mit interimistischen Einrichtungen für die neu hinzugekommenen Gebiete, regiert hatte, benutzte Er bald die Zeitumstände, dasselbe, noch mehr vergrößert, als Königreich zu beherrschen, machte aber alsdann den Uebergang zu einer durch Grundgesetze über die Regierakt constitutionell gemäßigten und geordneten Staatseinrichtung.

Aller Aufmunterung werth ist das sichtbare Bestreben des Verf. nicht bloße Regenten- und Familiengeschichte, sondern auch Data zur Volksgeschichte, zum Anschauen des jedesmaligen Zustandes der Regierten, auszuwählen. S. 41 — 57. Möchte er diesen eigenthümlichen Theil seiner Sammlungen immer mehr durch charakteristische Züge vervollständigen! Bey S. 44 bemerkt Rec., daß arme Leute von den Eigenleuten verschieden waren. Sie hatten, wie diese, nicht ein liegendes

Eigenthum, konnten aber doch persönliche Freyheit haben. Vgl. Montaas Gesch. der deutschen staatsbürgerlichen Freyheit (1812.) I. 5. Note l. — S. 45 bemerkt: „Ohne Zweifel hatte der Ausdruck Grundherr ursprünglich gar nicht die Bedeutung von Grundeigenthümer, sondern bezeichnete mehr eine Oberaufsicht, Advocatie.“ Eine Bemerkung, welche historischer Belege und Ausführung werth wäre. Herr nannten die Wehrlosen den Ritter, den Burgherrn, der ihnen Schutz gewähren konnte. Für die Gegend, welche seinem Schutz sich anvertraute und ihm dafür gewisse Genüsse abtrat oder abgab, war er mehr Landherr, Herr im Lande als Landesherr zu nennen. Auch wenn er in dem Lande, welches sich ihm zum Rechts- und Waffenschutz ergeben hatte, Landesherr genannt wurde, so hatte dies die Bedeutung, daß Er der Herr, der Waffenkundige und Gerüstete, war, der durch die Pflicht, zu schützen, das Recht zu verabredeten Schutzmitteln hatte. Nicht aber herus des Landes war er, insofern es nicht Patrimonialgut war, nur dominus, in der Bedeutung, welche dieses Wort hatte, da es nach Augustus, der nicht anders als Princeps, Fürst, Oberhaupt, genannt seyn wollte, an die Stelle des bis dahin beliebteren Namens Princeps trat, und zuerst noch einen Regenten, alsdann erst einen Beherrscher, doch nie einen Besitzer der Regierten und ihres Eigenthums staatsrechtlich bezeichnete.

Der 15 Herzoge Regierungen charakterisirt der Verf. freymüthig genug. S. 67. „Mit Einem Wort: für Würtemberg war kein Heil, so lange Ulrich lebte.“ Von Herzog Friedrich I. S. 79: „Angezeigter Verdienste ungeachtet wurde sein Tod, welcher am 29. Jan. 1608. erfolgte, als eine Wohlthat betrachtet.“ Vieles leitet sich Rec. von dieses Herzogs früherer Bekanntschaft mit damaliger französischer Hof- und Regierart ab. Von Eberhard-Ludwig ist S. 94 Verschwendung, Weiberregiment, eigenmächtige Finanzsteigerung nicht verhehlt. Er gab hauptsächlich Anlaß, daß der miles perpetuus, nicht blos als ständiger Kriegsmann als waffenrüstig und geübt (was er seyn soll), sondern als ein immer in Casernen und Garnisonen liegender — aufkam und 1698. auch auf dem Reichstage beschlossen wurde. Gegen die Ritterschaft war Eb. so sonderbar

erbittert (S. 98.), daß er selbst das Lied: o heiliger Geist ꝛc. zu singen verbot, weil darin die Stelle vorkommt: Laß uns dein' edle Balsamkraft empfinden und zur Ritterschaft dadurch gestärket werden." Welch eine Ausübung des jus circa sacra! 1649 wurde das erste Zeitungsprivilegium (nicht zur Beschränkung, oder um der Einträglichkeit des Regals willen, sondern zur Ermunterung eines solchen Unternehmens, wozu sich ohne eine Art von Monopol noch niemand verstehen wollte) gegeben. Erst 1723. gab es das erste Stuttgarter Wochenblatt.

Herzog Carl Alexander steigerte (S. 97) die bewaffnete Macht im alleinigen Herzogthum Würtemberg einmal, 1733. auf 18,000 Mann, gewann aber durch die übermäßigsten Anstrengungen doch nichts, als — statt Regent — sein Lebtag General einer fremden Macht zu seyn und des Juden Süß als Oberfinanzraths zu bedürfen, welcher, im ersten Jahre nach des Herzogs plötzlichem Tod, an den eisernen Alchymisten-Galgen (eine Reliquie der hyperphysischen Finanzkunst aus Hzg Friedrichs I. Zeiten) in einem Käfig aufgehängt wurde. Bey Hzg Carl wird S. 103 bemerkt: Man kann sagen, die glücklichste Zeit, welche Würt. genoß, fällt in die letzten 15 Jahre von dessen Regierung. Außer einer Hauptursache, daß er in dieser Periode keinen Hof mehr hielt und daher auch bey weitem nicht bloß für hofmäßigen Umgang und Einfluß zugänglich war, möchte auch noch diese auszuzeichnen seyn, daß er, sein Land häufig ohne Prunk bereisend, jede schriftliche oder mündliche Bitte selbst annahm, auf die Amtführung der Landbeamten eine strenge Aufsicht übte und durch Untersuchungscommissionen üben ließ. Von Hzg Ludwig Eugen (in früheren Jahren le Prince Philosophe genannt) giebt S. 106 die Anekdote: daß „er sogar für seine Unterschrift (als Regent) einen Stempel verfertigen und diesen durch die dritte Hand aufdrücken ließ. Ein Glück war es, daß der Herzog sein Vertrauen einem Manne schenkte, der in dem verdienten Rufe der unbescholtensten Redlichkeit stand." Das Gegenstück hievon war, seit dem Napoleonischen Souverainetätsvertrag von 1806, die Uebergangszeit von einer Dictatur zur constitutionellen Monarchie. Wären damals wenigstens nur

nicht so viele in sich selbst vergängliche Landesorganisationen auf einander gefolgt. Doch war selbst im Kriegzug gegen Preußen (S. 113) 1806. des Königreichs Bundescontingent nur 12,000 Mann. Zum Krieg gegen Rußland wurden (S. 116) als das höchste, 18,000 ausgehoben. Da der deutsche Militärbund jetzt von Würtemberg als Contingent 14 tausend und im Ganzen 21 tausend Mann fordert, so ist die durch das Recrutirungsgesetz bestimmte, im Einverständniß mit den Ständen 1820. modificirte, durch das außerordentl. Beylagenheft der Ständeverhandlungen I. und II. Kammer 1820. bekannter gewordene Einrichtung, welche jene hohe Anforderung durch eine kluge und humane Militär-Organisation erfüllt, und doch mildert, eine der wohlthätigsten Folgen der von König und Volk nach trefflichen Grundsätzen eingegangenen und mit Liebe und Ruhe fortgesetzten constitutionellen Vereinigung. Fast alle Waffenfähige werden allmählich für die Waffen geübt seyn, ohne davon erdrückt zu werden.

S. 119 — 124 ist der neue Zuwachs von Würtemberg speciell verzeichnet. Von 650 tausend Einwohnern ist die Zahl auf 1400 tausend vermehrt. Aber diese haben nach dem angehängten Finanzetat von 1819 bis 20. eine Staatsausgabensumme von 10½ Million Gulden unter sich zu vertheilen, da die 650 Tausend zuvor wenig mehr als ein Viertheil dieser Summe zu leisten hatten.

Die II. Abth. „Landeskunde“ oder Kenntniß des Bodens und seiner unmittelbaren Erzeugnisse, alsdann die III. Abth. „Volkskunde“ oder Kenntniß von den Einwohnern und dem, was sie produciren und bearbeiten, machen eigentlich die Hauptpartheien dieser Schrift und erscheinen mit großem Fleiß angelegt. Hievon noch das Wort eines Kunstverständigen in der Nachschrift.

Die Bevölkerung (1818 gab die Zählung 1,397 564) wird nach S. 247 in der Regel alle Jahre um 10 Tausend zunehmen. S. 272 zeigt, wie sehr der Erwerbfleiß durch Anbau ungebauter Felder, Allmanden ꝛc. sogar im Landbau, immer dem solidesten Erhaltungsmittel noch verhältnißmäßig steigen könnte. Möchte man nur auch bewürken können, daß durch Minderung der Verschwendung für das Ueberflüssige,

wie sie durch alle Stände geht, erübrigt werden könnte, was alsdann auf den Bestand und Zuwachs der Menge sich nährend vertheilen sollte! Auch wäre vielleicht, weil die eine Gegend übervoll seyn kann, während eine andere viel ungebrauchtes Land abgeben könnte, die Ansiedlung von einem Orte zum andern mehr zu befördern. Die verstorbene Königin gab (S. 273) ein schönes Beyspiel, zum Auswandern veranlaßte Würtemberger lieber durch Colonisiren im Lande zu retten und erwerbfleißig zu machen, als aufs ungewisse nach America ziehen zu lassen. Je mehrere darbend arbeiten müssen, damit wenige zuviel verbrauchen, je öfter wird die comische, aber sinnvolle Rede vorkommen, welche S. 255 der Verf. aus dem Munde eines stark bezollten Weinwirths anführt: „Man muß heutzutage betrügen, um ein ehrlicher Mann zu bleiben.“ Der Mann muß wohl das Alter eines „Schwaben, der (S. 251) erst mit dem 40sten Jahre gescheid werden soll“, überlebt gehabt haben!

Die angegebene Bevölkerung theilt sich S. 259 in — Lutheraner 951,540, Reformirte 2,475, Katholische 433,484, Sectirer (die sich von dem Kirchenthum abgesondert erklären) 499, Juden 8,436. Die Lutherischen werden durch nur 844 Pfarreyen besorgt, die Katholischen bedürfen, wenn sie an Zahl gleich nicht um die Hälfte so viele sind, 629 Pfarreyen mit 185 Kaplaneyen (S. 423. 425) nebst einem Landesbischof und Domcapitel. — Die Adelichen, unter denen 24 Fürsten, 23 Grafen vormals Reichsunmittelbar waren, und 95 ritterschaftlich-adeliche Familien (S. 448 — 50) aufgezählt werden, sind kaum der 800ste Theil der Landeseinwohner, nämlich 1.748 gegen 1,395,816. (Rec. möchte den Verf. wohl auch um sichere Notizen bitten, wie sich ihre Besitzungen und Einnahmen gegen das übrige Landeseigenthum verhalten?) Gesondert erscheinen sie offenbar als wenige; mit dem Volke ganz zusammentretend würden sie dann nicht bedeutender hervorragen, und gesicherter stehen?

Alle einzelne Ertrags- und Cultur-Gegenstände werden in der Abth. III. mit vieler Detailkenntniß beschrieben, geschätzt und berechnet. Sehr löblich ists, daß der Verf. hiezu so viele Notizen erhielt. Nur durch dieses Bekanntwerden erhalten sie

gewiß immer mehr Berichtigung und bleiben nicht blos dem Collegien-Typus überlassen, welcher leicht allzu stereotypisch werden kann. Nach S. 293 ist der ganze Flächeninhalt des erzeugenden Bodens 5 Mill. 241 tausend Morgen. Davon sey fast ½ Ackerland, ⅓ Wald, ⅛ Wiesen, 1/55 Garten, 1/62 Weinland, 1/22 ungebaut. Noch ungefähr 1 Mill. Morgen ist von den Ortschaften, Wegen, Gewässern ꝛc. weggenommen. Den landwirthschaftl. reinen Ertrag berechnet S. 371 auf 36 Mill. Davon rechnet der Verf. auf das, was der Capitalist und Landeigenthümer wegnehme, die Hälfte. Da für Gewinn aus Verkehr mit dem Ausland gerechnet werden 1 Mill. 370 tauf. Gulden, so blieben als reines Nationaleinkommen — 19 ½ Millionen. Davon bedürfte der Staat und die vom Staate lebenden die Abgaben von 10 ½ Millionen. — Möge das reine Nationaleinkommen nie überschätzt werden! Nichts ist trüglicher, als dergleichen ins Große gehende und doch auf so mancherley Durchschnitt-berechnungen beruhende Resultate, wo ein kleiner Fehler in den ersten Sätzen eine unübersehbare Divergenz in dem Fortschreiten der Linien hervorbringt, und eine Unrichtigkeit auf dem Papier in der Würklichkeit gewiß, aber spät, und wenn der Schaden erst sehr auffallend wird, seine Rüge findet.

S. 372 — 450 wird ein Ueberblick der Staatsverfassung und Verwaltung gegeben. Die V. Abth. enthält eine abgekürzte Topographie. Zu S. 457 macht Rec. die kleine Berichtigung, daß sein Geburtsort Leonberg, Marggröningen der Stammort seines Vaters und vom 10ten Jahre der Ort seiner Erziehung war.

H. E. G. Paulus.

Nachschrift. Die IIte Abtheilung des Memmingerischen Werks: Landeskunde, verbindet mit dem besondern, dem vaterländischen Interesse, noch ein allgemeines, indem hier über die natürliche Beschaffenheit Würtembergs, seine Oberfläche und Abdachung, die Gebirge und ihren Bestand, eine überaus gehaltreiche, klare Darstellung, als schätzbarer Beytrag zur

geognostischen Kenntniß Deutschlands, gegeben wird. S. 128 ff. sind der Aufzählung der verschiedenen Felsarten gewidmet; ungern versagen wir uns eine mehr ausführliche Angabe; allein sie scheint nicht geeignet für den gegenwärtigen Zweck. In wie fern die S. 149 angeführte Auflagerung des Basaltes auf den Jurakalk der hohen Alp gegründet sey, möge dahin gestellt bleiben. Bey der, in neuerer Zeit (und gewiß mehr im Einklange mit den Grundsätzen einer geläuterten Geognosie) beynahe herrschend gewordenen Ansicht der vulkanistischen Entstehungsweise des Basaltes, läßt sich ein solches Verhältniß der Lagerung sehr bezweifeln. — Ueber die freywilligen Erzeugnisse der Natur (der einfachere Ausdruck Natur-Produkte scheint angemessener), S. 188 ff., findet man, was das Mineralreich betrifft, sehr belehrende Angaben nach den Mittheilungen des verdienstvollen und kenntnißreichen Hrn. Bergraths Held. Auch das Pflanzen- und das Thierreich sind mit wünschenswerther Ausführlichkeit behandelt. — Die in der Vorrede zugesagte mineralogisch-geologische (geognostische?) Karte, wird eine sehr willkommene Erscheinung seyn.

Jahrbücher der Litteratur.

Der Geist des Menschen in seinen Verhältnissen zum physischen Leben oder Grundzüge zu einer Physiologie des Denkens für Aerzte, Philosophen und Menschen im höhern Sinne des Wortes von Ph. Carl Hartmann, Doktor und öffentl. ord. Professor der Medicin an der Universität zu Wien. Wien bey Carl Gerold. 1820. in 8.

Der Verf. ist dem Publikum schon durch mehrere treffliche Schriften aus dem Gebiete der Medizin und Philosophie bekannt, und gehört überhaupt zu den fruchtbaren Schriftstellern der gegenwärtigen Periode. Im vorliegenden Werke behandelt derselbe die höchste Aufgabe, welche der Physiologie vorgelegt werden kann, nämlich die Beziehung, welche zwischen dem geistigen und organischen Leben des Menschen obwaltet. Es gibt, sagt der Verf., wenige Aufgaben, deren Lösung auf das gesammte übrige Erkennen und Handeln des Menschen, auf sein Seyn und Werden, auf sein Glück und seine Würde einen so tief eingreifenden und so mächtig bestimmenden Einfluß hätte, als die Frage über die Wechselverhältnisse zwischen dem geistigen und physischen Leben. — Dieses ist allerdings richtig; aber es ist auch nicht minder wahr, daß diese Frage schon seit der ersten Periode der Cultur-Geschichte der Menschheit vom practischen Standpunkte und namentlich von dem des Glaubens aus, so beantwortet wurde, daß ihr Einfluß auf das Handeln des Menschen deutlich sich kundthun konnte. Weniger möchten wir dem Verf. beystimmen, wenn er folgendes sagt: Da in der neuesten Zeit die Philosophie beynahe ganz physiologisch geworden ist, so hat eben dadurch diejenige Ansicht des Denkens, nach welcher dasselbe als ganz befangen in der Sklaverey der physischen Nothwendigkeit betrachtet wird, im einzelnen Menschen einen mächtigen Schwung erhalten, und die Sache ist endlich so weit gediehen, daß der Mensch zwar Alles im All an sich Nichts geworden ist. Diese Lage der Dinge,

welche auf den gegenwärtigen Stand der Menschheit einen kaum zu berechnenden Einfluß hat, der sich bereits laut genug durch die zügelloseste Frechheit auf der einen, und durch einen lichtscheuen Mysticismus auf der andern Seite verkündigt, macht es dringend nothwendig, die Wechselverhältnisse, in welchen geistiges und physisches Leben zu einander stehen, vom Standpunkte der Physiologie aus einer wiederholten unbefangenen, allseitigen und gründlichen Prüfung zu unterwerfen. — Es scheint uns, daß der Verf. der Philosophie der neuesten Zeit zu viel zur Last lege, wenn er die zügellose Frechheit und den lichtscheuen Mysticismus unseres Zeitalters als ihre Folgen betrachtet. Die Ursachen dieser moralischen Ausschweifungen liegen wohl in der ganzen Richtung des Zeitgeistes überhaupt. Wünschenswerth aber ist es in jeder Periode und besonders in der unsrigen, wenn solche wichtige Fragen allseitiger und gründlicher Prüfung unterworfen werden. Die vorliegende Aufgabe des Verf. scheint uns aber ihrem Hauptinhalte und ihrem Wesen nach in das Gebiet der Philosophie oder Psychologie, und nicht in das der Physiologie zu gehören. Die Physiologie berührt diese Frage, das Wechselverhältniß zwischen Seele und Leib betreffend, zwar auch aber nur in sofern, als sie die Veränderungen zu erforschen sucht, welche während der Thätigkeit des Geistes in dem leiblichen Organe per harmoniam praestabilitam vor sich gehen. Was die Physiologie über die Geisteskräfte aussagt, muß sie aus der Psychologie entlehnen. Es kann nach unserer Meinung von einer Physiologie des Denkens gar nicht die Rede seyn, sondern nur von einer Physiologie der Functionen der unmittelbaren Instrumentalorgane des Geistes. Das Denken ist ein psychischer Act und kann nur vom psychologischen Standpunkte aus erfaßt werden. Noch weniger können wir zugeben, daß die Beantwortung dieser Aufgabe als eine besondere Wissenschaft betrachtet wird, für welche sie der Verf. gehalten wissen will; sondern sie ist und bleibt nur ein Theil der Psychologie, und wird in der Physiologie nur von einem untergeordneten Standpunkte aus zur Sprache gebracht. Abgesehen aber von diesem Ausdrucke, den der Verf. zur Bezeichnung seiner Aufgabe gewählt hat, wollen wir uns an den Inhalt des Werkes selbst

halten, und dem Leser vorzulegen suchen, auf welche Art derselbe diese große Aufgabe zu lösen gesucht habe.

Erste Abtheilung. Das Denken an sich. Der Verf. schickt den psychologischen Theil seiner Abhandlung voraus und handelt, ohne sich gerade an einen sehr systematischen Gang zu halten, von verschiedenen wichtigen Aufgaben der Philosophie und Psychologie. Die Behandlungsart scheint uns aber der Größe und Wichtigkeit des Gegenstandes nicht angemessen. Wir müssen, um diesen unsern Satz gehörig zu begründen, die Worte des Verf. selbst anführen. Unter der Aufschrift das Wesen der Dinge sagt der Verf. folgendes: „Alles, was in der Natur ist, ist thätig; was nicht thätig ist, ist auch nicht. Alles wird, besteht und vergeht durch Thätigkeit, und nur durch Thätigkeit treten die gewordenen Dinge zu einander in Wechselverhältnisse. Alles Seyn offenbaret sich nur durch Thätigkeit, und Thätigkeit ist der Grund und das Wesen aller Dinge. Selbst die Materie ist nichts als erscheinende Thätigkeit. Keine Vorstellung hat zu größern Irrthümern Veranlassung gegeben, als diejenige, welche Materie und Kraft von einander trennte, und jene als die Trägerin, ja wohl gar als den Grund von dieser darstellte. Materie und Thätigkeit ist eins, d. h. wenn bestimmte Kräfte unter bestimmten Verhältnissen zum Raume zusammenkommen, so erscheinen sie als Materie. Die Materie ist also die Erscheinung (Phaenomenon), die Thätigkeit ist das Wirkliche (Noumenon). Man denke sich von der Materie alle ihre Kräfte, ihre Schwere, Cohäsions- und Ausdehnungskraft hinweg, und man hat die Materie selbst vernichtet.“

Dieser kurze Abschnitt, worin der Verf. die so unendlich schwere und wichtige Frage, über das Wesen der Dinge gelöst zu haben vermeint, ist aber aus bekannten, vielbesprochenen und in unsern Tagen so vielfach wiederholten Sätzen zusammengesetzt; wovon jeder einzelne erst des Beweises bedürftig ist, und keiner eigentlich dem andern zum Beweise dienen kann. Wo man aber Beweise fodern muß, — und wo sollten sie mit mehr Recht gefodert werden können, als auf dem philosophischen Standpunkte, worauf sich der Verf. gestellt hat, — da darf man sich mit bloßen Aussprüchen nicht genügen.

Wie sollen Sätze, wie folgende, zur Grundlage einer Philosophie des Denkens und als ihre Grundprinzipien betrachtet werden können? „Alles Seyn offenbart sich nur durch Thätigkeit“ — also gibt es ein Seyn, welches sich nicht offenbart, und somit keine Thätigkeit zeigt, oder nicht Alles, was in der Natur ist, ist thätig, sondern nur Alles, was in der Natur sich offenbaret, ist thätig? Ferner heißt es: „Die Materie ist nichts als erscheinende Thätigkeit“. Es gibt also auch eine nicht erscheinende Thätigkeit, oder nicht Alles, was thätig ist, ist auch zugleich. Es scheint uns immer, wenn man über irgend eine einzelne philosophische oder psychologische Aufgabe etwas Entscheidendes und Gründliches sagen will, nothwendig zu seyn, daß man die Elementarsätze der Philosophie gehörig mit Beweisen unterstütze. Ueberhaupt möchte das Zurückgehen nach den ersten Prinzipien der Philosophie von Niemanden so sehr gefodert werden dürfen, als von dem, der an die Stelle eines bis jetzt geltenden philosophischen Systemes Bruchstücke eines neuen Systemes oder ein ganz anderes System zu setzen sich vornimmt. In einem ähnlichen Geiste sind die folgenden Abschnitte geschrieben, daher wir nur dasjenige daraus ausheben wollen, was der Verf. als seine eigenthümliche Ansicht bezeichnet. Es gibt, sagt der Verf., einen vierfachen Weg zur Erklärung des Wechselverhältnisses zwischen der physischen und psychischen Thätigkeit, der Natur und des Geistes, dem Realen und dem Idealen. Der Idealismus, der Materialismus, und das System der absoluten Identität führen auf Widerspruch und Irrthum, daher kann die Wahrheit nur auf dem einzigen noch übrigen gesucht werden, auf welchem man finden wird, daß das System der gesammten menschlichen Erkenntnisse nur dadurch Einheit des Prinzips, Consequenz der Entwicklung und Wahrheit seines Inhaltes erhalten kann, wenn wir die wirkliche Existenz der Geister- und Körperwelt eingestehend beyde aus einer höhern Urquelle ableiten. Diese Urquelle ist Gott. — Nach diesem sollte man glauben, der Verf. nehme an, die Materie und der Geist existiren außerhalb dieses dritten höhern Wesens. Allein bald darauf heißt es: „Aus allem diesem wird es klar, daß die Dinge der physischen Welt nichts sind als verkörperte Gedanken

Gottes, und die Geister der psychischen nichts als einzelne Strahlen dieses unendlichen Lichtes, die in ihren beschränkten Kreisen leuchten, wie dieses mit ewiger Fülle in seinen unermeßlichen.“ Aus diesen Aeußerungen möchte man den Schluß ziehen, daß der Verf., der im Grunde den Gedanken der Identitäts-Philosophie, das Ideale und Reale seyen nur endliche Reflexe der absoluten Identität, in populärem Style wiedergibt, diesem Systeme beypflichte, ohne es zu wollen oder zu wissen. Ueberhaupt aber wäre es zu wünschen, daß, wenn von so ernsten philosophischen Materien die Rede ist, man sich strenge an philosophische Ausdrücke und Formen, deren Sinn nicht zweydeutig ist, halte. Mehr spricht uns dagegen der Verf. an, wenn er ins Einzelne seiner Aufgabe eingeht. Ganz wahr sagt der Verf.: „wer sich an eine Physiologie und Organonomie des menschlichen Denkens wagt, dessen erste Angelegenheit muß seyn, die alle Aeußerungen des menschlichen Denkens beherrschende Grundthätigkeit in das hellste Licht zu stellen. Ist ihm dieses gelungen, so muß er die Verhältnisse dieser Grundthätigkeit zu den verschiedenen Arten ihrer Aeußerung, zu den sogenannten Denkvermögen, endlich aber die Wechselverhältnisse dieser Vermögen und ihrer Funktionen zu einander selbst, zur deutlichen Ansicht bringen.“ — Wir glauben nur, daß dieses Aufgabe der Psychologie sey, und daß die Physiologie diese Erörterungen als Lehnsätze betrachte. Von dem Worte Denken gibt der Verf. eine dem gegenwärtigen Sprachgebrauche fremde Erklärung. Er begreift nämlich unter Denken sowohl das Erkennen als auch das Wollen. Das Erkennen theilt er wieder ein in Anschauen, Urtheilen, Schließen, das Wollen in Gefühl, Neigung und Entschluß. Das Gefühlsvermögen wird also als kein besonderes Geistesvermögen betrachtet. Er behandelt nun alle Aeußerungen des Denkens (der Geistesthätigkeit) im Einzeln, zergliedert jede derselben in ihre Elemente und vergleicht alle insgesammt mit einander. Wenn er sodann in allen Eine und dieselbe Thätigkeit als das Beherrschende aufgefunden haben werde, so glaube er sich berechtigt, diese Thätigkeit als die Grundthätigkeit des Denkens — als das psychische Prinzip — aufzustellen. In wie weit der Verf. das gesammte Erkenntnißvermögen

durch die Funktionen des Anschauens, Urtheilens und Schließens umfaßt und erschöpft habe, davon später ein Wort.

Ueber die Art und Weise, wie die Funktion des Anschauens (der äußern Sinnlichkeit) vor sich gehe, gibt der Verf. folgende Erklärung. Damit Anschauung vermittelst der äußeren Sinne zu Stande komme, muß ein äußerer Gegenstand durch seine eigenthümlichen Kräfte auf das, ihm entsprechende an der Peripherie des Gehirnnervensystems (?) liegende Sinnorgan einwirken, und in den Nerven desselben bestimmte Lebensspannungen hervorrufen. Bestimmte Lebensspannungen in bestimmten Sinnesnerven entwerfen in bestimmten Centralorganen des Gehirnes einen dem äußern Gegenstande, welcher jene Spannung erweckte, entsprechenden Umriß, dessen Aufnahme ins Bewußtseyn die äußere Empfindung ausmacht. Daß aber die Erzeugung einer solchen äußern Empfindung oder Anschauung vor sich gehen könne, seyen Aufmerksamkeit und Unterscheidung die nothwendigsten und ersten Bedürfnisse. Wenn die Aufmerksamkeit nur das Produkt der Freyheit seyn kann; wenn Unterscheiden nichts anderes ist, als ein freyes Verbinden (?) des durch die Sinne gegebenen Mannigfaltigen zur Einheit und Aufnahme dieser Einheit ins Bewußtseyn, so folgt daraus unwidersprechlich: „daß eine freye, das Mannigfaltige zur Einheit verbindende und als Einheit bestimmende Thätigkeit das psychische Prinzip der sinnlichen Anschauung sey.“ Auch hier müssen wir wieder bemerken, daß der Verf. sich nicht genau an die Gesetze logischer Distinctionen gehalten, und verschiedene Begriffe mit einander verwechselt und in Eins verschmolzen habe. Abgesehen davon, daß uns seine Erklärung, wie die äußern Objecte Empfindungen hervorrufen, so unzulänglich wie alle bisherigen erscheint, so halten wir es für gewiß und keines Beweises mehr bedürftig, daß Anschauung ohne Einheit des Bewußtseyns statt haben könne und statt habe, und daß mit dem Eintreten der Einheit des Bewußtseyns die Anschauung nicht mehr Anschauung sey, sondern sich zum Begriffe erhoben habe. Wir wollen den Verf. nur an die einfachen Anschauungen von Farben, Tönen, Gerüchen ꝛc. erinnern. Das Unterscheiden ist ferner nach unserer Ansicht kein Verbinden

des durch die Sinne gegebenen Mannigfaltigen zur Einheit des Bewußtseyns. Beym Unterscheiden tritt vielmehr eine Trennung im Bewußtseyn ein. Auf das Unterscheiden folgt erst Reflexion, sodann Abstraction, und endlich kömmt es zur Einheit des Mannigfaltigen im Bewußtseyn oder zum Begriff. Was endlich die Freyheit des psychischen Principes der sinnlichen Anschauung betrifft, so kann von einer solchen nicht leicht gesprochen werden, sondern blos von einer Willkühr. Das Prinzip der Freiheit geistiger Handlungen liegt in einem ganz andern Gebiete als in dem der sinnlichen Anschauung. Was der Verf. von dem psychischen Prinzip der Einbildungskraft und des höhern Denkvermögens sagt, scheint uns viel zu kurz zu seyn, indem so wichtige Materien nicht auf zwey oder drey Seiten abgefertigt werden können. Das Wort Vernunft scheint der Verf. noch im Kantischen Sinne zu nehmen, da er von Vernunftschlüssen spricht, wodurch sich eine freye nach dem Höchsten (?) strebende Thätigkeit verkünde. Der eigentlichen Ideen der Vernunft, der Ideen von Freyheit, Unsterblichkeit, Gott ꝛc. sollte wohl billig hier Erwähnung geschehen, wovon aber durchaus nichts vorkömmt. Das Resultat dieser Untersuchung spricht der Verf. so aus: das gesammte Erkenntnißvermögen stehet in allen seinen Aeußerungen unter einem obersten selbstthätigen Prinzip, dessen wesentliche Charaktere sich durch Freyheit, Bewußtseyn und immer reges Streben nach Verbindung des Mannigfaltigen zur Einheit aussprechen. — Es scheint uns damit nichts anderes gesagt zu seyn, als der bekannte Satz: das Erkennen ist eine geistige Handlung, welche (im gesunden Zustande) willkührlich vorgenommen werden, und im Allgemeinen als ein Verbinden des Mannigfaltigen zur Einheit des Bewußtseyns charakterisirt werden kann. So wie, fährt der Verf. fort, das Erkennen durch die drey Functionen des Anschauens, Urtheilens und Schließens von seiner niedrigsten bis zu seiner höchsten Stufe sich emporschwingt, so lassen sich auch in den Aeußerungen des Willens drey Stufen nachweisen, die sich als Gefühl, als Neigung und Abneigung und als Entschluß in der Wirklichkeit darstellen. Aus den nähern Untersuchungen hierüber zieht der Verf. den Schluß: daß es keine Function des Denkens gebe, sie mag auf die

Seite des Erkennens oder auf jene des Willens fallen, welcher nicht eine freye durch Bewußtseyn ausgezeichnete Thätigkeit, welche ihrem Wesen nach immerdar nach Verbindung des Mannigfaltigen und des Getrennten zur Einheit strebt, zu Grunde liege. — Von einer Unterscheidung zwischen Willkühr und Freyheit des Willens, welche man bey solchen Expositionen nothwendig erwartet, ist hier gar nicht die Rede. Ueberhaupt scheint uns bey der ganzen Untersuchung eine Verwechselung dieser Begriffe statt zu finden. Ohne allen Beweis wird selbst dem niedern Erkenntnißvermögen Freyheit zugestanden, und die Handlungen des Gefühl- und Begehrungsvermögen werden als Akte charakterisirt, bey welchen das Mannigfaltige zur höhern Einheit erhoben werde. Dieses letzte ist gewiß noch keinem Psychologen in den Sinn gekommen, indem es sich hiebey um Einheit oder Mannigfaltigkeit gar nicht handelt. Der Verf. behauptet ferner, es gebe in dem Menschen keine wirkliche Trennung zwischen Erkennen und Wollen, zwischen Intelligenz und Gemüth: denn man könne nicht denken, ohne zu wollen, und nicht wollen, ohne zu denken. — So sehr wir auch überzeugt sind, daß im Leben des Geistes die Trennung nicht vorkömmt, die wir zum Behufe der Wissenschaft machen müssen, so ist es doch für uns gewiß, daß Intelligenz und Wille getrennt von einander im Lebensakte des Geistes auftreten können. Wir können zwar nicht denken, ohne denken zu wollen, aber wir können denken, ohne zu wollen. Wenn wir z. B. den Satz denken, daß die drey Winkel eines Dreyeckes zweyen rechten gleich seyen, so findet hier sicher kein Wollen des gedachten Objectes statt. Ebenso kann man wollen, ohne zu denken. Willen hat das niederste Thier, welches blos empfindet, fühlt und noch nicht zu denken fähig ist. — Die Wichtigkeit der Einbildungskraft bey den geistigen Operationen hat der Verf. unserer Meinung nach mit Recht hervorgehoben und gewürdigt. Doch kann man von ihr sagen, daß sie eben so viel schade, als sie dem Denken nützet. Der Verf. spricht dann von den Eigenthümlichkeiten des Denkvermögens, des Erkennens und Wollens bey verschiedenen Menschen. Die Leidenschaften reducirt derselbe auf zwey Grundaffecte, nämlich Liebe und Haß. Da die Erfahrung lehrt, daß Abstammung,

Temperament, Organisation, Geschlecht, Alter, Krankheiten, Klima, auf die Abänderung des psychischen Charakters einen entschiedenen Einfluß haben, so wird nun zur Beantwortung der Frage geschritten, welches innere Verhältniß zwischen dem psychischen und organischen Leben des Menschen statt finde, und dieser Untersuchung die zweyte Abtheilung des Buches gewidmet.

Zweyte Abtheilung. Eigentliche Physiologie des Denkens. Das Thema dieser zweyten Abtheilung wird schon am Ende der ersten Abtheilung eingeleitet. Es bedürfe, sagt der Verf., wohl keiner tiefern Untersuchung mehr, um über den Werth der Frage urtheilen zu können; ob die Materie den Grund des Denkens enthalten könne oder nicht? Demjenigen, welcher einen richtigen Begriff von der Materie überhaupt habe, müsse schon die bloße Frage widersinnig erscheinen. Wie kann die Materie, welche durchaus nicht als Grund irgend einer Thätigkeit angesehen werden kann und darf, eine selbstständige, freye, anschauende, das Mannigfache der Dinge in das Bewußtseyn aufnehmende und zur Einheit verbindende Thätigkeit begründen? Aber dennoch haben die oben angeführten Thatsachen bewiesen, daß die Aeußerungen des Denkens im Menschen auf das innigste mit den Phänomenen des physischen Lebens verwebt sind; in sofern demnach das physische Leben durch materielle Organe vermittelt wird, in sofern wird dann doch — dieses wird man uns erwiedern — das Denken an die Materie gebunden seyn. — Nicht nur dieses wird man dem Verf. erwiedern, sondern auch seine eigenen Sätze, nach welchen es heißt: Alles was ist, ist thätig, selbst die Materie ist Thätigkeit. Alles Seyn offenbaret sich durch Thätigkeit, und Thätigkeit ist der Grund und das Wesen aller Dinge ꝛc. Doch wir glauben, daß diese Fragen nicht so schnell zu beantworten, diese Zweifel nicht so leicht zu lösen seyen, und es dürfte auch nicht von dem Verf. gefordert werden, daß er diese Fragen, an deren Enträthselung die Philosophie seit Jahrhunderten arbeitet, uns lösen solle. Da derselbe aber sie wirklich gelöst zu haben vermeint, so müssen wir ihm bemerken, daß wir seine Darstellungen nicht für schulgerecht und tief gefaßt genug halten, um in diesem schwer löslichen Streite Etwas zu entscheiden. Hier sind strenge Be

weise nöthig und es reicht nicht hin, blos zu sagen, wie der Verf.: wir erkennen und bekennen, daß alles Leben ursprünglich aus Einem und dem Höchsten fließe, und von diesem mit absoluter Freiheit producirt werde, daß aber das besondere Leben, wenn es einmal als besonderes producirt ist, auch seinen besondern Charakter habe, so zwar, daß sich psychisches und physisches Leben in ihrer Besonderheit wesentlich von einander unterscheiden. — Wir sehen davon ab, daß dieses ein in neueren Zeiten so oft ausgesprochener nur etwas anders ausgedrückter Satz ist. — Ferner sagt der Verf.: Wäre psychisches und physisches Leben dem Wesen nach Eins; so mußte überall, wo das physische Leben im Besondern erscheint, auch das psychische Leben im Besondern sich offenbaren; eine Behauptung, welcher die Erfahrung geradezu widerspricht, indem sie auf unermeßliche Heere physisch belebter Naturproducte (die Pflanzen) hinweiset, an denen sich keine Spur des psychischen Lebens (?) wahrnehmen läßt. — Der Verf. scheint uns den Materialism mißzuverstehen; denn derselbe behauptet nicht, daß die Materie überhaupt gleich dem Geiste sey, sondern daß der Geist nur das Product der feinern innern Construction der Materie sey. Wo also diese fehlt, da ist kein Geist. Jedoch gehen wir mehr zum Speciellen der Frage über, über welches der Physiologe entscheiden oder doch einiges Licht verbreiten kann, ohne vorher die Lösung jener philosophischen Aufgaben abwarten zu müssen. Wir nehmen nämlich eine Organisation des thierischen Körpers und ein Denkendes in ihm wahr, wie verhält sich nun jene bey der Thätigkeit des Letztern? Der Verf. gibt zuerst Gründe an, welche beweisen, daß das Nervensystem und zunächst das Cerebralsystem der organische Vermittler des Denkens sey. Nach einer anatomischen Beschreibung des Gehirnsystemes geht der Verf. zur Beantwortung der Frage über: „was und wie wirken die Organe des Gehirn- und Nervensystemes zu jeder einzelnen Denkverrichtung mit?“ Das Leben des Nervensystemes ist ein doppeltes, ein *inneres* und *äußeres*. Jenes ist das bildende, wodurch der Nerve sich in seinem organischen Seyn behauptet. Dieses besteht in Bewegungen, welche sich mit der Geschwindigkeit der Lichtstrahlen (?) über den ganzen Verlauf des Nerven

fortpflanzen, und entweder Empfindung oder Muskelbewegung zur Folge haben. Das Nervenleben selbst sey ein bestimmter Prozeß, der, wie jeder andere bestimmte Naturprozeß, aus zwey einander entgegengesetzten Kräften abgeleitet werden müsse. — Es wird dem zufolge den Nerven eine attractive und repulsive Lebenskraft zugeschrieben. Solcher Sätze, denen der Beweis aber mangelt, folgen noch mehrere. Es wäre, so scheint uns, besser gewesen, diese Beweise zu liefern, weil die Folgerungen ohne sie keine Gültigkeit haben. Wie kann der Verf. glauben, den Leser durch bloße Aussprüche zu überzeugen. Eben so willkührlich und blos postulirt, nicht erwiesen, scheinen uns die meisten folgenden Sätze zu seyn. Außerdem sind es bekannte und oft schon ausgesprochene Meinungen, was der Verf. von der polarischen Thätigkeit im Nervensysteme bey der Ernährung ꝛc. sagt, und ganz im Geiste einer Schule, der der Verf. doch nicht angehören will. Eben so ist seine Ansicht der Muskelbewegung aus bloßen Annahmen und Voraussetzungen zusammengesetzt. Der Verf. sagt: zwey Thätigkeiten, welche einander entgegengesetzt sind, wohnen dem Muskel ein. Sie befinden sich aber im Gleichgewicht. Wird dieses Gleichgewicht gestört, so entsteht Zusammenziehung des Muskels. Wirkt ein Reiz auf den Nerven, so kann dieser entweder positiv oder negativ einwirken. Wirkt der Reiz auf den Muskelnerven negativ, so wird dadurch die expansive Thätigkeit, welche er auf den Muskel, oder vielmehr den in seinem Parenchym wirksamen Blutdunst ausübt, geschwächt und dadurch dem in allen Punkten aller Muskelfasern immer regen Streben nach Contraction das Uebergewicht zugewendet, wodurch es nothwendiger Weise zur Zusammenziehung aller Muskelfasern und des ganzes Muskelkörpers selbst, dessen Nerve gereizt wird, kommen muß. Wenn aber der äußere Reiz positiv auf den Muskelnerven wirkt, so wird er die Entwicklung des im Nerven thätigen Prinzips verstärken, dadurch wird nun die Expansion des Blutdunstes schnell vermehrt, aber auch eben dadurch schnell erschöpft werden; denn wir wissen, daß wenn eine dunst- oder gasartige Flüssigkeit aufs äußerste ausgedehnt und gespannt wird, sie durch eine solche Ueberspannung (?) in den tropfbar flüssigen Zustand zurückgeführt wird. Auf diese Weise (?) ver-

wandelt der Blitz den Wasserdunst, aus welchem die Gewitterwolken bestehen, in Regen, und der elektrische Funke ein Gemisch aus Wasser- und Sauerstoffgas in Wasser. Durch diese verstärkte Ausdehnung und Spannung wird die Gegenwirkung der Muskelfasern und ihr Streben zur Zusammenziehung noch lebhafter aufgeregt, so daß eine starke Contraction erfolgt. Wie viele unerwiesene und unerweisliche Annahmen! Welch eine Kette von Hypothesen und Voraussetzungen, ohne sie im Geringsten begründet zu haben. Es sey im Muskel, ein Blutdunst vorhanden, dieser expandire denselben, werde aber selbst durch den Muskelnerven expandirt; Reize von außen, sie mögen positiv oder negativ auf den Muskelnerven einwirken, verursachen eine Verminderung der Expansion des Blutdunstes, und somit Contraction des Muskels! Auf keinem Standpunkte, am wenigsten auf dem philosophischen, worauf sich der Verf. gestellt hat, ist es erlaubt, statt Erklärungen eine Reihe von Voraussetzungen zu geben. Würde Verminderung der Expansion des Blutdunstes die Muskelcontraction zur Folge haben, so sollte ja jeder Aderlaß, wodurch Blut und Blutdunst entfernt wird, Contraction des Muskels bewirken! Außerdem nimmt der Verf. ja schon im Voraus an, was er erklären soll, nämlich das Vorhandenseyn einer (fortdauernden) Contraction der Muskelfasern.

Der Verf. spricht nun von den Verrichtungen des Nervensystemes, der Empfindung und Muskelbewegung, und sodann von den einzelnen Sinnesempfindungen insbesondere. Zuerst handelt derselbe von den äußern Sinnen. Das Wesen der Empfindung setzt der Verf. in eine dynamische Bewegung oder Spannung. So z. B. wird die Geruchsempfindung auf folgende Art erklärt. Die riechbaren Stoffe treten mit den Nerven der Riechhaut in eine dynamische, wahrscheinlich elektrische, Wechselwirkung. Die Folge davon ist eine Veränderung, eine bestimmte Spannung des in den Nervenfasern der Geruchsnerven waltenden Lebensprozesses, welche diese in ihrem ganzen Verlaufe ergreifend und in das Bewußtseyn aufgenommen, die Geruchsempfindung gibt. — Was der Verf. von der bey den Sinnesempfindungen stattfindenden Muskel- und Willensthätigkeit sagt, hat früher der leider verstorbene Steinbuch sehr

schön auseinandergesetzt, besonders was den Tast- und Gesichtssinn betrifft. Der Verf. will aber auch den eigentlichen Akt des Sehens der Willkühr unterwerfen, und hält denselben für ein freyes Nachbilden des vom äußern Gegenstande ursprünglich auf der Netzhaut entworfenen Vorbildes. Vieles daran ist wahr. Dagegen können wir ihm nicht beystimmen, wenn er diese freye Thätigkeit in die Muskulatur setzt und sagt: Eben so ist die Vorstellung, welche wir vermittelst des Sehorganes von der Größe der Körper erhalten, an die Thätigkeit der Augenmuskeln gebunden. Um nämlich die Größe eines Gegenstandes vermittelst des Sehsinnes zu erkennen, theilen wir dem Auge eine solche Bewegung mit, daß seine Achse von dem einen Endpunkte des Gegenstandes bis zum andern geführt wird. Die Größe der Bewegung, welche die Augenmuskeln dabey vollbringen, gibt den Maasstab ab, nach welchem wir die Größe der Objecte schätzen. Es findet nämlich bey einer gewissen Entfernung der Objecte keine solche Bewegung des Augapfels mehr statt.

Ueber das Wesentliche der Sinnesempfindungen und der Erklärung dieser Akte scheint uns nichts Neues vorzukommen. Der Verf. geht nun zur Untersuchung des Gemeingefühls, der Einbildungskraft, des Gedächtnisses und der höhern Erkenntnißvermögen, der Urtheilskraft, des Verstandes und der Vernunft, welche er, wie schon erwähnt, als die höchste Aeußerung der Urtheilskraft bezeichnet, über. Darauf folgt eine Betrachtung über das Bewußtseyn und seine Beziehungen zum organischen Leben, welche nothwendig sollte der Untersuchung des Erkenntnißvermögens vorausgeschickt werden. Endlich wird von dem Willen und den Gemüthsaffekten in ihrem Zusammenhang mit der physischen Lebensthätigkeit gesprochen. Nur für die Einbildungskraft und das Gedächtniß nimmt der Verf. ein Organ, das Gehirn an. Das Urtheil bedürfe nur in sofern der Mitwirkung der Organisation, als die Vorstellungen, womit es sich beschäftigt, vermittelst sinnlicher Bilder in der Einbildungskraft dargestellt werden. Alle übrigen Handlungen, welche beym Urtheilen Statt finden, die Reflexion über die Vorstellungen, die wechselseitige Beziehung derselben auf einander, und endlich die entscheidende Bestimmung des Wechsel-

verhältnisses, seyen alle eben so viele Äußerungen einer freyen Thätigkeit und als solche über das organische Leben erhaben. Wenn es aber kein eigenes Organ für die Urtheilskraft gebe, so gebe es auch keines für den Verstand, welcher blos Aeußerung der Urtheilskraft auf einer niedern Stufe ist, und noch weniger für die Vernunft, welche als Urtheilskraft in höchster Potenz betrachtet werden müsse. — Ferner heißt es: Das Bewußtseyn kann nicht aus dem Bewußtlosen, und die Freyheit nicht aus der Nothwendigkeit hervorgehen; daher kann es auch nicht in dem organischen Leben wurzeln und seinen Gesetzen gehorchen. Der Wille endlich ist als das Resultat organischer Thätigkeit gedacht, baarer Unsinn, und alles, was vom Bewußtseyn gesagt worden, läßt sich auch auf den Willen anwenden.

Der Verf. beschäftigt sich nun mit einer genauen von dem Allgemeinen ins Einzelne fortschreitenden Prüfung der Gall'schen Organenlehre des Gehirns, woraus wir einige sehr scharfsinnige Bemerkungen ausheben wollen: 1) Das ganze Gall'sche System hat keine psychologische Grundlage. Es geht von unvollständigen, einseitigen, verworrenen, zum Theil falschen Ansichten der Geistesvermögen aus. Man findet darin keine Ahnung von Einem Einzigen Prinzip aller Geistesvermögen und Functionen, von ihren systematischen Verhältnissen zu einander, und von ihren Beziehungen zur physischen Thätigkeit der Organe. (Der Verf. scheint uns Gall'n hier etwas Unrecht zu thun, denn eben das Unzusammenhängende in der Organenlehre ist ein Beweis, daß sie aus unbefangener Beobachtung, ohne Einmischung von vorgefaßten psychologischen Systemen und Prinzipien, hervorging, und ist mehr zu rühmen als zu tadeln. Doch lassen wir die Verfasser der Organenlehre ihre Sache selbst vertheidigen!). 2) Eine Menge von untergeordneten Aeußerungen der Geistesthätigkeit werden in diesem Systeme für eigene Functionen erklärt, die nie als solche betrachtet werden können; die allermeisten davon sind noch von der Art, daß sie zu ihrer Aeußerung besonderer Organe gar nicht bedürfen. 3) Bey der Annahme aller in diesem Systeme aufgestellten Organe aus der ihnen beygelegten selbstständigen Wirksamkeit werden die Denkverrichtungen nicht nur unerklärbarer wie bisher; sondern es wird auch dadurch die Einheit des Bewußtseyns und die Selbstbestimmung in aller psychischen Thätigkeit und damit selbst die Möglichkeit des menschlichen Denkens aufgehoben. 4) Alle Erfahrungsbeweise, welche dieses System für die Existenz seiner aufgestellten Organe führt, beruhen auf dem äußerst trügerischen: cum hoc ergo propter hoc. Wir können zugeben, daß bey Menschen und Thieren bestimmte Anlagen und Neigungen mit bestimmten Erhaben-

heiten am Schedel in Gesellschaft beobachtet werden, ohne deswegen nothwendig zu dem Schlusse getrieben zu werden; daß unter diesen Erhabenheiten besondere Organe für jene Anlagen und Triebe verborgen liegen. Uebrigens habe es mit der Bestätigung der Gall'schen Lehre durch die Erfahrung noch seine gewisse Bewandniß. Wenn daher dieses Organensystem, schließt der Verf., keine psychologische Grundlage hat; wenn es aus schwankenden Voraussetzungen falsche Schlüsse zieht; wenn es in der Erfahrung keine Bestätigung findet; so kann es auch keineswegs auf den Rang einer Physiologie des Denkens Anspruch machen, und nur einige Bruchstücke desselben mögen der fernern Aufbewahrung würdig seyn.

Ueber den Titel: Eigener Versuch zur Erklärung der verschiedenen Sinnes-, Verstandes-, Gemüths- und Kunstanlagen bey verschiedenen Menschen, theilt der Verf. das Resultat seiner Untersuchungen hierüber mit. Da, sagt derselbe, nach allem diesem weder das Gall'sche System, noch die frühern Versuche der Physiologen über die Begründung der mannigfaltigen Geistesanlagen verschiedener Menschen durch die Eigenthümlichkeit und Verschiedenheit ihrer Organisation die gewünschte Aufklärung verschaffen; so wollen wir sehen, welches Licht unsere Grundsätze über diese wichtige Aufgabe verbreiten können. Nach unsern schon anderwärts hinlänglich entwickelten Ansichten ist das Erkennen und Handeln des Menschen in soweit an keine Körper-Organisation gebunden, als die Darstellung der erkennbaren Objecte vermittelst sinnlicher Bilder und die wirkliche Ausführung der Willensbestimmung durch die lebende Thätigkeit der Organe des Nervensystems vermittelt wird. Eigenthümliche Modifikationen in der Bildung und Thätigkeit dieser Organe müssen daher auch eigenthümliche Bestimmungen in der Denk- und Handlungsweise der Menschen zur Folge haben. Es gibt nur zweyerley Arten von Organen, die der psychischen Thätigkeit dienstbar sind: a) die Organe der Sinnlichkeit und b) jene der Willkühr. Diese stellen nun an der äußern Peripherie des Nervensystemes die Organe der äußern Sinne und der äußern willkührlichen Bewegung; gegen den Mittelpunkt desselben Systemes hin, die innern Sinnes- und Willkührorgane, — und letztere zusammengenommen, die Organe der Einbildungskraft dar. Wir haben bewiesen, daß außer diesen Organen keine andern zu den mannigfaltigen psychischen Verrichtungen erfodert werden, noch zu denselben etwas beytragen können. Alle Eigenthümlichkeiten in der Denk- und Handlungsweise einzelner Menschen können daher, in soweit sie nämlich auf die Organisation zurückgeführt werden können, nur in dem jedem Menschen eigenen Charakter dieser Or-

gane gesucht werden. Hierbey müssen aber drey wesentliche Stücke mit gleicher Aufmerksamkeit gewürdigt werden: a) die Größe der Organe, b) der Grad und die bestimmte Modification ihres Lebensvermögens, c) das wechselseitige Verhältniß, in welchem die Organe der Sinnlichkeit und Willkühr in Hinsicht auf Ausbildung und Lebensthätigkeit zu einander stehen. Da sich nun in Hinsicht auf Größe, inneres Lebensvermögen und ganz besonders in Hinsicht auf die Wechselverhältnisse der Organe der Sinnlichkeit und Willkühr bey den Menschen eine unübersehbare Mannigfaltigkeit denken läßt; so kann man hierin auch hinlänglichen Grund der außerordentlichen Verschiedenheit der geistigen Anlagen, durch welche sich die Menschen und Thiere unter einander auszeichnen, auffinden.

Im Ganzen hat uns dieses Kapitel am meisten angesprochen, und wir finden darin viel gut Gedachtes und mehrere neue Bemerkungen. Dasselbe gilt von den noch folgenden Abschnitten, über Schlaf, Traum, Nachtwandeln, über Geistes-krankheiten und den Tod des Menschen. Um ein Urtheil über das Ganze zu fällen, müssen wir gestehen, daß uns der Verf. mehr im Detail als in der Darstellung der allgemeinen Prinzipien seiner Untersuchungen gefallen hat. Ueberhaupt scheint uns, daß durch seine Ansicht die Frage, welche organischen Veränderungen den Denkfunctionen zu Grunde liegen oder sie begleiten, nicht gelöst sey. Sehr unvollkommen ist die Erklärung der organischen Veränderungen in den Sinnesorganen während der Sinnesfunction, weil es die bekannte gewöhnliche ist; zu sehr scheint uns das Gebiet der inneren Sinnlichkeit, der Einbildungskraft und des Gedächtnisses ausgedehnt worden zu seyn, und mit Unrecht wird nach unserer Meinung den höhern Erkenntnißvermögen alle organische Grundlage abgesprochen. Auf der andern Seite müssen wir aber bekennen, daß die Aufgabe an sich äußerst schwierig, wir möchten sagen, für jetzt unauflöslich ist, um so mehr, wenn man selbe, wie der Verf. that, von ihren Wurzeln im Felde der Philosophie an auffaßt; und daß der Verf. sehr vielen Scharfsinn im Einzeln bewiesen habe. Da es ihm an philosophischem Talent nicht mangelt, so wäre zu wünschen, daß er rücksichtlich seiner Prinzipien eine größere Strenge des Beweises beobachtete, und sich mehr an logische Formen hielte. Immer wird aber diese Schrift als eine interessante, belehrende und Ideen weckende Lektüre dem Arzte im höhern Sinne des Wortes, wie dem Philosophen, für welchen immer die nothwendigen anatomischen und physiologischen Erläuterungen beygefügt worden sind, empfohlen werden können.

C. M.

Jahrbücher der Litteratur.

Ueber das Geschworen-Gericht in Beziehung auf das Gutachten der Königl. Preußischen Immediat-Justiz-Commission am Rhein, vom Criminalrath Mosqwa zu Berlin. Berlin 1820. In der Maurerschen Buchhandlung.

Lange hat Rec., der die Anzeige und Beurtheilung dieser Schrift übernommen hatte, angestanden, sich wirklich an dieselbe zu machen, weil er sein Urtheil nicht unbefangen genug erachtete. Rec. ist nämlich der Meinung, daß die Geschworenen-Gerichte in Deutschland nicht eingeführt werden müßten, daß aber gleichwohl für das Wohl seines Vaterlandes nichts wünschenswerther sey, als die allgemeine Einführung verfassungsmäßiger Freyheit durch Volksvertretung. Die Gegeneinanderstellung dieser beyden Sätze wird keinen befremden, der es weiß, daß die politischen Schriften neuerer Zeit repräsentative Verfassung und Geschworen-Gerichte als so nothwendig und innig mit einander verbunden darzustellen pflegen, daß jene ohne diese unmöglich sey. Wenn aber die Gerichtsverfassung, wie die Staatsverfassung, das Wohl der Staatsbürger als ersten und Hauptzweck zum Vorwurf hat; so ist auch nur dieser Hauptzweck der richtige Maasstab für die Beurtheilung ihrer Güte, und ihr Verhältniß zu einander muß immer diesem Hauptzwecke untergeordnet werden. Rec., der es nicht in Abrede stellen will, daß Geschworen-Gerichte sehr geeignet seyn möchten, das politische Leben im Volke zu befördern und dessen Interesse für die Angelegenheiten des Staats zu erwecken und anzuregen, wodurch dann weiter die Mitwirkung jedes Einzelnen zum Gemeinwohl befördert wird, möchte jedoch diese Vortheile nicht auf Kosten der Gerechtigkeit erlangt sehn, und glaubt daher auch, lediglich von diesem Gesichtspuncte aus sein Gutachten über die vorliegende Schrift abgeben zu müssen.

Der Verf., der auf Mäßigung hält, und nach der Vorrede Seite VI selbst in seinen Studentenjahren nichts davon gehalten hat, durch lauten Jubel beym Becherklang seine Freude zu äußern, zeigt sich nichts desto weniger, gleich von Anfang an, als einen leidenschaftlichen Vertheidiger seiner Meinung, und dies verleitet ihn, fast ungebührlich über das Gutachten zu urtheilen; so daß er den Grundsatz desselben, daß die Geschwornen lediglich nach ihrer subjectiven Ueberzeugung urtheilen sollen, dahin verdreht, daß er an die Stelle subjectiver Ueberzeugung Willkühr setzet. Schon der Name der würdigen Verfasser des Gutachtens wird Verdacht gegen diese Beschuldigung erwecken, den die Durchlesung des Gutachtens auch vollkommen rechtfertigt. Etwas besonnener und eben daher auch einleuchtender zeigt der Verf. die Unhaltbarkeit des Grundsatzes von der Verwerflichkeit jeder Beweistheorie im peinlichen Verfahren. Rec. ist mit dem Verf. der Meinung, daß Leben, Freyheit und Eigenthum des Staatsbürgers, als die Objecte der Straferkenntnisse, besser durch gesetzliche Bestimmungen über Beweiskraft, als durch die subjective Ueberzeugung der Geschwornen gesichert sind. Eine nähere Prüfung des Wesens dieser subjectiven Ueberzeugung, wovon das Gutachten spricht, wird dies auch ergeben. Die Geschwornen sollen nicht über die zu erkennende Strafe, sondern vielmehr bloß darüber erkennen, ob ein Inculpat irgend ein bestimmtes Verbrechen begangen habe oder nicht. Das Gutachten bezeichnet dies durch den Ausdruck Thatfrage. Schon dieser Ausdruck zeigt, wie diese subjective Ueberzeugung sich als Antwort auf eine vorgelegte Frage gestaltet. Dieser Unterschied zwischen dem voto des gelehrten Criminalrichters, wie ihn das Gutachten nennt, ständigen Richters, und dem Ausspruch des ungelehrten Geschwornen besteht also darin, daß jener den Thatbestand in Beziehung auf die Strafgesetze, nach vorgenommener Prüfung, unter eine gewisse Classe von Verbrechen subsumirt, und in Beziehung hierauf die angemessene Strafe bestimmt, dieser aber sich bloß verneinend oder bejahend darüber äußert, ob ein von dem Richter ihm nach seinen wesentlichen Kennzeichen dargestelltes Verbrechen, begangen sey? Unstreitig ist die Aufstellung der Thatfrage für den Richter hiebey das we-

sentlichste Stück des ganzen Verfahrens, und enthält, wenn gleich nicht geradezu, so doch mittelbar schon die Sentenz in sich. Denn der sie bildende Richter wird nicht umhin können, sich selber das Schuldig oder Nichtschuldig auf diese Frage zu antworten, oder aber vielmehr wird seine eigene subjective Ueberzeugung von der Schuld oder Nichtschuld des Inculpaten schon die Frage selber motivirt haben. Die Verschiedenheit der Ansicht, die jetzt der rechtskundige Richter und der rechtskundige Geschworne gewinnen möchte, kann also lediglich in der verschiedenen Ansicht von dem Beweise des Thatbestandes seinen Grund haben. Weil aber dem Geschwornen nicht angemuthet werden kann, daß er diesen Beweis nach irgend einer Beweistheorie und nach den darin aufgestellten Regeln, beydes Resultate einer Wissenschaft, die als solche erlernt wird, für geführt oder nicht geführt erkennen solle; so wird er von solchen Regeln ganz losgesprochen, und seine Entscheidung seinem Gefühle und der dadurch erzeugten subjectiven Ueberzeugung überlassen. Niemand wird leugnen, daß mit der sorgfältigsten Beobachtung alles dessen, was nach Gesetzen und Rechtstheorien zur Beurtheilung eines Beweises erfordert wird, nichts desto weniger doch unrichtig erkannt werden könne; aber wenn man frägt, ob die Beobachtung solcher auf Erfahrung und Forschung der weisesten Männer festgesetzten Regeln, oder das Gefühl, größere Sicherheit vor Irrthümern gewähren werde, so wird doch kaum irgend jemand diesem bloßen Gefühle, welches als solches auf so mannigfache Weise misgeleitet werden kann, den Vorzug einräumen dürfen. Diese Entscheidung über die Thatfrage führt aber einen noch weit schlimmern Nachtheil mit sich. Selten wird sich ein Verbrechen so gestalten, daß es sich genau unter die Kathegorie irgend einer im Strafgesetze bezeichneten Art von Verbrechen bringen ließe, und so dürfte eine von dem die Thatfrage aufstellenden Richter verfehlte Ansicht der Geschwornen, durch Stellung der Thatfrage selber, häufig Absolution eines Verbrechers bewirken, der, wenn er auch das in Frage gestellte Verbrechen nicht, so doch ein anderes begangen hatte. Aus diesem Grunde konnte ein Geschworen-Gericht den der Bigamie Beschuldigten lossprechen, weil er nicht zwey, sondern vielmehr drey Frauen genommen

hatte, wogegen ein Criminalgerichtshof eine poenam arbitrariam erkannt haben würde. Es ist nicht ganz klar, ob das Gutachten dergleichen Strafen meint, wenn es im 2ten Abschnitt die Verwerflichkeit der außerordentlichen Strafen deducirt, indeß consequent würde die Immediat-Commission auch die poenas arbitrarias haben verwerfen müssen; da nicht für jedes Verbrechen in concreto vom Strafgesetz eine Strafe bestimmt ist und seyn kann, die Geschwornen aber nur darüber entscheiden können, ob das vom Strafgesetz in abstracto bezeichnete und verpönte Verbrechen begangen sey. Zwischen der Mauserey einer unbedeutenden Eßwaare, und dem Raube in Banden liegt eine unendliche Reihe ganz verschiedener, wenn gleich durch Eine wesentliche Eigenschaft ähnlicher Verbrechen. Freylich hat die Rechtswissenschaft, und durch sie die Gesetzgebung, eine Menge dieser Stuffen bestimmt, und besonders verpönt, aber nichts desto weniger sind nicht alle sogenannte große, qualificirte, wiederholte Diebstähle gleich strafbar; und gleichwohl kann ein Geschworen-Gericht nur sagen, ob irgend eine dieser, oder eine andere, solcher gesetzlich bezeichneten Arten des Diebstahls vorhanden sey. Die Criminalgerichtshöfe dagegen dürfen die verschiedene Schwere dieser Verbrechen erwägen, und darnach die Strafe modificiren, also arbiträre Strafen erkennen, die bey Geschworen-Gerichten unmöglich sind. Wenn Rec. daher auch der Meinung ist, daß hierin ein Vorzug der Criminalgerichte vor den Geschworen-Gerichten liege, so ist er doch eben so geneigt, die poenas extraordinarias proprie sic dictas zu verwerfen; und eben der Meinung scheint auch der Verf. zu seyn, obwohl er das Gutachten auch dieserwegen heftig angreift, indem er zu zeigen sucht, daß alle auf die Erkenntnisse der Geschwornen erkannten Strafen außerordentlich seyen, weil diese nicht auf Beweise, sondern auf subjective Ueberzeugung, d. h. Verdachtsgründen beruhten. Daß der Verf. hiebey von Leidenschaftlichkeit mißgeleitet wurde, erkennt man auf den ersten Blick; so wie, daß er nur die preußische Criminalordnung gegen die Aeußerungen des Gutachtens über dieselbe rechtfertigen wollte, welches ihm aber hiebey durchaus mislungen ist. Behauptungen, wie die, daß Geschworen-Gerichte eine Landplage seyen, und daß das

Gutachten Schimpfreden gegen die Kön. Preußische Gesetzgebung ausstoße, sind nicht geeignet, zu überzeugen, sondern erregen vielmehr Verdacht gegen den guten Willen, wenigstens gegen die Unpartheylichkeit des Referenten, der es im vorliegenden Falle nicht übersehen mußte, daß gerade in der Anordnung der Commission auch deren Befugniß, die Preußische Gesetzgebung zu tadeln begründet war. Gewiß mit einleuchtendem Rechte zeigt der Verf. gegen die historische Begründung der Geschworen-Gerichte den Unterschied von Vormals und Jetzt; denn gerade darin, daß erhöhte Cultur eines Volks Gesetz- und Rechtskunde zur Wissenschaft erhebt, liegt die Nothwendigkeit, daß Rechtsgelehrte, nicht Rechtsunkundige, über Verbrechen und Strafen urtheilen müssen. Wenn wir es mit Recht als einen Vorzug unsers Zeitalters und der Fortschritte der Wissenschaften betrachten, daß diese, und unter ihnen ganz vorzüglich die Philosophie, den todten und tödtenden Buchstaben der Gesetze lebendig und belebend in seiner Anwendung gemacht haben; so dürfen wir auch nicht die Rechtsgelehrten von den Gerichten ausschließen. Des Verf. Invective gegen die leidige Aufgeklärtheit ist hier also auch gewiß am unrechten Orte, da er sie vielmehr als Grund gegen die Geschworen-Gerichte hätte gebrauchen sollen.

Den Bemerkungen des Verf. zu der dritten Abtheilung zweyten Abschnitt des Gutachtens, welche die Darstellung der gegenwärtigen Einrichtung der Geschworen-Gerichte in den Rheinprovinzen enthält, möchte Rec. im Allgemeinen beystimmen; auch hat der Verf. besonders hier, und glücklicher als sonst, die Unzulänglichkeit der subjectiven Ueberzeugung, insbesondre durch die in der That vorhandenen Widersprüche des Gutachtens, die er nachweiset, dargethan. Mit Recht rügt er die Unzweckmäßigkeit mancher Einrichtungen der Formen, die beschränkte Actenmittheilung an den Angeklagten, die mögliche Unterbrechung der Verhöre, und die Ueberschätzung der äußern Formen. Ungerecht, daß Rec. nicht sage verdreht, sind die Bemerkungen über die Qualification der Geschwornen, die nach dem Inhalt des Gutachtens keineswegs allein und einzig durch Reichthum bewirkt wird, so wie über den Zwang, dem die Geschwornen, rücksichtlich ihres Erscheinens zur Gerichts-

sitzung, unterliegen, indem der Verf. den von einem Witzbold für diesen Zwang gebrauchten Ausdruck Prügel mit Liebe erfaßt und wiederholt anwendet. Sehr komisch verwahrt der Verf. sich bey dieser Gelegenheit gegen die Absicht, absprechen zu wollen. Dies komme, meint er, bloß der Obrigkeit zu, und diese würde gerade deswegen von den Aufgeklärten so sehr angefeindet. Nicht ohne Laune bemerkt der Verf., wie die Verwerfung der Geschwornen dem Angeklagten, und zwar in dem Maaße, daß er dafür keine Gründe anzuführen brauche, ganz consequent verstattet werde, da auch sie keine Gründe für ihre Aussprüche angäben. Im dritten Abschnitt kömmt das Gutachten auf die Gründe für die Beybehaltung der Geschworen-Gerichte, und der Verf. geht diese durch. Gegen den ersten dieser Gründe, den Wunsch der Provinz, und den Antrag der Gerichtsbehörden, erhebt er sehr einleuchtende Zweifel, sowohl rücksichtlich seiner Wahrheit, als seiner Beweiskraft, wobey die Bemerkung, daß ein Gutachten der Geschwornen über diese Angelegenheit gewichtvoller für deren richtige Würdigung seyn möchte, als das der Gerichtshöfe, wahrlich einleuchtend ist. Nicht so schlagend erscheint dem Recens. die Widerlegung des im Gutachten aufgestellten Satzes, daß Geschworen-Gerichte die sicherste Garantie für die bürgerliche Freyheit und das kräftigste Schutzmittel gegen alle Willkühr seyen, durch des Verf. Behauptung, daß in einem so trefflich eingerichteten Staate, als der Königl. Preußische es ist, Willkühr nicht stattfinden könne, und daß die bürgerliche Freyheit nirgends in der Welt mehr gesichert sey, als durch die Preußische Gesetzgebung. Rec. kennt die Staatsverfassung und Gesetzgebung in Preußen zu wenig, als daß er die Wahrheit dieser Behauptungen auch nur bezweifeln möchte, indeß je trefflicher beyde sind, desto wünschenswerther ist auch ihre Erhaltung, Garantie und Schutz derselben. Sonach genügten zur Widerlegung jener Behauptung des Gutachtens nicht diese Gegenbehauptungen des Verf., der zu diesem Zwecke vielmehr hätte zeigen müssen, daß und wie die Geschworen-Gerichte diese Garantie, diesen Schutz nicht gewährten. Mit demjenigen, was der Verf. über die Fähigkeit des Geschwornen und des sogenannten ständigen Richters und die Vergleichung beyder

sagt, stimmt Rec. ganz überein, hätte aber gewünscht, daß dieser wesentliche Streitpunct nicht so kurz abgefertigt worden wäre, und Ausfälle, wie: der ständige Richter muß aber doch schon gewissenhafter seyn als der willkührliche Urtheiler weggeblieben wären. Weniger Stich haltend sind des Verf. Gründe gegen das öffentliche, mündliche Verfahren. Am scheinbarsten möchten noch die seyn, die gegen die Untersuchung gerichtet sind, wenn man nicht erwägt, daß die öffentlich angestellten Verhöre bloß Wiederholung der früher vorgenommenen bereits zu Protocoll gebrachten Untersuchung, und für den Zweck der Untersuchung also ohne Bedeutung sind. Nur erst wenn die Untersuchung völlig geendigt, und zur Entscheidung reif ist, wird sie zur öffentlichen Verhandlung vor das Geschworen-Gericht gebracht. Dagegen wird und muß ein öffentliches mündliches Verfahren, man sehe Strafverkenntnisse nun, als öffentliche Satisfaction, oder Abschreckung bezweckend an, gerade diese Zwecke am sichersten erreichen. Rec. ist praktischer Jurist in einem deutschen Lande, wo öffentliches mündliches Verfahren, sowohl in Civil- als auch in Criminalsachen, von Alters her eingeführt, und fortdauernd üblich ist. Hier wird aber auch nicht in conspectu omnium untersucht. Nach vollendeter Untersuchung aber verhandeln Ankläger und Vertheidiger ihre Sätze öffentlich, unter dem Zulauf einer großen Menschenmenge aus jeder Classe, keinesweges aber, wie der Verf. will, blos aus den Hefen des Volks. Rec. will gerne einräumen, daß nicht der mündliche Vortrag der Advocaten, als solcher, hier die Richter bestimme, und, wie es dargestellt wird, einen wesentlichen Einfluß auf die Entscheidung habe; aber das Publicum wird hiedurch aufs klarste davon überzeugt, welche Thatumstände aus der Untersuchung als erwiesen hervorgingen, welche Strafe das Gesetz verhängt, und aus welchen Gründen diese auf irgend eine Weise modificirt werden müsse. Die Vergleichung dieser Verhandlung mit dem nachherigen Erkenntniß belehret demnächst das Publicum durch eine leichte Combination darüber, warum das in seiner Mitte begangene Verbrechen so und nicht anders bestraft worden. Diese Belehrung ist aber um so nothwendiger, da der große Haufe aus Mangel an Sach- und Rechtskenntniß den Zusammenhang

zwischen Verbrechen und Strafe nicht würde begreifen können. Diese Art der Oeffentlichkeit der Verhandlungen in Criminalsachen ist nun auch, nach des Rec. Ueberzeugung, eine genügend sichernde Controlle. Aber der Verf. erklärt sich schlechthin gegen jede Controlle, die nicht zugleich executive Gewalt hat; er stellt sich erhaben über die gemeine Meinung und den Ruf, den er vielmehr als ein durchaus unsicheres Zeichen des Werthes eines Menschen persiflirt. Rec. würde fürchten, sich einer Intoleranz schuldig zu machen, wenn er diesen Glaubensartikel des Verf. anföchte, möge er daher immerhin dieses Glaubens selig werden, aber beklagen muß Rec. es, daß eben dies ihm die Hoffnung einer Vereinigung ihrer Meinungen raubt. Denn wollte der Verf. den Werth des guten Rufs zugestehn, so würden sie beyde dahin einverstanden seyn, daß wenn dieser, wie angeblich bey den Geschworen-Gerichten, so auch bey den Criminalgerichtshöfen, vorzügliche Bedingung für die Wahl der Mitglieder wäre, Rechtsstudium, verbunden mit Uebung und Erfahrung, den Criminalrichter leichter vor Irrthum sichern würde, als das bloße Gefühl des Rechts dies bey dem rechtsunkundigen Geschwornen zu bewirken vermag. Was der Verf. zur Beseitigung der im Gutachten den ständigen Richtern zur Last gelegten Partheylichkeit sagt, dürfte sogar den Freunden der Geschworen-Gerichte einleuchten; und beherzigungswerth sind hier die Ideen über die Trennung des inquirirenden von dem sprechenden Richter. Beyläufig dürfte hiezu bemerkt werden, daß diese Trennung bloß zwischen den Mitgliedern desselben Gerichts, nicht zwischen Gerichten, oder richterlichen Behörden selber, statt haben darf. Möge immerhin der Inquirent kein votum bey dem Straferkenntniß haben, nur müßte ihm nicht die Gelegenheit eines consultativen Einflusses auf die Berathungen über das Straferkenntniß ganz abgeschnitten werden.

Sehr einleuchtend und überzeugend ist, was der Verf. S. 79 — 94 zur Widerlegung der Behauptung des Gutachtens anführt, daß die Geschwornen nicht, wie die ständigen Richter, in Strenge oder durch Zweifelsucht erzeugte Nachsicht verfielen. Das Gutachten beruft sich hier, zu Gunsten seiner Behauptung, auf Auctoritäten, die, wie der Verf. sehr klar gezeigt hat, keinen Beweis geben. Aber eben deswegen hätte auch er

ähnliche Berufungen ganz vermeiden mögen, wie denn auch dem Rec. das nach der Preußischen Criminalordnung zur Vollständigkeit des Beweises schlechthin erforderliche Eingeständniß des Angeschuldigten, wenn dies anders Bedingung einer vollkommenen Beweistheorie ist, keineswegs als ein Vorzug der Criminalgerichtshöfe vor den Geschworen-Gerichten einleuchten will. Die übrigen im Gutachten aufgestellten Gründe für die Geschworen-Gerichte, fertigt der Verf. nunmehr, auf kaum 3 Seiten, hauptsächlich mit Invectiven gegen die Aufklärung, höchst unzureichend ab. Diese Gründe stellen eine Menge von unleugbaren Vortheilen auf, die das Gemeinwesen durch die Geschworen-Gerichte gewinnt, und es gehörte also ganz eigentlich zum Vorwurf des Verf., zu zeigen, daß entweder diese Vortheile nicht aus den Geschworen-Gerichten hervorgingen, oder, da dies wohl kaum möglich gewesen wäre, wie solche auch ohne Geschworen-Gerichte erreichbar wären. Rec. meint, daß dies letztere zu zeigen, und zwar leicht, möglich gewesen wäre; wenn der Verf. sich hätte entschließen können, die öffentliche Verhandlung der Criminalprocesse als gut und zweckmäßig einzuräumen. Fast auf gleiche Weise fertigt der Verf. den vierten Abschnitt des Gutachtens ab, in welchem die gegen die Geschworen-Gerichte erhobenen Zweifel und Bedenken einer nähern Prüfung unterzogen werden. Das einzige Bedenken über den Einfluß, den der Schlußvortrag des Präsidenten und die Vertheidigung auf die Geschwornen gewinnen, und den von diesen Personen aufgestellten, die künftige Entscheidung motivirenden Rechtsätzen ein Uebergewicht geben möchte, hat der Verf. einer etwas genauern Untersuchung gewürdigt, und gezeigt, wie ein solcher Einfluß auf rechtskundige Richter minder möglich sey. Eine ernste Rüge aber verdient es, wenn der Verf. seine Abhandlung mit der Aufstellung der Behauptung, als Resultat derselben, und gleichsam wie mit seinem, des Referenten voto speciali, beschließt, daß die Immediat-Commission gegen den Befehl des Königs, bey Erstattung des Gutachtens, mit vorgefaßter Meinung zu Werke gegangen sey, und die weisesten Gesetze schlecht genannt hätte. Rec. muß es dahin gestellt seyn lassen, was den Verf. zu dieser Behauptung vermochte, aber wenn auch nicht der Name

der Männer, welche die Immediat-Commission bildeten, diese Beschuldigung von ihnen abzuwenden vermöchte, so kann doch kein anderer, als ein so leidenschaftlicher Widersacher, wie der Verf. sich durchweg zeigt, solche Resultate aus dem Gutachten schöpfen.

Es ist noch übrig, etwas über 3 Anhänge zu dieser Schrift zu sagen. Suarezens Traum, ein Journal für Deutschland, von Professor Buchholz, ein Buch, unter dem Titel, der Preußische Proceß, insbesondere aber Herrn Mallinkrodts Vorrede dazu, und endlich die hanseatische Zeitung vom 15ten Juny 1819., in welcher die Bemerkungen einzelner Mitglieder einer gesetzgebenden Kammer, über die Oeffentlichkeit der Rechtspflege, angegeben sind, werden dem Verf. Veranlassung, sich in diesen Anhängen über sie auszusprechen. Sie enthalten aber im Wesentlichen nur Wiederholung dessen, was bereits über das Gutachten gesagt ist. Rec. darf sich eben deswegen auch nur auf einige allgemeine Bemerkungen darüber beschränken. Dem Verf., der sich in diesem Buche als einen Mann kundgegeben, dem jeder Zweifel an die Güte und Zweckmäßigkeit bestehender Verfassung als vom Uebel, wo nicht gar, als ein Staatsverbrechen erscheint, der auf die leidige Aufklärung schilt, und sogar selbst bekennt, nicht ergründen zu können, worin die eigentliche so sehr gerühmte engeländische Freiheit bestehe, mußte die in der Form eines Traums aufgestellte Idee der Oeffentlichkeit der Rechtspflege sehr fremd bleiben, wie er denn auch den durch Luther personificirten Vertheidiger dieser Oeffentlichkeit mit dem ne sutor etc. abweiset. In sofern der zweyte Anhang sich zugleich mit auf den Civilproceß bezieht, und ganz insbesondere diesen nach der Preußischen Verfassung behandelt, muß Rec., der diese zu wenig in ihrer Anwendung kennt, hier zur Beleuchtung der vom Verf. aufgestellten Behauptungen, die Resultate seiner eigenen Erfahrung, in einem Lande, wo, gegründet auf Gerichtsordnungen aus dem 16ten und 17ten Jahrhundert, öffentliches und mündliches Verfahren statt hat, mittheilen. Drückend ist die Oeffentlichkeit des Vorfahrens keinesweges für die Partheyen, und zwar insbesondere auch deshalb nicht, weil das Publicum nur in seltenen Fällen, und alsdann doch wenig

zahlreich, von der Befugniß, die ihm die Oeffentlichkeit ertheilt, Gebrauch macht. Es sind daher auch nur geträumte Vortheile, die man sich von der Oeffentlichkeit für die Verbreitung von Rechtskenntnissen unter dem Volke verspricht, da nicht einmal die jungen Praktiker des Landes davon zu ihrer Belehrung Gebrauch zu machen pflegen. Nichts desto weniger möchte Rec. doch behaupten, daß das Gesetz der Oeffentlichkeit und der Gebrauch, den von Zeit zu Zeit das Publicum in größerer oder kleinerer Zahl davon macht, vortheilhaft auf Richter und Anwälde wirke. Was aber das mündliche Verfahren anlangt, so beweist es täglich unendliche Vortheile, die Rec. besonders darin setzet, daß es das Verfahren abkürzet, weniger kostbar macht und Vergleiche erleichtert. Wird nämlich darauf gehalten, daß Citationsgesuche und Citationen den Klagegegenstand genau und bestimmt angeben, und daß Dilatorien von der Verhandlung erledigt werden; so wird ein Proceß in einem Gerichtstage bis zum Beweisinterlocut, oder wo dies nicht Statt hat, bis zur hauptsächlichen Entscheidung fortgeführt. Die Kosten werden leichterachtlich durch dieses Verfahren sehr vermindert, und die Anwesenheit der Partheyen im Termine giebt Gelegenheit, Vergleiche, und zwar, was wesentlich wichtig ist, zur rechten Zeit zu vermitteln, welches insbesondere dadurch sehr erleichtert wird, daß die Partheyen, durch Anhörung des mündlichen Vortrags, selbst in den Stand gesetzt werden, die in Betracht kommenden Rechtsverhältnisse zu beurtheilen. Dagegen muß Rec. bekennen, daß das mündliche Verfahren in den weitern Instanzen dieser Vortheile entbehrt, und vielmehr große Nachtheile für die Proceßführung zu Wege bringt. Die Entfernung der Gerichtsorte und die Beziehung dieser Verhandlungen auf die Voracten macht schon an sich schriftliche Verfassung der Anträge nothwendig; die Reihenfolge der Sachen verspätet die Termine, und das mündliche Verfahren ist hier bloß formell ein solches, da es seinem Wesen nach vielmehr jetzt in ein schriftliches übergegangen ist, und übergehn mußte. Wenn demnach Rec. der vollkommensten Ueberzeugung lebt, daß das mündliche Vefahren in erster Instanz vor dem schriftlichen Verfahren den Vorzug verdiene; so kann es doch dieses Vorzugs nur durch strenge Beachtung der

eben erwähnten Bedingungen, der gehörigen Ladung und der Beseitigung der Dilatorien, theilhaftig werden, welchen beyden er eine dritte hinzufügen möchte, die gehörige Litiscontestation. Auf diese richten häufig die Gerichte zu wenig Aufmerksamkeit, und die dem Instructionsrichter im Preußischen ertheilte, die persönliche Freiheit der Partheyen kränkende inquisitorische Befugniß scheint dieser Unzulänglichkeit keineswegs genügend abzuhelfen. Eine absolute Verpflichtung der streitenden Theile, sich auf die zur Begründung der Klage oder Einrede angebrachten Thatsachen bestimmt bejahend oder verneinend einlassen zu müssen, oder aber deren Irrelevanz darzuthun, macht die im Französischen und Preußischen Processe eingeführte Instruction als ein besonderes Verfahren überflüssig. Schließlich muß Rec. noch eines seines Wissens gar nicht angeführten Vortheils des Plaidirens erwähnen, der für die Gerechtigkeitspflege im Lande von unstreittigem Nutzen ist. Durch das Plaidiren werden Rechtssätze, sie seyen nun wörtlich oder durch Auslegung in den Gesetzen begründet, allgemeiner unter Richtern und Advocaten verbreitet, als sie dies, in den Gesetzsammlungen versteckt, beym schriftlichen Verfahren, wo sie erst gelesen werden müssen, und von Einzelnen nur gelesen werden, möglicherweise werden können. Rec. sieht demnach das Plaidiren als ein herrliches Mittel zur Verbreitung, Ausbildung und Vervollkommung der Landesrechte unter den Praktikern an.

Die Schutzpockenimpfung in ihrer endlichen Entscheidung als Angelegenheit des Staats, der Familien und des Einzelnen von Georg Friedrich Krauß, der Arzney- und Wundarzneykunst Doctor, Königl. Bayerischem Regierungsrathe des Rezatkreises und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede. Nürnberg bey Riegel und Wießner 1820. XXII und 552 S. 8.

Diese Schrift, die mit Vorliebe und großer Begeisterung für diesen wichtigen Gegenstand abgefaßt ist, weswegen auch die Schreibart nicht selten dichterisch, blumenreich und bildlich, selbst bisweilen auf Kosten der Deutlichkeit ist, zerfällt in zwey Hauptabtheilungen, wovon die erste die Einführung und Ver-

breitung der Schutzpockenimpfung, dann die Aufsicht und Leitung derselben vom Jahr 1801 bis 1818 in dem Fürstenthum Anspach, der Provinz Anspach und dem Rezatkreise, so wie dem neuen Rezatkreise des Königreichs Bayern enthält, worauf auch der Anhang dieses Buches Beziehung hat. Dieser erste Hauptheil des Werkes ist ein merkwürdiges Actenstück, welches auf das deutlichste zeigt, was eine gute Sanitätspolizey zum Wohl des Volkes auszurichten vermag, es macht dem Verf., welchem seit 1814 die Aufsicht und Leitung der Schutzpockenimpfung anvertraut war, die größte Ehre, und ist obern und niedern Medizinalbehörden zur Beachtung bestens zu empfehlen.

Die zweyte Abtheilung dieses Werkes befaßt sich mit der wissenschaftlichen Betrachtung der Schutzpocken, giebt eine kritische Uebersicht von Allem, was sowohl theoretisch als praktisch über Schutzpocken im In- und Auslande öffentlich verhandelt wurde, deren Werth durch die beygefügten zahlreichen Beobachtungen aus dem großen Vorrath der Erfahrung des Herrn Verfassers noch vermehrt wird. Derselbe betrachtet diesen Abschnitt selbst als eine bis auf die jetzige Zeit fortgeführte kritische Geschichte der Vaccination in ihren Hauptmomenten, nur Schade, daß auf das, was kürzlich vorzüglich englische Aerzte über Kuh- und Menschenblattern Bemerkungswerthes bekannt gemacht haben, in diesem Werke keine Rücksicht genommen werden konnte.

Diese zweyte Abtheilung hat vier Abschnitte; der erste spricht von der Charakteristik der Schutzpocken, wo erstlich über die Entdeckung und Entstehung derselben, die Wahl des Impfstoffes, die Impfmethode, die Eintheilung der Schutzpocken, die einfache regelmäßige und regelwidrige Vaccine ausführlich und gründlich gehandelt wird; dann handelt der Verf. von dem Zusammentreffen der Schutzpocken mit andern Krankheiten, nämlich mit fremdartigen Fiebern, Exanthemen, Keichhusten, chronischen Hautausschlägen, Scropheln, Rhachitis, chronischer Augenentzündung u. s. w. Die Vortheile und Nachtheile dieser Verbindung werden in der Erfahrung nachgewiesen; am Schlusse dieses Kapitels wird die Frage erörtert, ob die einfache oder zusammengesetzte Vaccine einen tödtlichen Ausgang nehmen könne, und schon gehabt habe. Unter 149,713

Geimpften ſind in einem Zeitraume von ſiebzehn Jahren acht und zwanzig Kinder durch ungünſtiges Zuſammentreffen mit andern Krankheiten geſtorben. Die Todesfälle werden hiernach dem Inhalte der Acten chronologiſch beſchrieben, und zur Beurtheilung vorgelegt; ferner äußert ſich der Verf. in einem beſondern Kapitel über nicht ſchützende Vaccine, worunter er jede Wirkung der Vaccination begreift, welche die Pockenfähigkeit nicht tilgt, und er bemerkt zugleich, daß die ſchon früher in dieſem Abſchnitt dargeſtellte Anſicht der Vaccine, als eine niedere pflanzliche Afterorganiſation auf dieſe mannichfaltigen Verhältniſſe befriedigendes Licht werfe? ſelbſt die ächte Vaccine kann nur dann als ſchützend erkannt werden, wenn ſie ihre erſte Periode vollendet hat. Im Kapitel von der Empfänglichkeit der Vaccine erklärt der Verf., daß jeder Menſch Empfänglichkeit für die Vaccine beſitzt; und gleich zu Anfange des folgenden Kapitels über die Controlle der Vaccination bemerkt derſelbe, daß man eben ſo wenig wiſſe, wie durch die Vaccine die Pockenfähigkeit erliſcht, als wie dieſes durch die Menſchenblattern bewirkt wirkt, wohl thut er daran, dieſe Lücke nicht durch Hypotheſen auszufüllen. Die Behandlung der Vaccinirten, die ſich bloß auf Bewahrung der Impfpuſteln vor äußerer Beſchädigung und auf ein diätetiſches Verhalten beſchränkt, macht den Schluß dieſes erſten Abſchnittes. Die Vaccination wird hier die wahre mythiſche Lanze genannt, die verwundet, heilt und bewahrt.

Der zweyte Abſchnitt handelt von der Schutzkraft der Vaccine gegen die Menſchenblattern. Freyheit von Menſchenblattern iſt das einzige Ziel der Vaccination; daß aber Vaccine und Menſchenblattern dieſe Eigenthümlichkeit gemeinſchaftlich beſitzen, wäre bloß durch ihre Identität zu begreifen. Von dem Hauptreſultat dieſes Werkes: Vaccine und Variola ſind ein und daſſelbe, und die Differenz zwiſchen beyden beruht bloß auf einem unweſentlichen Intenſitäts-Verhältniß, war der Verf. ſchon im Jahr 1801. überzeugt. Kein einziger conſtatirter Fall ſey dem Verf. vorgekommen, wo jemand, der die Vaccine in ihrer charakteriſtiſchen Aechtheit überſtanden, gegen die Angriffe der Menſchenblattern nicht geſichert geweſen ſey. Wo über das Weſen der Pocken gehandelt

wird, kommen gelegenheitlich mehrere verwandte Gegenstände in Anregung, und werden theoretisch mit mehr oder weniger Glück beleuchtet.

Beherzigungswerth ist, was der Verf. im dritten Abschnitt von dem Einfluß der Vaccination auf Gesundheit, und im vierten und letzten von dem Einfluß der Vaccination auf Bevölkerung und Lebensdauer sagt, es macht seinem Verstande und Herzen Ehre. So scharfsinnig auch der Aufsatz in der Isis gegen die Vaccination seyn mag, so lohnt es sich demohngeachtet kaum der Mühe, die Herr Krauß und Herr Hufeland sich gegeben, ihn zu widerlegen; der Nutzen der Schutzpocken ist außer allen Zweifel, das Mittel hat die Erfahrung, diesen unzweydeutigen Probierstein für sich, das Gebäude hat, wie Hr. Hufeland bey der Beleuchtung obigen Aufsatzes bemerkt, die Feuerprobe bestanden, und wir unterschreiben gerne, was der Verf. sagt, daß es in der Geschichte der Entdeckungen und Erfindungen kein glänzenderes Beyspiel giebt, wie sehr der menschliche Geist den Proteus der Natur zu bändigen und zu beherrschen vermag, als die Vaccine; daß übrigens noch keine Krankheit mit so viel Festigkeit und Klarheit erkannt, und in allen Theilen so durchgeführt wurde als die Vaccine, leuchtet aus gegenwärtiger Schrift auf das deutlichste hervor. Zum Schlusse bemerken wir noch, daß diese Schrift Sr. Königl. Majestät von Preußen, Friedrich Wilhelm dem Dritten, im Namen der dankbaren Wissenschaft vom Verf. gewidmet ist, der unter den Fürsten der erste zum Heil der Menschheit durch weise Verordnung zur gerechten Würdigung der Schutzpockenimpfung aufgerufen, und durch das große Beyspiel im eigenen Hause der Welt das Vorbild gegeben hat.

S.

Neues Handbuch der Algebra oder allgemeinen Rechenkunst zur Erleichterung für Lehrer und Lernende von G. W. Block. Hannover 1820. XIX und 420 S. 8.

Seit einigen Jahren ist die Zahl der Hand- Hülfs- und Lehrbücher der Mathematik, namentlich der elementaren, sowohl im Ganzen als einzelne Zweige derselben auf eine wahr-

haft auffallende Weise vermehrt, indem solcher Werke nicht etwa einige, sondern man kann dreist behaupten, einige Dutzende erschienen sind, wovon die meisten keineswegs schlecht, selbst nicht einmal mittelmäßig genannt werden dürfen, vielmehr zum Theil sowohl rücksichtlich des Inhalts, als auch der Darstellung sich vortheilhaft auszeichnen, und bloß wegen des beschränkten Raumes dieser Blätter unmöglich alle angezeigt werden können. Rec. sieht die Menge solcher Schriften als ein sehr gutes Zeichen an, indem daraus hervorgeht, das das Studium der Mathematik endlich allgemeiner wird, und so läßt sich denn mit Grunde erwarten, daß der längst gewünschte vortheilhafte Einfluß desselben auf die Bildung des Verstandes zum richtigen und scharfen Urtheile sich bald allgemeiner zeigen muß; denn daß hierauf der Werth des Studiums der mathematischen Wissenschaften vorzüglich beruhe, wird niemand bezweifeln, welcher mit demselben nur in einigem Grade vertraut geworden ist.

Der Verf. der vorliegenden Schrift, welche keineswegs unter die vorzüglichsten gehört, ist Prediger, und gehört also zu den nicht ganz seltenen Ausnahmen derer, welche auch in diesem Stande sich mit der Mathematik vorzugsweise beschäftigen. In dieser Hinsicht verdient derselbe allerdings Aufmunterung und Lob, wenn gleich das Werk selbst viel zu wünschen übrig läßt. Es ist dasselbe nämlich keineswegs ein Handbuch der allgemeinen Rechenkunst, indem es selbst als Handbuch der Algebra nicht vollständig genannt werden kann, weil die kurze Erörterung der höheren Gleichungen und unbestimmten Aufgaben nicht genügt, von allen übrigen zahlreichen Gegenständen der allgemeinen Arithmetik aber kaum etwas vorkommt. Ueberhaupt wird weder der Lernende, noch viel weniger aber der Lehrer völlige Befriedigung finden, indem der erforderliche Grad der Deutlichkeit und mathematischen Schärfe, welchen der Verf. schon aus Eulers klassischem Werke hätte entnehmen können, gänzlich fehlt. Dagegen kann das Buch dem fleißig rechnenden Lehrlinge, welcher sich gern an Aufgaben üben will, durch die zahlreiche Menge der ausgerechneten und meistens sehr zweckmäßig gewählten Beyspiele nützlich werden.

Jahrbücher der Litteratur.

Von den Ursachen der Erdbeben von Fr. Kries, Prof. der Math. und Physik an dem Gymnasium zu Gotha in Sachsen. Eine Preisschrift zur Beantwortung der Frage:

„Welches sind die nächsten Ursachen der Erdbeben? Muß man „die Electrische oder die Galvanische Kraft mit unter diese Ursachen zählen: oder sind die Erscheinungen, welche man nicht „selten bey Erdbeben wahrnimmt, für Mitwirkungen der nehmlichen Ursache zu halten?“

Herausgegeben von der Societät der Künste und Wissenschaften für die Provinz Utrecht. Utrecht und Leipzig 1820. 77 S. 8.

Unter den verschiedenen größen und auffallenden Naturerscheinungen gehören die Erdbeben und vulkanischen Eruptionen, welche ohne allen Zweifel innigst mit einander verwandt sind, unter die wichtigsten, aber zugleich auch rücksichtlich ihrer Erklärung unter die schwierigsten. Oft hat man versucht, die Ursachen derselben aufzufinden und auf die wohlerkannten allgemeinen Naturgesetze zurückzubringen, aber bis jetzt wurde noch keine Theorie aufgestellt, welche allgemeinen Beyfall verdient und gefunden hätte. Die Gesellschaft der Künste und Wissenschaften zu Utrecht that also wohl daran, diesen Gegenstand aufs Neue in Anregung zu bringen, und billigen wird es außerdem jeder Sachverständige, daß die, so leicht zu viel umfassende, Frage in enge Grenzen eingeschlossen, nicht auf alle nächste und entfernte, mittelbar und unmittelbar wirkende Ursachen, noch auf eine kritische Prüfung und Würdigung der verschiedenen bisher aufgestellten Hypothesen, ausgedehnt wurde. Mit großem Vergnügen erhielt Rec. seiner Zeit Kenntniß dieser Preisfrage, und freuet sich ungemein, daß ein so allgemein geschätzter Gelehrter die Beantwortung derselben übernommen und den Preis davon getragen hat. Ohne Zweifel wird die kleine gehaltreiche Schrift, welche sich durch Gründlichkeit und

Klarheit eben so sehr als durch eine vortreffliche Art der Darstellung empfiehlt, in die Hände aller derjenigen kommen, welche sich für diesen Gegenstand interessiren, und es könnte daher eine bloße Anzeige genügend scheinen; allein theils fordert die Wichtigkeit des Gegenstandes, theils die Tendenz dieser Zeitschrift eine etwas mehr in das Wesen der Sache eingehende Kritik.

Der Verf. hat sich im Allgemeinen ganz einfach an die aufgestellte Frage und deren Beantwortung gehalten, ohne in das Geschichtliche einzugehen, oder seine Ansichten durch namhafte Autoritäten zu unterstützen. Bloß in einem späteren Nachtrage wird erwähnt, daß Stuckeley zuerst die Erdbeben für eine Wirkung der Electricität erklärt habe, indem er annahm, daß dieselbe in der Erde angehäuft werde, und im umgekehrten Processe eben so gegen eine negativ-electrische Wolke schlage, als beym Gewitter aus der positiv-electrischen Wolke gegen die Erde. Hauptsächlich waren es wohl Beccaria und de la Metherie, welche so viele Gelehrte vermochten, Anhänger einer unhaltbaren Theorie zu werden, und wenn diese auch in Amerika sehr allgemein verbreitet ist, so darf man sich, wie v. Humboldt (Reis. Th. III. S. 11. d. Ueb.) sehr richtig bemerkt, „nicht wundern, daß im Vaterlande Franklin's eine große Vorliebe für Erklärungen getroffen wird, die auf der Theorie der Electricität beruhen.“ Die Entdeckung der Volta'schen Säule eröffnete allen denen ein weites Feld der Hypothesen, welche damit zufrieden, für die Erklärung so mancher räthselhafter Naturerscheinungen wenigstens einen schicklichen Namen zu haben, Erdbeben, vulcanische Explosionen und dergleichen mehr auf die electrochemischen Wirkungen dieses eben so wichtigen, als seinem Wesen nach unerklärten Apparates zurückführten.

Sehr genügend, und zur Hervorbringung vollkommener Ueberzeugung bey einem jeden, welcher dieselbe haben will, hat der Verf. diesen Hauptheil der Aufgabe gelöset, und gezeigt, daß zur Erklärung der Erdbeben die Electricität weder durchaus erforderlich sey, noch auch ohne gezwungene Deutungen dazu benutzt werden könne. Um hierin sicherer und systematischer zu verfahren, werden einige Untersuchungen vorangeschickt,

woraus nach einer hinlänglichen Anzahl von Beobachtungen (welche zwar aus der großen Fülle der vorhandenen noch um vieles vermehrt werden könnten, hier aber völlig genügen) gefolgert wird, „daß die Erdbeben eben so wohl im Sommer, als im Winter; bey Tage, wie bey Nacht; in kalten wie in gelinden Wintern; in nassen wie in trocknen Jahren, und bey jedem Alter des Mondes stattfinden; daß folglich keine äußere Umstände angegeben werden können, welche ihr Erscheinen bedingen, daß aber in der Erde selbst dergleichen Bedingungen, namentlich die Nähe der Vulcanen und eine gewisse Richtung, in welcher sie sich vorzugsweise zeigen, anzutreffen sind.“ Auf gleiche Weise behauptet der Verf., daß es kein sicheres Vorzeichen eines herannahenden Erdbebens gebe, womit Rec. völlig übereinstimmt, wenn nicht etwa die Unruhe, namentlich der Hausthiere, als ein solches gelten kann, indem die vorangehenden kleineren Bebungen, das anfangende unterirdische, für Menschen nicht wahrnehmbare Getöse, und die ersten Spuren aufsteigender mephitischer Gasarten von diesen durch ihre feineren Sinne, deren Werkzeuge der Erde noch außerdem viel näher sind, leichter empfunden werden, wofür im Ganzen auch die Erfahrungen sprechen. Auch der begleitenden und nachfolgenden Erscheinungen giebt es keine, wovon sich mit Sicherheit angeben läßt, daß sie mit der Erschütterung des Erdbodens, und den dadurch angerichteten Verwüstungen, welche das Phänomen selbst ausmachen, in einem nothwendigen Zusammenhange stehen.

Daß man bey der Erklärung der Erdbeben auf einige Aehnlichkeiten derselben mit den großen atmosphärischen Processen der Gewitter geführt werden konnte, verkennt der Verf. keineswegs, vielmehr zählt er dieselben auf, zeigt aber zugleich, daß die in der Atmosphäre so leicht mögliche Aufhebung des electrischen Gleichgewichts in der vollständigen Leitungsfähigkeit der Erde ein unübersteigliches Hinderniß findet. Die vorzüglichste Aehnlichkeit beyder Phänomene, welche offenbar in dem überirdischen und unterirdischen Donner liegt, sucht der Verf. durch die Ansicht der HH. de Lüc und Lichtenberg zu entkräften, wonach der Donner beym Gewitter keine Folge des Blitzes, sondern eines chemischen Zersetzungs-Processes seyn soll, und

ein ähnlicher daher auch in der Erde vorgehen müßte. Allein die Gründe, auf welche jene Physiker ihre Theorie baueten, sind schwerlich hinreichend, und wenn man auf die sehr ungleiche Dichtigkeit und die heftigen Strömungen derjenigen Luftschichten, welche der Blitz gewaltsam durchbricht und auf den Einfluß der Erde bey der Fortpflanzung und Modificirung des Schalles Rücksicht nimmt, so läßt sich der Donner füglich als eine Folge des Blitzes erklären, und ergiebt sich hieraus zugleich, warum er auf der See und auf hohen Bergen anders als in der Ebene und in Bergthälern tönt. Inzwischen liegt eben hierin ein kräftiger Gegenbeweis gegen die Hypothese, wonach die Erdbeben electrische Processe seyn sollen; denn Stuckeley's Ansicht, daß der Blitz von der Erde gegen die negativ electrischen Wolken schlage, streitet gegen alle Erfahrung; in der Erde selbst aber ist wegen der vorhandenen Fortleitung kein Blitz möglich, wenn man nicht zu ganz unnatürlichen Behauptungen seine Zuflucht nehmen will.

Gegen das Vorhandenseyn einer großen Volta'schen Säule im Innern der Erde erklärt sich der Verf. in Uebereinstimmung mit vielen Gelehrten, welche lieber manche Erscheinungen vor der Hand noch unerklärt seyn lassen, als falsch erklären wollen; weil zwar der chemischen Processe und der damit verbundenen electrischen Wechselwirkungen gar viele in der Erde stattfinden mögen, ohne daß gerade alle Bedingungen einer eigentlichen electrischen Säule gegeben sind, welche ohnehin sich entweder endlich erschöpfen, oder ihre Entladungen regelmäßig erneuern müßte.

Nach der Widerlegung dieser falschen Hypotheſen stellt der Verf. zur Erklärung der Erdbeben eine neue auf, welche sehr sinnreich ist, schwerlich völlig widerlegt werden könnte, und der Frage in der Form, wie sie sehr bestimmt aufgestellt ist, durchaus Genüge leistet; hinsichtlich der großen und wichtigen Erscheinung im Ganzen aber keineswegs für erschöpfend gelten kann. Indem nämlich gefragt wird, welches die nächsten Ursachen der Erdbeben sind, antwortet der Verf. entzündete Knallluft, und sonstige Gasarten, welche in Menge in der Erde entwickelt werden, mit Hindeutung auf zugleich erzeugte Wasserdämpfe. Daß eine ungeheure Menge Gasarten,

namentlich auch unreines Wasserstoffgas in der Erde auf mannichfache Weise (nach dem Verf. auch durch partielle galvanische Actionen) erzeugt werden, ist reiner Erfahrungssatz, und eben so ist nicht zu leugnen, daß atmosphärische Luft zur Hervorbringung der erforderlichen Mischung in die Erde dringe, wie schon theoretisch aus statistischen Gesetzen folgt, und noch außerdem durch die Erfahrung der englischen Bergleute unterstützt wird, welche beym Erdbeben 1795 wahrnahmen, daß die Luft von Außen nach Art eines Sturmwindes in die Schachte des Bergwerks drang. Sollte diese Beobachtung wegen des großen Wechsels der Wetter in den Bergwerken minder beweisend scheinen, so spricht direct Hamiltons Behauptung dafür, welcher in seiner Beschreibung des Vesuv's sagt: „I have seen a great cloud passing over the crater of Vesuvius, and which not only was attracted, but was sucked in and disappeared in a moment. Wollte man hiergegen einwenden, daß zwar die Erzeugung mephitischer Gasarten, namentlich des Wasserstoffgas unleugbares Factum sey, dagegen aber die Erzeugung des erforderlichen Sauerstoffgas oder der atmosphärischen Luft aus keiner Beobachtung folge, und das Eindringen derselben von Außen in Gegenden, welche keine solche Oeffnungen haben oder durch das deckende Meer geschützt sind, undenkbar sey; so kann der Verf. immer antworten, daß man bey der weithin sich erstreckenden Verbindung unterirdischer Höhlen und Canäle über die eigentlichen Luftlöcher, welche in das Innere der Erde führen mögen, keine genaue Kenntniß haben könne. Eben so wenig ist zu leugnen, daß eine in solchen Mengen und bey der Verdichtung in den muthmaßlichen Tiefen dieser Operationen stattfindende Entzündung von Knallluft sowohl das unterirdische Getöse, als auch die nachfolgende Erschütterung hervorzubringen vermöge, imgleichen daß auch andere Gasarten, durch chemische Operationen entwickelt, endlich einen Grad der Ausdehnung erhalten können, welcher die obere Decke zu erschüttern und zu erheben hinreichend ist, wofür namentlich die Schlammvulcane als beweisend angeführt werden können. Endlich dürfte es nicht schwer werden, in den verschiedenen Kräften der Natur diejenigen aufzufinden, welche die gebildete Knallluft zu entzünden

vermögen: wozu es auf allen Fall bloß der Electricität bedürfte, falls man dieſer doch einmal eine Rolle bey dieſen großen Naturphänomenen einzuräumen geneigt wäre.

Bis ſoweit, und in directer Beziehung auf die Frage nach den nächſten Urſachen der Erdbeben ſteht die aufgeſtellte ſinnreiche Theorie unerſchütterlich feſt; auch iſt Rec. völlig überzeugt, daß dieſe Erſcheinungen weniger eine Folge entbundener Kohlenſäure ſind, als vielmehr der entzündeten Knallluft und der durch Hitze expandirten Waſſerdämpfe. Sollten aber die Phänomene ſämtlich nach ihren nächſten und entferntern Urſachen, insbeſondere mit Rückſicht auf den Zuſammenhang, worin ſie mit den anhaltend oder intermittirend brennenden und ruhenden Vulcanen ſtehen, erklärt werden, dann bleibt allerdings noch Vieles dunkel und räthſelhaft. Dann müſſen insbeſondere die vulcaniſchen Verbindungen in Erwägung gezogen werden, welche v. Humboldt namentlich zwiſchen den americaniſchen einzelnen Cratern durch ſehr überzeugende Thatſachen nachgewieſen hat, wonach unter andern z. B. die ganze Strecke zwiſchen den azoriſchen Inſeln und den kleinen Antillen, in einer Breite vom 5ten bis 36ſten Grade als ein einziges unter einander verbundenes vulcaniſches Syſtem angeſehen wird; dann muß ferner erörtert werden, wie es zugeht, daß in eben dieſen und in den ſüdamericaniſchen Gegenden ein gewiſſer Wechſel zwiſchen den Exploſionen der Vulcane und den Erſchütterungen weit entfernter Länder ſtatt findet; warum Erdbeben und vulcaniſche Eruptionen zuweilen Monate, ja ſogar Jahre lang anhalten, und wiederum Jahre, Decennien, ja ſelbſt Jahrhunderte ausbleiben, ohne daß man deswegen gegen neue Ausbrüche vollkommen geſichert iſt. Hauptſächlich aus dieſem Grunde ſtimmt Rec. mit dem Verf. darin nicht überein, wenn er geneigt iſt, den eigentlichen Sitz der Erdbeben nicht tief unter die Oberfläche der Erde zu ſetzen (S. 68), indem eine Menge erwieſener Thatſachen, namentlich daß ein Granitboden keineswegs gegen die Gefahr der Erſchütterung ſichert, und daß die Bebungen ſich auf ſo unermeßliche Fernen erſtrecken, unleugbar fordert, die Heerde der Vulcane tiefer anzunehmen, als meiſtens geſchieht, wogegen die angeführte Thatſache, daß die engliſchen Bergleute 1795 das Getöſe zum

Theil über sich, zum Theil unter sich hörten, nicht füglich als genügender Gegenbeweis gelten kann, indem bekanntlich die Schlüsse aus der Richtung des Schalles im höchsten Grade trügerisch sind. Dann endlich müssen vor allen Dingen auch die warmen Quellen rücksichtlich ihres Ursprunges und ihrer verschiedenen, aber stets gleichbleibenden Temperatur und Wassermenge genauer erwogen und mit in die Erklärung der gesammten Phänomene gezogen werden. Wohl dürfte man von demjenigen, welcher alle diese Räthsel zu lösen vermöchte, sagen: hic mihi erit magnus Apollo, und wer weiß, ob und wann alle diese und noch mehrere ähnliche Fragen beantwortet werden können, bis zu welcher Zeit inzwischen jedes nützliche Scherflein als Beytrag zu dem großen Ganzen mit Dank anzunehmen ist. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet auch der gewichtigste Kenner dieser Gegenstände, v. Humboldt, die ganze Sache, und obgleich Rec. der Ansicht desselben, wonach er mit Davy, Wollaston u. a. den Metalloiden eine thätige Rolle bey diesen Operationen einzuräumen geneigt ist, nicht beystimmen kann, so ist er doch darin vollkommen einverstanden, wenn er Bd. 3. S. 42 seiner Reisen aus der großen Fülle seiner Beobachtungen folgert: „Wenn man die sich in der Tiefe der Erde fortpflanzenden Detonationen gehört, wenn man die ungeheuern Wirkungen des Aufstoßens des Bodens und die Wölbungen des Erdreichs gesehen hat, das aus seinen Spalten eine unermeßliche Menge Wasser, Schlamm und Dünste auswirft, so hält es schwer, nicht an das Daseyn von Höhlungen und an Verbindungen zu glauben, welche zwischen dem oxydirten Theile des Erdballes und einem Theile desselben bestehen, der an Metalloiden, an Schwefelkiesen und andern nicht oxydirten Substanzen noch Ueberfluß hat.“

Demosthenis Oratio pro Corona. In usum praelectionum recensuit Ern. Car. Frid. Wunderlich, prof. philosophiae in Academia Gottingensi. Editio altera emendatior. Gottingae e libraria Dieterichiana 1820. LXIV und 209 S. 8.

Diese Ausgabe ist eigentlich ein bloßer durch Hrn. Prof. Dissen in Göttingen besorgter Abdruck der 1810 vom sel. Wunderlich zum Gebrauch für seine Vorlesungen herausgegebenen Rede des Demosthenes pro Corona (Demosthenis oratio pro Corona. — In usum praelectionum recensuit E. C. F. Wunderlich, professor etc. Gottingae 1810.). Daher ist auch in der neuen Ausgabe die ganze Einrichtung, Format, Druck (mit Ausnahme der Decrete, welche in der neuen Ausgabe durch etwas kleinere Schrift unterschieden sind) und das schlechte Löschpapier ganz dasselbe geblieben. Da jedoch der Titel der neuen Ausgabe sagt: editio altera emendatior, so wollen wir unsern Lesern angeben, worin diese Verbesserungen bestehen, verbunden mit einigen kurzen Bemerkungen.

Vorerst sind die Addenda und Corrigenda, welche der ersten Ausgabe angehängt waren, in dieser neuen Ausgabe gehörigen Ortes eingeschaltet und benutzt, dabey sind an vielen Orten, besonders, wo der neue Hr. Herausgeber von Wunderlich abweichen zu müssen glaubte, die Lesarten der Bekkerschen Ausgabe kurz bemerkt; wie gleich im Anfange §. 2.: ἕτερον δ' ὃ φύσει πᾶσιν ἀνθρώποις ὑπάρχει, wo Wunderlich in der Note beygesetzt hatte: „ὃ; Reisk. ex emend. ἃ dedit.“ s. auch die Prolegg. p. XXIV der alten Ausgabe. In der neuen Ausgabe ist hinzugefügt: „sed legendum ὅτι, quod recepit Bekkerus“, was denn auch in den Text selber aufgenommen ist. Gewiß wird durch die Aufnahme dieses ὅτι der Satz um vieles leichter, ob aber die ältere, schwerere Lesart, die übrigens Wunderlich a. a. O. gut erklärt, darum zu tilgen sey, möchte sich noch bezweifeln lassen. Eben so möchten wir §. 6., wo die Worte καθάπερ ἐν ἀρχῇ in der neuen Ausg. mit Klammern eingeschlossen und die Note beygefügt ist: „verba seclusa omittuntur in Aug. prim. et secund.“, lieber bey der früheren Wunderlichschen Lesart

bleiben, wie auch §. 10., wo ἐστίν nach δίκαιον Wunderlich, unſers Bedünkens nach, mit Recht geſtrichen, weil ein Accusativ. absolutus ſtatt findet, es alſo (wenn es deſſen nöthig wäre) wenigſtens hätte heißen müſſen ὄν. Doch ſollen dieſe Bemerkungen, in denen Ref. ſeine von dem verdienſtvollen Hrn. Herausgeber verſchiedene Anſichten vorgetragen, keines wegs den Werth dieſer neuen Ausgabe, die ſo viele Beicherungen gewonnen hat, ſchmälern. So iſt z. B. §. 12. die ſchon von Reiske nach der Aldina und dann auch von Becker aufgenommene beſſere Lesart τὴν πρὸς ἐμέ πως ἔχθραν (Vulgata: τὴν πρὸν ἐμὲ ἔχθραν), die Wunderlich noch nicht in den Text aufzunehmen gewagt, jetzt wieder hergeſtellt; §. 18. ἐτόλμα mit Reiske und Bekker aufgenommen, wozu Wunderlich ſelber in den Prolegg. pag. XVIII alt. Ausg. bereits gerathen; ebendaſelbſt aus den Handſchriften das beſſere ἠγανάκτησας; καὶ παρελθών etc. Als weitere Verbeſſerungen hinſichtlich des Textes bemerken wir ferner, daß §. 30. das unrichtige γεγενῆσθαι in γενέσθαι umgewandelt, §. 33. εἰς αὐτά von den Klammern befreyt, §. 36. die Stellung der Worte verbeſſert iſt (auf folgende Art: οὓς αὐτίκα μᾶλλον ἴσως ἁρμόσει λέγειν). Nur §. 37., wo Hr. Diſſen in den Worten καὶ οὐδὲ φωνὴν ἤκουον, das καί ausgemerzt hat, ſcheint uns die Wunderlichſche Lesart ſtärker und voller. Es würde uns hier zu weit führen, wenn wir die Verbeſſerungen, welche dieſe zweyte Ausgabe erlitten und die der neue Hr. Herausgeber unter dem Text mit einer lobenswerthen Kürze angegeben, alle genau durchführen und betrachten wollten. Darum wollen wir hier nur die bedeutenderen angeben; als §. 42. §. 45. (ἐπειδὰν τὰς εὐθύνας δῷ in der dritten Perſon, nach Aeſchines p. 592) §. 50, wo ὅμως als ächt anerkannt, und die wohl allein richtige Lesart gegeben iſt. §. 53. §. 56. (hier ſchreibt Hr. Diſſen τοῦτο γράψαι ſtatt des fehlerhaften τοῦτο γράψαι λέγειν, und ἡ βουλὴ συναχθῇ nach den Handſchriften ſtatt der Vulgata ἡ β. συναχθῶσι, was aber darum wohl noch keine inepta lectio zu nennen wäre, wegen des Collectivbegriffs, den das Wort βουλή in ſich ſchließt.) §. 71, wo das Βοσπορίχῳ der Handſchriften ſtatt des Wunderlichſchen Βοσπόρῳ, welches überdem dort fehler-

haft mit kleinen Anfangsbuchſtaben gedruckt iſt, wieder aufgenommen. Dahingegen möchte ſich ebendaſelbſt die Wund. Lesart: τὼς στεφάνως, ὥς ἐστεφάνωται etc., wofür jetzt τ. στεφ., οἷς ἐστεφάνωται abgedruckt ſteht, durch die Analogie ähnlicher Redensarten vertheidigen laſſen. Vergl. nur Matthiae in der größern Griech. Gamm. §. 415. coll. 420. — Ferner §. 82. 87. 91. 94. 99. 100. 101. 113, wo wir mit der Note des Hrn. Herausgebers vollkommen einverſtanden ſind, welche zu den Worten des Demoſthenes: ἐπὶ τὴν Ἀττικὴν ἐπορεύετ' ἄνθρωπος bemerkt, „praestat ὁ ἄνθρωπος", da ὁ ἄνθρωπος beſſer die Art von Verachtung zu bezeichnen ſcheint, die doch hier ausgeſprochen werden ſoll; vergl. Heindorf zu Plato's Gorgias p. 247, und Plutarchs Alcibiades cap. 2, Themiſtocles cap. 16, Pericles 1 fin. 5 fin.; §. 114. 116. 119. 152. (oder 153 der neuen Ausg.) 161. (162.) 165. (166.) 170. (171.) 201. (202.) 228. (229.), wo die Wiederherſtellung des οὐδεὶς ἄν gewiß zu billigen iſt, §. 234. (235.) 240. (241.). Auch auf gelegentliche Verbeſſerungen anderer Gelehrten während der Zeit iſt in dieſer neuen Auflage Rückſicht genommen; vergl. p. 59. 67. Viele Stellen ſind gegen vermeintliche Emendationen Wunderlichs in Schutz genommen und die alte Lesart in ihnen wieder hergeſtellt, meiſtentheils mit vollem Recht, als §. 28. §. 43: ἐν Πυνκὶ (mit Recht in der neuen Ausgabe mit großem Anfangsbuchſtaben gedruckt) ἐν τῇ ἐκκλησίᾳ; §. 72. 99. 122. 146. 149. (150.) 155. (156.) 161. (162.) 181. (182.) 218. (219.) 222. (223.). An einigen Orten werden auch neue Vorſchläge zu Verbeſſerungen gemacht, als §. 40. 71. 94. 124. Darum wünſchten wir, Hr. Diſſen hätte auch ſeine Meinung über die ſchwere, und ſo vielfach mit mehr oder minder Glück ſchon behandelte Stelle am Ende des Briefs von Philipp §. 127: τοῖς δὲ μὴ συναντήσασι — ἐπιζημίοις geäußert; er iſt ganz bey der Wunderlichſchen Lesart ohne alle weitere Bemerkung ſtehen geblieben; was freylich bey einer ſolchen Stelle am gerathenſten war. Daß ein neuer Paragraph (131) eingeſchaltet und dadurch die Eintheilung des Ganzen verändert worden, mißbilligen wir, weil auf dieſe Weiſe leicht Verwirrungen und Unordnungen im Citiren entſtehen. Die Druckfehler der erſten Ausgabe ſind, wie bemerkt, meiſtens

getilgt; p. 67 im 82ſten §. iſt τρηράρχων ſtatt τριηράρχων ſtehen geblieben, p. 12 ſteht βυύλομαι ſtatt βούλομαι, p. 65 ἔπανελθεῖν; ſtatt p. 153 ſteht p. 135.

Pindars fünfter Nemeischer Siegsgesang, übersetzt und erklärt von Carl Ferdinand Theodor Hepp. Zur Anzeige der Prüfungen im Johanneum am XI u. XII April etc. — herausgegeben von J. Gurlitt, Dr. Hamburg 1820. gedruckt bey J. A. Meiſsner. 36 S. in 4.

Dieſe Schrift, womit der Director des Johanneum in Hamburg zu den Prüfungen dieſer Anſtalt das Publikum einladet, hat zum Verfaſſer einen Zögling eben dieſer Anſtalt, einen Schüler des Hrn. Director Gurlitt, welcher übrigens an dieſer Arbeit nicht den mindeſten Antheil zu haben verſichert. Der Verf., von dem wir wünſchen wollen, daß er mit gleichem Eifer in der betretenen Bahn fortfahren möge, beginnt mit einer Einleitung, worin er den Inhalt dieſer Ode und ihre früheren Bearbeiter angiebt, auch die Behauptung des Scholiaſten, daß Pindar aus Geldgier ſich 3 Drachmen habe bezahlen laſſen, zu widerlegen ſucht. Niemand wird ſowohl hierin, als beſonders in dem folgenden Commentare den Eifer verkennen, womit der Verf. bemüht iſt, Alles zu ſammeln und Alles zuſammenzutragen, was über irgend einen der zu behandelnden Gegenſtände von Andern bemerkt und erinnert worden, aber Niemand wird auch läugnen können, daß in dieſem an und für ſich ſo lobenswerthen Beſtreben Manches unnöthigerweiſe gehäuft und nicht das gehörige Maaß überall beobachtet iſt; wie ſich denn der Verf. bey reiferen Jahrennach mehrjährigen Studien ſelber hievon am beſten überzeugen wird. S. 6 folgt nun die Ueberſetzung und zwar in Proſa, dann S. 8 die Erklärung, welche, ſowohl in kritiſcher, als auch in ſachlicher und grammatiſcher Hinſicht, auf eine meiſt befriedigende Weiſe ausgefallen iſt. Um dem Verf. unſere Theilnahme zu beweiſen und das Intereſſe, womit wir ſeine Schrift geleſen haben, möge es uns erlaubt ſeyn, über einige

Punkte unſere Bemerkungen mitzutheilen. Vers 9 ſcheint der Verf. die Vulgata νικῇ vertheidigen zu wollen, als 3te Perſon Präſentis, welches Tempus gerade hier recht paſſend ſey. Allein da es ſich noch fragen läßt, ob der Doriſmus νικῇ als 3te Perſ. Präſent. Indicativi ſtatt νικᾷ auch auf Pindar anwendbar ſey, ſo wird man, da dies noch nicht erwieſen iſt, entweder νικᾷ, oder νίκα (als 3te Perſ. Indic. Imperf. mit vernachläſſigtem Augmente, wie auch Ahlwardt in ſeiner neuen Ausgabe des Pindarus (Leipzig bey Hahn 1820.) hat abdrucken laſſen) ſchreiben müſſen, wenn man nämlich durchaus die Boekhſche Lesart νίκη für ἐνίκη von der Form νίκημι verwerfen wollte, eine Lesart, die doch einen beſſeren Sinn giebt als das Präſens νικᾷ, und auch aus andern Pindariſchen Stellen von Boekh nachgewieſen iſt. Dagegen Vers 17 beziehn wir vollkommen einverſtanden mit dem Verf. und mit Müller (Aeginet. p. 87) das ναυσικλυτὰν (richtiger mit Boekh verbunden, als getrennt ναυσὶ κλυτὰν geſchrieben) auf die ganze bedeutende Seemacht der Aegineten, und nicht blos auf die Handelsſchiffe der Aegineten, wie Herrmann Mythol. T. II. p. 444 will. Eben ſo richtig hat der Verf. Vers 28 die Worte Δαίμων ἀποινώσας erklärt: der rächende Dämon, die Gottheit, welche den Peleus und Telamon rächend wegen ihres Brudermordes verfolgt. Denn dieſer Δαίμων ἀποινώσας iſt gewiß kein anderer, als der, welcher ſonſt der Δαίμων ἀλάστωρ heißt, von dem Leopold zu Plutarchs Marius cap. 8. p. 24 gut gehandelt hat, der auch im 72ten Orphiſchen Hymnus vorkommt. ἔφορος δαίμων, ſagt das von Leopold angeführte Scholion des Euripides, Phoeniss. 1581 (1597) τῶν τὰ ἄλαστα πεποιηκότων καὶ τιμωρός, um nicht Mehreres anzuführen. Vergl. auch Wakefield zu Sophocles Trachin. 1237. In dieſelbe Klaſſe von Verſen gehören auch die δαίμονες προστροπαῖοι und παλαμναῖοι bey Pollux im Onomaſticon V. 26, 131. v. 48 bey ἄβρὸς, ἀβροχαίτης u. ſ. w. hätte der Verf. auch noch an Αβροκόμης erinnern können, von dem Hemſterhuis und Locella zum Xenophon Epheſius S. 122 gehandelt haben. Die Gründe, die den Verf. bewogen haben mögen, vs. 51 ſtatt der Vulgata πείσαισ' ἀκοίταν vorzuſchlagen: πεισασα

(doch wenigſtens nach Pindariſch-Doriſchem Dialekt: *πείσαισα*) *κοίτας*, ſcheinen uns nicht genügend. Denn nicht ſo ſelten finden ſich ähnliche Tautologien, als hier *ξυνᾶνα ἀκοίτην*. Wir erinnern nur an das Homeriſche *ὀδίτης ἀνθρωπος* (Odyſſee V, 123) an die *χῆραι γυναῖκες* (Iliad. II, 289); vergl. Fischer ad Weller III, a. p. 292 und die dort angeführten. Auch iſt *ξυνάων* (Joniſch *ξυνήων*, Attiſch *ξυνέων*, eigentlich blos Particip von *ξύνειμι*, alſo ein Adjectiv, das ſein Subſtantiv *ἀκοίτης* bey ſich hat — vs. 61 bezieht man *πατήρ* wohl am einfachſten und ungezwungenſten darauf, daß Peleus, Sohn des Aeakus, und ſomit Enkel des Zeus war, wie auch der Scholiaſt ſagt: (*ἢ ὅτι ὁ Πηλεὺς ἔκγονος ἦν Διός*) und es iſt wohl nicht gerade nöthig, an den *πατὴρ ἀνδρῶν (τε) θεῶν τε* nach Ilias I, 544 zu denken, eben ſo wenig wie die Angabe, daß auch die Perſer den Allſchöpfer Mithras vorzugsweiſe Vater nannten. Den ſchwierigen vs. 77 sqq. hat der Verf. recht gut nach Hermann und Boekh erklärt. — Der Apollo *οἰκιστής* (vs. 82) iſt gewiß kein anderer, als der, welcher ſonſt wohl *ἀρχηγέτης* (oder bey den Doriſchen Stämmen *ἀρχαγέτας*) und *πατρῷος* heißt; ſ. Spanheim zum Callimachus Hymn. in Dian. 227. p. 281. So heißt bey L. Lydus de menss. p. 105 Vulcan: *πατὴρ Ἀπόλλωνος, τοῦ Ἀθηναίων ἀρχηγέτου*. Wenn daher Müller Aeginet. p. 150 ſagt, dieſer Apollo, der der Pythiſche, Delphiniſche und der Gründer heiße, könne als einer und derſelbe angeſehen werden („Pythium, Delphinium Conditoremque Apollinem unum posse praedicari atque eundem"), ſo müſſen wir dieſem Satz volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen; zumal da Apolliniſcher Cultus das untrügliche Zeichen Doriſcher Stämme iſt, insbeſondere derer, die von Creta aus über Griechenland bis nach Delphi hin ſich verbreitet, wo ſie nach einigen Sagen das Orakel geſtiftet haben ſollen; ſ. Raoul. Rochette histoire de l'etabliss. d. colon. Grecques Tom. II. p. 149—152. Vergl. ebendaſ. p. 104. 170. 172 und Hüllmann Anfänge der Griech. Geſch. p. 69. — Angefügt ſind der Erklärung drey Excurſe, der erſte zu vs. 20 „über die Stellung der Alten beym Beten", wobey jedoch der Levezowſchen Abhandlung de

Juvenis adoràntis signo ex aere antiquo, Berolini 1808. keine Erwähnung geschieht; der 2te zu vs. 68 über Χρυσαλάκατος, der 3te über Νίκη vs. 76.

Die Uebersetzung ist einfach und gut; warum vs. 92 δίδου φωνάν gerade heißen soll: „erhebe jauchzend deine Stimme", sehen wir nicht ein; auch ist es in den Noten richtig erklärt durch edere, emittere vocem. Als Probe mag die erste Strophe hier eine Stelle finden: „Kein Bildhauer bin ich, nur müssige (regungslose) Gestalten schaffend, die nur auf der Basis ruhen. Drum enteile Aegina mein Lied! auf jeglichem Lastschiffe oder Nachen, verkündend, daß Lampons Sproß, der kraftvolle Pytheas, siegend zu Nemea errungen des Pankrations Kranz" u. s. w.

Nur das wünschten wir noch, daß der Verf. bey ähnlichen Versuchen in der Folge uns doch das Griechische mit Accenten geschrieben liefern möge.

Geographie und Statistik des Großherzogthums Baden, nach den neuesten Bestimmungen bis zum 1. März 1820. Herausgegeben von J. A. Demian. Nebst einer Uebersichtskarte der neuen Kreis- und Aemter-Eintheilung und einem Ortsregister von F. L. Hofmeister. Heidelberg, bey Groos. 1820. 255 S. in 8.

Die gute Grundanlage dieses für Viele unentbehrlichen geographisch-statistischen Compendium, oder Inbegriffs von dem gegenwärtigen Local- und Staatsverwaltungs-Zustande des Landes ist unverkennbar. Auch ist zum Voraus eine passende Abtheilung der Gegenstände angenommen, so daß die immer sich anbietende Abänderungen schicklich eingerückt und nachgetragen werden können. Unläugbar und erfreulich ists, wie vielfach diese statistische Kenntnisse durch ihre Oeffentlichkeit seit wenigen Jahren, wo das Bedürfniß die Staatskräfte genau zu kennen, politisch und diplomatisch sehr gefühlt und die bisdahinige Mangelhaftigkeit als Folge der Verheimlichung mit Schaden beobachtet wurde, beträchtliche Verbesserungen gewonnen haben.

Die I. Abtheilung giebt einen Ueberblick der Landesbeschaffenheit, der Einwohner nach Classen, der Producte, der

Handelsverhältnisse, Unterrichtsanstalten und der Staatsregierung nach Verfassung, Verwaltung, Verwaltungskosten und militärischer Beschützung. Die II. Abth. macht nach den acht Abschnitten, von Residenz und 7 Creisen, die darunter begriffene Aemter und Hauptamtsorte nebst localen Merkwürdigkeiten und Nutzbarkeiten topographisch und statistisch bekannt. Schon sind die meisten Beziehungen, nach denen der Aufmerksame fragen wird, bey den bedeutenderen Orten kurz und befriedigend verzeichnet. Specielle Berichtigungen von Zeit zu Zeit der Verlagshandlung bemerklich zu machen, wäre ein Verdienst, welches sich überall die Ortsvorsteher um die Vaterlandskenntniß gerne erwerben sollten. Nur durch ein solches patriotisches Zusammenwürken könnte bald etwas vollständig richtiges entstehen und fortwährend erhalten werden, wonach der Bearbeiter mit schätzbarem Fleiße gestrebt hat.

Das Land hat eine Länge von 61 Meilen, einen Gränzenumfang von ungefähr 340 Stunden, zwischen dem 27 Grad 32′ und 49 Grad 49′ nördlicher Breite. Als Rheingränze, von Hüningen an, sind zu decken 92 Stunden. Der Flächeninhalt wird auf 272 bis 289 Quadratmeilen berechnet. Die Bevölkerung im J. 1818 umfaßte 1 Million 20 tausend 696 Menschen; vom weiblichen Geschlechte 27,398 mehr als vom männlichen. Von diesen Einwohnern haben ihren Besitz auf 66, $^{34}/_{100}$ □ Meilen der 8 Standesherrn — 195,051 Personen, auf 29 $^{43}/_{100}$ □ Meilen der 18 gräflichen Familien und der 81 vom Adel und von Corporationen — 119,766 Personen, so daß also durch die Mediatisirung — 314,817 Unterthanen oder mehr als ⅓ des Ganzen, ihre Unterthanenverhältnisse verändert haben. ⅔ der Gesammtzahl der Badischen Einwohner bekennt sich zur katholichen, ⅓ zur protestantisch-evangelischen Confession. Von der letztern Zahl sind ¼ von der reformirten Glaubensauslegung. Außerdem leben im Großherzogthum 16,000 Juden, 1300 Mennoniten und in der Colonie Königsfeld, Bezirksamts Venningen, 150 Herrnhuter. Die Linientruppen betrugen im Sept. 1819. (S. 75) — 10,979 Mann. Das ständige Bundescontingent erfordert 10,000, die Reserve 5000. Der Militär-Etat des ehemaligen Kurfürstenthums Baden betrug (S. 73) 6150 Mann von allen Waffengattungen, wovon im J. 1805. an dem Kriege gegen Oesterreich unter Napoleon Antheil nehmen mußten — 3,187. Den 10. May 1819 legte das Finanzministerium eine summarische Uebersicht den Ständen vor (S. 63 — 72), in welcher die Staatseinnahmen und Ausgaben auf das Etatsjahr 1819. berechnet waren auf 9,185,288 Gulden. Unter der Einnahmensumme waren mitbegriffen als auf den Einnahmen haftende Lasten 878,990 fl. und als Ver-

waltungs- und Erhebungskosten 113,257 fl. Der ganze Civil- und Militär-Pensionsstand belief sich (S. 71) auf 1,068 587 fl. Die Dotation der Amortisationscasse wurde (S. 69) auf 1,640,195 fl. erhöht. Das gesammte Steuercapital des Großherzogthums ist (S. 63) berechnet auf 776 bis nahe 777 Mill. Gulden. Außer diesen Finanzberechnungen ist S. 62 auch eine Berechnung der Thätigkeit bey der Justizpflege der höhern Gerichtshöfe begonnen. Würde es doch irgend möglich seyn, ebenso wie die Leistungen, auch die dadurch entstehenden Würkungen für den Staatszweck des allgemeinen Schutzes durch Recht und Waffen in berechnende Uebersichten zu bringen.

Als öffentliche Unterrichtsanstalten sind S. 29—31 verzeichnet: Schullehrerseminare, ein katholisches zu Rastatt, ein protestantisches zu Carlsruhe; lateinische Schulen oder Pädagogien 10 Lycäen 4. Gymnasien 5. Universitäten 2. Die Heidelberger zählte 1818 — 603, die Freyburger 337 Studierende. Ferner gehören zu den Unterrichtsanstalten: die Ingenieurschule zu Carlsruhe, verbunden mit dem bey Triangulirung des Landes und andern Staatsarbeiten beschäftigten Ingenieurbüreau; die Militärschule, auch die Thierarzney-, forstarchitektonische Zeichnungsschulen und die Taubstummenanstalt zu Carlsruhe, die Handelsakademie zu Mannheim.

Die Bevölkerung der Stadt Heidelberg betrug, ohne die Studierenden und ohne Kohlhof und Schlierbach, 9,841, worunter 3,669 von katholischem, 3,105 von lutherischem, 2,885 von reformirtem Glaubensbekenntniß sind, 180 vom jüdischen und 2 vom Mennonitischen. Häuser sind in der Stadt 637, in der Vorstadt 369, am Schloßberg 81. Eine Haupthandlungsstraße vom Ueberrhein her führt durch, theils über Mosbach nach Franken und Sachsen, theils über Sinsheim, nach Heilbronn und Schwaben. Die andere Haupthandlungsstraße ist die von der Bergstraße, von Frankfurt, Darmstadt her, über Bruchsal theils nach Würtemberg, theils nach Basel und Strasburg sich lenkend. Der Wohlstand der Stadt beruht, durch ihre Gewerbsthätigkeit, auf der Universität und diesen Transitostraßen, da der Landbau wenig Raum hat. Die Gemarkung der Stadt enthält nur 2492 Morgen Acker, 40 M. Wiesen, 700 M. Weinberge und Castaniengärten, 4536 M. Waldung.

Nöthig und bequem ist das angehängte Ortsregister. Doch wäre, wegen der 1. Abtheilung, auch ein Sachregister nicht überflüssig.

H. E. G. Paulus.

No. 72. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

Die Geister der Natur. Von Dr. Rudolph Meyer. Constanz, bey Wallis. 1820. 258 S. in 8.

Durch lebendige Ueberblicke des vielerley Lebens in der Natur erhebt sich der begeisterte Verf. zu Empfindungen ewiger Geistigkeit S. 288: „Der Geist ist ewig. Tod ist nirgends. Ueberall nur Tausch, und der Tausch ist Leben. Die Formen nur sind sichtbar, die Geister selbst nie erblickt, unvertilgbar. Ich vermag die Kraft nicht wahrzunehmen, mit welcher der Magnet das Eisen meiner Hand entreißt. Ich sehe nichts von der Wärme, die belebend mich durchströmt, ahne nichts vom Funken, der dunkel im Stein verborgen liegt . . . dennoch sind die Geister, durch welche schön und groß die Welt hervorgegangen. So des Menschen Geist; auch Er ein Licht, das, sichtbar nur in seiner Form, im (Wollen) Denken und im Sprechen nur erkennbar wird. Aber auf den Schlag springt der Funke aus dem Stein. Er erlischt, und dennoch lebt er ungesehen fort. . . Die Pflanze welkt; was sie erbaute, das verschwindet meinem Auge. Doch, es sucht sich neue Arbeit. Selbst die Hülle deines Geistes, geht sie gleich durch Fäulniß dem Tode entgegen, wird zu neuem Leben nur umgewandelt. Ist das Leben doch ein immerwährendes Erneuen, ein allmählig Werden durch Verwesen (= Anderswerden). Die hohe Seele aber sollte . . einem Worte gleich, entgegen dem ganzen Streben der Natur, vergehn? Der hohe Denkgeist (der Wollende) ist aus Erdkräften nicht gebildet, nur auf sie gegründet. So kann er auch im Tode sich nicht auflösen. Im Menschen ist das Irdische vollendet, ein Himmlisches beginnt (besteht) in ihm. Er ist nicht das letzte Glied der Lebenskräfte. . . Aus Nichts wird ewig Nichts. Was ist, das bleibt. . . Ewig lebt, wie die Natur, was

in mir wohnt (was sie, als Ich, bewohnt). Ewig hat es schon gelebt. . . Mein Daseyn ist der Vorzeit Lethe, ist eines frühern Lebens Tod. . . Was die Seele (bis in ihr innerstes wollendes Wesen hinein) sich erworben, ist (als gebildete Kraft) ihr Eigenthum geworden und bleibt ewig Eigenthum. Selbst-Veredlung ist Gewinn für jede Zukunft."

Eine Probe von Ueberzeugungen und von der Darstellungsart des Verf. Nur in der Schrift selbst kann man ihm folgen, wie er dieses Geistigste an alles Geistige der Natur anknüpft. Der lichte Gedanke, alles, was ist, als Kraft zu betrachten, vereinigt, was unvereinbar schien, solange man Materie dem Geist mehr entgegensetzte, als bey- und unterordnete. Die dynamische Betrachtung hebt wenigstens den sonst wie unvermeidlich gefürchteten Gegensatz. Kräfte, welche sich selbst bis zum vollsten Selbstbewußtseyn erscheinen sollen, sind Geister; Kräfte, durch welche sie sich und einander erscheinen können, pflegen wir Körper und Materie überhaupt zu nennen. Dynamisch sind sie in einer aufsteigenden Stufenleiter zu vereinigen. Alle sind Kräfte. Alles wird durch diese Ansicht in Eine Gattung und einander näher gebracht. Dennoch bleibt ein sehr großer, specifischer Unterschied zwischen Kräften, welche, sobald sie durch das Entgegenwürken anderer Kräfte in den Zustand des Selbstbewußtseyns kommen, sich als wollend-denkende Naturen, als eigentlich geistige Kraftwesen zeigen, und zwischen Kräften, denen man nichts von Bewußtseyn zuzuschreiben, deren Würklichkeit man also wohl unter das Genus: Kräfte, nicht aber unter die Species: Geistige Kräfte, Geister, aufzufassen Grund hat. Jene Species der materiellen Kräfte ist uns nur als eine Verwürklichung solcher Kräfte bekannt, welche den geistigen Kraftwesen ihr Wollen und Denken in Effecten zurückgeben und gleichsam zur weiteren Betrachtung verhalten. Außerdem, daß von den materiellen Kräften jede ihre eigenthümliche, durch Wollen nicht veränderliche Natur und Würkungsart hat, und die Gesammtheit derselben als eine durch allerley Wechsel nicht zu vernichtende Ordnung fortdauert, zeigen sie sich in Beziehung auf die mit Bewußtseyn denkende und wollende, also geistige, Kräfte als solche, welche durch

das Wollen der geistigen zu entsprechenden Erscheinungen bestimmt werden, und alsdann den Bewußtseyenden ihre Entschlüsse anschaulich, fühlbar, objectiv zurückgeben und gleichsam zurückwerfen, so daß die Geisteswesen nicht ohne fortwährendes Nachdenken darüber wegeilen können.

Ist es demnach gleich auf der Einen Seite richtig und zugleich zweckmäßig, alles, was ist, *als Kraft* zu betrachten und nicht mehr zu denken oder zu sagen: der Geist oder der Stein *hat* eine Kraft, sondern *er ist* eine so und so seyende, würkende Kraft — so ist denn doch nicht der große specifische Unterschied zwischen denen im Bewußtseyn als wollend und denkend erkennbaren Kraftwesen und denen nur in Bewegung und Ausdehnung erscheinenden Kräften, denen wir Bewußtseyn zuzuschreiben keinen Grund, also keine verständige Befugniß haben, durchaus nicht zu vergessen. Auch diese dennoch Geister zu nennen, kann mehr nicht seyn, als eine Metapher. Und wie bedenklich sind dergleichen Metaphern um der sich sogleich an den Ausdruck hängenden Begriffe und der Neigung willen, das Uneigentliche allzu eigentlich zu nehmen. Der Blitz würkt, kann man wohl sagen, so schnell wie ein Geist, die magnetische Kraft so unsichtbar, so unerklärt, und also wundersam, wie das Denken. Aber dann die electrische, die magnetische Kraft recht eigentlich einen Geist zu nennen, ist eine Transcendenz, ein Ueberschritt, von einer durch Eigenthümlichkeit bestimmten Art der Dinge in die andere ebenfalls specifisch bestimmte und gesonderte Art. Den wundersamen Erscheinungen dieser Kräfte aber sogar eigene Geister gleichsam vorzusetzen, wäre nicht eine Erklärung des Räthsels, sondern nur ein weiteres Hinausschieben der Erklärung, ein Hinausrücken der Hauptfrage, durch das man sich selbst unbemerklich macht, daß man nichts erklärt habe. Wenn man sich dadurch geholfen zu haben meint, daß in und mit den materiellen Kräften eigene geheimnißvolle Geister würkend seyen, so hat man gerade das, was zu erklären schwer ist, nicht erklärt, nämlich die Möglichkeit des Einwürkens der Geister ins Materielle.

Man behält ja dennoch, nur unvermerkt, die Qualität von Geistern und Materie, und giebt der Phantasie nach, welche jene Geisterchen — wie einst die Bergmännchen und

Kobolte — so ganz im Unsichtbaren ihr Spiel treiben lassen will. Dieses Philosophiren müßte sich nur als ein System der Sylphen- und Gnomenlehre ausbilden.

H. E. G. Paulus.

Handbuch der deutschen Prosa, in Beyspielen von der frühesten bis zur jetzigen Zeit, von F. A. Pischon. Erster Theil, welcher die geschichtliche Prosa enthält. Berlin, 1818. Realschulbuchhandlung, XLVIII und 623 S. gr. 8.

Unter den neu-europäischen Völkern hat außer den Griechen keines in seiner Sprache eine Vorzeit, wie die Deutschen; denn von Ulfila bis auf unsere Zeit sind etwa 1450 Jahre verflossen, und vom 6ten Jahrh. an haben wir ununterbrochen schriftliche Denkmäler in unserer Sprache, die seit dem 12ten Jahrh. in so ungemeiner Menge angewachsen, daß wir vielleicht auch hierin allen Europäern voranstehen. Gegen eine so große Vorzeit war daher ein Streben sehr ungerecht, das die alte Sprache und ihre Geschichte zurücksetzte, und mit aufgeklärtem Dünkel seit der Mitte des vorigen Jahrh. vom goldenen Zeitalter der Sprache, Dichtung u. s. w. träumte und posaunte, ohne daß man im Eifer zur Besinnung kam, diese Verzückungen könnten veralten und neue an ihre Stelle treten. Dieser unnatürliche Zustand war indeß zum Glück bald vorbey, und schon unter der strengen Herrschaft der schulmeisterischen Grammatik schrieb doch der eine so, der andere anderst, es kamen zu Anfang unsers Jahrh. viele Versuche in Mundarten zu dichten und schreiben, und zum größten Aerger der Schulgrammatiker fand man Gefallen daran, es folgten Volkswörterbücher und mundartliche Sprachlehren, wie die von dem fleißigen Stalder, und zuletzt kommt gar Jacob Grimm mit der geschichtlichen Sprachlehre, bringt da unerhörte Aufschlüsse über die Biegsamkeit der älteren Sprache und beweist faktisch die Nichtigkeit der schulgelehrten Spracheley von Gottsched an bis zu seinem letzten Anhänger. Nun ist ein entscheidender Zeitpunkt für die Sprache eingetreten, den nur der läugnet,

der in seiner Weisheit sich wieder von der Zeit übereilen läßt, und dessen Ausgang jeder voraussieht, der die Sprache etwas geschichtlich versteht. Dieser Kampf der neuen und alten Sprache zog einen andern über neue und alte Prosa und Dichtung nach sich, als nämlich Bodmer und Gottsched an einander geriethen. Da Frankreich in diesen Dingen ein siècle d'or zu haben glaubte, so war zu erwarten, daß unser unnachahmliches Deutschland auch hierin nachahmen werde. Und so geschah es. Dem allem war Bodmers Streben unbewußt entgegengesetzt, der das ältere deutsche Schriftwesen wieder zu Ehren bringen wollte und dafür gute Vormänner an Opitz, Scherz, Wachter u. A. und trefflichere Nacharbeiter hatte. Joh. Müller war der Ueberzeugung, es sey doch etwas hinter der älteren deutschen Literatur, Herder nahm sich der Volkslieder an, und seit 1800 haben sich so viele tüchtige Arbeiter an die Sache gemacht, daß alles Gegenstreben ohnmächtiger werden muß, und, wie nach großen Läuterungen, nur das übrig bleibt, was der Fortdauer werth ist.

Zu diesen tüchtigen Arbeitern gehört auch Pischon, der das alte Schriftwesen, abweichend von den bisherigen Bemühungen, nicht in seinem dichterischen, sondern im prosaischen Vortrage aufgefaßt. Also eine Beyspielsammlung aus der Prosa, mit Einsicht und Liebe und weiser Mäßigung angelegt. Großer Reichthum der Stücke bey guter Auswahl und Genauigkeit, eine hinreichende Einleitung über das Ganze, gehörige Nachweisungen über jeden Schriftsteller und Nachhülfe zur Erleichterung des Verständnisses sind im Kurzen die Vorzüge dieses ersten Bandes. Dem Sammler ist schwer geworden, manches zu erhalten, die Limpurger Chronik konnte er nicht bekommen, viele seiner Leser werden in gleichem Falle seyn und noch weniger Hülfsmittel haben; darum wird dem Buche seine Anerkennung nicht entgehen, weil der Willige darin manchen Schriftsteller reden hört, den er nur dem Namen nach oder gar nicht kannte, der Uebelwollende aber mit seinen Vorurtheilen und Absprechereyen durch den unverkennbaren Reichthum unserer Vorwelt lächerlich wird. Es ist unnöthig das Register der 61 Schriftsteller anzuführen, auch darüber will ich nicht rechten, was sonst noch hätte aufgenommen werden können,

aber bemerken, wie viel herrliche deutsche Zeitbücher noch handschriftlich zerstreut sind. Mein Freund Batt besitzt eine Hdsf. über das Leben Franzen von Sickingen verfaßt von dessen Schwager dem Bischof Philipp von Flörsheim zu Speyer, das man den besten Mustern der deutschen Prosa wegen seiner großen Treuherzigkeit und herodotischen Naivetät an die Seite stellen kann. Von andern Hdsf. will ich gar nicht reden, denn die Anzahl der alten prosaischen Werke wächst unter dem Nachforschen, wie die Gedichte, so sehr an, daß die Umfassung des Ganzen für den Einzelnen fast unmöglich scheint.

Bey der Uebersicht der Geschichte der deutschen Prosa, die P. in sechs Zeiträume eintheilt (von Ulfila bis auf unsere Zeit), wären die Grundsätze auch der lateinischen Chronisten über die Geschichtschreibung von Wichtigkeit gewesen. Ebenso merkwürdig ist die Bildung der geschichtlichen Prosa aus den Reimchroniken, und Königshoven ist als der erste vollständige deutsche Geschichtschreiber in Prosa anzusehen, während die gleichzeitige Limpurger und sogenannte Repgowische Chroniken (handschriftlich zu Strasburg) aus Prosa und Versen zugleich bestehen und somit den Uebergang von der Reimchronik zur prosaischen Geschichtschreibung bilden. Entfernter liegen die Forschungen über das Verhältniß der Reimchroniken zu den Heldenliedern und dieser zu den Evang. Harmonien, vorzüglich der Otfridischen und Altsächsischen; aber es ist nicht zu läugnen, daß sich die lateinische wie die deutsche Geschichtschreibung unserer Alten nach diesen Grundlagen entwickelt hat. Grimm hat schon auf die künstliche Sprache des Saxo Grammaticus aufmerksam gemacht, weil sie von der Beybehaltung des alten Stabreimes herrührt. Derselbe Grund der künstlichen Schreibart ist in den Briefen des h. Bonifacius und seiner Zeitgenossen sichtbar (s. Bonifacii epp. ed. Würdtwein, ep. 68. 69 13. 14. 16—23. 26—29. etc.). Betrachtet man den Gang der Geschichtschreibung beym Regino, Hermann Contractus, Lambert von Aschaffenburg, Otto von Freisingen u. A. Vergleicht man besonders gegen einander ihre Vorreden und Einzänge, so sieht man, wie sie die Geschichte immer als ein Ganzes betrachtet, und selbst ihre Zeitgeschichte

immer an die allgemeine angereihet, unsre Alten daher mehr zur Welt- als Specialgeschichte geneigt waren. Diese Ganzheit ihrer Geschichtbetrachtung folgte aus dem Gedanken der göttlichen Weltregierung, und dieser gab auch ihrer Schreibart eine stille Frömmigkeit, wodurch sie langverflossene schlechte Handlungen doch oft zum Guten auslegten oder ohne Ahnung der Schlechtigkeit erzählten. Diese Züge trifft man auch in den deutschen Geschichtschreibern an. Nicht Muster der Kritik ist doch ihre Schreibart aller Beachtung werth. Was durch ihre Einseitigkeit und Mangel an Kritik zu Grunde gegangen, das ist freylich unersetzlich, indessen haben wir auch für ihre Vorzüge: Unbefangenheit, Ehrlichkeit und Vaterlandsliebe keinen Maasstab. Diese Eigenschaften treten in ihrer Sprache besonders hervor und machen sie vaterländisch und geschichtlich erfreulich und wichtig; darauf ist auch Pischons Beyspielsammlung angelegt, nicht als Muster der Kritik und Sprache, sondern als Beweis der Entwickelung der deutschen geschichtlichen Schreibart. Der zweyte Band wird die Beyspiele der abhandelnden Prosa enthalten, und der dritte, womit das Ganze geschlossen wird, die der rednerischen. Vorzüglich wünschenswerth ist die Aufnahme ungedruckter Stücke, wenn man sie irgend bekommen kann, denn nicht nur wird dadurch manches Würdige hervorgehoben und erhalten, sondern auch der Eifer dafür mehr rege gemacht als durch Mittheilung des schon gedruckten, wenn es auch selten ist. Und grade je weniger der philosophische und redneriſche Vortrag unserer Alten bekannt ist, desto bedeutender wird für diesen Theil der Prosa die Auffindung unbekannter Quellen. Dazu kommt, daß die didaktische Prosa älter ist als die geschichtliche. Ich will die Abschwörungsformel, die alten Katechesen ꝛc. nicht einmal in Anschlag bringen, so ist doch der Sachsen- und Schwabenspiegel und der Reichsabschied Friderichs II. zu Mainz älter als Königshoven, und deutsche philosophische Prosa schon seit Mitte des 14ten Jahrh. ist mir handschriftlich bekannt. Aus diesen und so vielen andern Schriften läßt sich manches Treffliche auswählen (z. B. Eyke's von Repgow Untersuchung über den Ursprung der Leibeigenschaft), was seinen Zweck sicherlich nicht verfehlen wird.

F. J. Mone.

Anbau der neuesten Kirchengeschichte. Durch Dr. Joh. Severin Vater, Prof. zu Halle, d. Akad. d. W. u. gel. Gesellschaften zu Berlin, München, Philadelphia, Warschau u. a. Mitglied. I. Bändchen. Berlin, bey Nicolai. 1820.

Der Herausgeber, dessen unermüdete linguistische und historische Thätigkeit durch seine Wiederversetzung in die Nähe der deutschen Literatur neue Veranlassungen und Mittel erhalten wird, zu denen der Rec. ihm und seinen Fächern Glück wünscht, dankt in der Dedication dem Fürsten Staatscanzler für die Erlaubniß, vermittelst der auswärtigen Gesandtschaften Mittheilungen über kirchenhistorische Gegenstände zu empfangen. Früchte von dieser eines Staatsregiments würdigen Beförderung der Wissenschaft und besonders der kirchlichen Statistik gibt Hr. Dr. V. in dieser Sammlung; meist in der Ursprache.

I. Urkunden über die neueste Einrichtung der römisch-katholischen Kirche in KR. Pohlen. a) Kaiserl. Kön. Verordnungen darüber. b) Darauf und auf die Eintheilung der Sprengel sich beziehende päbstl. Bullen und Schreiben. Die Polnische katholische Geistlichkeit stellte der Kaiser unter seine „Commission der Religionsgebräuche und der Volksaufklärung.“ Sie ist in allem, was ihr mit andern Landes-Einwohnern gemein ist, den Gerichts-Administrations- und Policeybehörden untergeordnet. Bischöfe und Capitel eines erledigten Bischofsitzes können der Commission Competenten, mit Anzeige ihrer Verdienste, empfehlen. Die Commission stellt dem Vicekönig 3 der Empfohlenen vor. Bischöfe prüfen und entwerfen an die Commission jährliche Prüfungslisten der Candidaten für geistliche Stellen. Ohne Erlaubniß der Regierung kann keine päbstliche Bulle bekannt gemacht werden. Die innere Policey der Orden steht unter den Bischöfen. Von höhern Strafen gegen Geistliche muß das bischöfl. Gericht jener Commission Anzeige machen. Ohne Autorisation der Commission darf es sich nicht versammeln. Die Bischöfe müssen in ihren Sprengeln wohnen. Kein Kleriker darf 2 Beneficien haben. Alle Kirchenfonds stehen unter Aufsicht und zum Theil unter Leitung der Commission. Geistliche Gesellschaften dürfen ohne Erlaubniß der Regierung Verschreibungen nicht annehmen. Ein

Bulle von 1817. IV. Jd. Mart. erhebt Warschau zum Erzbisthum und Metropolitansitz. S. 14—34 folgt die Eintheilung der übrigen Diöcesen. 1818. Prid. Cal. Julii. Unterzeichnet ist wegen der Publication Isola officialis Deputatus Coad. A. Card. Prad. mit dem Ita est des Joseph Battaglia, Notarius Apostolicus.

II. Scipio de Ricci, ehm. Bischof von Pistoja und Prato, Wiederruf. a) Nach Aurelii Thomasii ad Lucium Valerium Marinium de Scipionis Dericii Poenitentia, Epistola. Viennae, d. 12. Sept 1805. Nach der Schlacht bey Novi wurde R. zu Florenz von Feinden der unter Leopold gehaltenen Synode zu Pistoja eingekerkert. Der Erzbischof Martini zu Florenz bewog ihn, drohend, zu der Erklärung: er nehme, ergeben den kirchlichen Satzungen, die Bulle: Auctorem Fidei, an. In den Worten: ergeben den kirchl. Satzungen, sollte noch einige Restriction liegen. An P. Pius VII. schrieb R. nachher: Gewisse in dieser Bulle verdammte Irrlehren verdamme auch Er (S. 42). Card. Consalvi forderte gänzliche Anerkennung (S. 42). Die Schlacht von Marengo kam dazwischen. Dennoch, was auch die Königin von Etrurien wünschte, geschah, als Pius VII. von der Krönung zu Paris über Florenz zurückkehrte, durch Einreden des Erzbisch. in partibus (von Philippi) Frnajas. R. unterschrieb seine Reprobation der Irrthümer des Baius, Jansenius, Quesnell und der 85 Propositionen aus der (von R. selbst gehaltenen) Synode von Pistoja, in dem Sinn, wie sie Pius VI. in der Bulla Auctorem Fidei verdammt habe (S. 51). b) P. Pius VII. Rede an die Cardinäle nach der Rückkehr von der Krönung Napoleons, über Salutares fructus von der ad Carissimum in Christo filium, Napoleonem, Imperialibus insignibus decorandum den 2. Nov. 1804. von Rom aus angetretenen Reise. — — Lugduni a Ven. Fratre Nostro, S. R. E. Cardinali, Feschio, illius Urbis Archiepiscopo excepti sumus, qui liberalitate, magnificentia impenso in nos studio omnique denique officiorum genere nos amplissime cumulavit . . . Recta in Fontis Bellaquei Arcem contendimus, ubi potentissimi nostrûmque amantissimi

Principis adspectu complexibusque frui denique nobis datum fuit. „Qua voluptate, quo gaudio complexi sumus primo illo ejus Imperatoris occursu, cujus nomen fines terrarum ultimos pervasit et cujus opera Deus usus est, ut Catholica religio in Galliis publicam rursus in lucem emergeret“ ... (p. 64) condicta die, quae fuit secunda Decembris eademque prima Adventus Dominici, .. sacro solemnique ritu Consecratio et Coronatio peracta est. Hierauf folgten familiares sermones mit dem Kayser über allerley das Wohl der Kirche betreffende negotia. Einige Bischöfe, de quorum in Catholicam unitatem reditu (hatten sie diese unitas durch den Civil-Eyd verloren?) Zweifel waren, erklärten sich, antequam Canonicam a nobis Institutionem obtinerent, als anhänglich an die Urtheile des Apostol. Stuhls über die ecclesiastica Galliae negotia (für oder gegen die 4 Artikel der gallican. Kirche?). Namentlich ist Pius VII. über die Wiederherstellung der Missions-Priester-Gesellschaften, die neue Einkleidung der Puellarum Charitatis von Vincenz a Paula und die bey den Bischoffitzen eröffnete Seminarien erfreut. Besonders sollte der Kayser die sogenannte Missiones exteras befördern, bis Sina. Wohl aber auch nähere?

III. Actenstücke, die neuesten Einrichtungen des Kirchenwesens im Reiche beyder Sicilien betreffend. 1. Das Concordat zwischen Benedict XIV. und König Carl III. vom 8. Jun. 1741. italienisch. 2. Das Concordat zwischen Pius VII. und Ferdinand I. Nonis Martii 1818. 3. Indult für den König, alle Erzbischöfe und Bischöfe zu benennen (S. 113—115). Warum sollten nicht alle Regenten wenigstens dieses Indult erhalten, da ihr Nominationsrecht gewiß kirchenhistorisch älter ist, als das Recht, von Rom aus solche Indulte zu geben? 4. Päbstliche Rede wegen des neuen Neapolitanischen Concordats. 5. Bestätigung desselben. 6. Anweisung an die Bischöfe ꝛc. wegen Aenderung der Diöcesen. 7. Merkwürdige Kön. Verordnung, daß durch Art. 22. des neuen Concordats die Rechte des Tribunals der Monarchia Sicula, wie sie in der Bulle Benedict XIII. ent-

halten, dennoch nicht aufgehoben seyen. (Um die Streitigkeiten zwischen weltlichem und geistlichem — oder vielmehr kirchlichem — Regiment in Neapel und Sicilien in guter Form aufzulösen, wurde einst der Regent selbst und zwar schon Graf Roger, der Normann, zum Legatus perpetuus Sedis apostolicae ultra Pharum ernannt. Urban II. hatte dies bestätigt, Clemens XI. für aufgehoben erklärt. 8. Jene Bulle Benedict XIII. 1728. Sie enthält Erweiterungen der Metropolitan-Jurisdiction, Beschränkungen der Appellationen nach Rom.

IV. Von der kathol. Kirche in den Sardinischen Staaten. Unter der französ. Regierung waren die 4, 1799 aufgehobenen, Professuren zu Turin hergestellt worden a. für Dogmatik, b. theol. Moral, c. kanonisches Recht, d. Schrifterklärung, aber so, daß die Lehrer auf 4 Grundsätze schwuren: 1. Daß Unfehlbarkeit des Pabstes zu behaupten irrig wäre. 2. Daß der Pabst Landesunterthanen ihrer Pflichten gegen den Landesregenten nicht entbinden dürfe. 3. Daß Besetzung geistlicher Aemter in fremden Staaten nicht Sache des Pabstes, sondern Recht der Regenten sey. 4. Daß der Pabst nach dem Concil von Constanz Aussprüchen der Concilien untergeordnet sey. — Die Professoren, welche hierauf angestellt waren, wurden 1814. removirt, alles auf den Stand von 1798. zurückgestellt. — S. 145. Neue Eintheilung der Diöcesen, durch die Bulle vom 17. July 1817. Der König unterhandelt, damit das Recht zu allen geistlichen Stellen zu nominiren, auch auf das hinzugekommene Genua ꝛc. ausgedehnt werde. (Wie wichtig wird hier die Frage: ob denn und wodurch der päbstliche Stuhl dieses Recht habe, welches an sich den Gemeinden zukommt, dann auf Patrone und Capitel, als Stellvertreter der Gemeinden übergegangen ist!)

V. Schicksal der Waldenser, während der Revolution und seitdem. Die statistische Beschreibung des Pastor Bert vom 10. Dec. 1815. ist auch schon im Sophronizon II. Heft S. 200—211 geliefert. Hiezu hier S. 166 ein wenig erfreulicher Nachtrag von 1818. Die Verwendung des preußischen Gesandten, Grafen Waldburg-Truchses, beschleunigt (S. 170) die Ausübung eines den 18,000 Waldensern günstigeren Kön. Edicts vom 8. März 1816., welches auch

schon S. 214 im Sophronizon II. Heft bekannt gemacht ist. Auch Graf Bubna interessirte sich für sie. S. 176. f. schon auch im Sophronizon II. S. 212. Ebendaselbst sind Auszüge aus dem Hirtenbrief des Bischofs von Pignerol zur Conversion der Waldenser. Hier ist er ganz. Der preußische Gesandte verhütete weitere Zudränglichkeit gegen sie. S. 182. Neu ist hier S. 221 die Gegenantwort eines Waldenſischen Geistlichen. Der erste Satz darin ist: L'Ecriture ne dit point: hors de l'Eglise Romaine point de salut! mais: il n'y a point de salut en aucun autre qu'en Jesus Christ. Dergleichen kurze Sätze machen vieles klar. Z. B. S. 223: Il est prouvé par le fait et l'histoire des differentes innovations, dont les dates sont connues, que les Vaudois ne forment pas une nouvelle Eglise.

VI. Vorstellung von dem Präsidenten des Berliner Cammergerichts, v. Schrötter, nachmal. Kanzler von Preußen (gest. am Ende von 1819) gegen die Cabinetsordre vom 11. July 1792., betreffend die Mehrheit der Räthe, welche den Prediger Schulz zu Gielsdorf für einen christlichen Prediger anzuerkennen und beyzubehalten votirt, und dadurch die Ausdehnung solcher Frage auf viele andere verhütet hatten. Präsident v. Schrötter war nicht von der Meinung der Mehrheit gewesen, vertrat aber sie dennoch, als Männer, die nach ihrer Ueberzeugung richterlich gesprochen mit kräftigem Freymuth. Die Strafe ¼jähriger Besoldungsentziehung mit Abgabe derselben an das Irrenhaus — cessirte. v. Schrötter, als Dissentient, schreibt: „Der Nachtheil, welchen dieser Schlag der ganzen Justiz drohet, fordert mein Gewissen zum Sprechen auf. . . Besonders das Cammergericht hat seit undenklichen Jahren eine allgemeine Achtung genossen . . daß ein ehrliebender Mann stolz darauf seyn konnte, ein Mitglied desselben zu seyn. . . Jetzt aber weiß ich nicht, wie ich den Schmerz überleben werde, wenn gerade unter meinem Präsidio dieser Ruf, diese Achtung des Publicums für das Cammergericht . . wenigstens verringert werden sollte. . . Wenn der Richter erst in Gefahr kommt, durch eine noch so gewissenhafte Meinung . . sich Verdruß . . zuziehen zu können, sobald sie das Unglück hat, einem Minister oder sonst irgend einem

Manne von Bedeutung und Einfluß zu misfallen, o! dann wird an die Stelle der gewissenhaften Unpartheylichkeit, welche bisher in E. K. M. Gerichtshöfen geherrscht, bald eine verderbliche Politik treffen, man wird nicht mehr blos auf Gott, Gesetz und Gewissen, sondern auf Klugheit, eigenen Vortheil, eigene Erhaltung Rücksicht nehmen, gegen keinen Größern wird der Arme, der Verlassene, Gerechtigkeit erhalten, auf den Plätzen der biedern und gerechten Männer . . werden künftig feige und bestechliche Miethlinge sitzen, so wie es in allen Staaten der Fall ist, wo die Gerichtshöfe unter Einfluß der Günstlinge und der Großen stehen.“ . . So den 30. Juny 1792. jener Jubelgreis. Rec. sieht jetzt, warum Dr. Vater bey dessen Jubiläum zu seiner Zeit durch eine feyerliche Zuschrift seine Verehrung öffentlich ausdrückte. Löblich ists, daß jetzt dieses Denkmal für den Mann der Gerechtigkeit zu Berlin selbst gedruckt wurde.

VII. Kleine Nachrichten, griech. und nordamerikanische Kirchenlehrer betr. — — Den Wunsch zur Fortsetzung wollte Rec. gerade durch längeres Verweilen bey dem Inhalt nicht blos aussprechen, sondern erweisen.

H. E. G. Paulus.

Uebersicht der Kirchengeschichte in Angaben von Namen und Jahrzahlen, zum Gebrauch bey seinen Vorlesungen von J. G. Scheibel, Prof. der Theol. Zweite verb. und verm. Aufl. Breslau, bey Groß, Barth u. Comp. 1820.

Für Vorlesungen ist es allerdings nützlich, wenn die Zuhörer wenigstens voraus wissen können, wovon die Rede seyn werde, wenn sie das Ganze in Sachabtheilungen geordnet vor sich haben und überblicken, und wenn sie durch Anzeige der Namen und Jahren gegen das Unrichtighören gesichert werden. Diese Vortheile erreicht unstreitig der Verf., welcher sich darüber auf den Beyfall seines Lehrers, des verehrenswürdigen Dr. Knapp, beruft, durch diese 1812. das erstemal gedruckte kurze Skizzen, wenn sie gleich meist nur eine Reihenfolge

von Namen mit den Jahrzahlen, aber für die Ordnung seiner Vorträge ausgewählt und zusammengestellt, enthalten. Der Kenner sieht wenigstens oft, worauf er hindeute und hinarbeite. Der Zuhörer wird es durch den Vortrag selbst erfahren und diesen lichter, richtiger benutzen. Möchte also gleich, im Ganzen betrachtet, fast für jeden andern Lehrer eine eigene Auswahl und Anordnung seinem Gedankengang angemessener seyn, so wird das Gegebene doch auch für Andere oft eine Aufgabe zum Nachdenken, warum der Verf. dieses, jenes so gestellt und gefaßt haben möge. Seinen Zuhörern wird es ohnehin ein nutzbarer Leitfaden, wiewohl Rec. eine etwas ausführlichere Grundlage in kurzen Sätzen, und besonders mit ausgewählter Litteratur der Quellen und besten Erklärer, für noch nützlicher halten möchte. Zu vergleichen sind des Verf. „Bemerkungen über die Kirchengeschichte. Breslau. 1811."

Zum Theil eigene Ansichten giebt der Verf. durch die Vorrede. Seinem Grundsatz S. IV: „Nur geschichtliche und psychologische Forschung sind die Stützen wahrer religiöser Ueberzeugung!" stimmt bekanntlich Rec. besonders auch, was das psychologische Forschen betrifft, von ganzem Herzen bey. Wie jede specielle Sprachlehre nur von denen Köpfen mit umfassender Einsicht erforscht werden kann, welche auch die allgemeine philosophische Sprachenkunde zu fassen vermögen, ebenso ist für alle Specialgeschichte, so gewiß sie im Einzelnen nur aus Zeugnissen geschöpft werden kann und soll, die psychologische allgemeine Geschichtforschung das Licht, welches sich über die abgegebenen Zeugnisse verbreiten muß. Je mehr der Menschenkenner sich im Allgemeinen vergegenwärtigen kann, wie Menschen unter gewissen Vorbereitungen und Umgebungen, unter gewissen äußern und innern Antrieben, Zwecken und Mitteln zu denken und zu wollen vermögen, desto mehr wird er die durch Geschichtzeugnisse als Phänomena gegebenen Data verstehen, das heißt, nach ihren Ursachen und Folgen möglich, wahrscheinlich, wahr finden, ja oft aus den Lücken und Mißverständnissen der Zeugnisse die vollständigere Würklichkeit ersehen und sich zusammen denken können.

Nur in der Anwendung muß es noch große Abweichungen geben, je seltener die psychologische Betrachtung der Geschichte,

welche auch das Pragmatisiren in sich schließt, geübt worden ist. In vielem Angedeuteten würde daher dem Verf. der Rec. nicht beystimmen können. Aber die allgemeineren Grundsätze, auf den Charakter der Völker, der Gegenden, der würksamen Hauptpersonen zu achten, besonders die Naturanlagen, Klima, Lebensweise, vorgefaßte Kenntnisse ꝛc. als Hauptmomente der Causalität zu erforschen u. dgl. m. werden immer klarer, und helfen das Einzelne zu berichtigen. Mag immer der Verf. in den 7 Geistesgaben Jes. 11, 2. 1 Kor. 12, 3. dem Rec. zu viel Bestimmtes zu suchen scheinen, und zeigt sich gleich in seinen psychologischen Blicken über die Völker noch gar viel Einseitiges, so werden doch weitere Betrachtungen wahrscheinlich auch mehr allseitiges Umfassen hervorbringen. Einiges zur Probe. „In Makedonien, sagt S. VIII, waltete Thatkraft, Willen. Die Makedonier, wie heut die Russen, wollten nie Republikaner seyn.“ Rec. denkt hinzu: . . weil in den ungebildet kriegerischen Makedoniern erst nur rohe Kraft und List vorherrschend war, also auch mehr Willkühr, Begehren aus Leidenschaft, als Wille, Wollen aus Gründen des Empfindens und Denkens, waltete. Der Verf. sagt weiter: „In Griechenland waltete das Streben nach Intuition.“ Als Grundursache der griechischen Entwicklung sieht der Rec. die feiner reizbare Sinnlichkeit, welche in allem das Zuviel und Zuwenig schneller fühlte und unterschied, und deswegen das der feineren Empfindung entsprechende zur Regel nahm. Selbst die Rechtschaffenheit, das δικαιον, ist nicht in dem ernsten Imperativ, sondern als das schickliche πρεπον, als das mit der Empfindung harmonirende, griechisch. Der Verf. setzt hinzu, was Rec. sehr wünschen möchte, aber leider! in der ganzen geschichtlichen Entwicklung der Deutschen nicht finden kann: „In der neueren Zeit tritt an die Stelle Griechenlands Deutschland.“ In einem meist nördlichen Binnenland mag Urtheilskraft vorherrschen, aber schwerlich je die feinsinnliche und sinnige Intuition. Man weiß, was man sollte; aber nicht die Lebendigkeit des Gemüths, nur die Noth bringt zum Thun. — In Rom, fährt Hr. Sch. fort, waltete das Gefühl der strengsten äußern Gerechtigkeit; daher nur Rom ein so vollendetes Jus haben

konnte und eigentlich nur Cäſar ganz deſpotiſch war, Willensſtolz.“ Auch in der ſogenannten Republik Rom erblickt der Rec. nirgends ein allgemeines Rechtsgefühl. Nur der Römer ſtellt ſich dem Römer gleich, und dadurch kam das alte Römerthum zu einem Recht des Bürgers gegen den Bürger. Gegen Nichtrömer war ihnen Uebermacht Recht. Alle Menſchenrechte ſind nichts gegen das Römerthums-Recht. Daher, als nach und nach einem Marius die Ariſtokratie, einem Sylla das Volk wie Nichtrömer war, endlich Cäſar beyde zugleich nicht mehr achtete, ward Uebermacht des Einzelnen zum Recht über Alle. Das römiſch-monarchiſche Staatsrecht aber ward alsdann nur aus der Frage: Was ſichert den eingedrungenen Gewalthaber? Denn Uſurpation war doch jenes römiſche Imperium vom Urſprung an; ſelbſt die beſten Imperatoren ließen in der Folge alles Gute nur von ihrer Perſönlichkeit abhängen, man hatte noch nicht den Gedanken, es zur Fortdauer auf Verfaſſungsgeſetze und auf die hiezu unentbehrliche Inſtitutionen zu gründen, ohne welche die Conſtitutionen nur Buchſtaben ſind; man wußte noch nicht, wie man den Wunſch wahr machen könne, daß — der gute Regent nicht ſterbe! Daher warf der einzige Commodus um, was ſeit Trajan gutes geworden war und das römiſch-byzantiniſche Staats- und Majeſtätsrecht mußte immer mehr nur darauf berechnet werden, daß der Gewalthaber wie ein Halbgott zu fürchten, ſelbſt in ſeinem Bildniß zu ſcheuen ſey. Das Lob der Gerechtigkeit wird jenen Geſetzen über den Staat und über die Kirche, welche römiſch genannt zu werden pflegen, nicht gerettet werden können, wenn man ſie im Einzelnen durchprüfen mag.

(Der Beſchluß folgt.)

Jahrbücher der Litteratur.

Ueberſicht der Kirchengeſchichte in Angaben von Namen und Jahrzahlen, zum Gebrauch bey ſeinen Vorleſungen von J. G. Scheibel, Prof. der Theol. Zweite verb. und verm. Aufl. Breslau, bey Groß, Barth u. Comp. 1820.

(Beſchluß der in No. 72. abgebrochenen Recenſion.)

Für die Kirchengeſchichte geht das Pſychologiſiren des Verf. noch mehr ins Einzelne, und, was das ſonderbarſte iſt, es ſcheint vornehmlich die erſten, durch Briefe der Apoſtel etwas bekannten, Chriſtengemeinden zum Typus zu nehmen. Er meint die (Pauliniſche) Römergemeinde auch ferner, den Charakterzügen nach, zu Rom zu finden, ſo daß von dort bona opera, auch die Bildung der Mathematik und Logik ausgiengen. Die Korinthier und Epheſier Gemeinde findet er in den germaniſchen Völkern, die Philippi-Theſſalonicher-Galater-Gemeinden in dem ſlaviſch-gothiſchen Stamme wieder. Korinth (das durch Handel üppige, kunſtprunkende?) ſieht er in den plattdeutſchen Völkern, Epheſus in den hochdeutſchen. Selbſt daß die griechiſche Kirche den Geiſt nicht vom Sohn ausgehend lehre (wozu doch nur die nähere Kenntniß der alten griechiſchen Symbole den Anlaß, der Widerſtreit gegen die Päbſtmacht aber den Reiz zur Fortſetzung gab), deutet Herr Sch. daraus, weil derſelbe (Geiſt) vom Sohne geſandt, nicht herrſchſüchtig wäre. Gal. III. IV. — — Siebenbürgen ſey noch Eines Charakters mit Phrygien, wo Coloſſä war. Aber Anlagen zu ſchwärmeriſchen Myſterien, wie dieſe im heydniſchen und chriſtlichen, oder montaniſtiſchen Phrygien Charakter waren, ſind doch aus dem zum Theil unitariſchen Siebenbürgen nicht bekannt!?

Und ſo möchte Vieles von dieſen detaillirten Anwendungen der Pſychologie nur eine Warnung ſeyn, daß der Geſchicht-

forſcher Vieles aus andern, als pſychologiſchen, Urſachen, oft aus ſehr vorübergehenden Zufällen oder Individualitäten zu erklären nicht vergeſſen ſolle. Es iſt gar zu leicht der Fall, daß, wer auf eine gewiſſe Anſicht beſonders aufmerkſam wurde, ſie faſt wie die alleinige behandelt. Wie leicht Vieles durcheinander und ins Entgegengeſetzte übergehe, deutet Hr. Sch. ſelbſt an, in den Worten: „Ward der ſo korinthiſche (?) Luther ſelbſt — Plautus war ſein Lieblingsſchriftſteller, Philologie ſein Talent — Erneuerer von Epheſus und gegen Korinths Religionsanſicht, ſo können wohl auch Galater zu Gal. VI, 16. kommen. Das Studium der Weltgeſchichte enthüllt tief-Galatiſchen Sinn.“ So möchte denn wohl gar zu leicht alles aus allem werden können. Daß Luther ſehr Korinthiſch geweſen ſey, wird der Unpartheyiſche eben ſo wenig bejahen können, als dieſes, daß Philologie ſein Talent war. Das Korinthiſche der Chriſten, an welche der Apoſtel P. dorthin ſchrieb, war Neigung zu ſinnlichen Ausſchweifungen aller Art, Partheyſucht, Zankſucht, Geldſtolz. So korinthiſirte Luther nie! Philologie ſchätzte Luther, je mehr ſie ihm ſelbſt gemangelt hatte und er doch ihrer bedurfte. An ſich war er mehr ein dialektiſcher Kopf. Was entdeckte er? Das, was dem geſunden Verſtand und der religiöſen Sittlichkeit zuwider war. Ein Mann aber, deſſen Talent Philologie geweſen wäre, hätte ſeine Abendmahlstheorie nicht ſo feſthalten können. Was das Galatiſche betrifft, ſo lamentirt bekanntlich Paulus über ſeine Galatiſche Chriſten, daß ſie, ανοητοι, ſobald wieder das univerſellpauliniſche aufgeben könnten, und Particularismus, judaiſirende Aeußerlichkeiten ſich, als zum Seligſeyn unentbehrlich, einſchwatzen ließen.

Rec. zeichnet zur Probe noch einige Bemerkungen des Verf. über neuere Zeit aus, S. 53. „— Seit 1760. griech. und arab. Sprachſtudium, von Holland her. Dogmatik mit Celſus und Socins Kritik. Kirchengeſchichte mit Julians, Socins und Voltaire's Anſichten. Verfall der Pſychologie und wahrheitliebenden Kritik. Moraliſche Reden und ſtoiſche und ſentimentale Gedichte —“ „Zugleich auch durch Storrs γενη γλωσσων (?) und Erneſti's

ερμηνεια γλωσσων unbefangene Exegeſe erhalten, mit tieferer Forſchung und größerer Schärfe, als vorher. Chriſtliche Dogmatik, immer reiner von Logik [wo Gott für ſey!!] und patriſtiſch-ſcholaſtiſcher Terminologie. Wahrheitliebende Kirchengeſchichte, mit mehr Kritik, aber zu wenig Pſychologie. Moral noch wenig frey von Einmiſchung philoſophiſcher Secten. Chriſtliche Predigten. Einzelne beſſere Lieder und Erhaltung früherer."

Den Schluß macht Herr Sch. S. 58 durch folgende Skizze:

„Leben. Deutſchland. Griechiſch-Joniſcher Stamm [?]. Sinnlichkeit mit Idealität, vorzüglicher Forſchungsgeiſt. — Durch des ſinnlichen Luthers chriſtliche Buße und Glauben: Joniſche Tiefe und Ernſt; Jahrh. 16. 17. Keuſchheit und Demuth. — Später wollüſtige Höfe, Herrſchſucht und Habſucht. Durch unchriſtliche Lehrer, Hinneigung zu galatiſchem und römiſchem Sinn in den Gemeinen. Profeſſoren ohne Buße. Univerſitätsleben. Läuterung durch Gerhard, Arndt, Scriver, Spener und deſſen Zöglinge. — Seit 1760. Ueberhandnehmen von Sinnlichkeit, Menſchen-Vergötterung 2 Theſſ. 2, 3. Tempel zur Ehre von Menſchen wie in Egypten. Vernunftſtolz, nach ihren (der Vernunft) verſchiedenen Arten. Theolog. Univerſitätsbildung. Korinthiſcher und ägyptiſcher Sinn. Läuterung und Erhaltung chriſtl. Lebens durch Fortdauer von Luthers Buße, durch Brüdergemeine und die Fortſetzung von Speners Lehre von μετανοια 2 Kor. 7. in Urlsbergers deutſch. Geſellſchaft. Chriſtliche Theologen."

So ſehr Rec. leider! am griechiſch-joniſchen Charakter Deutſchlands zweifeln muß, ſo gewiß iſt es ihm doch auch, daß das galatiſche und korinthiſche nicht übermäßig ſey. Auch wenn man nicht blos einzelne, meiſt erbettelte Denkmale für Menſchen, ſondern würklich Tempel (für Luther, Leibniz ꝛc.) errichtet hätte, ſo wären ſie doch nicht ägyptiſche, nicht für Antinouse geweſen. Uebrigens kann nichts erwünſchter ſeyn, als wenn Speneriſche μετανοια „Geſinnungsbeſſerung" Charakter wird. Das beſte iſt, daß doch das Daſeyn chriſtlicher Theologen in dieſer Schilderung den Schluß macht.

Der Verfasser scheint zwar dadurch nur auf einige katholische Geistliche zu zielen, welche, wie Bost, Lindl ꝛc. als christliche würken wollten. Es ist aber überhaupt die sicherste Verbesserung jeder zuweit abgegangenen Dogmatik und Kirchenverfassung, auf das Reinchristliche und Ursprüngliche zurückzugehen. Nur ist auch dazu ein richtiges Verstehen des Aechtchristlichen nothwendig.

H. E. G. Paulus.

---

1. Examen d'un Pamphlet ayant pour titre: Essay sur les causes de la Revolution et des guerres civiles d'Haïti etc. Par Mr. Colombel, Secretaire particulier de S. Exc. le Président d'Haïti. Imprimé au Port au Prince. Novembr. 1819.

Schriften, in Haiti gedruckt, sind eine immer noch wundersame Zeit-Erscheinung. Gerade wenn sie, wie diese, local sind, belehren sie uns um so anschaulicher über das dortige Treiben der Dinge. Ein sonderbares Geschick ließ die Menschen auf diesem Eyland von ungefähr 6000 Quadratmeilen, das meist Gebürge und nur etwa drittehalb Mill. Morgen brauchbaren Boden hat, Europa im Kleinen spielen. Seit 1791. machten sich allmählich 600 tausend Neger und Mulatten, bis dahin Sclaven, in Verbindung mit einem Theil ihrer schon bürgerlich frey gewordenen, etwa 30 tausend afrikanischer Brüder, zu Meistern ihres Sclavenkerkers, durch Ueberwältigung von ungefähr 40 tausend Weißen, die indeß durch den Schweiß von jenen auf etwa 2000 Zucker- und Caffee-Plantagen ungefähr für 150 Mill. Livres Producte sich erzwungen hatten. Die Insel war meist Französisch, der kleinere Spanische Antheil, ungefähr 1600 Quadratmeilen, wurde von Spanien 1795. an Frankreich überlassen. Nur willigten die Besitzer selbst in diese Abtretung nicht. Und so ward noch immer im Spanischen Theil eine Republik von freygewordenen Afrikaner-Sclaven, im Französischen Theil dagegen eine Monokratie gleichen Ursprungs. Letztere betrachtet nicht nur, sondern

schimpft jene als abtrünnige, aller Ordnung unfähige, auch für die Freyheit unreife und unwürdige. Die freystaatischen Neger aber, nach dem Beyspiel von Nordamerica nur einen Präsidenten anerkennend, sind auf ihr Gleichheitgefühl stolz und geben bey jeder Gelegenheit zu erkennen, daß sie jene nicht beneiden, aber auch dieselben, wenn nur sie vor ihnen sicher und ungeneckt wären, gerne in den „väterlichen und barmherzigen Armen de sa (soidisante) gracieuse Majesté Henry I.“ in ihrer möglichsten Beglückung lassen wollten. Eben dieser Zwispalt, wer, vermöge ihrer Verfassung, die glücklichsten seyen, ist denn auch Veranlassung und Thema dieser republikanischen Prüfung einer monokratischen Beschuldigung, daß nur sie, die Freystaatsbürger, die Friedensstörer seyen. Ganz Haiti oder Sct Domingo will nichts als Ruhe und Friede haben. Jeder Theil aber spricht, schreibt und handelt gegen den andern so, wie wenn er selbst nur wegen des Andern nicht zur Ruhe kommen könnte, so lange er denselben nicht sich unterworfen hätte.

Die Monokratie dieser zweytheiligen Insel lernt man vornehmlich kennen durch das auf dem Titel genannte Essai. Der Verf. desselben ist — denn der farbige Hof zu Haiti hat bekanntlich Ducs, Comtes, Vicomtes u. s. w. — le Baron Vastey, Canzler und Mitglied des Geh. Staatsraths des während der Napoleonischen Zeit sogenannten Kayserr, Christoph, dessen jetziger förmlicher Titel (Seite 48) ist: Henry (nicht IV., sondern) I. par la grâce de Dieu et la Loi constitutionelle de l'Etat, Roi d'Haiti, Souverain des Iles de la Tortue, Gonave et autres Iles adjacentes, Destructeur de la Tyrannie, Régénérateur et Bienfaiteur de la Nation Haïtienne, Créateur de ses Institutions morales, politiques et guerrieres, prémier Monarque couronné du Nouveau-Monde, Défenseur de la Foi, Fondateur de l'Ordre Royale et Militaire de Saint-Henry etc. etc. Der Gegentheil paraphrasirt dieses alles S. 49 durch H. par . . le succès de quelques manoeuvres criminelles contre l'Etat, Tiran d'Haïti, Epouvantail des Iles . . Persifleur de la Foi und dergl. Dies beweist nun an sich wenig, oder nichts. Hr.

Baron Vastey selbst aber schildert seinen Mann (S. 27) zwar ganz als einen Dieu-donné, als un homme extraordinaire, un grand homme, sogar als un bel homme, l'oeil vif, grand de taille, bien proportionné, le port majestueux, le regard pénétrant. Ci-devant Empéreur Christoph, jetzt Roi Henry le I. hat nach des Hrn. Barons Urtheil un discernement sain, un jugement solide, une mémoire prodigieuse, er kennt ihn als einen, que ses connaissances générales (den speciellen entgegengesetzt?) rendent un homme vraiment extraordinaire, . . beaucoup instruit par se longs voyages, par la fréquentation des gens eclairés. Er ist, nach dem Hrn. Baron, sogar grand admirateur de la verité, ennemi du mensonge, ennemi de la flatterie. Ja: ses principes sur l'honneur et la probité sont invariables. Doch zieht Hr. Vastey, selbst als Chancelier et Membre du Conseil privé des großen Haitischen Monarchen nicht in Abrede, daß so, wie nun eben dieses das Loos der großen Männer sey, sein Charakter Contraste habe. Tel, que les grands hommes, son charactère a des contrastes. Ses manières et ses habitudes lui sont propres. Und nicht nur etwa so, daß Henry dort peu, mange vîte, consulte rarement les medecins, sondern auch, was, besonders in solchem Munde, etwas bedenklicher klingt: Henry est vif et impetueux. Die Prüfung bemerkt hiebey, daß wenn einige Tausende von Haitischen Manen noch reden könnten, sie wohl noch ein bischen mehr sagen würden (S. 27).

Genug; der Hof dieses K. Henry nennt sich la Cour de Sans-Souci (S. 28) und nachdem Hr. Baron Vastey von allen Princes du Sang an dieser Cour seine Portraits nach Etiquette der Zeiten Louis des 14. aufgestellt hat, ruft Er aus: Jamais on ne vit un plus bel accord des vertus ni une plus parfaite union de plus beaux exemples, de meilleurs parens, des enfans plus tendres, plus soumis, plus respectueux (S. 29). Man sieht, wenn es einmal an Hof-Historiographen mangeln sollte, wo für der Nothfall die allgenugsame Natur noch Exemplare aufbewahrt. Vastey schließt

seine Portraits mit der unübertrefflichen Stelle: Je m'arrête. Je crains d'être taxé de flatterie. Mais tous ceux, qui connaissent [es sollte heißen: welche der . . Gnade gewürdigt sind, zu kennen] la famille royale et qui ont le bonheur d'en approcher, me rendront justice et jugeront, que j'ai rendu un bien faible hommage à la verité.

Was den Herrn Baron Vastey selbst betrifft, so behauptet S. 11 von ihm, daß er einst ein thätiger Septembriseur, und zu Nantes, in der Nähe der Vendee, als ein Liebling von Carrier, mit den schwimmenden Schaffots und den Mariages republicaines wohl bekannt gewesen sey. Das Haitische Hofschriftsteller-Lexicon hat bereits aus seiner Feder: Relation des glorieux événémens, qui ont porté leurs Majestés Royales sur le throne d'Haiti, suivie de l'histoire du couronnement et du sacre du Roi Henry I. et de la reine M. L. Die Prüfung nennt ihn S. 7 ce scribe mercenaire, aux gages du plus farouche comme du plus sanguinaire des despotes.

Sein Essai geht im I. Kapitel zurück auf den Zustand von Sct Domingo vor der Revolution, vom Uebergang zur Befreyung vom Sclavenstand und dann zur Unabhängigkeit. II. Kap. Dessalines Regierung. III. Kap. Dessen Sturz und wie die Einheit von Haiti zerrissen worden sey. Der Anhänglichkeit an republicanische Formen hat Hr. Vastey, sogar in Haiti, schon die Sprache angenommen: „la cause légitime (S. 9) entgegenzusetzen. Uebrigens spricht er auch viel von Ideologie über Gesetzgebung, Völkerrecht, Staatsrecht, was er idées mères zu nennen beliebt.

Hauptzweck des Essai ist, in dem republicanischen Theil von Haiti, Argwohn gegen die Regierung zu erwecken. Schon der Präsident Petion, welchen dagegen die Prüfung den Washington von Haiti nennt, habe vor einigen Jahren einen Abgeordneten des Cabinets der Tuillerien angenommen, welchen Minister Malouet hingeschickt. Dieser, General Lavaisse, habe ganz frey in einem schönen Hause zu Port au Prince gelebt, Conferenzen im Palais National mit Petion gehabt, Briefe von diesem empfangen. Petion habe seinen Neveu, Meronne', und

einen Mr. Garberge nach London geschickt, um Haiti an Frankreich zu verkaufen. Dagegen werden Auszüge aus Petions Briefen (an Fontanges und Esmangert) und Proclamationen S. 33 gegeben, daß Haiti sich unter seinen Trümmern lieber begraben, als die Unabhängigkeit aufgeben würde. Nur auf die Bedingung, daß es als libre et independant anerkannt sey, wollte P. weiter mit S. M. T. C. in Verträge sich einlassen. Er schrieb dem Abgesandten, den er vernünftiger Weise höflich behandelte und alle Einrichtungen, auf welche er vertraute, selbst sehen ließ, dennoch: C'est au nom de la Nation, dont je suis le Chef et l'interprête, que je vous ai parlé. Je ne compromettrai jamais sa souveraineté, et ma responsabilité est, de me conformer au base du Pacte Social, qu'elle a établi. Le Peuple d'Haiti veut être libre et independant, Je le veux avec lui. Die Proclamation an das Haitische Freystaatvolk sagte: Vous ayez calculé votre force, et en laissant à vos Magistrats le soin d'expliquer vos plus chers interêts, vous avez attendu avec tranquillité . . Votre confiance ne sera jamais trompée. L'autorité repose sur votre volonté et votre volonté est d'être libres et Independens. Vous le serez, ou nous donnerons cet exemple terrible à l'Univers, de nous ensevelir sous les ruines de notre patrie plutot que de retourner a la servitude, même la plus modifiée. Was schon die Einheit der Sprache würkt!! Hätte man so leicht diese einst so oft von Paris aus wörtlich gleich gehörte Gedankenreihen und Erhebungen in Domingo wiederhallend hören können, wenn nicht die gemeinschaftliche Sprache die französische gewesen wäre?

Beyläufig erfährt man S. 32, daß Petion auch beschuldigt wird, Urheber des Todes mehrerer Chefs de la Republique gewesen zu seyn, welche — so geheimpoliceylich spricht der Republicaner Colombier? — ont disparu dans des tems orageux. Sie sollen, sagt er, von Ambition verblendet, Anarchisten, Conspirirende, Opfer ihres Hochverraths nach dem Gesetz gewesen seyn. Enouru la vindicte publique, s'étant mis hors de loi. Tombès sous le glaive in-

exorable de la Justice. Immerhin die gemeinsame Sprache! Ehrenvoller aber, als das Mausolée, welches nach Decret vom 27. April 1818. dem Präs. Alexander Petion als Begründer der Republik am Fuße des Freyheitbaums, wo sein Leichnam ruht, verewigen soll, ist S. 41 die Notiz: daß die Chambre des Réprésentans des Communs Ursache hatte, Petions Familie nach seinem Tode, weil ce vertueux Magistrat de la Republique en travaillant à l'oeuvre de la régénération d'Haiti, avait fait le sacrifice de tout interêt personnel, einen anständigen Unterhalt aus dem öffentlichen Schatz zu decretiren. Ihres Ursprungs nie vergessend, vergessen sie zugleich ihre eigene Eloge nicht: c'est de la grandeur haitienne, de fixer etc.

Nach S. 17 giebt es als politische Blätter einen Haitischen Columbus, nach S. 24 eine Abeille haitienne. Daß es schon ein eigenes Französisch dort zu geben anfängt, werden Kenner zum Theil aus einigen der obigen Stellen bemerkt haben. Sie streiten sich bereits über Styl und Ausdrücke. Citations wollen sie haben (S. 15), wenn gleich Voltaire l'emploi de ce mot verdamme. Rec. wünscht, daß die künftigen Haitischen Schriftsteller nur so wenig die Anwendung der Sache selbst als das Wort verdammen; möge sie vielmehr über alles, was Beweisens bedarf, recht viele citations sich nicht ausreden lassen. Das schlimmste ist, daß es dort nach S. 18 auch schon Personen giebt, deren Namen man nur nennen dürfe, um einen horreur de l'espèce humaine zu erwecken, wie Gui de Darci, Lepage, Bruley, Drouin de Bercy, Comte de Bruges, Abbé Dilon. Dagegen werden Wilberforce, Clarkson, Lafayette, Sismondi, Raynal, Ferand de Baudiere, Bénézet, Montègre, Milscent ein Creole, mit Pietät genannt, besonders aber Bischof Gre'goire, welcher sich allerdings auch um die Neger überhaupt durch seine Schrift:

De la Traite et de l'esclavage des noirs et de Blancs par un Ami des Hommes de toutes les couleurs. (Paris 1815. 8.)

ſehr verdient gemacht hat. Zunächſt für die von Domingo iſt von dieſem immer thätigen Freund der Menſchen aller Farben, ein

2. Manuel de Pieté à l'usage des Hommes de Couleur et des Noirs. Par Mr. Grégoire, ancien évêque de Blois. Avec une gravure (touchante). Paris, bey Baudouin. July 1818. 103 S. in 8. Mit dem Motto: Tous les hommes sont pris de la même voue et de la même terre, dont Adam a été formé. Jeſus Sirac. 33, 10.

Die Vorrede dieſes Büchleins tröſtet die zu Sclaven gemachte dadurch, daß die Gottheit nach 2 Chron. 19, 7. Sir. 20, 24. Röm. 2, 11. Epheſ. 6, 9. Coloſſ. 3, 25. kein Anſehen der Perſon habe, vielmehr Menſchenbefreyung wolle, daß Pabſt Alexander III. an König Lupus von Valencia nach Historiae Anglic. Scriptores. (2 Vol. fol. Lond. 1652.) T. I. p. 580. ſchrieb: nach dem Rechte der Natur ſollten alle Menſchen liberi ſeyn, daß die Homélie du Citoyen Cardinal Chiaramonti aujourd'hui le Pape Pius VII. gehalten 1797. traduite de l'Italien, Paris 1818. die Vereinbarkeit des Chriſtenthums mit der republicaniſchen Freyheit ſo ſchön gezeigt habe, und daß Gregor der Große in Homilia 15. in evang. einen armen Mann, Servulus, ſehr prieß, weil er, Leſens unerfahren, noch im Alter eine Bibel gekauft hatte und ſie ſich von Andern vorleſen ließ. Auch in Domingo hofft der Verf. bald Seminarien und junge Prieſter von allen Farben, einen clergé national.

Zuerſt folgen dann in dem Manuel paſſende Gedanken aus der Schrift, von Menſchenfreyheit und Freylaſſung, wie Jerem. 34, 8—22. Ἀνδραποδισταὶ 1 Timoth. 1, 10. überſetzt der Verf. voleurs des esclaves. Alsdann p. 41 — Considerations sur l'Afrique in Beziehung auf Religion und Kirchenverfaſſung. S. 65. Von Heiligen, beſonders aus Afrika und von ſolchen Frommen, die ſich für Milderung der Leiden ihrer Brüder hingaben, wie die Trinitarier für Freymachen der Gefangenen, Bartholomäo de las Casas, Biſch. v. Chiappa, die Jeſuiten Veeira, Claver. — S. 67. Litanien an Heilige dieſer Art. S. 78. Gebete. S. 82. Nachrichten

von der h. Iphigenie aus Aethiopien, vom h. Elesbaan, einem dortigen König c. 523. von Martin Porras, dem Sohn einer Peruvianerin, von dem schwarzen Heiligen, Antonius von Caltagirona, gest. 1549., von Benedict dem Mohren, gest. 1589., welcher erst 1806. von P. Pius VII. unter die Heiligen aufgenommen worden ist. Sein Fest ist den 25. Jenner. Sein Leben, vermöge dessen er besonders zu Vera-Cruz und Puebla de los Angelos verehrt ist, findet sich in

Compendiose Ristretto delle Virtu a Miracoli dei quattro Sancti Francescani, S. Benedetto da Filadelfo etc. Firenze. 1817.

Er wird nämlich auch so, und de Santo Fratello, und Benoit de Palerme genannt. Er war dort gebohren als schwarzer Sclave, erwarb sich durch Arbeit Freyheit und eigenen Unterhalt, verkaufte alles, gab's Armen, wurde Superior einer nach P. Pius IV. Urtheil allzu strengen Fraternität, nachher Guardian im Francisc. Kloster Sct. Anna. Neben seiner Frömmigkeit werden Proben seiner rechtlichen Klugheit angeführt. Sein Cult wurde (S. 100) schon 1610. autorisirt und kam aus Sicilien, wo er immer blieb, über Spanien nach America.

Sehr erfreulich ists, daß auch die Hoffnung zu höhern Unterrichtsanstalten bereits im republicanischen Theil von Haiti in Erfüllung geht. Nachrichten davon giebt uns ein ebenfalls dort gedruckter

3. Compte de l'Examen publique du Lycée National, rendu par Mr. Colombel, Membre de la Commission d'Instruction publique et Secretaire particulier de S. Exc. le Président d'Haïti. Porte au Prince, de l'Imprimerie du Gouvernement. Janvier. 1820. 29 S. in 8.

Die Prüfungen wurden öffentlich d. 16. Dec. 1819. an 16 de l'Independance von der „Commission des öffentlichen Unterrichts" gehalten. Der nunmehrige Präsident von Haiti, Jean Pierre Boyer, erschien unter dem Zuruf: Vive la

Republique und mit militärischer Musik, wo: où peut on être mieux etc. gespielt wurde. Eine Rede des Directors Lapree beschrieb, was bisher zu Vervollkommnung der Civilisation gegen das mercantilisch-egoistische Vorurtheil, qui refuse aux africains et à leurs descendans toute aptitude aux connaissances abstraites schon gethan worden ist. Auch nach Domingo kam (S. 4) Kenntniß der Freyheit und der Mittel dazu, dadurch, daß Frankreich Truppen aus Domingo in Georgien für die Nordamericaner gegen England gebrauchte. Der Krieger spricht gerne von dem, was er erfahren hat, mit erfechten half. Aber erst 1816. (S. 6) konnte auf Staatskosten der Grund gelegt werden zu einer Nationalschule für Kinder umgekommener Vaterlandsvertheidiger. Für jetzt wird gelehrt: Sittenlehre, Lesen, Schreiben, französische, lateinische Sprache, Zahlenwissenschaft (arithmetique raisonnée). Für einige wurde auch Bibelgeschichte, Mythologie, Globuslehre, Gesch. von America, von Aegypten, gelehrt. Aller Anfang ist schwer! Sehr dankbar wird gerühmt Thomas Bosworth, welcher auf Präs. Petions Bitte den Auftrag der british and foreign School-Society erfüllte, und bis an seinen Tod die Lancasterische Lehrart höchst uneigennützig in Haiti verbreitete. Der Redner spricht mit Begeisterung aus, wie gut die Lancasterische Schulart gedeyhe, trotz dem, daß Unwissenheit sie verläumdet, Fanatismus sie verfolgt habe. Er hatte eine gute Zahl von Lehrer und Lehrerinnen dieser Art unter den Zuhörern. Er weiß sie und die Eltern dafür zu interessiren. Vos éleves y puiseront l'esprit de l'ordre, l'habitude du travail; vous leur épargnerez des torrens de larmes. Vous y trouverez vous mêmes votre intérêt dans la simplicité du mécanisme, la vitesse de l'enseignement, l'économie du tems et de la depense . . . Louvet, Professor des Lateinischen, commentierte das Wort: Aurea pax artes, post tempora longa, reducit, unter andern in folgenden Anreden:

Jeunes Haitiens! espoir de la patrie,
puissies vous de la guerre ignorer la furie.
d'Apollon, de Minerve aimables nourrissons,

du Telemaque aimez les utiles leçons.
Loin de leur conseiller la guerre et la vengeance
il prêche aux souverains la Paix, la Tolérance,
et montre que la guerre, en tout tems, aux vainqueurs
n'a su, comme aux vaincus, causer que des malheurs.
Vos Pères ont jadis, dans le champ de Bellone,
conquis la Liberté . . . Jamais, jamais personne
n'osera l'arracher de leurs vaillantes mains,
des mains de ces héros, dignes d'être Romains . . .

Mit großer Achtung wird immer (S. 22 u. f.) des verstorbenen Präsidenten, Alexander Petion, gedacht. Auch der jetzige ist Beförderer des Unterrichts. Man erbaut Schulen für beyde Geschlechter, wo Mathematik und schöne Künste und Kenntnisse gelehrt werden sollen. Der Präsident vertheilte selbst zum Schluß die Preise. Mit Recht waren die ersten — die Preise für gutes Betragen.

Mit diesem Menschwerden vormaliger Sclaven oder vergewaltigter Mitmenschen stehen, außer der schon angeführten Hauptschrift des ebenso orthodox-katholischen als religiösen Menschenfreundes, Bisch. Grégoire, noch mehrere zugleich uns mitgetheilte wichtige Erregungen der nicht auf bloße Worte sich beschränkenden Humanität zusammen, von welchen Rec. aber, da sie schon um einige Jahre früher, in den ersten Tagen der allgemeinen Hoffnungen, erschienen sind, nur zur Vervollständigung der Litteratur kurze Notizen geben kann:

4. Adresse à Leurs Majestés Imperiales et Royales, et à Leurs Réprésentans au Congrès d'Aix — la Chapelle. 24 S. in 8.

Der Hauptgedanke S. 19 ist: La seule marche à suivre, quand la traite des Negres aura été declarée une infraction à la loi générale des Nations . . sera donc celle-ci: que les Souverains reunis de l'Europe proclament, qu'a compter du prémier Juin 1820. le marchant des esclaves sera assimilé au pirate . . . Ferner:

5. Exposé des Faits relatifs à la Traite des Negres dans le Voisinage du Sénégal. 31 S. in 8.

Der Gouverneur von Gore'e und von Senegal, als im Januar 1817. die Colonie an Frankreich zurückgegeben wurde, publicirte die Ordonnanz seines Souverains gegen den Menschen schändenden Handel. Er stieg aber zu Sct Louis, Albreda u. s. w.

6. Appercu de l'état de la Traite des Nègres en Afrique au commencement de 1818. Extrait du douzième Rapport des Directeurs de l'Institution Africaine. à Londres. 1818. 43 S. in 8.

Seit eilf Jahren haben alle Europäische Mächte diesen Menschenhandel für unmenschlich erklärt. Hier wird Rechenschaft gegeben, wie nur einige ihn bestimmt verboten, andere einen Termin bestimmt, andere nur den Theil der Africanischen Küste nördlich von der Linie davon ausgenommen haben. Manche der abscheulichen Handelschiffe sind nun selbst, wie Seeräuber, völlig bewaffnet. Nur unablässiges Betreiben hat den Anfang der Abolition, nur eben dieses Nicht-Müdewerden wird das Ende bewürken. Es giebt, besonders in America selbst, gar zu viele, welche nur Handelsleute, nicht Christen, nicht Menschen, seyn wollen. Durch den neuesten Tractat zwischen England und Spanien ist letzteres Reich (S. 51) vermocht worden, wenigstens nordwärts von der Linie den Sclavenhandel nicht mehr unter den Schutz seiner Flagge zu nehmen und vom May 1820 an, ihn ganz zu verbieten. (Was werden jetzt in Spanien und Portugall die Cortes thun, nicht blos verbietend, sondern auch durch entscheidende Mittel das Verbot bethätigend?) Portugiesen, Americaner benutzten indeß den Spanischen Schutzvorwand. Portugall und Brasilien nahmen gar noch keinen Termin zu Beendigung des Uebels an. Die französ. Gesetzgebung aber setzte endlich 1818. im März Confiscationsstrafe an Schiff und Ladung (S. 19) dagegen. — In der Engl. Colonie zu Sierra Leona ist der öffentliche Schulunterricht vermehrt.

7. L'Europe chatie et l'Afrique vergée, où raisons pour regarder les calamités du siècle comme des punitions infligées par la Providence pour la traite des Negres. Londres 1818. 124 S. in 8.

Auch an die Souverains zu Aachen gerichtet: Daß die Befreyung von Europa nicht Wiederbelebung des Menschenhandels aus Africa werden möchte, da ihn nun England nicht mehr allein auf der See hindern könne. Alle Mächte haben anerkannt, er sey gegen natürliche Gerechtigkeit, Religion, Menschlichkeit; und dennoch — nur von England aus wird seit der Abolitionsbill vom 25. März 1807. dagegen gewacht. Doch dauerte dort noch die Nachsicht bis zum 1. März 1808. (S. 58). Der dortige Handel wurde jährlich (S. 27) auf 37.000 solcher Unglücklichen gerechnet. Der Königin Elisabeth war nach (S. 33) gesagt worden: diese Africaner ließen sich gerne ihren Zuckerpflanzungen zuführen. 1784 im Oct. setzte Frankreichs Regierung sogar einen Preis von 60 bis 100 Franks auf jeden nach den Inseln unter dem Wind und Domingo eingeführten Neger (S. 85). 1787. 88. wurden — nur nach Domingo 60,340 eingeführt (S. 41). Jetzt ist eben dieses Eyland — Haiti. Spanien durch einen Befehl vom Febr. 1787. und von 1789. Hollands Generalstaaten durch Befehl vom May 1788. erklärten die Einfuhr der Negers zum Anbau von Caraccas ꝛc., von Gyana ꝛc. für unentbehrlich. (Hätte man alsdann wenigstens die eingeführte für frey erklärt, ihnen Land zum Bauen angewiesen!) Portugalls Sclavenhandel wird (S. 44) auf jährliche 74 tausend geschätzt. Wer aber hat jetzt in jenen Länderstrecken die Waffen wider die vormaligen Herrn? — Nur die Nordamerican. Bundesstaaten, Einen ausgenommen, sind (S. 45) durch ihre Volksrepräsentation von diesem Verbrechen und seiner natürlichen Strafe frey erhalten worden. In den Span. Cortes brachte 1811. Don Augustin d'Arguelles den 1. April die Abschaffung der Tortur und des Menschenhandels zugleich in Vortrag. Jene wurde bewilligt. Gegen diese aber gieng die Commission der Cortes, nach vielen aus Havana ꝛc. gekommenen Reclamationen soweit, daß man das Kaufen und Verkaufen der Sclaven jenseits des Meeres sogar von der sonst allgemeinen,

starken Abgabe, Alcavala, lossprach (S. 66). Napoleon hatte, sobald er Domingo wieder zu gewinnen sich sicher hielt, schon den 19. May 1802. (S. 90) die französ. Aufmunterungen für den Sclavenhandel aus der Zeit vor der Revolution durch eine Majorität im Tribunat erneuern lassen. Darüber verlor er die neuerdings nach Domingo geschickten Truppen. Dennoch wußte Malouet, welcher hier (S. 101) als ancien administrateur des Colonies der champion avoué de l'esclavage genannt wird, das, was er in seinen Memoiren oder Notes sur les Colonies 1802. für den Sclavenhandel unter Napoleon gesagt, auch noch als Minister der Colonien und der Marine nach der ersten Restauration Ludwigs des 18. geltend zu machen. Der Verf. bemerkt dann, daß d. 8. Febr. 1815. dem Sclavenhandel noch Frist gegeben war, aber den 26. darauf Bonaparte von Elba nach Frankreich abschiffte. Eben so sucht der Verf. überall nachzuweisen, daß, wer den Sclavenhandel förderte, bald darauf unglücklich oder, wie er es auslegt, von Gott dafür gestraft wurde. Jener Zurückgekommene nahm jetzt zwar selbst seine vorigen Aufmunterungen des Sclavenhandels zurück. Aber so trügerisch, nach des Verf. Meinung, als er einst gegen Toussaint gewesen war. Dafür sey er jetzt enchainé sur un rocher entre les deux Continens de l'Afrique et de l'Amerique, sur le grand chemin de la Traite des Nègres. . .

(Der Beschluß folgt.)

Jahrbücher der Litteratur.

(Beschluß der in No. 73. abgebrochenen Recension.)

Nach

8. Opinion de Mr Laisné de Villevêque, Deputé du Deptt. du Loiret, sur une pétition presenté à la Chambre dans la Séance du 15 febr. 1819. par Mr Regis, homme de couleur.

wurde damals noch Beschwerde geführt gegen ein ministerielles Arret, welches Heyrathen zwischen Weißen und Schwarzen verbot. Waren solche Unterscheidungen wohl die Mittel, mit Domingo wieder in nähere Verbindung zu kommen?

Das Neueste ist:

9. Petition contre la Traite des Noirs, qui se fait au Sénégal, présentée à la Chambre des Deputés le 14 Juin 1820. par J. Morenas, Exmembre de la Commission d'exploration à cette Colonie. Paris. 1820. 14 S. in 8.

Trotz den königlichen Ordonnanzen fand M. die „captiveries" am Senegal voll von Schwarzen in Ketten. Man nahm sogar ein verdoppeltes Lösegeld nicht immer an. Negerfürsten werden von den Menschenhändlern mit Munition unterstützt, um Orte anzugreifen, aus denen sie dann die Gefangenen für Rum verkaufen. Der Verf. führt Namen und Data von den Handelsschiffen, und schauerliche einzelne Anekdoten an. Der französ. Gouverneur am Senegal, welcher dieses unter seinen Augen geschehen läßt, heißt S. 12 Colonel Schmalz. Gegen das Gesetz der Confiscation helfen sich die Händler leicht durch Assecuranzen durch. Die Englischen Gesetze sprechen dem, welcher ein solches Schiff aufbringt, dasselbe selbst zu, nebst einem Preis von 30 ℔ Sterl. für jeden befreyten Neger

und einer Strafe von 7 — 14 Jahren Gefängniß gegen jeden, welcher an dem Handel Theil nimmt. Nur solche ernstliche Mittel können den grausamsten Eigennutz überwältigen.

12. Dec. 1820.

H. E. G. Paulus.

N. S. Erst seit dem 19. Dec. verbreiteten sich die indeß ganz bestätigten Nachrichten, daß die nur auf militärische Gewalt, nicht auf die öffentliche Ueberzeugung und auf das Gefühl von der Wohlthätigkeit seines Regierens gebaute Herrschermacht des Königs Heinrich oder Christoph von Domingo durch eben diese militärische Gewalt plötzlich ein Ende genommen habe. Wir theilen aber dennoch um so mehr die obige früher verfaßte Anzeigen den politischen und pädagogischen Zustand von dem theils beherrschten, theils regierten Domingo betreffend, unverändert mit, weil sie selbst die indeß bekannt gewordenen Erfolge, als Würkungen des Unterschieds zwischen einer mit den Staatsbürgern übereinstimmenden Ordnung und Verfassung, und einer auf Gewalt und Glanz sich stützenden Herrschaft begreiflicher machen können. Die Erfolge zeigen, daß die oben bemerkten Klagen des bürgerlich regierten Theils der Domingo-Insel gegen die Art von Hof des sogenannten Sanssouci daselbst nicht ungegründet gewesen seyn müssen, und daß der neugeschaffene Glanz der Grafen von Limonade und Marmelade u. dgl. m. den Abgang des Wesentlichnothwendigen eines guten Regiments nicht decken konnte. Als der Premier-Consul, einst am Scheideweg stehend, den Versuch wählte, durch Scheinglanz der Umgebungen und durch Uebermacht lieber imponiren, als durch Bürgertugenden regieren zu wollen, begann Er das gefährliche Steigen zum unausbleiblichen Fallen, wovon ihn selbst das unerhörte Glück mit großen Talenten vereinigt nicht retten konnte. Sogar vom Schicksal stark gewarnt, vermochte er dann auch bey dem zweyten Versuch nicht, sich selbst zu überwinden und die Herrschsucht dem Regieren über Menschen und Bürger aufzuopfern; Er fiel desto tiefer. Das Beyspiel von Domingo zeigt, daß auch die Farbe der Menschen hierin keinen Unterschied macht und wenn man einmal

zu der Idee von Staat gelangt ist, nur diejenigen in der Zufriedenheit zu erhalten sind, welche ihr gesetzlich geordnetes Wohlbefinden in der Würklichkeit fühlen können.

P.

Beschreibung der Alterthümer in Trier und dessen Umgebungen, aus der gallisch-belgischen und römischen Periode in zwey Theilen von C. F. Quednow, Königl. Regierungs- und Bau-Rath und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied; mit 28 Kupfertafeln und einer Vignette, den Römischen Badepallast zu Trier vorstellend. Trier, gedruckt bey Wittwe Leistenschneider und in Commission bey Weber zu Bonn 1820. 8. 1. Theil (Alterthümer aus der gallisch-belgischen Periode) 54 S. 2. Theil (Alterthümer aus der römischen Periode). 176 S.

Dem regen Eifer für die Wissenschaften, welcher in den Rhein- und Moselgegenden seit der Preußischen Besitznahme und seit Gründung der Universität zu Bonn erwacht ist, haben wir wohl auch diese Schrift zu verdanken, welche uns eine mit guten Kupfertafeln bereicherte Beschreibung der Alterthümer in und zunächst um Trier liefert. Auch hier müssen wir der Königl. Preußischen Regierung den wärmsten Dank zollen, die mit edler Liberalität die Kosten zur Ausgrabung dieser zum Theil mit Schutt bedeckten Ueberreste des Alterthums herschoß. Es war zwar bereits unter der französischen Regierung im Jahr 1815. ein Anfang zur Ausgrabung gemacht worden, allein die Kriegsereignisse verhinderten die Fortsetzung und die kaum begonnenen Ausgrabungen mußten alsbald wieder eingestellt werden. Freylich bedurfte es auch bey diesen Ausgrabungen eines Mannes, wie Hr. Quednow ist, um dieselben zu leiten, Alles genau zu untersuchen und das Gefundene in einer so genauen Beschreibung, wie die vorliegende ist, der gelehrten Welt mitzutheilen.

Es beginnt der 1ste Theil dieses, die bis jetzt bekannten und vom Schutte befreyten Alterthümer zu Trier beschreibenden Werkes, nach einer Vorbemerkung des Hrn. Verf., mit einer kurzen Beschreibung der jetzigen Stadt Trier in geographischer

und statistischer Hinsicht (sie zählt jetzt innerhalb der Mauern 9608 Einwohner, mit den nächsten Ortschaften aber, die als Vorstädte zu betrachten sind, 13475), nebst einem Ueberblick von der Geschichte dieser Stadt; beygefügt ist ein gut gearbeiteter Plan von Hrn. Prof. Mare in Berlin. Darauf folgt (S. 11 ff.) die Beschreibung der Moselbrücke, ebenfalls mit einer Kupfertafel. Dieses ehrwürdige Denkmahl grauer Vorzeit wird hier genau beschrieben, die Beschaffenheit der Steine, die Bauart, die Verhältnisse und Maaße pünktlich angegeben. Es ist diese Brücke 690 Fuß lang, 24 Fuß breit, sie hat 8 überwölbte Oeffnungen und ist ganz von Quadersteinen aufgeführt; obgleich zwar die Bogen neueren Ursprungs sind, so haben doch die Pfeiler, welche aus großen, schwarzblauen basaltenen Lavaquadern, ohne Mörtel und Cement zusammengefügt sind, ein unbezweifelt hohes Alterthum. Herr Quednow setzt ihre Erbauung in die gallisch-belgische Periode; wie denn die Vergleichung aller römischen Ueberreste zu Trier mit diesen Pfeilern das Resultat gebe, daß letztere in einer frühern, als der römischen Periode aufgeführt worden und ohne Zweifel alt-griechischen Ursprungs seyen (?): denn die alt-griechischen Bauwerke, wie die der Etrurier, zeichneten sich durch Stärke, Einfalt und besonders dadurch aus, daß die Quadersteine ohne Cement so in einander gefügt wurden, daß das Ganze aus einer einzigen Masse zu bestehen schien (S. 16). Ohne diese im Ganzen richtige Ansicht zu bestreiten, möchte sich doch wohl der alt-griechische Ursprung bezweifeln lassen, und mit Recht Manches eingewendet werden können; eben so wie bey dem nächst folgenden Denkmahl, der sogenannten Porta nigra, wovon nebst einer Abbildung mehrere genaue Umrisse Taf. III — VII mitgetheilt sind. Dieses herrliche, zwar nicht ganz beendigte Werk, das nach mannichfachen Schicksalen erst im Herbst 1816 vom Schutte gänzlich befreyt wurde, verräth in allen seinen Theilen ein hohes Alterthum. Wir überlassen es dem Leser, die äußerst genaue, für den Architekten vorzüglich wichtige Beschreibung bey dem Hrn. Verf. selber nachzulesen, der mit gleicher Pünktlichkeit als Bestimmtheit die Verhältnisse des Ganzen, wie der einzelnen Theile zu einander untersucht und beschrieben, auch

die Säulen einen genauen Untersuchung unterworfen hat. Durch Vergleichung der verschiedenen Säulenordnungen mit den an diesem Gebäude befindlichen Säulen glaubt Hr. Quednow sich zu dem Schluß berechtigt, daß Letztere mehr dorisch als etruriſch seyen, und daß sie aus einer Zeit herstammten, wo der Uebergang aus dem alt-griechischen in den neu-griechischen Styl erfolgte u. s. w. (S. 51). So wirft er dann weiter die Frage auf, ob vielleicht Auswanderer aus Griechenland nach dem Peloponnesischen Kriege, vermischt mit frühern Bewohnern des Landes, hier eine Colonie angelegt und Werke dieser Art aufgeführt hätten, und ob man demnach nicht annehmen könne, daß die Porta nigra und die Moselbrücke etwa 200 Jahre vor Ch. G. gebauet worden? (S. 52) Wenn wir auch hierin mit dem Hrn. Verf. einverstanden sind, daß beyde Werke nicht der römischen Periode angehören, daß beyde Werke schon vor dem Einbruch der Römer in die Sitze der Trevirer vorhanden gewesen, so finden wir es doch immer noch sehr bedenklich, gerade Griechen für ihre Erbauer zu halten. Soweit Ref. sich erinnert, findet sich weder bey griechischen, noch bey römischen Schriftstellern irgend eine Spur, welche die Annahme eines solchen Zuges griechischer Stämme durch die südlichen Theile von Deutschland nach Gallien, und zwar nach dem Peloponnesischen Kriege, rechtfertigen könnte; im Gegentheil solche Züge in dieser Zeit scheinen eher unwahrscheinlich als wahrscheinlich. Darum möchten wir in den Erbauern dieser Werke eher Gallier oder Celten erkennen, welche, wie Mehreres deutlich zeigt, gewiß nicht so roh und unkultivirt waren, als man sie wohl gar zu gerne oft ansehen möchte. Dazu kommt, daß Trier ein Hauptort der alten Gallier gewesen zu seyn scheint; ja nach deutschen Sagen will diese Stadt als das alt-gallische und deutsche Troja erscheinen. Dort, im Trierischen, ist die Heimath Hagen's von Troneck (s. Nibelungen Lied), der in andern Liedern Hagen von Troja = Hagano-Trojanus heißt (s. Waltharius von Aquitanien); daher auch die alte Sage, daß die entflohenen Franken nach langem Umherirren endlich bey Trier

sich niedergelassen *). Diese und andere Umstände, deren Ausführung der Raum dieser Blätter nicht verstattet, könnten dann für das hohe Alter, wie für die Bedeutsamkeit der Stadt Trier in germanisch-gallischer Vorzeit zeugen, und so vielleicht unsere oben gewagte Vermuthung: Gallier seyen die Erbauer jener großartigen Werke, in gewissem Grade rechtfertigen. Darauf beziehen wir auch die merkwürdigen Zeichen, welche sich hier und dort an den Mauern des Erdgeschosses der Porta nigra finden, und wovon Hr. Quednow S. 54. einige mittheilt. Denn obwohl dieselben manche Aehnlichkeit mit Etruriſchen Schriftzeichen haben, so ist doch wieder bey ihnen Vieles, was an alt-gallische Schrift erinnern könnte. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß wir von Kennern der altgallischen Sprache hierüber sichere Aufschlüsse erhalten könnten. Auch bey Landstuhl im Königl. Baierischen Rheinkreise findet sich eine bis jetzt, so viel wir wissen, noch nicht beschriebene ara, welche Schriftzeichen enthält, die auf eine auffallend Weise mit den zu Trier gefundenen Aehnlichkeit haben.

Der 2te Theil enthält nun die Alterthümer, welche sichtbarlich der römischen Periode angehören, und zwar zuerst die Ueberreste des Constantinischen Palastes mit einer Kupfertafel. Auch hier dieselbe Genauigkeit und Bestimmtheit in Angabe der Maße, der Verhältnisse u. s. w., die wie schon oben zu rühmen Gelegenheit fanden. Es ist nach der Untersuchung des Hrn. Verf. dieser Palast im Anfange oder in der Mitte des 3ten Jahrhundert nach Chr. G. aufgebaut worden. Er macht ferner dabey die gewiß richtige Bemerkung, daß wohl mehrere Bauwerke in der Gegend von Trier Constantin dem Großen, der sich hier eine Zeitlang aufhielt, ihr Daseyn verdanken mögen, in Trier selbst aber das Meiste älteren Ursprungs seyn dürfte, wenn gleich nicht bezweifelt werden könnte, daß unter Constantin [und, setzen wir hinzu, vielleicht auch später] manche Ausbesserungen, Zusätze u. dgl. m. an den älteren Werken gemacht worden seyen. — Dann folgen: der

*) Ref. verweist der Kürze wegen auf die gehaltvolle Schrift des Hrn. Prof. und Dr. A. W. Göttling: Nibelungen und Gibellinen. Rudolstadt 1816. S. 66—71.

Vertheidigungsthurm zu Trier (S. 13 ff.), das Amphitheater, das in den Hauptpunkten ganz so, wie die andern noch vorhandenen römischen Amphitheater eingerichtet gewesen zu seyn scheint, und das, wie Hr. Quednow vermuthet, bald nach Gründung einer römischen Colonie in Trier unter der Regierung des Augustus erbaut wurde (S. 42). Mehrere Kupfertafeln erläutern die lichtvolle Beschreibung, auch wird eine dort eingemauerte römische Inschrift mitgetheilt nebst den Erläuterungen des Hrn. Prof. Heinrich zu Bonn. Es folgen, auf ähnliche Weise dargestellt, mit getreuen Abbildungen und Umrissen begleitet, die Ueberreste römischer Bäder und Straßen, und vor Allem das prächtige Denkmahl bey dem Dorfe Igel, ¾ Meilen von Trier, worüber „alle Schriftsteller einig sind, daß es in seiner Art das prachtvollste ist, was uns die Römer diesseits der Alpen hinterlassen haben.“ Vier Kupfertafeln stellen dieses Werk nach seinen vier Seiten dar. In der Erklärung (S. 99 — 143) weicht Hr. Quednow zum Theil von andern Erklärern dieses Kunstwerkes ab, indem er es für ein Grabmahl, für ein Familiendenkmahl der Secundiner hält, einer angesehenen römischen Familie, die vielleicht mit der Kaiserlichen Familie selber verwandt war. Auch zeigen die Abbildungen an den vier Seiten dieses Denkmahls großentheils die Verrichtungen und den Lebenslauf dieser Familie, deren Glieder zum Theil angesehene Aemter und Würden bekleideten. — Schöne Bildnerey und gute Formung der Buchstaben in der Inschrift zeichnen das Denkmahl der Diana zwischen Echternach und Vollendorf aus, wovon hier zum erstenmale eine Abbildung erscheint; s. Taf. XIII, so daß sein Ursprung etwa in das erste oder in den Anfang des 2ten Jahrhunderts fallen kann.

Den Beschluß machen die beweglichen Alterthümer (Taf. XIV — XX) und zwar bronzene Figuren: eine Diana, ein Mars, ein auf dem Adler reitender mit Blitz und Scepter versehener Juppiter, von ziemlich hohem Alter, etwas plumb und grob gearbeitet, ein Mercur und ein Herkules. Letztere, unstreitig die merkwürdigste Figur, verräth mehr als irgend eine der andern Figuren, hohes Alter, und möchte nach des Ref. Vermuthung eher für eine alt-gallische oder germanische

Gottheit zu halten seyn; etwa wegen des Gürtels für einen Thor, oder, wozu Schild und Keule besser passen, für den gallischen Kriegsgott Hesus. Unter den Bildhauerarbeiten auf Stein sind einige sehr ausgezeichnet, so wie auch unter den Vasen, die hier beschrieben und abgehandelt sind. S. 175 giebt Nachweisungen über die früher hier gefundenen Inschriften, und theilt einige in der Abtey Maximin bey Trier neu aufgefundene mit, die aber wohl in die christliche Zeit gehören.

Es soll Ref. freuen, wenn er durch diese Anzeige das Publicum auf diese gehaltvolle Schrift aufmerksam gemacht und zugleich den verdienstvollen Verf. aufgemuntert hat, die begonnenen Untersuchungen mit gleichem Eifer weiter fortzusetzen.

Allgemeine ökonomisch-technische Flora oder Abbildungen und Beschreibungen aller, in Bezug auf Oekonomie und Technologie merkwürdiger Gewächse von Johann Karl Schmidt, Doctor der Medicin und Chirurgie und mehrerer naturforschenden Gesellschaften Mitgliede. I. Band. 1. Heft. Jena, bey August Schmid. 1820. 8.

Obgleich es an Bilderwerken nicht fehlt, welche die Pflanzen enthalten, die dem Oekonomen und Gewerbtreibenden wichtig sind, so bestehen doch, wie der Hr. Verf. sagt, nur sehr theure Werke der Art, oder die Abbildungen sind in vielen einzelnen botanischen Kupferwerken zerstreut; da nun durch diesen Umstand die Verbreitung der so nöthigen Kenntniß der Pflanzen unter den Oekonomen mehr oder weniger gehindert wird, so sucht derselbe diese Lücke durch gegenwärtiges Werk auszufüllen, indem dasselbe eine neue, vollständige und dabey wohlfeile Sammlung richtiger Abbildungen und Beschreibungen aller in Bezug auf Oekonomie und Technologie oder im gemeinen Leben merkwürdiger Pflanzen enthalten soll, wovon er sich weitere Ausbreitung und leichtere Erlernung der Botanik verspricht. — Das Werk soll zugleich als Handbuch der ök-

nomisch-technischen Botanik betrachtet und gebraucht werden können.

So gut und löblich diese Absicht auch ist, so scheint uns doch die Ausführung oder vielmehr der in diesem ersten Hefte gegebene Plan nicht ganz zweckmäßig zu seyn; es soll das Ganze in 4 Jahren oder noch früher beendet, jedes Jahr fünf Hefte geliefert und jedem Hefte 10 oder mehr Abbildungen beygegeben werden; demnach würde das vollständige Werk nur etwas über 200 Pflanzenabbildungen enthalten, eine Anzahl, die offenbar viel zu klein ist, um den oben angezeigten Forderungen zu genügen; zumal da auch „im gemeinen Leben merkwürdige Pflanzen" aufgenommen werden sollen, wobey es übrigens nicht recht klar ist, welche Gewächse in diese Rubrik gezählt werden müssen. — Daß die Pflanzen ohne alle Ordnung beschrieben und abgebildet werden, ist kaum zu billigen und stimmt keineswegs mit der Absicht zusammen, die Schrift auch als Handbuch der Botanik benutzen zu wollen, da in einem solchen die systematische Ordnung der abgehandelten Gegenstände durchaus nicht entbehrt werden kann; dazu kommt noch, daß zusammengehörende Pflanzen, wie z. B. die Getreidearten unnöthigerweise auseinandergerissen werden, welchem Uebelstande durch ein lateinisches und deutsches Register, das deshalb am Ende der Schrift geliefert werden soll, nicht ganz abgeholfen wird; am allerwenigsten passend ist es aber, daß die Charakteristik der Gattungen, wovon Arten beschrieben sind, bis ans Ende verspart wird, selbst wenn dies auch weiter keinen andern Nachtheil hätte, als daß man genöthigt ist, vier Jahre auf die Mittheilung des Gattungscharakters zu warten für Arten, die jetzt schon im ersten Hefte beschrieben sind! — — Dieses erste Heft enthält nun 2 Arten Triticum, 2 Arten Alopeeurus, 3 Arten Trifolium, ferner Reseda Luteola, Tormentilla erecta, Lepraria chlorina, Tuber cibarium, Climacium dendroides, Bryum ligulatum, dann einige Rost- und Brandarten, so zwar, daß die Hälfte der abgebildeten Gewächse Cryptogamen sind.

Bey jeder Pflanze ist der systematische Name und ihre Benennung in mehreren europäischen Sprachen angegeben;

dann der Wohnort, die Blüthezeit und Fruchtreife, so wie sehr sorgfältig abgefaßte Beschreibungen; nicht minder ausführlich, deutlich und gut ist die Angabe des Nutzens und Gebrauches. Lepraria chlorina wird zum Gelbfärben empfohlen, die Flechte möchte dazu brauchbar seyn, aber die Einsammlung beschwerlich und kostbar werden. — Zu der Angabe der Mittel gegen den Schmierbrand des Getreides (Uredo Sitophila) wäre noch Mehreres hinzuzuwünschen. Rec. bemerkt hier nur, daß selbst, wenn sich im Dünger brandiges Weizenstroh befindet, dadurch das Uebel fortgepflanzt werden kann, auch rechnet man zu den Ursachen der Verbreitung tiefes Pflügen bey der Saatfurche in eisenschüssigem Boden; übrigens reinigt das Beizen mit einer Auflösung von Kochsalz meistens die Saatkörner vom anhängenden Brande.

Die Ursache des Schadens, den der Rost, ein Schmarotzerpilz (Puccinia graminis), an dem Getreide verursacht, ist wohl besonders in dem Umstande zu suchen, daß er die Oberhaut der Blätter verstopft, die Ausdünstung und Einsaugung hindert, und so eine Krankheit des Getreides verursacht.

Die Abbildungen sind recht fleißig, sauber und treu ausgearbeitet.

Europa's medicinische Flora. Herausgegeben von Alois Sterler, Lehrer der Botanik in München, Ehrenmitglied der Königl. botan. Gesellschaft in Regensburg und der Gesellschaft correspond. Pharmaceuten, Ehrenmitglied und Secretair des pharmaceut. Vereins in Baiern, Mitglied des polytechn. Vereines für das Königreich Baiern, corresp. Mitgl. der Frankfurter Gesellsch. zur Beförderung nützl. Künste und ihrer Hülfswissenschaften, der Wetterauischen Gesellsch. für die gesammte Naturkunde, und der naturforschenden Gesellsch. in Marburg,

und

Johann Nepomuck Mayerhoffer, Maler und Lithograph in München. München 1820. Fol.

Beschreibungen und Abbildungen officineller Pflanzen besitzen wir nicht wenige, wenn daher jetzt ein ähnliches Werk

neu bearbeitet wird, so darf man wohl von demselben mit Grund erwarten, daß es seine Vorgänger an Treue, Vollstän-digkeit, Brauchbarkeit oder Wohlfeilheit übertreffe, und so vor denselben irgend einen bedeutenden Vorzug besitze. Rec. hat blos das erste Heft gegenwärtigen Werkes vor sich, das nur 4 Pflanzen enthält, es wäre daher ein allgemeines Urtheil über dasselbe zu voreilig, um so mehr, da der Hr. Verf. über den Umfang und den Plan seines Unternehmens sich nicht ge-hörig erklärt, denn es bleibt zweifelhaft, ob alle in Europa's Officinen gebräuchliche Pflanzen, oder nur die in Europa wild wachsenden officinellen Gewächse abgebildet und be-schrieben werden sollen; blos im letzteren Falle wird der Hr. Verf. im Stande seyn, das Versprechen zu halten, keine Co-pieen, sondern Zeichnungen nach der Natur zu liefern.

Dieses erste Heft enthält die Abbildung (in Steindruck) von Imperatoria Ostruthium, Digitalis purpurea, Geum urbanum und Helleborus niger, woraus hervorgeht, daß keine systematische Ordnung befolgt wird, und blos eine will-kührliche Auswahl statt findet.

Bey den Beschreibungen findet sich folgendes:

1. Der lateinische systematische, deutsche und französische Name.
2. Angabe der Klasse und Ordnung nach Linne's System, so wie der natürlichen Familie nach Jussieu.
3. Der Charakter der Gattung und Art in lateinischer und deutscher Sprache.
4. Synonymen, besonders mehrere deutsche Benennungen.
5. Ausführliche Beschreibung der Pflanze mit Angabe meh-rerer Abbildungen, des Wohnorts, der Zeit des Blühens und der Saamenreife. — Endlich
6. Regeln zur Einsammlung, chemische Notizen, die Lite-ratur der Pflanze u. s. w.

Rec. findet folgende Anmerkungen für nöthig. Bey dem Gat-tungscharakter der Imperatoria heißt es fructus basi mar-ginatus, es sollte aber heißen emarginatus, bey dem Cha-rakter der Art wird foliolis dentatis durch gefranset über-setzt, was nicht zu billigen ist.

Bey der Literatur, wo blos Graumüller angeführt ist, hätte bemerkt werden sollen Historia plantarum quae in horto academico Lugduni Batavorum crescunt cum earum characteribus et medicinalibus virtutibus Londini 1731; es findet sich in diesem Buche S. 85 eine sehr genaue Beschreibung der Imperatoria mit der sorgfältigen Angabe ihrer Kräfte. An der Abbildung ist es zu tadeln, daß die Frucht nicht gezeichnet wurde, von welcher der Charakter der Gattung genommen ist.

Der rothe Fingerhut wächst niemals, wie es hier heißt, an angebauten Orten, vielleicht ist es ein bloßer Druckfehler, und es soll heißen: an ungebauten Orten. Die Vorsichtsmaasregeln beym Einsammlen, Trocknen und Aufbewahren dieser so würksamen Pflanze, hätten nach Withering, der diese Materie mit vieler Sorgfalt behandelt hat, angegeben werden können; der Hr. Verf. ist hier offenbar zu kurz. Auch die Literatur ist unvollständig; Rec. führt hier nur einiges an, welches fehlt:

Ferriar's Essay on the medical properties of Digitalis purpurea. Lond. 1799. 8.

Beobachtungen mehrerer englischer Aerzte über den Gebrauch des rothen Fingerhuts im physisch-medicinischen Journale 1800 bis 1802.

A. J. G. Geyser de Digitalis purpureae usu. Kilon. 1804. 4.

W. Hamilton Observations on the preparations, utility and administration of the Digitalis purpurea. London 1807.

Fr. Fanzago Sulle virtu della Digitale. Padova 1810.

Aehnliche Bemerkungen und Zusätze ließen sich auch zu den Beschreibungen der beyden andern genannten Pflanzen machen.

Allemannische Gedichte von J. P. Hebel. Fünfte, vollständige Originalausgabe mit drey Kupfer(n). Arau, bey H. R. Sauerländer. 1820.

Mit einem zweyten Titel:

Allemannische Gedichte für Freunde ländlicher Natur und Sitten (ohne das Virgilische Motto). 336 S. kl. 8.

So hätten dann die Verehrer der allemannischen Muse die schon längst sehnlich erwartete fünfte Auflage der Hebelschen Gedichte, die „zum Bedauern des Verfassers größtentheils durch den Uebergang an eine andre Verlagshandlung und noch andre Hindernisse“ verspätet worden ist.

Betrachten wir diese neue Ausgabe zuvörderst ganz äußerlich, so unterscheidet sie sich von der vierten zu ihrem Vortheil schon durch das kleinere Format, ähnlich dem der ersten, wodurch das Beysichtragen erleichtert wird. Schlagen wir sie auf, so vermissen wir zwar in ihr die Musikblätter *), welche die frühern Ausgaben schmückten: dafür erhalten jedoch die Käufer des Prachtabdruckes einigen Ersatz durch die ganz artigen, von Zix gezeichneten, von diesem und Simon gestochenen Kupfer der dritten Ausgabe. Das erste davon stellt die Scene im Schmelzofen vor, wie auf des Marggrafen Gesundheit getrunken wird; das andre die Spinnstube im Carfunkel, und das dritte die Mutter am Christabend. Eine recht niedliche Titelvignette von Hegi, den Zusammenfluß der Wiese und des Rheins vorstellend, ist auch dem geringern Abdrucke beygegeben. Der Druck ist gefällig, das Papier des wohlfeilern Abdrucks aber des Inhaltes nicht würdig.

Was nun die ältern Gedichte betrifft, so sind sie aus der vierten Ausgabe ganz treu abgedruckt, selbst mit allen Druckfehlern, so daß es einem auch jetzo wieder vorkommt, als

*) Hat vielleicht der Hr. Verf. die Absicht, eine Sammlung der bessern Compositionen seiner Lieder als ein besondres Werkchen erscheinen zu lassen? — Dann möchten wir ihn aber bitten, doch ja die so wohl gelungenen Melodieen von Salvini, deren eine, (der Nachtwächter), wie Ref. weiß, ihn selbst schon mehr als einmal angenehm gerührt hat, nicht wegzulassen.

wollten die Kindlein vom Feldberg und der Wiese ihre natürliche Mundart manchmal verläugnen und mehr schriftgemäß reden. Manchmal aber sind ganze Worte weggelassen; eine Nachlässigkeit, die wir dem Verleger bey einem solchen Werk am allerwenigsten verzeihen können. Dieser Umstand macht auf den des Dialektes Kundigen einen äußerst widerlichen Eindruck, indem jeder Fehler der Art gleichsam ein Stein ist, der ihn im schnellen Weiterschreiten hemmt; und dann erhält dadurch der mit der Mundart Unbekannte eine unrichtige Vorstellung von derselben. Beyden glauben wir einen nicht unangenehmen Dienst zu erweisen, wenn wir auf die bey einer flüchtigen Durchsicht uns aufgefallenen hauptsächlichsten Druckfehler aufmerksam machen, damit sie vor der Lectüre verbessert werden können. Mit der vierten hat die fünfte Ausgabe folgende gemein: S. 13 Vers 2. gehört für g'hört. S. 19. V. 7. nomme f. numme. S. 20 V. 3. lutherische f. luthrische und V. 4. net geseit f. nit gseit und vorgestellt f. vorgstellt. S. 24 V. 4. z'semmegesetzte f. — g'setzte. S. 29 V. 10 auff. uf. S. 33 V. 1. sei f. seig und V. 2. seisch f. seigsch. S. 35 V. 6. gefallt f. gfallt. S. 36 V. 7. hat f. het. S. 51 V. 7. bewahr f. biwahr. S. 99 V. 4. Wundervitz für Wundervitz. S. 108 V. 10. dir f. der. S. 123 dritti f. dritte. S. 128 V. 3. Gotteswille f. Gottswille. S. 133 im letzten Vs vorbey f. verbey. S. 139 V. 7. Ohnmacht f. Ohmacht. S. 146 V. 3. vor Drau für vor der Drau. S. 149 V. 6. weiß nit f. i weiß nit. ib. V. 10. nicht f. nit. S. 150 V. 7. Ein f. En. S. 151 V. 14. isch f. ischs. S. 162 V. 2. z'Licht f. z'Liecht, ein öfter wiederkehrender Fehler. S. 166 V. 9. Noth für Roth. S. 180 Vers 2. der letzten Strophe: Pfarrer scheints für Pfarer schints. S. 181 V. 1. chüle für chüele. S. 183 V. 2. wos f. was. S. 185 V. 5. Stoß f. Stroß. S. 204 V. 12. Bleche f. Belche. S. 210 V. 9. gefriert f. gfriert. S. 211 V. 6. Obedbrod f. Obebrod. S. 212 V. 2. ißich f. ißisch. S. 216 V. 5. Augi f. Auge. — Neue Druckfehler sind: S. 55 V. 3. hingt f. hinkt. S. 102 V. 4. helfet f. helfet.

S. 121 V. 9. d Berge l. de Berge. S. 125 V. 7. plaget f. ploget. S. 200 letzt. Vers Neiger f. Reiger. S. 202 V. 4. wittem f. mittem. S. 204. V. 8. wenn f. wenns. S. 210 V. 7. fehlt vor: bei Brod — het. — In den neuen Gedichten ist zu verbessern S. 223 V. 9. stehn durch stöhn; einander d. enander. S. 238 V. 3. bekenne d. bikenne: ebenso S. 239 V. 9. daselbst in der letzten Zeile betroge d. bitroge. S. 242 V. 7. vor Zit setze d'. V. 8. d' Morgenluft d. Morgeluft. S. 244 V. 1. dengele d. dengle; V. 7. verwandle das e in „. S. 251 V. 1. es goht d. 's goht; V. 9. ebenso V. 10. früeh bis früeih. S. 257 V. 13. fragt l. frogt. S. 258 V. 7. Elsas l. Elsis. S. 259 V. 4. luten l. lüsten. S. 167 V. 8. eimal l. eimol. S. 273 V. 3. Nachtsmahl l. — mohl. S. 275 V. 2. und andere l. und am andere. S. 281 V. 1. Jungfere l. Jumpfere. S. 283 V. 4. auch l. au. S. 285 V. 2. Gwulch lies Gwülch. S. 287 V. 2. nach 's, setze isch. S. 296 V. 6 vor der setze und S. 298 V. 1. mehr l. meh.

Mit dem angehängten Idiotikon sind einige Veränderungen vorgenommen worden. Die Worterklärungen sind nämlich nicht alle mehr so ausführlich, wie in der vierten Ausgabe, indem manche Beyspiele aus dem Gothischen B. U., aus Schmids Idiotikon, Scherz's Glossar und Adelungs Wörterb. wieder weggelassen sind. Dagegen ist es im Wesentlichen doch bereichert worden, eine Folge der Vermehrung der Sammlung durch die neuhinzugekommenen Gedichte. So haben wir uns nur aus den 8 ersten Buchstaben die Wörter Bugg, Dotsch, Eineweg, Frasufastechind, G'hurst, Götti, Hamme, Hentsche, als neue angemerkt.

Und nun wenden wir uns zu den zwölf neuen, zum Theil „aus der Iris und dem alsatischen Taschenbuch wieder gesammelten“ Liedern und Idyllen, womit der freundliche Dichter uns beschenkt hat und welche zwischen die Spinne (jetzt das Spinnlein) und den Wegweiser eingeschaltet sind. Sollten wir hier sagen, welche von ihnen

wir für die gelungensten halten: wir würden uns in nicht geringer Verlegenheit befinden. Gefällt uns das eine gut, so gefällt uns das andre immer besser, und ob wir, um einige der kleineren zu berühren, gleich mit dem ersten anfangen, überschrieben: Dem aufrichtigen und wohlerfahrnen Schweitzerboten an seinem Hochzeittage, diesem äußerst naiven Glückwunsche, worin der Dichter in schweitzerischer Mundart seine herzliche Freude darüber äußert, daß nun des Schweitzerboten schönste Wünsche erfüllt sind — „lieb und warm“ umarmt zu werden beym Abschied wie bey der Heimkehr, und freudig wünscht:

und wie's euch freut, so freuts üs au,
und gebich Gott de alli wil
der liebe neue Freude viel!

mit der angefügten süßen Verheißung:

Denk, wenns no einist gwintert het,
was streckt si da im chline Bett
uns lächlet lieb? Mi Bottema
er luegt si goldig Buebli a.
Er lengt e süße Zuckerring:
„Lueg, was i der vo Arau bring!“ —

(Der Beschluß folgt.)

Jahrbücher der Litteratur.

Allemannische Gedichte von J. P. Hebel. Fünfte, vollständige Originalausgabe mit drey Kupfer (n). Arau, bey H. R. Sauerländer. 1820.

(Beschluß der in No. 74. abgebrochenen Anzeige.)

Ob wir weiter blättern und bey dem liebekranken Schwarzwälder im Breisgau verweilen, dem's zwar hier gar wohl gefällt, er mag nun den herzerfreuenden Marggräfler „z' Müllen an der Post" oder die augenlabende Gegend „z' Bürglen uf der Höh", oder die mancherley Lustbarkeiten „z' Staufen uf em Märt", oder endlich den Reichthum und die „Jumpfere wie Milch und Blut z' Friburg in der Stadt" in Erwägung ziehen; dem jedoch dies Alles nicht genügt und nichts ist gegen „Herischried im Wald", wo

Imme chleine Huus
wandelt i und us —
gelt de meinsch, i sag der wer?
's isch e Sie, es isch kei Er
imme chleine Huus. —

oder ob wir die Ueberraschung im Garten, ein Seitenstück zu Hans und Verene, lesen und mit dem niedlichen Kätterli alle Morgen die Blumen begossen antreffen und, ungewiß, für wessen Werk wir dies halten sollen, es den „Jumpfere us em See" zuschreiben — endlich aber Gewißheit gewinnen, indem wir den Liebhaber Fridli als Thäter entdecken, der nun liebetrunken das Geständniß thut:

Jo dine Blueme hani z' trinke ge
und wenn de wotsch, i ging für di durs Fúúr
und um mi Lebe wür mer di's nit z' thúúr
und 's isch mer, o gar sölli wohl und weh u. s. w.

eine niedliche Scene mit dem so niedlichen Schluß:

Und drüber hebt si d'Sunne still in d' Höh
und luegt in d' Welt und seit: „Was muß i seh
in aller Frueih?“ — Der Fridi schlingt si Arm
ums Kätterli, und 's wird em wohl und warm.
Druf het em's Kätterli e Schmützli ge —

„e Schmützli“ — dieses schönste Jawort sprachloser Liebe — oder ob wir endlich den Spruch auf den Tod eines Zechers — launig und witzig wie der Schreinergesell — vernehmen und des Verstorbenen hohe Talente beklagen hören: „Er isch e Himmelsg'lehrter gsi (als fleißiger Besucher der Sternwirthshäuser) — er isch e freche Ritter gsi (als Zecher im Löwen und Bären) — e guete Christ, sel isch er gsi“, denn er hat

— — — untertags und z' Nacht
zum Chrütz si stille Bußgang gmacht —
Si Namen isch in Stadt und Land
bey große Here wohl bikannt;
si allerliebsti Cumpanie
sin alliwil d' drei Künig gsi. —

überall erscheint uns eben der alte, so schlichte und doch zugleich oft so erhabene allemannische Dichter wieder, mit all der Wahrheit, Lieblichkeit — Vollendung, die wir in den uns früher bekannten Kindern seines hohen Genie's bewundert haben; gleich wahr, lieblich — vollendet in den Feldhütern, in des neuen Jahres Morgengruß, im Geisterbesuch auf dem Feldberg, im Abendstern, in Riedligers Tochter, im Gewitter, der Agatha, der Häfnet-Jungfrau durch die bald freudigen, bald traurigen, bald religiösen, bald schaurigen Empfindungen, die er durch sie auf eine so edle Weise in uns weckt, wie in den Marktweibern, im Jenner, in den Irrlichtern, im Morgenstern, im Habermuß, in der Mutter am Christabend, im Gedicht auf einem Grabe, im Carfunkel und Gespenst an der Canderer Straße.

Doch wir wollen unsere Leser durch den ohnehin vergeblichen Versuch, ihnen eine genügende Vorstellung des neuen Zuwachses der Hebelschen Gedichte zu geben, nicht länger aufhalten. Mögen sie das ihnen schon früher liebgewordne Kindlein, nun zu einem schon kräftigern Kind herangewachsen, selbst betrachten, und sich seines Wachthumes freuend es immer mehr liebgewinnen. — Der innigste Dank für des verehrungswürdigen Sängers so freundliche Gabe mache den Schluß unserer Anzeige.

R — r.

Mährchen-Bibliothek für Kinder. Aus Mährchen aller Zeiten und Völker ausgewählt und erzählt von Albert Ludwig Grimm. Frankfurt a. M. bey den Gebrüdern Wilmans. 1820. 1ter und 2ter Band, jeder Theil mit einem Kupfer. XVI, 328 u. 400 S. in 8.

Diese beyden Theile auch unter dem Titel:

Mährchen der Tausend und Einen Nacht für Kinder von Albert Ludwig Grimm ꝛc.

Der Verf. der „Kindermährchen“ und von „Lina's Mährchenbuche“ eröffnet uns hier, nachdem das erste Werkchen bereits eine zweyte Auflage gefunden, eine „Mährchen-Bibliothek,“ und zwar beginnt dieselbe mit „Mährchen und Erzählungen aus Tausend und Eine Nacht“ — wie wir den Titel lieber umgeändert sähen — deren jeder Band fünf enthält; der erste die Geschichten: 1. des Kogia Hassan Alhabbal; 2. von Ali Baba und den vierzig Räubern; 3. von dem Fischer und dem Genius; 4. von dem blinden Baba Abdalla; 5. von dem jungen Könige Zein Alasman und dem Könige der Geister; — der zweyte die Geschichte: 1. von dem redenden Vogel, dem singenden Baume und der goldgelben Quelle; 2. die sieben Reisen Sindbads des Seemanns; 3. die von den drey Aepfeln; 4. von den Oliven; 5. von dem verwandelten Sidi Numan. Voran gehet, statt der Vorrede,

eine Art von Allegorie von „dem herrlichen Wundergarten des Morgenlandes, an dem nur Eines von vielen getadelt wurde, daß er nicht gefahrlos für Kinder war, besonders wegen einer schönen, aber mit giftigem Hauche betäubenden Blume; daher denn ein einfacher Meister in der Gartenkunst, unmuthig, daß die Kinder um dieser einzigen Blume willen die ganze Blumenlust dieses Gartens entbehren sollten, hinging und die Wunderblume ausgrub und andere an ihre Stelle pflanzte, auch sonst durch Umzäunungen von dornigen Rosen oder angebrachte Geländer die Gefahr von den Kindern abwendete; worauf er denn den Garten öffnete und die Kinder herein rief."

Dieses Vorwort gehet unmittelbar die Erzählungen aus „Tausend und Eine Nacht" an; wir hätten aber gewünscht, es möchte dem Verf. gefallen haben, uns in dem Eingange dieses Werkes überhaupt den Plan darzulegen, den er sich mit demselben gesetzt hat, wie weit er diese Mährchenbibliothek auszudehnen und was für Mährchen er aus dem großen Vorrathe „aller Völker und Zeiten" auszuwählen gedenkt.

Die allegorische Vorrede selbst führt uns auf die Frage: wie fern diese Dichtungen aus „Tausend und Eine Nacht" durch sich selbst zu einer Lectüre für Kinder geeignet sind, oder durch welche Art der Bearbeitung sie dazu fähig werden, und was in dieser Hinsicht der Verf. geleistet hat?

Was das Erste anbetrifft, so gehören wir nicht unter diejenigen, welche dem Verf. den Einwurf (S. XIV) machen werden: „Was sollen meine Kinder in dem Narrengarten? da wächst ja nicht einmal ein vernünftiger Salatstock oder ein Obstbaum? das nützt ja alles nicht ꝛc." Wir sind der Meinung, daß dem kindlichen Sinne von frühe an nicht minder das Ergötzliche, als das Lehrreiche darzubiethen und ihm die erfreulichste Unterhaltung nicht zu entziehen seye, wodurch es in dem regen Spiele seiner Phantasie sich in ein Land der Wunder und Träume versetzt fühlt. Und hier biethen denn die Geschichten aus „Tausend und Eine Nacht" wahrhaft eine Welt wunderbarer Erfindung dar, wie diese nur die schöpferische Kraft orientalischer Dichtung hervorzuzaubern vermochte. Nur freylich zu der stolzen giftigen Blume, — um das Bild des Verf. beyzubehalten — die hier und da in dem Garten

sich zeigt, ist das Kind nicht hinzuführen. Wir verstehen darunter den Hauch einer feurigen Liebe, der hier und da durch diese Dichtungen weht, und jene morgenländische Unbefangenheit, womit geschlechtliche Verhältnisse enthüllet werden. Wir glauben aber, daß der Garten minder zu verändern, als vielmehr das Kind nur dahin zu führen seye, wo die Blume nicht ihre betäubenden Gerüche aushaucht. Und da ist denn unsere Ansicht: in die Mährchen-Bibliothek nur diejenigen Erzählungen und Mährchen aufzunehmen, die gar keiner oder nur geringer Veränderungen bedürfen, diejenigen aber ganz zu beseitigen, die nicht aufgenommen werden könnten, ohne daß zuvor das Ganze der Dichtung in wesentlichen Theilen umgestaltet worden wäre.

Wir haben, um zu untersuchen, was der Verf. in dieser Hinsicht geleistet hat, die Mühe nicht gescheut, die hier enthaltenen Geschichten genau mit der französischen Uebersetzung des arabischen Originales (Les Mille et Une nuit, Contes Arabes; traduits en Français par Galland; Tom. XV.) zu vergleichen und gefunden, daß der Verf. selbst im Ganzen dieser Ansicht gefolgt: und bis auf einen einzigen Fall, wo er davon abgewichen, wenig Wünschenswerthes in der Bearbeitung übrig gelassen hat.

Denn ohne wesentliche Veränderung konnten aufgenommen werden die beyden Geschichten des Kogia Hassan Alhabbal und von dem blinden Baba Abdalla, zweyeben so unterhaltende, als lehrreiche Erzählungen in echt orientalischem Style; — die von Ali Baba und den vierzig Räubern, wo mit Recht einige Abschweifungen des Originales wegblieben; — die Erzählung der sieben Reisen Sindbads, des Seemannes, wo sich eine ganze Welt von Wundern, seltsamen Gebilden und Tod drohenden Abentheuern aufthut, zwischen welchen der vielgewandte Seemann ungefährdet durchgeht und mit jeder neuen Rettung neue Schätze gewinnt. Sehr zu billigen ist es, daß die Scene des Originals nicht wiedergegeben wurde, wo Sindbad, in die Todtenhöhle hinabgesenkt, die nach ihm hinuntergelassenen noch Lebenden tödtet, um selbst ihrer Nahrungsmittel sich zu bemächtigen; — endlich die Geschichte von den Oliven, wo bloß in dem

Anfange der Erscheinung des prophetischen Greises mehr ausgeschmückt wurde.

Nur eine geringe Veränderung haben erlitten: die Geschichte von dem jungen Könige Zein Alasman und dem Könige der Geister, wo bloß die von dem Könige der Genien gesetzte Bedingung, ihm eine Jungfrau zu bringen, Tom. X, p. 149. une fille, qui n'aura jamais connu d'homme ni souhaité d'en connoître. Il faut de plus — que tu sois si bien maître de toi que tu ne formes même aucun desir de la posséder en la conduisant ici — so verändert zu werden brauchte: Bd. 1. S. 309. „Sie darf aber nicht eitel seyn auf ihre Schönheit und noch nie eine Unwahrheit geredet haben ꝛc.“ Ueberhaupt sind alle diese Vorgänge, wie die Jungfrau dem Könige der Geister zugeführt wird, bis sie zuletzt dem Jünglinge in die Arme sinkt, gar zart und sittig durchgeführt. Nur dem Fuhrmanne hätten nicht auch die Entenfüße beygegeben werden sollen; es genügte an dem Schiffer, Tom. X, p. 143. dont la tête ressembloit à celle d'un éléphant et son corps avoit la forme de celui d'un tygre. — Sodann gehört hierher die Geschichte von dem redenden Vogel, dem singenden Baume und der goldgelben Quelle, wie sie viel bezeichnender heißt, als im Französischen: Les deux soeurs jalouses de leur cadette. Tom. XV, p. 156. Es ist diese Geschichte eine der schönsten und der in der Bearbeitung gelungensten. Wir weisen nur hin auf die Art, wie die Wahl der Geburtshelferinnen beseitigt wird und die Königin ihre Schwangerschaft und Niederkunft andeutet; Th. II. S. 15. „Ich habe heute Nacht einen gar erfreulichen Traum gehabt; Mir träumte, ein Engel sey an mein Bett getreten und habe mir ein gar schönes Kindlein in meinen Arm gelegt ꝛc.“ — Ferner auf die Scenen, wo die beyden Brüder in Steine verwandelt und dann wieder von der Schwester erlöst werden, S. 62. 63; und auf die Stelle, wo es statt der französischen Worte Tom. XV, p. 271: Sire, votre Majesté peut-elle être dans un étonnement si grand d'une farce de perles qu'elle voit de ses yeux, elle qui a cru si facilement que la sultane son épouse étoit accouchée d'un

chien etc. heißt: Th. 4, S. 130. „Thränen werden zu Perlen, wenn sie von der Unschuld geweint werden. Das sind die Thränen deiner Gemahlin, die du unschuldig bestrafest ꝛc.“ — Außerdem rechnen wir hierher die Erzählung von den drey Aepfeln, wo die Worte des Sclaven: Tom. IV, p. 16. C'est un présent, que m'a fait mon amoureuse, so gewendet werden, als ob der Sclave nur bey der Frau gewesen, sie mit Neuigkeiten zu unterhalten.

Zwar nicht ohne bedeutende Veränderung, aber immerhin noch aufgenommen konnte werden die Geschichte vom Fischer Genius. Mehr als anderswo zeigt sich hier die giftige Blume in der Erzählung von dem Prinzen der schwarzen Inseln, der, lange von seiner Gemahlin hintergangen, endlich ihre Untreue entdeckt, ihr in der Nacht nachschleicht und mit einem Schwertstreiche den Liebhaber tödtlich verwundet. Auch hier hätte der Verf. uns ohne Zweifel etwas Erfreuliches, das kindliche Gemüth Ansprechendes an die Stelle dieser Erzählung setzen können, hätte er sich nicht in dem baroken Gebilde des Froschkönigs gefallen, der von Gestalt ein ungeheuerer Frosch, größer und dicker als ein Mann, mit dem grünen Stocke aufrecht einher schreitet, mit gurgelnder Stimme die abgebrochene wunderliche Sprache redet, und zuletzt verwundet in dem Muschelbette mit den Meerlinsen liegt, „in die sich der Sultan verwühlt.“ Wir betrachten diese Composition als den mißlungenſten der Zusätze; dagegen aus gutem Grunde die eingeschaltete Erzählung von dem Arzte Duban und dem aussätzigen Könige ausgelassen wurde. Auch das ist zu loben, daß an die Stelle der dunkeln Antwort der Fische im Originale Tom. I, p. 142: Oui, oui, si vous comptez, nous comptons; si vous payez vos dettes, nous payons les nôtres etc. die Verse:

Wir unterlassens alle nicht:
den Mahomed die weißen ehren,
die blauen sich zu Christo kehren ꝛc.“

so wie später einige andere Verse aufgenommen sind.

☞ Gar nicht wünschten wir aber in dieser Mährchen-Bibliothek für Kinder der Geschichte von dem verwandelten

Sidi Numan zu begegnen. Es zeigt sich hier zwar minder jene erwähnte, aber eine andere, Modergerüche aushauchende Blume, deren Düfte nicht minder von der Jugend ferne zu halten sind. Wir meinen damit das gräßliche Bild des Gulen, von dem es Th. 4. S. 377 heißt: „der Gule hatte indessen mit unglaublicher Geschwindigkeit das Grab aufgescharrt und brachte nun den Leichnam heraus. Er nickte Aminen freundlich zu und riß mit seinen Nägeln ein Stück Fleisch nach dem andern von dem Leichname los und verzehrte es mit sichtbarem Wohlbehagen. Er gab auch Aminen davon, und diese verschlang es mit großer Gierigkeit ꝛc.“ Auch die andere Erfindung des schwarzen Rosses, in das die Zauberin und Tischgenossin des Gulen umgewandelt worden, und das ihr Gatte nun mit den Spornen blutig verwundet, ist allzu abstoßend und unzart. Wir möchten solche Bilder, besonders wie das erste, nicht in der Jugend erwecken, auf die sie etwa nur ihrer glücklichen Unerfahrenheit wegen den entsetzlichen Eindruck nicht hervorbringen, weil ihnen eine verwesende Leiche mit ihren Dünsten in der Wirklichkeit noch nicht begegnet ist. Wir haben aber auch anderwärts den Grund, warum Dichter so große Scenen nicht von uns ferne hielten, darin zu erkennen geglaubt, daß sie selbst nicht in aller Lebendigkeit solche Bilder sich vorgemahlt haben, um voraus das Entsetzen oder den Ekel zu fühlen, den sie damit in der Seele eines lebendig fühlenden Lesers erwecken.

Aus dem bisher Bemerkten aber ergibt sich schon zur Genüge, wie wir hier nichts weniger, als eine bloße Uebersetzung des Französischen empfangen haben; vielmehr erinnert diese Bearbeitung von ferne nicht an eine Uebersetzung. Die Erzählungen lesen sich durchaus wie freye Dichtungen, die bald an das Original sich anschmiegen, dann wieder in ungezwungener Wendung, hier in rascherm Gange, mit Beseitigung so mancher abschweifenden Reflexionen, dort in Beymischung von manchen feinen, witzigen oder gemüthlosen Zügen, sich davon entfernen. Die Sprache ist edel, rein, einfach, ansprechend, alles ausgeschieden, was dem lautern Kindessinne gefährlich werden könnte. Nur wünschen wir, daß nicht auch so Manches hinzugekommen wäre, was hier und da in allzu reicher

Ausschmückung einzelner Scenen in einer den Kindern, Juden oder einem bestimmten Individuum, das dem Verf. vorschweben mochte, nachgebildeter Sprache, oder in einzelnen allzu sehr aus dem gewöhnlichen Leben genommenen Redensarten dem Adel oder der großen Einfachheit der Erzählungen Eintrag thun, oder an einigen Orten deren eigenthümliche Farbe etwas verwischen könnte. Denn den Charakter orientalischer Dichtungen sollen und müssen doch diese Geschichten auch in der Bearbeitung behaupten, und es kann nicht die Absicht seyn, sie in deutsche Kindermährchen umzuwandeln. — Den Titel der Sammlung wünschten wir in den einer „Mährchen-Bibliothek für die Jugend (statt für Kinder) umgeändert, da diese Erzählungen minder für das erste, zartere Alter, das wir gewöhnlich unter Kindern verstehen, als für die mehr schon heranreifende Jugend, etwa von dem eilften oder zwölften Jahre an, sich eignen, für die wir gar eine angenehmere, ergötzlichere Unterhaltung nicht kennen, als diese Sammlung. Aber auch jeder Erwachsene, der noch den jugendlich lebendigen Sinn für die Wunder und Gebilde einer phantastischen Welt in sich bewahret, wird nicht ohne große Befriedigung von der Lectüre dieser Mährchen-Bibliothek sich abwenden.

Eine schöne äußere Ausschmückung sind die zwey den beyden Bänden beygefügten Kupfer, so wie überhaupt das Aeußere des Buches so ist, wie es sich von der Verlagsbuchhandlung erwarten läßt.

H — i.

Oratio de Ludis litterariis regundis . . . qua nunc edita solemnia annua sacrorum emendatorum in Lyceo Wittenbergensi d. 1. M. Nov. a. MDCCCXX . . indicit Frid. Traugott Fridemann, Lycei Rector. Wittenb. bey Zimmerman. 1820. 44 S. 8.

Der verdienstvolle Generalsuperintendent Nitsch hatte als Ephorus die Freude, im Oct. 1820. seinen Sohn als Subrector durch diese Rede des zugleich eintretenden Rectors eingeführt zu sehen. Der Verf. rühmt gründlich und in guter

Latinität das, wozu er berufen ist und wozu er sich mit den feyerlichen Schlußworten verbindet: me neque honorem neque auctoritatem neque commodum neque rem ullam esse appetiturum, quae non cum salute et dignitate scholae nostrae conjuncta sit . . . Schön ists, daß ein jährliches Reformationsfest, und gerade in einer solchen Schule, gefeyert wird. Denn was wären die Schulen, wenn nicht die Reformation und besonders Luthers Eifer für Philologie, weil nur durch Sprachkenntnisse sich Sachkenntnisse universell ausbilden, sie aus dem Wortkram des Scholasticismus herausgehoben hätte? Auch Rec. hat deswegen zu seiner Gedächtnißrede beym Secularfest der Reformation mit Lust, S. 108. 112., aus Luthers Briefen die Zeugnisse für seine Bemühungen, gute Philologen herbeyzuziehen, gesammelt. Zweckmäßig hat Hr. Fr. seine Rede in vielen untergesetzten Anmerkungen, wie mit Sternen aus der Vorzeit, geschmückt. Wir heben aus einer derselben Kraftworte Luthers über Sprachenstudium, und ein Paar unvergeßliche Stellen von Ruhnken und Wittenbach hervor, welche unserer Zeit, was so nöthig ist, zurufen, daß nur Wahrheitliebe zur Wissenschaft führe, und die Wissenschaft wieder die Wahrhaftigkeit des ganzen Gemüths (das, was auch Jesus die αληθεια nennt, welche den Menschen frey mache) erhöhe und stärke.

Luther in serm. de Scholis condendis ad Senat. totius German. T. I. p. 382. ed. Lomml. „Ja wie leid ist mirs itzt, daß ich nicht mehr Poeten und Historien gelesen habe, und mich auch dieselben niemand gelehrt hat. Hab dafür müssen lesen des Teufels Dr . . ., die Philosophos und Sophisten, mit großer Kost, Arbeit und Schaden, daß ich gnug habe dran auszufegen.“ — Id. ibid. p. 370. „Die Künste und Sprachen, die uns ohne Schaden, ja größerer Schmuck, Nutz, Ehre und Frommen sind, wollen wir verachten: und der ausländischen Waaren, die uns weder noth noch nütz sind, dazu uns schinden bis auf den Grat, der wollen wir nicht gerathen. Heißen das nicht billig deutsche Narren und Bestien? — Ja, wenn kein anderer Nutz an den Sprachen wäre, solt doch uns das billig erfreuen und anzünden, daß es so eine edle, feine Gabe Gottes

ist, damit uns Deutschen Gott izt so reichlich, fast über alle Länder, heimsucht und begnadet. Man sieht nicht viel, daß der Teufel dieselben hätte lassen durch die hohen Schulen und Klöster aufkommen; ja sie haben allzeit aufs höchste dawider getobt. Denn der Teufel roch den Braten wohl; wo die Sprachen hervorkämen, würde sein Reich ein Loch gewinnen, das er nicht könnte leicht wieder zustopfen. Weil er nu nicht hat mögen wehren, daß sie hervorkämen, denkt er doch, sie nu also schmal zu halten, daß sie von ihnen selbst wieder sollen vergehen und fallen. Es ist ihm nicht ein lieber Gast damit ins Haus kommen, darum will er ihn auch also speisen, daß er nicht lange solle bleiben. Diesen bösen Tück des Teufels sehen unser gar wenig, liebe Herren. — Darum, liebe Deutschen, lasst uns hie die Augen aufthun, Gott danken für das edle Kleinod, und fest drob halten, daß es uns nicht wieder entrückt werde, und der Teufel nicht seinen Muthwillen büße.“ — Vehementer etiam errant, qui assidua horum scriptorum tractatione mores humanos negligi putant. Rhunkenius in or. de Doct. Umbrat. p. 34. ed. Lugd. Bat. ita: „Verus, si quis unquam, Criticus Io. Fred. Gronovius, cuius aurea verba“ (in Ep. ad N. Heins. Syllog. Epist. T. III. p. 3.) „hic recitare non alienum fuerit“: „Ego a prima aetate in lectione veterum id potissimum habui, ut mei mores emendarentur, non ut apices et puncta librorum. Si interim frequenter legendo eo profecimus, ut genium capere scriptoris ipsumque sua mente et stylo donare possem, in lucro deputavi.“ „Ad huius viri normam, quicunque Critici dici haberique volunt, studia sua dirigant, repudiatis stolidis Pseudocriticorum institutis, quibus haec ars in eum contemtum adducta est, ut eleganti ingenio viri, aliud studiorum genus professi, eius cognitionem sibi indecoram et turpem ducant. Citat tamen Critica innocentiae suae testes, Is. Causobonum, I. Fr. Gronovium, N. Heinsium, I. G. Graevium, alios, quos non minus vitae elegantia et amabilis morum humanitas, quam criticae fa-

cultatis commendatio nobilitavit." — Wyttenbach. in Vita Ruhnk. p. 242. ed. Lugd. Bat. „Ita se profecto res habet, ut vere doctus et litteratus, nisi vir bonus, nemo esse possit. Omnis litterarum materia, verum, bonum, pulchrum, elegans, venustum, decorum, honestum, quidquid eius est, ex eodem fluunt naturae fonte, et communi vinculo continentur; ut, qui eorum unum negligat, in reliquis perfectus existere nullo modo queat. Porro, in tota rerum natura nil est pulcrius, nil amabilius virtute; nec quidquam vere pulcrum sine virtute. Igitur Criticus, veri pulcri que iudex, sublimium in scriptoribus antiquis sensuum interpres, quomodo existat is, qui ad honesti sensum frigeat, nec virtutis amore incalescat? Qui virtutis nomen inane ducit, qui prudentiam voluptatis et utilitatis, non veritatis officique inventricem laudat, fortitudinem, temperantiam, iustitiam ad scholae umbram abiicit, nec vitae rectrices constituit, ecquod sibi tandem relinquit argumentum, in quo ingenium ad altitudinem extollat et ad verae pulcritudinis iudicium exerceat?"

Der Verf. beruft sich außerdem auf Arndt in den Fragmenten über Menschenbildung, 2 Th. S. 141. und eine dem Rec. nicht bekanntgewordene Rede von Dinter: Gründliches Studium der alten Classiker, ein kräftiges Gegengift gegen die Schwärmerey der Zeit. Gegen die religiöse Empfindsamkeit und Sentimentalität, woran jetzt besonders manche Jünglinge frühzeitig kränkeln, giebt es allerdings überhaupt kein gewisseres Heilmittel, als ein bündiges Studieren, oder als den fleißigen Entschluß, erst mit den Alten zu denken, ehe man über die Quellen ihres religiösen Empfindens und Denkens aburtheilen zu können sich einbildet.

H. E. G. Paulus.

Treue Darstellung und Beschreibung der in der Arzneykunde gebräuchlichen Gewächse, wie auch solcher, welche mit ihnen verwechselt werden können, von D. Frid. Gottlob Hayne (Professor an der Universität zu Berlin, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften etc.). VI Bde und VIIten Bandes I—IVte Lieferung. Berlin (auf Kosten des Verfs.) 1808—1818.

Die uns vor Kurzem zugekommenen, so eben erwähnten vier letzten Lieferungen des 7ten Bandes dieses Wer's erinnern uns, daß von demselben in unsern Jahrbüchern noch keine Nachricht gegeben worden ist. Wir beeilen uns daher, diese nachzuholen, indem wir unsere Leser mit der Einrichtung desselben, seinem Werthe und dem, was es leistet, bekannt machen.

Das Werk erscheint in Lieferungen. Deren sind bis jetzt 52 gegeben. Acht Lieferungen machen einen Band aus. Zu jeder einzelnen Lieferung gehören sechs Quartblätter Text und eben so viele illuminirte Kupfertafeln. Dafür ist der Pränumerationspreis 1 Rthlr. Cour., zu welchem Preise es der Herr Verf. aber auch noch immer abläßt.

Die Einrichtung des Textes, auf schönem weißen und starken Papierr, mit eben so viel wohl berechneter Oekonomie, als zureichender Eleganz gedruckt, ist so, daß ein jedes Blatt seine eigene, durch den Band fortlaufende, mit den Kupfertafeln correspondirende Nummer hat. Es folgt darauf der systematische Name der abgebildeten Pflanze (welcher auch unter der Abbildung steht), sodann Classe and Ordnung des Linne'schen Systems, in welche jene rangirt; hierauf wieder der Gattungsname mit der Diagnose; dann der vollständige generisch-specifische mit der Differenz, deutsch und lateinisch; nun eine sehr zweckmäßig gewählte Synonymie; die deutschen Provinzialnamen; Vaterland und Standort; Blüthezeit; Dauer; hierauf die genauere Beschreibung von der Wurzel bis zum Saamen in abgebrochenen Zeilen; dann die Unterscheidungsmerkmale derjenigen, welche Verwechselungen unterliegen, sowohl der jungen Pflanze, als einzelner Theile, wo dieses nöthig ist; endlich die medicinische Geschichte; oft allerley nütz-

liche Anmerkungen, Andeutungen auf noch zu versuchende Benutzung u. s. w., zuletzt die Erklärung der Kupfertafel.

Was nun zunächst die Abbildungen betrifft, so finden wir sie von unübertrefflicher Wahrheit und Genauigkeit. Den Stich besorgte anfänglich P. Haas, hernach Guimpel. Die Illumination ist, in unserem Exemplare, frisch, und wenn gleich nicht glänzend, doch treu den Gegenständen angemessen und der Natur entsprechend. Besonders lobenswürdig sind auch die sorgfältigen Analysen der feinern Blüthen- und Fruchttheile.

Ohne irgend eine Ordnung zu beobachten in systematischer Zusammenstellung über dergleichen, ist der Verf. doch stets darauf bedacht, verwandte Arten, z. B. die Rubusarten, Fragarien, Meliloten, Linden, Helleborinen, Veilchen ꝛc. möglichst, so wie die leicht miteinander zu verwechselnden Arten immer, zusammenzustellen und seltenere mit gemeinern abwechseln zu lassen. Wenn das jetzt ungefähr bis zur Hälfte gediehene Werk vollendet seyn wird, kann sich Jeder leicht, nach Zweck und Bedürfniß, das Einzelne ordnen und das Getrennte vereinen, z. B. die sämmtlichen Arten der verschiedenen Sippen, die Sippen der natürlichen Familien u. s. w. zusammenbringen. In den letztern Heften hat der Verf. dieses selbst zu thun begonnen. Sie enthalten bloß Umbellaten, und es werden die noch fehlenden nun erst vollständig in den folgenden geliefert; sodann sollen die Cinchoreen folgen, wobey Hr. Professor Hayne das durch Humboldt u. A. bereicherte Willdenow'sche Herbarium benutzen wird. Daß derselbe überhaupt alle Hülfsmittel, die seine günstige Lage ihm darbiethet, wohl zu verwenden verstehe, seinem Werke die möglichste Vollständigkeit und Vollkommenheit zu geben; daß dabey die Fortschritte der Wissenschaft, auf die er selbst so thätig einwirkt, nicht unbeachtet bleiben; daß das Neue, soweit es sich bewährt, überall angeführt seyn werde, läßt sich erwarten, und wird man uns aufs Wort glauben. Mit welcher Vorsicht aber der Herr Verf. dabey zu Werke gehe, beweist unter andern, daß er z. B. die Dolden, ungeachtet der neuesten Bearbeitung derselben von zwey berühmten Botanikern, doch noch nach Linne' abzuhandeln, für rathsam erachtete, indem,

wie auch er wahrscheinlich dafür hält, es bey diesen neuesten Bestimmungen, bey dieser Bildung der Sippen unmöglich verbleiben kann. Doch nimmt er mit weniger Ausnahme die Hoffmann'sche Terminologie an, sie indessen im Deutschen gleichsam erst neu schaffend. — Außerdem geht der Verf. auch sonst überall darauf aus, die Terminologie immer mehr zu vervollkommnen, insbesondere angemessenere deutsche Ausdrücke aufzustellen. So wenig wir unsererseits gegen das Letztere etwas einzuwenden haben; so sehr wir selbst auch überzeugt sind, daß die stets zunehmende Masse des Einzelnen und Neuen auch neue Kunstausdrücke und genauere Bezeichnung der unterscheidenden Merkmale heische: so wenig können wir doch auch die Vermehrung der Terminologie mit einer so ungeheuren Menge neuer Kunstausdrücke für dieselben oder doch analogen Theile und Zustände in den verschiedenen Sippen und Sippschaften für nothwendig, und noch weniger der Wissenschaft zuträglich halten. Die Terminologie war schon immer die Klage und die Pein der Lernenden. Was wird erst das Schicksal dieser in den nächsten Decennien seyn, wenn es damit so fortgeht! Selbst der Geübtere wird nicht mehr fortkommen können, ohne ein Synonymen-Lexicon der Kunstausdrücke beständig zur Hand zu haben, und vor lauter Gedächtnißkram Niemand mehr Botanik studiren können. Diese selbst müßte sich im Unwesentlichen und Einzelnen zersplittern, bliebe nicht glücklicherweise eine gegenseitige Tendenz wach und rege, die zum Großartigen, Umfassenden und Ganzen in der Wissenschaft strebt, wofür die Neigung in unsern Tagen erwacht, sich immer mehr äußert und ausbreitet, um die uns auch wahrlich sehr Noth ist.

Ohne mit dem würdigen Verf. sonst noch über dies und jenes zu rechten, den Prüfstein der Kritik an Einzelnes, an manches Neue — z. B. sein Trifolium Petitpierreanum und Kochianum, an denen wir die angegebenen Unterscheidungskennzeichen nicht wiederfinden, und die sich, wenigstens in der Cultur, zum Theil anders, als sie hier dargestellt und beschrieben sind, verhalten — zu legen, wozu ein anderer Ort

schicklicher seyn wird, begnügen wir uns hier, auf das im Ganzen so vortreffliche und verhältnißmäßig spottwohlfeile Werk, welches mehrere andere ähnliche, weit kostbarere, überflüssig macht, die Aufmerksamkeit derjenigen, welche dasselbe noch nicht kannten, hingelenkt zu haben. Besonders müssen wir wünschen, daß es in keiner Apotheke fehlen möge, indem es zu eigner Belehrung, wie zum Unterrichte der Lehrlinge so vortheilhaft, und mehr, wie irgend ein anderes der Art, benutzt werden kann. — Dürften wir uns noch einen individuellen Wunsch erlauben — den aber gewiß mehrere mit uns theilen — so wäre es der, daß es dem Herrn Verfasser gefallen möchte, mehr der seltenern, neuen, noch nicht oder nur in unzugänglichen Prachtwerken dargestellten Pflanzenbilder hintereinander her folgen zu lassen; und auch eine Auswahl solcher und anderer mehr, dem einzelnen Bedürfniß entsprechenden zu gestatten und zu veranstalten.

. . . th.

No. 76. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

Monographia Generis Aconiti Iconibus omnium Specierum coloratis illustrata Latine et Germanice elaborata Auctore Henrico Theophilo Ludovico Reichenbach, Philos. Medic. et Chirurg. Doct. Med. in Litterar. Vnivers. Lips. Profess. Musei zoologici atque Mineralogic. Reg. Sax. Inspector et Acad. Medico-Chirurg. Dresd. Prof. Hist. Natur. Design. etc. Vol. I. Lipsiae MDCCCXX. Fol.

Nur wenige Pflanzengattungen sind so natürlich und in sich abgeschlossen, als die Gattung Aconitum, aber auch nur wenige zeigen so viele Schwierigkeiten, wenn es die Unterscheidung der Arten gilt; je natürlicher eine Pflanzenfamilie ist, desto schwieriger ist die Bestimmung ihrer Gattungen, je abgerundeter eine Pflanzengattung, desto unmerklicher der Abstand zwischen den verwandten Arten. — Schon lange bedienen wir uns des Aconitum als eines höchst wirksamen Medikaments, aber bis auf den heutigen Tag weiß noch Niemand mit Gewißheit anzugeben, welche Art die officinelle ist oder seyn soll, und unter demselben Namen haben verschiedene Autoren völlig verschiedene Arten beschrieben, wodurch die Synonymie ungemein vermehrt und verwirrt wurde.

Bey diesem Zustand der Dinge muß man es dem Herrn Verf. wahrhaft Dank wissen, daß er es unternahm, in dieses Chaos Ordnung zu bringen, um so mehr, da er dies mit einem solchen Fleiße, mit einer solchen Genauigkeit und Umsicht that, daß man seine Monographie in manchem Betrachte als Muster für andere fernerhin zu bearbeitende ohne Scheu aufstellen darf. Bewundern muß man, wie er als junger Mann so viele, so bedeutende und wichtige Hülfsmittel sich zu verschaffen, ja fast die meisten und berühmtesten der jetzt lebenden Botaniker für sein Unternehmen zu gewinnen wußte, und so von allen Seiten unterstützt wurde.

Das vorliegende Doppelheft ist nach Vorrede und Einleitung folgendermaßen abgetheilt: I. Geschichte der Gattung Aconitum. Hier ist die Rede von dem Ursprung des Namens Aconitum, von der Kenntniß der Aconiten in älteren und mittleren Zeiten, so wie über die Aconiten der Neueren. II. Allgemeine Naturgeschichte der Aconiten. Eine höchst sorgfältige und genaue Beschreibung aller Organe dieser Gewächse, nebst manchen physiologischen Bemerkungen. III. Ueber die wissenschaftliche Behandlung der Gattung. Der Hr. Verf. verwirft nicht ohne Grund die bisher gebräuchlichen Abtheilungsmethoden nach der Farbe der Blumen, der Zahl der Fruchtknoten, der Beschaffenheit der Blätter u. s. w. Er sieht aber besonders auf folgende Umstände: nämlich ob die Blumenkrone stehen bleibt oder abfällt, ob die Nectarien zurückgelegt sind, aufrecht oder schief stehen, ob sie abgestutzt, kurzhakig, kopfförmig, aufgeblasen u. s. w. sind, auf die mehr oder minder tiefe Spalte der Lippe, die Pubescenz oder Nacktheit der Staubfäden u. s. w. Seine Abtheilung ist nachstehende: 1. Anthoroideen. 2. Calliparien. 3. Napelloideen. 4. Corythaeolen. 5. Toxicoideen. 6. Euchylodeen. 7. Cammaroideen. 8. Lycoctonoideen. In dieser Abtheilung befinden sich auch sehr scharfsinnige Untersuchungen nicht nur über die Verwandtschaft der Aconiten mit andern Gattungen, sondern überhaupt über die der zahlreichen Gattungen unter sich, welche die Familie der Ranunculaceen ausmachen. Auffallend war es dem Rec., daß der Gattung Caltha die Nectarien abgesprochen werden, und sie deshalb auch in dem Schema eine eigene Stelle einnimmt, da sie doch deutlich Nectardrüsen zwischen den Fruchtknoten hat, die selbst schon von einigen deutschen Floristen in den Gattungskarakter aufgenommen worden sind.

Interessante Bemerkungen theilt der Hr. Verf. ferner mit über Monstrositäten, die sich bey einigen Aconiten fanden. Sehr schön ist das, was über Unterscheidung der Pflanzenart gesagt wird, wenn gleich nichts von der Verwandlung oder dem Uebergange der Arten ineinander (wovon in den neuesten Zeiten hie und da geträumt wird) vorkommt. Rec. ist vollkommen mit dem Hrn. Verf. einverstanden, wenn er die Cul-

tur im Garten als Prüfung der Artkennzeichen verwirft, indem gerade das Verpflanzen in ein anderes Klima, in einen anderen Boden eine Haupturſache von Veränderungen nothwendig werden muß, wie dies auch die Erfahrung täglich lehrt; nur ſorgfältige und lange Beobachtung vieler Gewächſe derſelben Art an ihrem urſprünglichen Standorte von ihrem Keimen an bis zum natürlichen Tode kann ſichere und richtige Reſultate liefern, während dem die Beobachtungen in Gärten nur zu oft ſich widerſprechen, worüber man ſich indeſſen nicht wundern darf.

Der Hr. Verf. glaubt, daß 80 beſtimmte Arten Aconitum jetzt angenommen werden können, wovon in dieſem erſten Hefte ſieben aus der Section der Anthoroideen abgebildet und beſchrieben ſind. Eine Menge Synonyme oder Citaten finden ſich bey jeder Art aufgezeichnet, darunter die beſten und zuverläſſigſten Autoren durch ein Sternchen ausgezeichnet ſind; überdem enthält noch eine eigene Abtheilung die zweifelhaften Synonyme und bey einigen Arten noch eine dritte, die falſchen oder auszuſchließenden; endlich ſind auch noch Schriften angegeben, in welchen in mediciniſcher Hinſicht von der fraglichen Aconit-Art gehandelt wird (welches Verzeichniß bey Ac. Anthora leicht hätte bedeutend vermehrt werden können). Darauf folgt die Erklärung der gelieferten Abbildung, dann die eigene Definition nebſt der ausführlichen und genauen Beſchreibung aller Theile der Pflanze mit Angabe der vorkommenden Abarten; weiter der Standort, das Vaterland, die Blüthezeit u. ſ. w. Die Beſchreibung der Kräfte und Wirkungen verſpart der Hr. Verf. auf eine bald herauszugebende mediciniſche Geſchichte der Gattung Aconitum.

Die auf dieſe Weiſe beſchriebenen Arten ſind namentlich folgende: 1. Aconitum Anthora Linn. mit einer Varietät aus den Pyrenäen (Anthora grandiflorum). 2. Aconitum Jacquini R., eine mit der vorigen verwandte Art und von Einigen unter deren Namen beſchrieben. 3. Aconitum de Candollii R., eine ſibiriſche Pflanze, die Gmelin gleichfalls unter dem Namen A. Anthora beſchrieb. 4. Aconitum Anthoroideum de C. 5. Aconitum Eulophum R., eine liguriſche Pflanze, die Seringe als Aconit. Anthora ausgab. Auch ſoll ſie, nach Dr. Reyder, auf dem Belgenberg

bey Basel vorkommen, aber Gmelin, der in der Flora Badensis auch die Pflanzen der Gegend um Basel beschreibt, gedenkt ihrer nicht; der Hr. Verf. bemerkt, er habe erfahren, der Belgenberg sey einigen Baseler Botanikern unbekannt; vielleicht ist dies der hohe Belchen im Badenschen Treisam und Wiesenkreise, dessen Gmelin so oft in der Flora Badensis gedenkt und der eben nicht sehr weit von Basel entfernt liegt, wo er daher wohl bekannt seyn könnte. — 6. Aconitum nemorosum Marsch. a Bieberst. In der Flora taurico Caucasica ist sie unter dem Namen A. Anthora beschrieben. 7. Aconitum Pallasii R. eine sibirische Art, die auch auf dem Caucasus vorkommt.

Die Abbildungen sind ausgemahlt und ungemein schön und deutlich ausgearbeitet; vom Hrn. Verf. gezeichnet und von Schröter gestochen. Auf einer besondern Platte sind genaue Zergliederungen der Blume und Frucht von Aconiten zur Erklärung der Verwandtschaften, der gebrauchten beschreibenden Ausdrücke und des inneren Baues, auf derselben Platte stehen auch Abbildungen einiger Monstrositäten.

Nicht minder vortheilhaft zeichnet sich die Schrift in typographischer Hinsicht aus.

Rec. ist überzeugt, daß man allgemein dem Talente und ausdauernden Fleiße des Hrn. Verf. wird Gerechtigkeit widerfahren lassen, und daß diese Schrift von jedem Botaniker mit Vergnügen gelesen und benutzt werden wird. — Nur ein Umstand, der das Werk vertheuert und somit seine Verbreitung hindert, muß Jedermann sogleich auffallen, nämlich der doppelte Text in lateinischer und deutscher Sprache. Dies ist um so mehr zu rügen, da ganz neuerlich einige sehr geschätzte Botaniker ihre Werke eben so abdrucken zu lassen gedroht haben; indessen darf man hoffen, daß diese Drohung wird unerfüllt bleiben und den Freunden des Gewächsreiches die unverdiente Strafe wird erlassen werden. — Die Gründe, warum der doppelte Text als überflüssig betrachtet werden kann, sind leicht einzusehen. Entweder versteht Jemand das Lateinische oder er versteht es nicht; im ersten Falle (der wohl am meisten bey denen vorkommen möchte, die sich einzelne Monographien anschaffen) wird das Deutsche leicht entbehrt werden

können; im andern Falle ist nicht abzusehen, was diejenigen mit dem lateinischen Texte anfangen sollen, die ihn nicht verstehen. Will man aber dennoch ein Werk in zwey Sprachen drucken lassen, so mag das geschehen, doch verkaufe man es einzeln, damit Jeder sich diejenige Ausgabe anschaffen könne, die er für sich am zweckmäßigsten hält, wobey es, wie sich von selbst versteht, unbenommen ist, wenn man Lust hat, beyde Editionen, die lateinische und deutsche zu kaufen. — Rec. ist überzeugt, daß Vielen eine solche Aenderung, die nothwendig mit einer Minderung des Preises verknüpft ist, angenehm seyn würde.

Ueber den Obstbau im Freyen oder Anweisung, wie im nördlichen Deutschlande die Obstbaumzucht auf dem Lande, an Chausseen und Heerstraßen, in Gehöften und Dörfern, auf öffentlichen Plätzen, Aengern und Weiden betrieben, wie Obstbäume leicht und wohlfeil erzogen werden, und wie das Obst selbst zum größesten Vortheil benutzt werden könne. Ein Versuch Lust und Neigung für diesen Theil der ländlichen Oekonomie zu erwecken von Friedrich Röver, Prediger zu Calvörde. Halberstadt 1820. 168 S. 8.

Die löbliche Absicht des Hrn. Verf. geht dahin: zu dem im nördlichen Deutschland vernachlässigten Anbaue mehrere Obstarten aufzumuntern, den Nutzen und die Möglichkeit desselben zu zeigen, auch Mittel und Wege nachzuweisen, wie dies am bequemsten und besten geschehen könne. Zu diesem Ende gibt er im ersten Abschnitte dieser Schrift Vorschläge zur Vermehrung der Obstbaumzucht auf dem Lande, die sich auf die eigene Localität und Gebräuche im nördlichen Deutschland gründen; ganz vorzüglich wird der Anbau der Zwetschenbäume empfohlen, weil es an letzteren im nördlichen Deutschland ungemein fehle (!); dies mag an geschützten Orten hinter Mauern u. s. w. wohl angehen; aber sobald die Lage nur etwas zu frey ist, möchten nur zu oft Mißjahre eintreffen; selbst in der Rheinpfalz gerathen die Zwetschen auch bey geschützter Lage nicht immer, ja bey manchen Gemeinden ist es sogar den

Landleuten untersagt, an die Chausseen Zwetschenbäume zu setzen, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß sie ungemein oft nur wenige und schlechte Früchte tragen. Daß den Landstraßen durch das Besetzen mit Bäumen kein Schaden geschieht, beweist das Beyspiel vieler Gegenden am Oberrheine, wo die Landstraßen mit Bäumen besetzt und dabey so gut unterhalten sind, als dies nur irgendwo im nördlichen Deutschlande seyn kann; mit Recht ist man jetzt allgemein von der thörichten Sitte abgekommen, die Wege mit italienischen Pappeln zu besetzen, die weder Frucht noch dem Wanderer vielen Schatten geben; vor einiger Zeit war das Anpflanzen mit den genannten Pappeln so häufig, daß ein berühmter franzöſ. Schriftsteller sagt, es habe die Pappeltollheit (Peuplomanie) geherrscht. — Weil die zur Baumzucht nothwendigen Kenntnisse den meisten Landleuten fehlen, so schlägt der Hr. Verf. vor, die Landschullehrer in den Seminarien darüber belehren zu lassen; Rec. zweifelt an dem Gelingen dieses Vorschlags, indem das Vorurtheil sich dagegen setzt und die Bauern in landwirthschaftlichen Dingen nicht gewohnt sind, Rath bey dem Schullehrer einzuholen; die Regierung lasse von gut unterrichteten Leuten Baumschulen anlegen und sorge dafür, daß der Landmann aus denselben die für ihn passenden Bäume um billigen Preis erhalten kann.

Die muthwillige Beschädigung der Obstbäume im Freyen ist allerdings eine Sache, die häufig vorkommt, und zu deren Verhütung der Hr. Verf. mancherley Vorschläge thut; das Beste, was man gegen solchen Unfug vornehmen kann, ist wohl die Einführung der in dieser Hinsicht in mehreren Gegenden geltenden Polizeygesetze. Werden nämlich Obstbäume im Freyen beschädigt oder verdorben, so ist die Gemeinde, in deren Gebiet dies geschah, gehalten, den Schaden vollständig zu ersetzen oder neue Bäume anzuschaffen; jeder Bauer muß seinen Theil dazu beytragen, sie sind daher sämtlich aufmerksam den Thäter zu entdecken, der das Bezahlte wieder zu erstatten hat, und dabey noch empfindlich gestraft wird. Diese Maasregel ist weit zweckmäßiger, als die an manchen Orten angedrohte Zuchthausstrafe.

Der zweyte Abschnitt handelt von der Erziehung der Kernstämme; hier stimmen aber die Ansichten des Herrn Verf. durchaus nicht mit den Erfahrungen überein, die man in den südlichen Gegenden gemacht hat; der Hr. Verf. verwirft das Aufziehen aus wilden Stämmen, und gerade diese werden am stärksten, dauerhaftesten, kommen in jedem Boden fort und gedeihen auch in sehr ungünstigen Lagen; sie tragen, nachdem sie veredelt worden sind, die besten und zahlreichsten Früchte.

Im dritten und vierten Abschnitte ist die Rede von der Anlegung einer Baumschule und der Veredlung der jungen Baumstämme in derselben, dem Oculiren, Copuliren und Pfropfen nach der bekannten Christschen Anleitung. — Statt des gewöhnlichen Oculirmessers bedienen sich jetzt mehrere Gärtner in der Pfalz eines Scalpels, das ganz so beschaffen ist, wie sie die Chirurgen zu mehreren Operationen gebrauchen; sie versichern einstimmig, daß dieses Instrument weit bequemer und zweckmäßiger sey als die Oculirmesser. Ueber die verschiedenen Veredlungsarten selbst könnten noch manche Bemerkungen beygefügt werden, die Rec. der Kürze wegen übergeht.

Der fünfte Abschnitt spricht von der Erziehung wilder nützlicher Obstsorten, die nicht veredelt werden, der sechste von dem Boden, in welchem die jungen Bäume aus der Baumschule versetzt werden. Der Raum von 30 bis 40 Fuß, der bey Baumreihen einen von dem andern trennen soll, scheint etwas groß, wenigstens stehen sie an der Bergstraße bey weitem näher und gedeihen vortrefflich. In dem siebenten und achten Abschnitte ist die Rede von dem Setzen der jungen Bäume und dem ferneren Warten derselben. — Man muß sich wundern, daß der Hr. Verf. nichts von der Vertilgung der Raupen sagt, die die Obstbäume oft ganz kahl abfressen und großen Schaden anrichten. An manchen Orten im Badenschen besteht eine Polizeyvorschrift, welche alljährlich in Erinnerung gebracht wird, und den Eigenthümern von Obstbäumen anbefiehlt, in bestimmten Zeiträumen während des Frühjahres die Raupennester zu vertilgen; wird dies von nachlässigen Leuten unterlassen, so beordert das Feldgericht Personen, die auf Rechnung der Eigenthümer dies Geschäft verrichten.

Im neunten Abschnitte wird von einigen Krankheiten der jungen Bäume gesprochen und den Mitteln, sie zu heilen; hier möchten einige Verbesserungen anzubringen seyn. Der Hr. Verf. irrt, wenn er Krebs und Brand für einerley hält, der erste entsteht aus Verhärtung der Rinde, wobey die Säfte scharf werden, aus den Rindenrissen hervorquellen, auch nach innen fressen und den Splint, ja endlich das Holz zerstören; den Krebs kennt man an den schwarzen Flecken, die sich in der Rinde und im Holze zeigen und meistens von der Unfruchtbarkeit des Erdreichs abzuleiten sind. Von den Ohrwürmern, Holzwespen und Bohrwürmern, die bisweilen besonders Kirschenbäumen gefährlich werden, hätte etwas gesagt werden können, so wie auch von der Wassersucht der Bäume u. s. w.

Im zehnten Abschnitte werden die besten Obstsorten aufgezählt, welche zur Baumzucht im Freyen taugen, deren Auswahl sehr zweckmäßig ist. Im eilften wird die Anwendung und der Nutzen des gewonnenen Obstes gezeigt; im zwölften endlich von dem Anbaue und Nutzen der Wallnußbäume gesprochen. Die Schrift beschließt ein Anhang über die Verbesserung der Befriedigungen der Obstgärten auf dem Lande.

L. P. Hahn's, ehemal. herzogl. Zweibrückenschen Kammer-Secretärs, Unterricht im Mahlen der Brodfrüchte. Für Polizeibeamte, Gewerbsmänner und Hauswirthe. Neue verbesserte und vermehrte Auflage. München 1820. gedruckt und zu haben bei Joseph Zängl, bürgerl. Stadtbuchdrucker. 200 S. kl. 8.

Des verstorbenen herzogl. Zweybrückenschen Rentkammer-Secretärs L. P. Hahn Mühlenpractica, oder Unterricht im Mahlen der Brodfrüchte, für Polizeybeamte, Gewerbsleute und Hauswirthe. Zweybrücken, gedruckt und zu haben in der Hofbuchhandlung 1790. 8., ist nach des Rec. Kenntniß und Beurtheilung das vorzüglichste und gründlichste Werk über diesen so wichtigen Gegenstand de gemeinen Wesens, denselben von der wirthschaftlichen Seite betrachtet. Durch Dienstverhältnisse, edlen, höhere Gemeinnützigkeit beabsichtenden Sinn,

und rühmliche Charakterfestigkeit, ist es dem einer ehrenvollen Erwähnung sehr würdigen Verf. vor anderen gelungen, die tiefe Dunkelheit und Ungewißheit, in welche das Müller- und Mahlwesen mehr oder weniger eingehüllt ist, etwas zu zerstreuen, in manche der kaum zählbaren, in den Mühlen vorfindlichen dunkeln Seitengänge (wie der Verf. sich einmal ausdrückt), einiges Licht zu bringen. Rec. erinnert sich wohl, wie sehr er hinsichtlich seiner eigenen Kenntnisse in diesem Zweige weder durch Malouins Müllerkunst (Schauplatz der Künste und Handwerke 8. Band), noch durch andere Schriften zur gewünschten Klarheit gelangen konnte, die ihm endlich die glückliche Bekanntschaft mit Hahn's Werk auf das befriedigendste gewährte.

Es scheint dasselbe nicht nach Verdienst bekannt geworden zu seyn, vermuthlich weil es in einer vom Mittelpunkte des deutschen Buchhandels zu sehr entfernten Gegend, und zwar noch überdies wahrscheinlich im Selbstverlage erschienen war. Rec. ist nur die günstige Beurtheilung desselben von Beckmann in dessen physikalisch-ökonomischer Bibliothek 16. 480 bekannt, und auch Erich im allgemeinen Repertorium der Literatur von 1791 — 95 führt eine andere nicht an. In Rosenthals Literatur der Technologie von 1795 ist desselben gar nicht gedacht. Krünitz hat es in der Literatur über den Artikel Mehl (Encyklopädie B. 87. S. 458) zwar angeführt, aber wie aus dem Inhalte selbst zu ersehen, nicht benutzt, daher zu vermuthen ist, daß ihm das Werk nur dem Titel nach bekannt gewesen sey. — Hätte Freyherr von Völderndorf, Verfasser der „Geschichte der in den Jahren 1790 und 91 zum Behuf einer Brod-Raitung in der Stadt Bayreuth vorgenommenen Prob-Wägen, Mahlen und Backen des Getreis des ꝛc. Bayreuth 1792“, das Glück gehabt, mit dem gerade damals erschienenen Werke unseres Verf. sogleich bekannt geworden zu seyn, um wie vieles worde nicht dieser thätige und wohlmeinende, aber von den erforderlichen Kenntnissen in diesem Zweige, die er erst im Amte nach und nach erwerben mußte, zu sehr entblößte Beamte leichter gearbeitet, wie sehr sich nicht um so mehr in den Stand gesetzt gesehen haben, den absichtlichen Bemühungen des Bäckerhandwerkes in Bay-

reuth, ihn nicht zur klaren Einsicht gelangen zu lassen, ihn vielmehr zu täuschen, und sogar zu verunglimpfen, mit der Evidenz der Wahrheit zu begegnen.

Allerdings hätte die Splitterrichterey Gelegenheit zu einiger Rüge über Hahns Werk in Beziehung auf Eigenheiten der Schreibart des Verf. hernehmen können. Allein bey einem praktischen Schriftsteller würde dies um so ungeeigneter gewesen seyn, da Provinzial-Ausdrücke in der Sphäre solcher Schriftstellerey, bey welcher vorzugsweise alles auf die Sache, weniger aber auf die Form ankömmt, sich schlechterdings nicht vermeiden lassen, und der Verf. übrigens nicht nur den reinsten achtungswürdigsten Willen überall verräth, sondern auch hinlänglich belegt, daß er gebildet und unterrichtet, oder das gewesen sey, was man in Deutschland einen studirten Mann nennt, ein solcher nämlich, der nach erhaltener Gymnasialbildung auch die übliche Universitätslaufbahn zurückgelegt hatte.

Wenn nun die vielleicht schwache Zweybrücker Auflage in der That vergriffen seyn sollte, wie dieses in einer kurzen Vorrede des neuen Herausgebers (dessen am Ende derselben angegebener Name um so weniger Interesse für das Publicum hat, da er literarisch unbekannt ist, auch möglicherweise erdichtet seyn könnte) ausdrücklich versichert wird, so war das Werk gewiß einer neuen, und auch in Hinsicht manches Neueren einer verbesserten und vermehrten Auflage vorzugsweise würdig, und den größten Dank würde der Herausgeber mit allem Rechte in Anspruch nehmen dürfen, wenn er diese Aufgabe gehörig gelöset hätte.

Allein dies ist nun leider nach des Rec. Ueberzeugung und Urtheil der Fall nicht. Der Herausgeber ist mit seinem Verf. zu willkührlich verfahren, so daß seiner Auflage, statt verbessert und vermehrt, eher das Prädicat verstümmelt gebühren könnte. Den interessanten Vorbericht des Verf., welcher acht Seiten einnimmt, hat der Herausgeber ganz wegzulassen für gut gefunden, eben so ein Nachwort am Schlusse, das gewiß jeder Leser der alten Auflage gern gelesen hat. Wie wenig die neue Auflage eine vermehrte genannt zu werden verdiene, beweist schon der Umstand, daß die Zweybrücker Auflage 260 Seiten in Median-Octav, die jetzige aber im kleinsten Octav-

Format nur 200 S. stark ist. Diese sehr beträchtliche Minderung hat der Herausgeber durch feste Zusammenziehung des Textes bewirkt, und vermuthlich ist es dieses, was er in seiner kurzen Vorrede mit dem Ausdrucke bezeichnen will: er habe dem Werk eine gefälligere Form gegeben. Allein dieses Verdienst ist nicht dankenswerth, weder aus dem Gesichtspunkte des Verf., noch aus jenem des Publicums, der Herausgeber ist der Originalität seines Verfassers zu nahe getreten, hat manche gemüthliche Aeußerung desselben weggelassen, hat der Vollständigkeit, auch öfter der Deutlichkeit und der Richtigkeit geschadet; nur vielleicht ein oder zweymal mag es ihm gelungen seyn in einige, zwar immer leicht verständliche, aber nachlässig stylisirte Stellen des Verfassers mehrere Deutlichkeit zu bringen. Von Seiten des solche Schriften lesenden und kaufenden Publicums würde wohl jeder gern einige Bogen mehr um den Preis bezahlt haben, unbeschnitten zu erhalten, was der Verf. gegeben hat. Indem der Herausgeber die Zweybrücker Malter in Baierischen Schäffeln auszudrücken bemühet war, hat er die Absicht kund gethan, seiner Auflage vorzüglich für Baiern Brauchbarkeit zu geben. Allein es heißt nicht viel, Zweybrücker Malter in Baierische Schäffel beyläufig, wie gewöhnlich beygesetzt ist, zu verwandeln; ein genaues Verhältniß des Zweybrücker Malter zum Baierischen Schäffel war dem Herausgeber nicht bekannt, denn das Mannheimer Malter, mit dem er das Baier. Schäffelmaas vergleichet, ist nicht das Zweybrücker. Wollte er aber seine Auflage für Baiern vorzüglich brauchbar machen, so hätte er unter andern, neben mehreren vom Baierischen Mühlenwesen überhaupt, die Baierischen Provinzial-Ausdrücke für die Mehlsorten der verschiedenen Züge von den verschiedenen Getreidearten einschalten, und nicht blos die Zweybrücker desfallsigen Provinzialbenennungen, die in Baiern weder üblich, noch bekannt sind, beybehalten sollen. Nicht einmal die oberdeutsche Benennung der Spelz (Triticum spelta) hat er der letzteren, welche im südwestlichen Deutschland üblich ist, an die Seite gesetzt, obgleich erstere, nämlich Veesen, auch Fäsen, nur wenige Stunden von München, am Ammersee, bereits ihren Anfang nimmt, und sich von da über den Lech nach Schwaben ver-

breitet. Eine kleine vom Verf. selbst veranlaßte Verwirrung, die auch Beckmann nicht verständlich gefunden hat, ist von unserm Herausgeber gleichfalls ganz unerklärt gelassen worden, obgleich einem mit der erforderlichen Sachkenntniß versehenen Bewohner des südlichen Deutschlandes die Erklärung nicht sehr schwer hätte fallen sollen. Herr Hahn unterscheidet nämlich bey den Getreidearten zwischen Spelz und Dinkel; das über letzteres Getreide angeführte läßt aber dem Kenner keinen Zweifel übrr die Bedeutung Dinkel bey Hrn. Hahn übrig; er versteht nämlich, offenbar darunter das Einkorn, Triticum monococcum, das im Würtenbergischen und in den Rheingegenden in magern Feldern öfter gebauet wird; indessen Spelz, Veesen und Dinkel synonyme Benennungen für dieselbe Getreideart, Triticum spelta, bekanntlich sind, von welchen letztere im Königreiche Baiern gleichfalls häufig gebraucht wird, und sich von den Donaugegenden um Dillingen, Lauingen, Günzburg ꝛc. durch Franken und einen Theil von Schwaben ausdehnt. Unser Herausgeber giebt sogar an, was Hrn. Hahns fälschlich genannter Dinkel im Baier. Schäffel wiegen soll; es ist aber offenbar, daß der Herausgeber unter Spelz und Dinkel verschiedene Gewichtsbestimmungen derselben Getreideart aufgenommen hat, da hinsichtlich Hrn. Hahns Dinkel, d. h. hinsichtlich des Einkorns, vermuthlich noch nie Gewichtsproben in Baiern angestellt worden sind. Ueberhaupt hat Herausgeber seine Gewichtsangaben über die Getreide nach Baierischem Schäffel mindestens nicht aus der Baier. Müller- und Vermahlungs Instruction vom 11. Jul. 1770 genommen, die er nirgends nennt, daher die Vermuthung zu entschuldigen ist, daß ihm diese frühzeitig sehr vortreffliche und merkwürdige Baierische gesetzliche Vorschrift, die aber allzu sehr außer Gebrauch gekommen zu seyn scheint, und mit der vielleicht hauptsächlich nur noch die Preußische Anordnung öffentlicher Getreid- und Mehlwagen (da es zu viel verlangt scheint, daß in jeder Mühle sich eine große Wage befinden soll, gegen solche Privatbestimmungen auch immer noch Einwendungen gemacht werden könnten) hätte in Verbindung gebracht werden dürfen, gar nicht bekannt sey. Der Anmerkungen des Herausgebers sind wenige, und sie sind unbedeutend. Es

geht aus dem Ganzen hervor, daß der Herausgeber die Veranlassung des von ihm unternommenen Geschäftes nicht nach Gebühr benützt habe, um sich allgemein und lokal in das Mühlenwesen gehörig einzustudieren, daß er sich dieses Geschäft zu leicht gemacht habe; es ist zu bedauern, daß Hahn's Werk nicht in bessere Hände gefallen ist, und Jedem, dem der Zufall die Zweybrücker Auflage zuführen sollte, der vorzugsweise Ankauf dieser zu rathen.

L. W. M.

Deutsches Lesebuch. Zweiter Band. (Auch mit dem Titel:) Der Knaben Lustwald, 1r Theil, mit 8 Bildern und einem sinnbildlichen Umschlage. Nürnberg, bei Riegel und Wießner. 1821. XIV und 390 S. in gr. Duodez.

Wenn es edel und wohlthätig ist, etwas Gutes nicht untergehen zu lassen, sondern ihm einen dauernden Bestand zu geben, so ist gewiß das Bestreben, den eigenthümlichen Geist und Sinn eines Volkes aufrecht zu halten und fortzupflanzen, alles Lobes werth. Wenn ein Geschlecht um das andere von der Gemüthsart seiner Vorfahren verliert, und der nachwachsenden Jugend von dem Geiste ihrer Väter nichts mehr eingeprägt wird, so ändert sich der Charakter des Volkes theilweis oder gänzlich, und solch ein Volk hat dann nichts mehr, was es über den Verlust seiner selbst trösten oder ihn ersetzen könnte. Die Bildung einer ganzen Volksjugend ist also etwas Wichtiges und Folgenreiches, wobey uns aber die vielen und breiten Worte über Volksbildung und Nationalerziehung, die wir in unsern Tagen so oft gehört haben, eben so wenig helfen, als die flachen Kinderschriften, die wenn sie auf die Nachwelt kämen, nur die Kränklichkeit ihres Zeitalters beweisen würden. Es liegt doch die geschichtliche Wahrheit vor Augen, daß die Erziehung unsers Volkes im Alterthum in Erlernung und Aufbehaltung der Sage bestanden sey. Durch die lebendige Ueberlieferung der Sage, die nach Tacitus schon in der ältesten Zeit vorhanden war, und still und unscheinbar

durch das ganze Mittelalter fortgedauert und beym gemeinen Volke noch heut zu Tage angetroffen wird, wurde den Deutschen unstreitig eine geistige Richtung gegeben, die wo nicht ganz, doch mehr als alles Andere den Charakter des Volkes bestimmt hat, und wodurch die Sage als ein großes und heiliges Nationalgut erscheint. Hieraus geht für einen Schriftsteller der Kinderwelt die Pflicht hervor, getreu bey diesem Geiste und der Geschichte der Volksbildung stehen zu bleiben, und nicht mit eitler Wisserey das Volk und seine Geschichte meistern zu wollen. Es thut einem die Erfahrung weh, wie weit die mittleren Stände in Deutschland von jener stillen heimischen Erziehung ihrer Väter abgekommen, und wie es durch seine üblen Folgen bedauernswerth sey, wenn man selbst keine Kindheit gehabt. Dann sind Erscheinungen, wie die, so wir täglich sehen, recht wohl zu begreifen, daß man ohne alle Einsicht und Liebe den Kindern das heilige Gut der Sage, diese belebende Speise, diese allnährende Muttermilch entziehet, und sie mit dem überzuckerten Brey ausländischer Fabeleyen vollfüttert, gleich als wenn man ihren Geist durch Krankheit zu der traurigen Kenntniß bringen wollte, was Gesundheit sey.

Diese Grundsätze sind auch dem Herausgeber vorgeschwebt, aber er hat sie bey seiner Sammlung nicht durchaus beobachtet; und doch ist schon bey halber Befolgung derselben sein Buch seh vortheilhaft von den gewöhnlichen Kinderschriften verschieden, über die es durch seine Volksmäßigkeit weit erhaben ist. Denn man findet darin weder schläfrige Sittenlehre, noch flache Erd- und Himmelskunde u. dgl., sondern allerley Erzählungen, Fabeln, Gleichnisse, Sagen, Legenden, Mährchen, Lieder, Räthsel und Sprüchwörter, die alle entweder unmittelbar aus dem Volke aufgegriffen oder in seinem Geiste verfaßt sind und ihre gute Lehre in sich enthalten, ohne daß man mit dem Finger darauf zu deuten braucht. Allein nicht alles, was volksmäßig ist, hätte schon darum aufgenommen werden sollen, sondern nur das Ursprüngliche, das musterlos in sich selbst lebt und sich um Nebenrücksichten nicht bekümmert. Hiernach hätten also noch mehr Sagen und Mährchen aus den Grimmischen Sammlungen Aufnahme verdient, und Lieder, No. 98—100, wie gut sie auch sind, wegbleiben müssen, weil sie sich

auf die neuesten Ereignisse beziehen, die mit der Sage gar nichts gemein haben, und in kein Kinderbuch gehören, wie volksmäßig sie auch dargestellt seyen. So ist es auch mit Hölty's schönem Idyll auf Kleists Tod No. 102., es ist auch nicht für Kinder. Dagegen sind die Uhlandischen Lieder mit Einsicht aufgenommen, denn sie verweilen im Kreise der alten Sage, zeichnen sich vor vielen neuern dadurch vortheilhaft aus, und verdienen der Wegweiser zu seyn, der die Kinder in den großen Garten des Heldenbuchs einführt.

Zu der Sage gehört auch das Volkslied, der Spruch, das Sprüchwort und Räthsel. Von ersteren finden sich, außer einigen Stückeu aus dem Wunderhorn, sehr wenig Beyspiele in dieser Sammlung. Und doch ist das Volkslied eine so reiche Welt, und weil es meist mundartlich abgefaßt ist, so hätten sich solche Proben wohl besser in die mundartliche Zugabe geeignet, die diesem Bande angehängt ist, als Lieder neuerer Zeit. Vorzüglich aus den Kuhländischen Volksliedern, die Meinert herausgegeben, hätten sich treffliche Stücke auswählen lassen. Die mundartlichen Beyspiele, die der Herausgeber jedem Bande beygeben wird, finde ich sehr zweckmäßig, theils um bey den Kindern Achtung für die Mundarten und ihre Lieblichkeit zu erwecken, theils die Erlernung der alten Sprache vorzubereiten und zu erleichtern.

Neben der Sage verdienen auch andere Lesestücke, die recht im Volkston geschrieben sind, ihren Platz im Kinderbuch. Aber hier muß man Nachahmung von Originalität wohl unterscheiden, und jene ganz ausschließen. Ich hatte mehr Beyspiele aus Hebels Schatzkästlein erwartet, vielleicht aber erscheinen sie in den folgenden Bänden; denn diese Erzählungen sind aus innerlichem Behagen und aus ungelernter Laune hervorgegangen.

Das ganze Lesebuch wird nach der Vorrede 3 Abtheilungen für das verschiedene Alter und Geschlecht der Kinder, und im Ganzen 7 Bändchen umfassen. Das Aeußere, besonders die Bilder sind sehr niedlich und im alten Styl, was auch wieder sehr zur Volksmäßigkeit beyträgt. So ist der innere Werth würdig durch äußeren Schmuck begleitet.

F. J. Mone.

Kurzgefaßte Beschreibung der K. K. Hofbibliothek in Wien, von Gottlieb von Leon, k. k. Custos. Wien, bei Armbruster. 1820. 50 S. in 8.

Kaiser Max I., edlen und großen Andenkens, ist der Stifter dieser Bibliothek, welche jetzt nach L.s Angabe an Büchern enthält 300 000 Bände, an Kupferstichen 800 Bde, worunter 217 Bände Porträts, und im Ganzen 300 000 einzelne Blätter; Miniaturgemälde 26 Bände. Die Zahl der Inkunabeln und Handschriften ist nicht angegeben. So kaiserlich ward dieser Bücherschatz vermehrt, und noch werden jährlich 15,000 Gulden, zuweilen das Doppelte dieser Summe darauf verwendet. Der Vorstand dieser Anstalt besteht aus 1 Präfekten, 4 Kustoden, 4 Scriptoren, 2 Adjunkten und 3 Amtsdienern. Unter diesem Personale sind mehrere der gelehrten Welt rühmlich bekannte Männer, wie der Präfekt J. M. Grav in Tenczin Ossolinski, ein gelehrter und hochherziger Pole, der durch den Edelmuth, womit er die Universität Lemberg bedacht hat, sich ewiges Verdienst erworben, und der erste Kustos, Adam von Bartsch, dessen peintre-graveur schon längst seine verdiente Anerkennung gefunden.

Eine gelehrte Schrift ist diese Beschreibung nicht, sondern nur ein kurzer Ueberblick und Unterricht für Fremde, welche diese Bibliothek besuchen.

M.

No. 77. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

Gedichte von Franz Horn. Berlin, 1820. Bey Ernst Heinrich Georg Christiani.

Franz Horn, der hier befreundeten Gemüthern eine kritisch gewählte Sammlung seiner kleinen, seit 1800 in verschiedenen Schriften und Blättern zerstreut erschienenen Gedichte vorlegt, verdiente wohl, daß, was bisher nur stückweis geschah, über seine sämmtlichen poetischen Produktionen einmal etwas Gründliches und Erschöpfendes gesagt, daß ihm unter Deutschlands Dichtern der Platz angewiesen würde, der ihm rechtmäßig zukömmt. Dies könnte nun allerdings sogleich geschehen, und es würde geschehen, wenn sich Ref. nicht eine bessere Gelegenheit bey der nächst zu unternehmenden Beurtheilung der „Umrisse zur schönen Litteratur u. s. w.“ darböte. Daher abstrahirt er jetzt von allem andern, einzig und allein das ins Auge fassend, was ihm in den Wintertagen als erheiternder Frühlingsglanz entgegen geleuchtet und seinem Leben erfrischender Reiz geworden ist — vorliegende Gedichte.

Sie bestehen aus Epigrammen, Sprüchen, Sonnetten, lyrischen und elegischen Anklängen, zwar nicht streng von einander gesondert, aber doch nach einer gewissen innern Ordnung zusammengestellt.

Die Epigramme, meist im Sinne der griechischen Anthologie genommen — denn eigentliche Spitz- oder Stachelgedichte finden sich nur wenige darunter — machen den größern Theil der Sammlung aus, und sind das, was sie seyn sollten, frisch und treu aus dem Leben gegriffen, tief, wahr und innig, mit beseelter Kürze und Anschaulichkeit dargestellt, lyrisch und elegisch, komisch, satyrisch und didaktisch, wie es eben der Gegenstand, die poetische Stimmung erforderte. Verhehlen

läßt es sich indessen nicht, daß einem hin und wieder auch — wie bey den Sprüchen — eins begegnet, das weder die eine, noch die andere genannter Eigenschaften besitzt, das, wenn nicht ganz unwahr und unklar, doch nur halb wahr, nur halb klar, das schwach, erkünstelt und ohne natürliche Lebenskraft erscheint. Doch, wie gesagt, trifft dieser Tadel nur wenige, die dem Dichter vielleicht in dieser oder jener Hinsicht, wegen irgend einer, uns unbekannten, individuellen Beziehung lieb geworden seyn mögen und auf diese Weise seinen sonst scharfen, kritischen Blick täuschen, bestechen konnte.

Von den Sprüchen muß recht viel Liebes und Gutes gesagt werden: denn sie sind der glänzendste Theil der ganzen Sammlung, das Erzeugniß einer großen, wahrhaft poetischen Lebensansicht, eines deutschen, frommen, tieffühlenden Herzens, das überall in der Natur und im Menschengeschick die Hand der Vorsehung liebevoll walten sieht; ja man darf sie, ohne zu übertreiben, goldene Aepfel in silbernen Schaalen, Tröster und Erquicker in der Noth, Freudenvermehrer nennen. Einige davon mögen zum Vergleiche mit den übrigen, zum Genusse derselben einladen:

Sey der Tag auch noch so schwül:
Kämpfe, ringe.
Kommt der Abend still und kühl:
Lächle, singe.

Wie magst du dich doch um die Erde kränken?
Nichts kannst du verdienen, der Himmel muß schenken;
Denn Schmerzen und Freuden und Lächeln und Thränen
Bedeuten doch alles nur Himmelssehnen;
Und wer in der Liebe die Heimath gefunden,
Der hat auf der Erde den Himmel gefunden!

Nicht der schöne, südliche Geist, sondern vielmehr ein trüber, nordischer weht in den meisten der Horn'schen Sonette. Sie gleichen einer Landschaft, worauf Nebel liegt; die Sonne darüber bricht wohl von Zeit zu Zeit siegend hindurch mit ihren Strahlen, hin und wieder ein klares, fröhliches Bild zeigend; aber bald wird sie von neuem in Nebel gehüllt; die Formen verfließen in einander, und des Herzens bemächtigt sich ein

ängstliches, trübes Gefühl. Dies gilt besonders von den „Kämpfe und Leiden eines jungen Dichters“ überschriebenen Sonetten. Doch leuchten zwey: „Der Verlassene“ und „Beym Tode des zweyten Kindes“ unter ihnen empor, durch Klarheit und Innigkeit, durch vollendete Form und leichte Bewegung so ausgezeichnet, daß man sie den besten Gedichten dieser Art an die Seite stellen kann, daß man sie für Göthe'sche halten möchte; vorzüglich das erstere, das so lautet:

Ich liebte sie mit innigem Gefühle,
Ich lebte nur in ihres Auges Blick,
In ihr allein fand ich mein ganzes Glück,
Das schwere Leben wurde mir zum Spiele.

Nun war die Jugend mir so wonnig kühle,
Denn Ruhe kralt und Schönheit sie zurück,
Ich kannte kein nothwendiges Geschick,
Mein ganzer Ernst war, wie ich ihr gefiele.

Da sah das Schicksal uns mit finsterm Spotte,
Entführte mir die liebliche Gestalt:
Nun ist das Leben wieder matt und kalt.

Ich war so selig, träumte mich zum Gotte —
Warum, o Schicksal, trennteſt du die Treuen?
Wie soll ich auf der Welt mich nun noch freuen?

Lyrische und elegische Klänge, nicht blos Anklänge beschließen die bunt wechselnde Reihe dieser Gedichte auf eine schöne, würdige Weise. Jeder, der Musterung hält, wird viel Ansprechendes finden. Vornemlich zart gehalten, innig und voll gläubig heitern Vertrauens sind die „An R.“ überschriebenen Gedichte; man fühlt es wohl, sie gelten das theuerste Leben, darum sind sie auch so liebevoll und herzlich; sie sind unvergängliche Blüthen des Dichters, in heiligen Stunden gebrochen; haben die Leiden mindern, die Freuden vermehren helfen. Wer sollte die drey von S. 161—166 hinter einander folgenden wohl ohne Rührung, ohne dem theuern Paare herzlich befreundet zu werden, lesen? Wer an dem herrlichen Trostworte „Beym Antritt des Jahres 1818“

gleichgültig vorübergehen? So bringt auch das Lied „Zuversicht“ sanften Sinn, Trost und Muth in unsere Brust — und wie noch manches andere Gedicht könnte einzeln hervorgehoben und gepriesen werden; aber warum und wozu? Wird den Theilnehmenden nicht schon das Wenige zum vollen Genusse einladen, und werden diejenigen, denen kein empfängliches Herz für Poesie im Busen schlägt, sich wohl nach solchen Gaben wenden, wenn man noch so viel zu ihrem Preise sagte?

Darum lasset uns lieber zuletzt noch ein Bild von unserm Dichter entwerfen, ob auch nur in flüchtigen, so doch in wahren, lebendigen Zügen. Da sehen wir ihn denn in früher Zeit, Klage ohne Trost in dem Herzen; sehen wir ihn in ein enges, von Nebeln schwer bedecktes Thal geschlossen, wo ihm nur manchmal das frische Leben in seiner Klarheit erscheint, bald aber die harte Finsterniß wieder über ihm zusammenbricht: so daß er trotz aller angewandten Kraft den Weg bergauf, wenn er ihn auch einmal gefunden, in Kurzem wieder verloren hat. Dem edeln Kampfe folgt jedoch stets der entscheidende Sieg. So auch hier. Wie unser Dichter nun nicht muthlos wird, sondern immer kräftig vorwärts strebt, beginnt der Nebel allmählig zu weichen; die Klarheit des Himmels umleuchtet ihn; entschleyert liegen Welt und Leben vor dem erstaunten Auge in Frühlingsfrische. Wo hin und wieder noch ein Nebelwölkchen zu suchen ist, muß auch dieses vor der erscheinenden Liebe sich in Duft auflösen. Von treuer Hand geleitet, gehet der Weg rasch weiter. Ob es donnere und blitze: was kümmert das ihn? Im Herzen die ewige Jugend, die ewige Kunst und die ewige Liebe weiß er am häuslichen Altare seine Welt sich zu gestalten, und schaffet und liebt und verwandelt die eben auch nicht ausbleibenden Leiden flugs in Freude: denn von dem Himmel herwieder ist eine Göttin, die Religion zu ihm gekommen, und hat ihm weislich gelöst die Räthsel der Zeit und Glauben gebracht und Hoffnung zu der vorhandenen Liebe. Da sprosset es um ihn von Blüthen aller Art! Hier hat er euch einen Kranz davon geboten: so kommt zur Schau und genießt mit dankbarem Herzen!

Bemerkungen über die Englische Pferdezucht mit Beziehung ihrer Grundsätze auf die Veredelung des Pferdegeschlechts im übrigen Europa und besonders in Deutschland von Röttger Grafen von Veltheim, Erbherrn auf Harbke ꝛc. Braunschweig, bey Vieweg. 1820. 224 S. 8.

Diese Schrift gibt eine Uebersicht des Zustandes der Europäischen Pferdezucht und ihrer Geschichte, wie sie das bücherreiche Deutschland noch nicht besitzt; und der ebenso geistreiche und gelehrte, als bescheidene und freisinnige Verfasser leistet mehr als er verheißt. Er hat seine Arbeit auf tiefem festen Grunde mit Leichtigkeit und Geschmack ausgeführt und das schwerfällige Baugerüst um sie völlig weggeräumt, so daß nur der Kenner zu beurtheilen vermag, durch welche mühsame Vorrichtung das Werk so gefällig und natürlich geworden, als habe es sich, wie man sagt, von selbst gemacht und könne es nicht anders seyn. Das Hauptstück der Schrift ist früher in England als in Deutschland gedruckt *), auch ursprünglich nicht in deutscher, sondern in englischer Sprache verfaßt. Der Graf nämlich hatte bey seiner Anwesenheit in England dem wissenschaftlich gebildeten Pferdekenner John Lawrence, dessen Geschichte der dortigen Reinzucht **), oder der unvermischten Fortpflanzung des edeln morgenländischen Pferdes (s. g. Vollblutpferdes) in beyderley Geschlecht auch bey uns verbreitet ist, versprochen, ihm seine Beobachtungen und Urtheile über die englische Pferdezucht nebst vergleichenden Andeutungen über deren Zustand in den übrigen Ländern, die er sah, mitzutheilen. Nach seiner Rückkehr in die Heimath hat er sein Versprechen erfüllt, und diese seine Arbeit ist in oben genannter Zeitschrift abgedruckt. Die erste Beobachtung des Verf. betrifft die Suffolker Ackerpferde (Suffolk puncheo). Sie vereinigen Stärke und Dauer mit dem erfoderlichen Grade von Schnelligkeit für ein Arbeitspferd, und mit ihnen sind höchstens die Ackerpferde in einem Theile der Normandie, in Jütland und Meklenburg zu vergleichen.

---

*) In den drey letzten Heften des Sparling Magazine's von 1819.
**) History of the race - horse.

Unter den Vollblutpferden, welche Gr. Veltheim zu Newmarkt und sonst sah, spricht er zuerst von Weatherby's Rubens, „der nach seiner Ueberzeugung alle Vollkommenheiten, die man vernünftiger Weise von einem Reitpferd auch ganz ohne Rücksicht auf das Wettrennen, wünschen kann, in einem von ihm bis dahin noch nicht gesehenen Grade vereinigt; und ein Beyspiel gibt, wie durch Europäische Cultur das orientalische Pferd zu unserm Zwecke vervollkommnet werden kann, ohne darum seiner ursprünglichen edeln, auf ein vollkommnes Ebenmaaß aller Theile gegründeten Form und der dadurch hervorgebrachten Leichtigkeit und Elasticität seiner Bewegungen in mindesten Abbruch zu thun. — Er bemerkte bey den Vollblutpferden einen weit auffallenderen Unterschied in Größe und Stärke zwischen den Hengsten und Stuten, als er ihn bey irgend einem andern Pferdeschlage fand. Es blieb ihm zweifelhaft, ob jener Unterschied den morgenländischen Pferdestämmen eigen, oder Folge der englischen Behandlung sey; dagegen fand er in der außerordentlich kräftigen Nahrung den Grund, daß die kaum zweyjährigen in der Vorübung zum Rennen (in training) begriffenen Pferde schon zum Theil völlig ausgewachsen waren. Er meint, durch diese treibhausartige Erziehung werde wohl aus den Pferden am frühesten Geldnutzen erlangt, ihr Organismus aber wesentlich gestört und geschwächt, so daß sie die Gesundheit und Ausdauer bey anhaltenden Anstrengungen, nicht wie bey naturgemäßerer Ausbildung haben können. Er sah auch in der That unter diesen jungen Pferden wenige, welche noch ganz frey von Knochenfehlern waren; und erklärte sich nun das Misgeschick solcher Pferde auf dem festen Lande, wo sie mehrere Jahre kränkeln und von dreyen kaum Eins allmählig an Futter und Clima sich gewöhnt und ein dauerhaftes Dienstpferd wird. Er untersucht hierauf: ob und in wie fern das Vollblutpferd in England Gestalt und innere Eigenschaften verändert habe: und erklärt die verminderte, edle Haltung, Gewandheit und Biegsamkeit aus der Einseitigkeit der englischen Pferdezucht, welche nur möglichste Geschwindigkeit bezweckt. Dann beschreibt er die ausgezeichnetsten Pferde: Sorcerer, Smolensko, Selim, Bourbon, Malcolm, Election, Dimsdale u. s. w. und macht

die deutschen Käufer von Mutterstuten besonders auf das Gestüt des Grafen Egremont zu Potworth aufmerksam, wo die Mutterstuten mit wenigen Ausnahmen frey von erblichen Knochenfehlern sind, zu dem hochbeinigen Modeschlage größtentheils nicht gehören, und eine sehr gute Gesundheit zu haben scheinen. Die dortigen Weiden hält er für die vortrefflichsten, welche er sah; und entwickelt bey dieser Gelegenheit den Schaden, welchen allzu gebirgige Weiden auf Gang und Haltung der Füllen z. B. zu Lipizza bey Triest und zu Harzburg im Braunschweigschen haben.

Der zweyte Brief handelt zuerst von der Pferdezucht in Spanien, welche noch vor 100 Jahren die berühmteste, und in den s. g. Genetten eine Reinzucht morgenländischen Stammes war (das Gestüt des Chalifen Abdorrhaman I. zu Cordova hat sich bis 1805 erhalten. Memoires sur les chevaux espagnols par Moussy.). Aber seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts wurden die Klagen über die Ausartung der spanischen Pferde allgemein, und 1787 fand der Fr. Stallmeister Volney dort kein einziges Pferd der Versendungskosten werth. Die Gründe dieser Entartung waren in der Verordnung zu suchen, nach welcher die Reiteroberſten sich die besten zweyjährigen Hengstfüllen zu einem festgesetzten Preise aussuchen durften, in der Verwendung der besten Stuten zur Maulthierzucht, in der Unwissenheit der Verwaltungsbehörden, welche in der Absicht die Pferdezucht zu verbessern, die letzten Ueberbleibsel des edeln Stammes, namentlich in den Gestüten von Cordova und Aranjuez durch Vermischung mit Neapolitanischen, Normannischen und sogar Dänischen Pferden vertilgten, mit Ausnahme vielleicht des Gestüts des Grafen von Altamira zu Baéna. Ja, nach 1818 berichtete der Minister, daß die Spanische Pferdezucht durch Einführung niederländischer und dänischer Pferde verbessert werden müsse!!

Spanien ist nach der Meinung des Verf. für die Zucht großer Reit- und Wagenpferde nicht geeignet, sondern für einen Mittelschlag, der wegen seiner vorzüglichen Güte ein bedeutender Gegenstand der Ausfuhr werden würde, indeß bey der Beschaffenheit des Landes die schwere Arbeit den Ochsen und Maulthieren überlassen werden könnte. Der jetzige Zu-

stand der französischen Pferdezucht ist nach den Bemerkungen des Gr. V. zwar nicht der beste, aber was dafür in der neuesten Zeit geschieht, verdient Beyfall. Der Staat hat nur drey Hauptgestüte: in Pin (Normandie), Pompadour (Limousin), Roziere bey Nancy. Zu ihrer Vervollkommung wird erfordert, daß zu Pompadour und Pin weit mehr edle Mutterstuten, als bisher gehalten, und daß die edelsten morgenländischen Hengste nach Limousin gebracht werden, wo Wetter und Weiden vorzugsweise die Zucht eines höchst edeln und kräftigen Reitschlags begünstigen.

In der Einleitung der Schrift ist die Hauptuntersuchung auf die Verbesserung der deutschen Pferdezucht gerichtet, welche der englischen nicht nachstehen würde, wenn Deutschland einen solchen langdauernden Frieden, wie England gehabt hätte. Es muß diesem darin nachzuahmen suchen, daß es für jeden Wirthschaftszweck die angemessenste Pferdeart aufzieht und mehrere Gestüte für die morgenländische Reinzucht anlegt. Solche bestehen schon zu Neustadt an der Dosse, zu Trakehnen in Lithauen, zu Koptschan an der ungrischen Grenze, und zu Scharnhausen bey Stuttgard. Es müssen aber auch schwere Hengste als Landbeschäler zur Vervollkommnung der Arbeitspferde gehalten werden, wozu man z. B. englische oder flandrische schwarze Karrenpferde kommen lassen könnte. Auch würde nützlich seyn, wenn man einige schwere Zuchtstuten auf die Wirthschaftsämter vertheilte. Zur Erhaltung eines größeren und stärkeren Reitschlags als von arabischen Pferden fällt, wird die Einfuhr Nubischer empfohlen, und die leichteste Anschaffungsweise derselben nachgewiesen.

Als Grundsatz der Pferdezucht ist durchgeführt, daß die natürlichen Anlagen des Pferdes für die verschiedenen Wirthschaftszwecke vollkommen entwickelt und ausgebildet werden sollen, und daß die Pferdezucht also die doppelte Aufgabe zu lösen habe, die Pferde zur Veredelung von dort zu nehmen, wo sie dazu durch die Gunst der Natur am geeignetsten sind, dann aber durch die sorgfältigste Wartung und Pflege diese Veredelung zu erhalten und in einen daurenden Erbgang zu bringen. Da der Verf. nicht in der Schrift, sondern erst in ihrem Anfange der abweichenden Meinungen des Professors

Schwab zu München erwähnt, so werden diese Meinungen ihm wohl nicht früher bekannt gewesen seyn. Um von dem Angeführten so kurz als möglich zu reden, so soll sich das vollkommenste Pferd von selbst machen, in der Wildniß und zur Zeit soll das dem Urbilde noch ähnlichste Pferd in der Wüste Cobi von Hochasien zu suchen seyn. Graf Veltheim scheint nicht ganz Unrecht zu haben, wenn er von dem Pferdeurbilde aus der Wüste Cobi nicht eher sprechen will, als bis er von irgend Jemanden wenigstens eine treue Abbildung desselben gesehen habe. Das vollkommenste Pferd übrigens der alten und neuern Zeit fand und findet sich im Zelt des Beduinen der arabischen Wüste, und verdankt seine Schönheit, Geschwindigkeit und Gewandheit vorzüglich der Sorgfalt, womit es gleich einem Kinde des Hauses gehegt und gepflegt wird. Es hat auch diese Eigenschaften durch die Versetzung nach Europa nicht verloren, sofern die eine zum Nachtheil der andern nach einem vorherrschenden Wirthschaftszweck nicht zu sehr ausgebildet wird. Eine hundertjährige Erfahrung in England widerspricht seiner Entartung, und der Nothwendigkeit ihrer Verhütung durch neue Sendlinge aus Arabien. Mit dieser Erfahrung ist eine gleichartige aus Deutschland in Betreff der Merinos übereinstimmend, die ohne die mindeste Anfrischung nicht bloß eben so feine, sondern noch feinere Wolle, als in ihrem Stammlande geben.

Wir schließen diese Anzeige dieser für den Pferdekenner wichtigen Schrift mit der Bemerkung, daß selbst unkundige Leser dieselbe mit Interesse durchgehen werden.

Beyträge zur Geschichte und Kenntniß meteorischer Stein- und Metall-Massen, und der Erscheinungen, welche deren Niederfallen zu begleiten pflegen. Von Dr. Carl von Schreibers, der österreichischen Erblande Ritter und Landstande in Nieder-Oesterreich, k. k. Rathe und Director der Hof-Naturalien-Cabinette u. s. w. Wien 1820. VIII u. 92 S. Fol. Mit Titelvignette, 8 lithographischen Tafeln, einem Abdrucke der Elbogener Eisenmasse und einem Situationsplane der Gegend von Stannern in Kupfer.

Das Publicum erhält hier den früher von Chladni versprochenen Beytrag zu dessen Werke über Feuermeteore, welches in dieser Zeitschrift No. 39. mit gebührendem Lobe angezeigt ist, und, soviel Rec. aus einer öffentlichen Ankündigung erfahren hat, als eine Zugabe zu demselben. Hiermit ist dieser Zweig der Naturforschung, vorzüglich in Hinsicht auf die für eine jede Erklärung eben so schwieriger als auffallender Phänomene erforderlichen Thatsachen, mit einer großen Vollständigkeit bearbeitet, wenn gleich der höchst bescheidene Verf. der vorliegenden Beyträge selbst bemerkt, daß noch immer viel zu untersuchen und näher zu erforschen übrig bleibt, ehe man das Ganze, auch bloß in Beziehung auf das Factische, für völlig erschöpft ansehen darf. Es ist dieses sehr bestimmt in der Vorrede ausgesprochen, und zugleich gesagt, wie gern der Verf. noch weit mehr mitzutheilen wünschte, wenn nur seine anderweitigen vielen Geschäfte ihm dieses erlaubt, und die Rücksichten auf einen dadurch nothwendig entstehenden zu hohen Preis ihn nicht davon abgehalten hätten. Rec. will gern zugestehen, daß der gelehrte Verf. bey seinen zahlreichen Hülfsmitteln allerdings noch ausführlichere Beyträge zu liefern im Stande gewesen wäre, indem das kaiserliche Naturalien-Cabinet allein 27 Stein- und 9 Metall-Massen enthält, und er noch außerdem mehrere andere Sammlungen oder einzelne Stücke aus denselben zu sehen Gelegenheit hatte, auch wird das Publicum herzlich bedauern, daß sein früheres Vorhaben, eine eigene umfangende Arbeit über diesen Gegenstand zu liefern durch eine Reihe, zum Theil unangenehmer, Zeitumstände verhindert wurde; allein dennoch ist das hier Mitgetheilte nicht bloß als ein schätzbarer Beytrag mit großem Danke anzunehmen, son-

dern es ist auch im Allgemeinen weit mehr dadurch geleistet, als man nach diesen Aeußerungen zu erwarten berechtigt wäre, insbesondere wenn man berücksichtigt, daß Chladni bey der Abfassung seines schätzbaren Werkes durch den Verf. dieser ergänzenden Beyträge auf vielfache Weise unterstützt wurde. Wäre die vorliegende Schrift weniger reichhaltig, so würde Rec. gern den Hauptinhalt derselben kurz darlegen; allein bey den sehr vollständigen, speciellen und wegen einer höchst pünktlichen Genauigkeit fast ermüdenden Beschreibungen des allgemeinen Charakters und vielfacher Eigenthümlichkeiten der wichtigsten Meteormassen mag eine allgemeine Angabe dieses für das genaue Studium des Gegenstandes höchst schätzbaren Inhaltes, nebst einigen kurzen Bemerkungen über einzelne wichtige Punkte, welche vorzüglich für die Erklärung des räthselhaften Ursprungs dieser Massen bedeutend sind, hier genügen.

Nach der Reihenfolge der sehr sauberen Abbildungen in Steindruck und mit steter Hinweisung auf dieselben, enthält der Text eine genaue Beschreibung der vorzüglichsten Meteorolithen, und zwar zuerst der Agramer Eisenmasse. Sie unterscheidet sich wesentlich von der bekannten sibirischen durch ein weniger zackiges Gefüge und durch Mangel an einliegendem Olivin, gehört aber nach andern entscheidenden Kennzeichen unleugbar zu dieser Classe von Körpern, indem die Aggregatform der verschiedenen Meteorsteine größere Unterschiede im äußern Habitus darbietet, die sich indeß alle durch vorhandene Zwischenglieder als zusammengehörend nachweisen lassen, als zwischen diesem und dem sibirischen Meteoreisen statt finden, wofür die Uebergänge vielleicht künftig noch aufgefunden werden. Auf der zweyten Tafel sind Meteorsteine von Tabor, l'Aigle, Eichstädt und Siena zusammengestellt. Bey der Beschreibung wird sogleich auf den merkwürdigen Umstand aufmerksam gemacht, daß alle Meteorsteine eine zwar nicht überall auf gleiche Weise hervorstechende, aber doch unverkennbar übereinstimmende Gestalt haben, nämlich die einer etwas verschobenen und ungleich vierseitigen, abgestumpften, niederen Pyramide, welche auch dann noch kenntlich ist, wenn sie übrigens sowohl rücksichtlich ihres Aggregats- und Cohäsions-Zustandes, als auch in dem qualitativen und quantitativen

Verhältnisse der nächsten und wesentlichsten Bestand- und Gemeng-Theile bedeutend von einander abweichen. S. 10. Im Verfolge der Untersuchung werden noch viele Beweise zur Bestätigung dieses Satzes beygebracht, welcher nach den vorliegenden Thatsachen auf der einen Seite nicht bezweifelt werden kann, auf der andern aber von größter Wichtigkeit ist, indem er offenbar auf ein allgemeines Gesetz der Bildung hinweiset. Die dritte Tafel enthält eine Abbildung des 5 ℔. 19 Lt. schweren Steines von Lissa, des einzigen von den vieren am 3ten Sept. 1808 dort gefallenen, welcher ganz erhalten ist. Hierbey bringt der Verf. zuerst die gleichfalls sehr auffallende Erscheinung zur Sprache, daß die Rinde an dem nämlichen Exemplare eine dreyfache kenntliche Verschiedenheit zeigt, indem sie an einer Seite schwarz und glänzend, an einer andern weniger schwarz und glänzend, mit einem ins Kupferrothe spielenden Schimmer, an einer dritten kleinen Fläche nur wenig, und so, daß es kaum beschrieben werden kann, von den beyden genannten abweicht. Das Auffallende dieser Erscheinung wird noch dadurch vermehrt, daß andere Exemplare dieses nämlichen Steinfalles, theils eine noch schwärzere, theils eine viel mattere und hellere Rinde haben, und auch außerdem im Innern keineswegs ganz gleichartig sind, sondern eine Verschiedenheit zeigen, welche als Folge eines ungleichen Aggregats- und Cohäsions-Zustandes und selbst des quantitativen Verhältnisses der Gemengtheile zu betrachten ist. Eben dieses findet bey den Steinen von Stannern und l'Aigle statt, und es ergiebt sich hieraus, wie wichtig es sey, viele Exemplare von ein und dem nämlichen Orte zu vergleichen, um zu dergleichen sehr bedeutenden Resultaten zu gelangen. Sehr richtig bemerkt der Verf. bey der Beschreibung eines schönen Exemplares des bekannten Steinfalles von Stannern auf der vierten Tafel, wie nützlich es seyn würde, wenn die Regierungen dahin sähen, daß durch Austausch an verschiedenen Orten, namentlich bey wissenschaftlichen Anstalten möglichst vollständige Producte dieser Art gesammelt und theils für vergleichende Untersuchung, theils zur Sicherheit der Erhaltung für Mit- und Nach-Welt aufbewahrt würden.

Auf der fünften und sechsten Tafel werden im Ganzen eilf verschiedene Exemplare von dem Steinfalle bey Stannern in der Absicht zusammengestellt, um die Eigenthümlichkeiten und das Auszeichnende der Rinde genauer zu erörtern. Wenn es gleich unmöglich ist, hier einen Auszug der eben so genauen als belehrenden Beschreibungen mitzutheilen; so will Rec. doch nicht unbemerkt lassen, daß S. 34 an einem Exemplare die Bildung eines zwar unvollkommenen, aber dennoch kenntlichen Rinden-Ueberzugs über eine im Fallen abgesprengte Fläche nachgewiesen ist. Hieraus ergiebt sich evident, daß der, die Rinde bildende Proceß nicht plötzlich, namentlich nicht durch einen electrischen Schlag geschehen kann, sondern in das gesammte räthselhafte Phänomen des Fallens mit verflochten ist, und daher an der abgesprengten Fläche nicht in voller Stärke mehr statt finden konnte. Dennoch ist der Verf. S. 39 geneigt, unter den beyden Hypothesen, welche über den Bildungs-Proceß der Rinde aufgestellt sind, lieber der durch Hrn. v. Scheerer angegebenen beyzutreten, wonach „die Rinde in einem „Nu, und gleichsam mit Blitzesschnelle, und zwar im Momente der Vereinzelung, Individualisirung der Steine über „alle zugleich, und über deren ganzen Umfang auf einmal, „nur mit verschiedener Intensität der wirkenden Potenz, demnach mit einigen Modificationen, gebildet wird, und jene „Potenz in der Electricität zu suchen seyn möchte," als der von Chladni vertheidigten, wonach die Rinde hauptsächlich dem Schwefel ihren Ursprung verdankt, und von Außen über die Oberfläche der Steine bey ihrem Falle und ihrer Erhitzung in der Luft gleichsam hingegossen seyn soll. Im Ganzen findet er indeß so viele triftige Gegengründe gegen die Zulässigkeit der ersteren Hypothese, daß er mit den beyden genannten, und gewiß mit bey weitem der Mehrzahl aller consequent denkenden Physiker sich dahin erklärt: „Die Rinde der Meteor„steine sey das Product eines Processes, das mit keinem „Producte der uns bekannten natürlichen und künstlichen „Schmelz-Processe (wenn jener Rinde bildende ja in die „Reihe solcher zu stellen seyn sollte) einige Aehnlichkeit habe, „weshalb wir uns auch zur Zeit keinen richtigen Begriff von „ihrer Bildung machen können." Gegen die Chladnische Hy-

pothese scheint dem Verf. vorzüglich die Strengflüssigkeit der Rinde (bey 6° — 9° W), sofern dieses gegen die Anwesenheit des Schwefels streitet, dessen Daseyn in der Rinde auch übrigens durch kein Anzeichen angegeben wird, ihre Abhängigkeit von der Beschaffenheit der Steine selbst, ihre Gleichförmigkeit, hauptsächlich der Dicke, an allen Seiten der Steine, ihre allmählige Ausbildung und der unverkennbare Uebergang in die Masse der Steine, endlich aber das Eindringen derselben in das Innere der Massen nach Art von Gängen, zu streiten, welches Letztere zwar noch problematisch ist, auf allen Fall aber nicht aus einem Einkneten schon gebildeter Rinden-Substanz erklärt werden könnte. Daß die Annahme der Electricität als des Rinde bildenden Agens den eigentlichen Proceß der Bildung selbst gar nicht erklärt, und überhaupt gar kein Grund vorhanden ist, zu dieser Potenz hierbey seine Zuflucht zu nehmen, noch viel weniger aber abzusehen ist, auf welche mit den bekannten Eigenschaften derselben übereinstimmende Weise sie hierbey wirksam seye, und endlich wie dieselbe, nach vollendeter Rinde, den Bildungs-Proceß auf der abgesprengten Fläche erneuert haben sollte, fällt bey ruhiger Prüfung von selbst in die Augen. Zugleich aber wird die Chladnische Hypothese durch die triftigen Gründe des Verf. genügend widerlegt; denn wenn man auch annehmen wollte, wie jener eifrige Forscher zu thun scheint, daß der aus dem Innern durch große Hitze verflüchtigte Schwefel nicht etwa selbst einen Theil der gebildeten Rinde ausmache, sondern nur das Schmelzen und Färben der Oberfläche bedingt habe, so kann man doch auf allen Fall nicht umhin, die Rinde für einen integrirenden, aus der eigenthümlichen Masse jedes einzelnen Steines entstandenen Theil des Ganzen zu halten. Mit Chladni's Ansichten stimmt übrigens unser Verf. in einem andern hierher gehörigen wesentlichen Punkte gleichfalls nicht überein, indem er alle Gründe, welche für einen Zustand großer Hitze und dadurch entstandener Schmelzung angeführt zu werden pflegen, zu widerlegen sucht. Namentlich heißt es S. 7: „Der Umstand, daß laut Urkunde die Augenzeugen beyde (Agramer) Massen, jede in „Gestalt einer feurigen, verwickelten Kette wollen herabfallen „gesehen haben, möchte wohl einer optischen Täuschung, einem

„Lichtphänomene zugeschrieben werden dürfen; und jener, daß „die Erde; worein sie fielen, rauchte, und wie ausgebrannt „und grünlich aussah, könnte, wenn ja alles wörtlich und als „wahr und richtig bezeichnet angenommen werden soll, wohl „mit mehr Grund einer zur Zeit unbekannten Einwirkung der „Massen auf dieselbe zugeschrieben werden, als gerade ihrer „Hitze, die doch nur die der Erde beygemengten animalischen „und vegetabilischen Theile verbrennen und rauchen machen „konnte, indeß nicht einmal eines bemerkten Geruches erwähnt „wird.“ Rec. hält es in diesem, wie in allen andern Fällen für bedenklich, gehegter Meinungen wegen im Uebrigen so genaue urkundliche Nachrichten geradehin zu verwerfen, und zur Erklärung unbestreitbarer Beobachtungen zu unbekannten Kräften und Einwirkungen seine Zuflucht zu nehmen. Hitze und Fallkraft sind zunächst die einzigen bey diesen Phänomenen rücksichtlich der Veränderungen des Bodens, auf welchen sie geschleudert werden, als wirksam denkbare Mittel, und hinsichtlich der ersteren geht das einstimmige Zeugniß aller Beobachter dahin, daß die herabgefallenen Massen schon in unermeßlichen Höhen leuchtend, mithin höchst wahrscheinlich glühend waren. Wie sich hiermit die in geringerer Hitze stattfindende Zersetzbarkeit des in den Massen anwesenden Schwefeleisens verträgt, kann unmöglich ausgemittelt werden, da der Zustand des Glühens in Regionen und bey einer Geschwindigkeit der Bewegung stattfindet, deren Einfluß wir in unsern Laboratorien nachzumachen durchaus unvermögend sind. Ob aber die Massen in diesem Zustande des Glühens, oder gar des Geschmolzenseyns auf der Erde ankommen, oder vielmehr eben beym Zerplatzen schon bedeutend abgekühlt werden, das ist eine ganz andere Frage. Die Agramer Massen konnten daher immer noch so heiß ankommen, daß sie den Boden versengten und rauchen machten, wie die Augenzeugen berichten, ohne so weich zu seyn, daß sie ihre Form änderten; und woher die grüne Färbung der ausgebrannten Erde kam, worauf sie fielen, bleibt wegen mangelnder Thatsachen ein unauflösliches Räthsel. Von dieser Ueberzeugung kann Rec. auch durch den S. 84 erwähnten schätzbaren Versuch nicht abweichen, wonach ein Stück weißes Roheisen zugleich mit einem kleinen Plättchen von der

Elbogener Masse einer Hitze von 130° W. ausgesetzt wurde, wobey jenes schmolz, dieses aber nicht einmal an den Kanten eine Schmelzung erlitt, das eingesprengte Schwefeleisen aber völlig zerstört wurde. Darin wird aber jeder dem, auf unbestreitbare Thatsachen fußenden Verf. beypflichten müssen, wenn es S. 21 mit einer kleinen Abänderung heißt: „Die den „Steinen (von Stannern) anklebende Erde läßt sich selbst da, „wo sie am festesten an- und eingedrückt zu seyn scheint, doch „ziemlich leicht und ohne Verletzung der zartesten Adern und „Runzeln, mit einer scharfen Bürste wegbürsten, und mit „einem nassen Schwamme vollends rein wegwaschen, so daß „keine Spur in irgend einer Beziehung von ihrem früheren „Daseyn zurückbleibt. Ein Umstand, der wohl, mit manchen „andern Beobachtungen, sehr gegen die Annahme des flüssigen „oder weichen Zustandes der Rinde im Momente des Auffallens der Steine streitet."

In wiefern der Verf. nicht bloß eine todte, rein naturgeschichtliche Beschreibung einer großen Zahl Meteorsteine zu geben bezwecke, sondern dieselbe durch systematische Ordnung und durch Aufklärung bestimmter höchst wichtiger Fragen zu beleben suche, beweiset außer dem Früheren insbesondere auch die siebente Tafel. Auf derselben sind vorzüglich interessante Exemplare der Steine von Stannern, Sales, Siena, Charsonville, Timochin und Benares mit frischen Bruchflächen neben einander gestellt, um die innere Beschaffenheit, die wesentlichsten Gemengtheile, den Aggregats-Zustand derselben, vorzüglich aber den mehr oder weniger kugelichen, in der übrigen Steinmasse porphyrartig erscheinenden erdigen Gemengtheil in den verschiedenen Graden seiner Ausbildung von einer kaum erkennbaren Ausscheidung, bis zur vollendeten Darstellung als olivinartige Substanz im sibirischen Meteoreisen zu versinnlichen.

(Der Beschluß folgt.)

No. 78. Heidelberger 1820.

Jahrbücher der Litteratur.

Beyträge zur Geschichte und Kenntniß meteorischer Stein- und Metall-Massen, und der Erscheinungen, welche deren Niederfallen zu begleiten pflegen. Von Dr. Carl von Schreibers.

(Beschluß der in No. 77. abgebrochenen Recension.)

Nach dem gewiß gültigen und auf Autopsie gegründeten Zeugnisse des Verfassers sind alle bekannten Meteorsteine gemengte Massen, in denen, mit Ausnahme der von Alais, Erxleben, Chassigny, zum Theil von Chantonnay und beziehungsweise auch der von Stannern, viererley Gemengtheile selbst mit unbewaffnetem Auge deutlich unterschieden werden können. Zwey derselben sind erdiger, zwey aber metallischer Natur. Aus der genauen Beschreibung des ersten ergiebt sich, daß dieser, von mattem, mageren, rauhen und sandsteinartigen Ansehen, meistens licht oder dunkel aschgrau, selten ins Weiße oder Gelbe, meistens ins Bläuliche spielend, und von vorwaltender Menge in den meisten Meteorsteinen vorhanden, übereinstimmend mit den Resultaten der Analyse dem Olivin ähnlich ist, wofür ihn auch schon Hausmann und Stromeyer erkannt haben. Der zweyte, von der oben genannten Grundmasse oft nur wenig verschiedene, meistens mit derselben innig verwebte, dem ausgebildeteten Olivin noch näherkommende Gemengtheil hat in der Regel ein glatteres und dichteres Ansehen, mehr Glanz, spielt am häufigsten ins Lauch- und Oliven-, bis ins Schwärzlich-Grüne, beträgt etwa ein bis zwey Zehntheile der Gesamtmasse, und ist mit derselben oft innig verbunden, oft in kleinen Partikelchen eingesprengt, zuweilen aber in getrennten Kugeln in derselben eingeschlossen, so daß er hierin eine Aehnlichkeit in der Bildung mit dem kugelichten Basalte, dem Thon- und Klingstein-Porphyre zeigt. Alle Meteorsteine, worin dieser Bestandtheil häufiger, oder nur deutlicher ausge-

sprochen, oder in einem vollkommneren Zustande vorhanden ist (z. B. die von Eichstädt, Tabor, Benares, Eggenfeld), geben bey der Analyse eine größere Menge Talkerde, nämlich von 17—23 Hunderttheilen. Als vorzüglich merkwürdig wird ferner vom Verf. S. 45 die Beobachtung ausgezeichnet, daß dieser Gemengtheil sich einestheils nie oder höchst selten in den nämlichen Steinen ganz gleichartig, vielmehr oft in allen den verschiedenen angegebenen Modificationen, zuweilen erdig und der Grundmasse fast völlig gleich, zuweilen aber, nach dem Zeugnisse des Grafen Bournon und Klaproth's selbst durchscheinend, ja sogar als durchsichtige Körner von gelblicher und grünlich gelber Farbe und fast vollkommenen Glasglanze, zeigt; anderntheils aber durch seine Anwesenheit in allen, übrigens noch so sehr nach Zeit, Ort und sonstigen Eigenschaften verschiedenen meteorischen Massen, die Gleichartigkeit aller und einen ähnlichen Ursprung derselben beurkundet.

Von den beyden metallischen Gemengtheilen erscheint der eine auf frischen Bruchflächen mehr oder minder kenntlich in Gestalt einzelner hervorragender Körner oder Zacken, welche zum Theil von der erdigen Masse bedeckt und innig mit derselben verwachsen sind, von mehr oder weniger licht eisen- oder stahl-grauer Farbe, und schwachem metallischem Glanze. Geritzt geben diese letzteren Geschmeidigkeit zu erkennen, und zeigen einen stark glänzenden, lichteren, ins silberweiße ziehenden Strich. Einzelne herausgerissene Theile lassen sich auf einem Ambos fletschen, wirken stark auf den Magnet, und zeigen durch alles dieses, wie auch durch die Analyse, daß sie aus Nickelhaltigem gediegenen Eisen bestehen, welches aber specifisch leichter ist, als eigentliches Meteoreisen, und als das gewöhnliche Stabeisen, nämlich nach der Bestimmung des Verf. nur 6,00 bis 6,60. Wird die frische Bruchfläche eines Steines polirt, welches zur genauen Unterscheidung der Gemengtheile sehr vortheilhaft ist, aber mit sehr wenigem Schleif- und Polir-Mittel, auch möglichst trocken und mit der Vorsicht geschehen muß, daß alles sogleich sorgfältig weggewaschen und der Stein wieder getrocknet wird; so tritt das Gediegeneisen noch sichtbarer durch seinen metallischen Glanz hervor. Die Gesamtmenge beträgt von 0,30 bis 0,02 und noch weniger,

worüber die Analysen keine genügende Auskunft geben, und kann dieses nur dann geschehen, wenn vor der Zerlegung der Gesamtmasse dieser Antheil aus dem feinen Pulver mit einer Magnetnadel ausgezogen wird, ein Verfahren, welches der Verf. den Chemikern mit Recht dringend empfiehlt.

Der zweyte metallische Gemengtheil, welcher mit sehr seltenen Ausnahmen (z. B. bey den Steinen von Chassigny, worin Vauquelin bey der Analyse auch keinen Schwefel fand) in allen Meteorsteinen, jedoch in weit geringerer Menge, als das Gediegeneisen vorhanden ist, und zwar so viel weniger, je reichhaltiger jenes angetroffen wird, findet sich selten in größeren Massen, zeigt einen metallischen Glanz, eine zinkgraue, oft zinn- und silberweiße, meistens ins Speis- oder Messing-Gelbe spielende Farbe, ist spröde, läßt sich zu einem feinen Pulver zerstampfen, und kann nach den äußern Kennzeichen, so wie nach dem Resultate der Analyse für nichts anders als Schwefeleisen im minimo, oder Magnetkies gehalten werden, indem die Verschiedenheit der Farbe vielleicht aus einer Beymischung fremdartiger Bestandtheile, als Nickel, Chrom, Mangan, Silicium u. s. w. erklärlich ist.

Außer diesen Bestandtheilen, welche schlechthin zum Wesen der Meteorsteine gehören, macht der Verf. S. 52 noch auf einen fünften aufmerksam, welcher wahrscheinlich bey allen, aber nur auf geschliffenen Flächen mit dem Mikroskop, leichter noch in der gröblich pulverisirten Masse dem bewaffneten Auge in Gestalt äußerst zarter, unförmlicher, ungleich zerstreuter, von der Masse fest eingeschlossener Punkte oder Körner von matter, schwärzlich brauner oder schwarzer Farbe erscheint. Die Körner sind leicht zu einem gleichförmigen Pulver zerreiblich, und werden mehr oder minder lebhaft vom Magnete angezogen. Für Rindesubstanz, nach Chladni's Meinung, können diese Theilchen nicht gehalten werden; leichter aber, wenigstens die dunkleren und glänzenderen, für gleichartig mit der olivinartigen Substanz, oder mit derjenigen, woraus die Adern und Gänge gebildet sind. Indem sie aber vorzüglich in den Steinen von Chassigny vorkommen, so führt der bedeutende Gehalt dieser letzteren an Chrom, welcher 2 p. C. beträgt, auf die Vermuthung, daß sie aus Chrom bestehen, welches nach

Stromeyer aber stets als Oxyd und in Verbindung mit Eisen, also als wahres Chromeisen vorkommt.

Endlich versäumt der Verf. bey seiner höchst genauen Beschreibung nicht, noch auf zwey eben so auffallende, als merkwürdige Beschaffenheiten der Steinmasse dieser räthselhaften Naturproducte aufmerksam zu machen. Die erste ist das Hervortreten von Adern, welche fast in allen Steinen sich zeigen, nach allen Richtungen, bald geradlinig, bald bogenförmig, kürzer oder länger, zuweilen ganz durch, vom Rande oder der innern Masse auslaufen, und von mikroskopisch kleiner bis zu einer drey Linien dicken Mächtigkeit mit zahlreichen Verästelungen vorkommen. Selten gehen sie bis an die Oberfläche, und stehen überhaupt mit dieser in keiner Verbindung, indem manche nur wenig, andere bis auf einige Zolle Mächtigkeit eindringend, alle meistens nur auf das Innere der Masse beschränkt scheinen. Die Masse, welche diese Adern und Gänge bildet, ist im Wesentlichen von der übrigen Steinmasse nicht verschieden, indem sie vielmehr eine in jeder Beziehung ganz ununterbrochene Fortsetzung von dieser ausmacht, und durch gar nichts, was etwa einem Sahlbande gliche, geschieden ist. Bloß durch die Farbe, welche schwärzlich, oft beynahe schwarz, gewöhnlich aber graulich, oder blaulichschwarz, blaulich schiefergrau, nie pech- oder kohlenschwarz, am wenigsten braun ist, wie die Rindensubstanz, unterscheidet sie sich scharf und bestimmt. Bemerkenswerth ist noch, daß diese Adern und Gänge am häufigsten und ausgezeichnetsten in solchen Steinen vorkommen, welche sich durch eine beträchtliche Dichtheit, Festigkeit und Innigkeit des Cohäsions- und Aggregat-Zustandes auszeichnen, und gerade in solchen, worin der olivinartige Gemengtheil nur sehr wenig, oder unvollkommen hervorstechend enthalten ist. Für Rindensubstanz, nach der Ansicht von Beauquelin und Chladni diese Adern und Gänge zu halten, ist der Verf. aus triftigen Gründen nicht geneigt; vielmehr hält er diesen Bestandtheil für identisch mit der eigentlichen Meteorsteinmasse, zumal mit dem mehr olivinartigen Antheile derselben, und scheinen ihm dieselben gleichzeitig mit diesen Bestandtheilen gebildet und ausgeschieden zu werden. Im genauesten Zusammenhange hiermit steht die zweyte eigenthümliche Be-

schaffenheit der in den Meteorsteinen vereinigten Massen, welche nicht minder häufig, und auf allen Fall bey allen denen sich zeigt, in welchen sich die eben bezeichneten Adern vorfinden. Nach S. 57 besteht diese in dem Vorkommen mehr oder minder dicker, meistens mikroskopisch feiner, einem bloßen Anfluge ähnlicher Lagen einer dichteren, scheinbar fremdartigen Masse, welche in Gestalt unregelmäßiger, nicht scharf begrenzter Flecken oder Streifen auf der Bruchfläche erscheinen, dieselbe bisweilen ganz bedecken, und nach Art der Adern und Gänge die Masse der Steine in verschiedenen, nicht selten sich durchkreuzenden Richtungen durchsetzen. Sind diese Lagen oder Streifen sehr dünn, so ziehen sie sich über die natürlichen Unebenheiten der Bruchfläche hin, und haben ein streifiges, selbst dem schiefrigen nahekommendes Ansehn; bey größerer Dicke dagegen sind sie ebener, zeigen eine Anlage zu blätterigen Ablösungen, und bilden in beyden Fällen mehr oder minder vollkommene Absonderungsflächen, in denen der Stein leichter zu spalten scheint. Die Farbe dieser Lagen ist schwärzlich, ins Schiefergraue übergehend, zuweilen dem Graphit ähnlich metallisch glänzend, welches von äußerst zarten, gleichsam als Anflug aufliegenden Blättchen Gediegeneisen herrührt, weswegen sich an solchen Stellen auch Rostflecken zeigen. Nach genauester Prüfung hält der Verf. die beyden zuletzt genannten Bestandtheile für identisch, und glaubt, daß ihrem Entstehen und dem Hervortreten des olivinartigen Gemengtheils ein und derselbe Bildungs- und Ausscheidungs-Proceß zum Grunde liege, der nur durch das, obgleich nur wenig abweichende quantitative Verhältniß der entferntern Bestandtheile der Steinmasse im Ganzen, oder etwa durch veränderte Nebenumstände abgeändert werden, und sonach diese verschiedenen Modificationen veranlassen mag.

Die achte und neunte Tafel, nebst der allerliebsten Titel-Vignette bezweckt die Versinnlichung des merkwürdigen krystallinischen Gefüges der vorzüglichsten Gediegeneisen-Massen, deren meteorischer Ursprung theils factisch erwiesen, theils höchst wahrscheinlich ist. Bekanntlich machte der Herr Director v. Widmannstätten schon 1808 die schöne Entdeckung, daß das krystallinische Gefüge des Agramer Meteoreisens durch Aetzen einer geschliffenen Fläche mit Salpetersäure sehr deutlich

erhaben hervortrat, und der Anblick einer solchen geätzten Fläche konnte leicht den glücklichen Gedanken herbeyführen, dieselbe unmittelbar als Form, oder natürlichen Stereotyp zu benutzen, und vermittelst aufgetragener Druckerschwärze abzudrucken. Das gute Gelingen der ersten Versuche veranlaßte den Verf. in Verbindung mit dem Hrn. Director v. Widmannstätten 1813 eine große Fläche der Eibogener Eisenmasse gleichfalls zu ätzen, und für eine künftige wissenschaftliche Bearbeitung dieses Gegenstandes aufzubewahren. Obgleich Rec. alles dieses schon früher theils aus Zeitschriften, theils aus mündlicher Unterhaltung mit Hrn. Chladni wußte; so hat ihn doch der Anblick des wirklichen Abdrucks auf der neunten Tafel wahrhaft überrascht, indem ihm bisher nur kleine Bruchstücke meteorischer Massen zu Gesicht kamen, hier aber gewissermaßen ein Facsimile der Schichtungen des großen Steines in einer Figur von 8 par. Zoll in größter Höhe und fast 7 Zoll in größter Breite vor Augen liegt, welches noch obendrein als technisches Product ganz eigener Art neben mehrfachen ähnlichen eigends merkwürdig und interessant ist. Von nicht minderer Wichtigkeit sind aber die vielen wissenschaftlichen Untersuchungen, welche die Erläuterung dieser Abdrücke begleiten, und wovon wir Einiges von vorzüglicher Wichtigkeit auszuheben uns erlauben.

Die Aetzung selbst geschieht sehr leicht durch Salpetersäure auf polirten Flächen, und wird so viel tiefer, je stärker die Säure ist oder je länger ihre Einwirkung dauert; doch ist es besser, verdünnte anzuwenden und den Aufguß öfter zu erneuern. Indem die Erzeugung der durch das Aetzen entstehenden regelmäßigen Figuren anscheinend nicht von einem eigenthümlichen Mischungsverhältnisse der Bestandtheile, sondern nur von ihrem Aggregat-Zustande abhängt; so ist es sehr merkwürdig, daß dieselben bey allen factisch oder durch die triftigsten Gründe erwiesenen, und auch bey hinlänglich großen Stücken der in Aerolithen eingesprengten, Eisenmassen hervorgebracht werden kann, dagegen bey allen mehr problematischen, welche auch keinen Nickel enthalten, als denen von Achen, Mailand, Cilly, Kamsdorf, Florac u. s. w. ausbleibt. Aber nicht minder auffallend ist es, daß sie weder bey einem Stücke der Capschen, noch der peruvianischen Eisenmassen hervorge-

bracht werden konnten, so viele Gründe übrigens deren meteorischen Ursprung beweisen. Die Regelmäßigkeit der Streifen auf dem vorliegenden Abdrucke der geätzten Platte des Elbogener Eisens ist höchst auffallend, nicht minder aber nach Rec. Ansicht der Umstand, daß sie von denjenigen auf der Agramer Eisenmasse wenigstens etwas, von denjenigen auf der Eisenmasse von Lenarto aber merklich, selbst rücksichtlich der Winkel, welche sie mit einander bilden, noch mehr aber auf dem mexicanischen Gediegeneisen abweichen, bey welchem letzteren der Verf. geneigt ist, dieses als Folge einer mechanischen Gewalt, etwa beym Lostrennen von einem größeren Stücke, oder eines nachherigen Hämmerns anzusehen. Ohne gerade eine genügende Erklärung dieses Unterschiedes und überhaupt des ganzen Phänomens geben zu wollen, meint der Verf. annehmen zu dürfen, daß das Gefüge der Elbogener Masse den höchsten Grad von Ausscheidung und regelmäßiger Absonderung der einzelnen, mehr oder weniger verschiedenartig scheinenden Theile beurkunde, womit sicher ein jeder schon beym bloßen Anblicke der sehr instructiven Zeichnungen übereinstimmen wird. Hieraus folgt zugleich, daß zwar minder wahrscheinlich die Lapische Masse, welche nach den neuesten Versuchen des Hrn. v. Widmanstätten durch das Behandeln mit Salpetersäure nur Flammen erhielt, mit mehrerem Grunde aber die Peruanische, auf welcher doch eine Spur von Streifen sichtbar wurde, bey den übrigen Kennzeichen, namentlich dem Gehalte an Nickel allerdings wohl den meteorischen beygezählt werden können. Inzwischen bestätigte eine spätere chemische Untersuchung durch Hrn. Moser die ursprünglich gehegten und auch geäußerten Vermuthungen des Verf., indem die durch lange fortgesetzte Aetzung mit Salpetersäure ausgeschiedenen Zwischentheile nur 4,18 p. C. Nickel gaben, die Lamellen dagegen 9,83 p. C. wovon das arithmetische Mittel mit 7,20. als dem Gesamtgehalte beyder zusammen, sehr genau übereinstimmt, und da von dem Gerippe doch immer auch ein nicht unbedeutender Theil mit aufgelöset seyn mußte, von sonstigen Substanzen, namentlich Kohle, Silicium, Chrom und Kobalt aber keine Spur anzutreffen war, so erklärt sich das auffallende Gefüge dieserwegen bloß aus dem sehr ungleichen, oder den, die Er-

habenheiten bildenden Lamellen ausschließlich eigenem Gehalte an Nickel. Schwefeleisen wurde gleichfalls, namentlich auch wenigstens ein vollständiger Würfel in der Auflösung gefunden, welches inzwischen, auffallend genug, bey der Analyse ein Verhältniß von 0,30 : 4.10 des Schwefels gegen Eisen, also ein geringeres als das minimum des terrestrischen Schwefeleisens gab, woraus hervorgeht, daß man auf allen Fall bey den Bestimmungen des Quantitativen hierbey nicht nach stöchiometrischen Grundsätzen verfahren kann; wobey Rec. noch die Frage aufwerfen möchte, wie es zugehen mag, daß hierbey das sonst so allgemeine Gesetz der constanten Mischungs-Verhältnisse keine Anwendung findet.

Die schon erwähnte Titel-Vignette enthält die Kupferstiche eines, aus der Elbogener Masse geschnittenen, bloß durch Feilen dargestellten Siegelringes, mit einer geätzten, und dadurch zum Abdrucken geeigneten Platte, worin ein Pfeil und ein Stern als Symbole gravirt sind, und zweyer Würfel von derselben Masse, welche gefeilt und polirt, demnächst aber auf allen Seiten bis zu verschiedener Tiefe geätzt wurden, um die Wirkung dieser Behandlung in ihren verschiedenen Abstufungen genauer darzustellen.

Eine, auf der zehnten Tafel hinzugefügte genaue topographische Darstellung der Gegend von und um Stannern, worauf die einzelnen Orte der Steinfälle speciell bezeichnet sind, dient nicht bloß dazu, diesen hierdurch merkwürdig gewordenen District zu versinnlichen, sondern auch das ganze Phänomen näher zu detailliren, wobey zugleich die Zeit und Art der Aufnahme, als auch die Nebenumstände beym Auffinden der einzelnen Exemplare jenes Steinfalles zur genaueren Constatirung des Ganzen angegeben sind. Als Hauptresultate ergeben sich hieraus, daß das Niederfallen dieser Steine die Folge einer sehr complicirten, durch Fall- und Wurfkraft bedingten Bewegung ist, indem sie gedrängter im Mittelpunkte der ganzen, eine ziemlich excentrische Ellipse bildenden Fläche, und übrigens auf eine solche Weise zerstreut liegen, daß dadurch die einzelnen Zerplatzungen, übereinstimmend mit den wiederholten, mitunter auf 16 bis 14 Meilen in einer die Fenster erschütternden Stärke hörbaren Detonationen, genau angegeben werden. Der

ganze Flächenraum des Falles ist so, daß die äußersten Punkte desselben von einem wahrscheinlichen Mittelpunkte an gerechnet, auf 1000 bis 1600 Wiener Klafter (973 bis 1557,5 Toisen) abstehen, und der ganze Flächeninhalt nahe an 5 bis 6 Mill. Quadratklafter einnimmt. Als etwas Eigenthümliches (der anscheinend gänzlichen Windstille an jenem Tage vielleicht Beyzumessendes) wird erwähnt, daß der Raum, bis wohin der Schall der Detonationen gehört wurde, gleichfalls eine ähnliche Ellipse, deren Axen jenen des Fallraumes parallel anzunehmen sind, bildete, und sogar auch die Fläche des begleitenden, mit der Erscheinung ohne Zweifel zusammenhängenden Dampfes dieser Figur entsprach. Wenn man nun das ganze Gewicht aller Steine zu 150 ℔. annimmt, deren Inhalt daher keinen Cubikfuß, und in Dampfgestalt unter gewöhnlichem Drucke (wobey der Verf. übrigens die ausnehmend geringe Dichtigkeit solcher Art Dämpfe nicht berücksichtigt) etwa 6000 Cub. Schuh betragen mochte, so „möchte man sich wohl bestimmt finden, „von der Idee, diese Gewalt bloß als eine mechanische zu „betrachten, abzugehen, und dieselbe vielmehr als die Wirkung „eines uns ganz fremden, großen chemischen Processes anzu„sehen, dessen Resultat vielleicht die Bildung der nächsten „Bestandtheile, in welchen sich uns die meteorischen Massen, „wenn sie einmal zur Erde gekommen sind, zu erkennen geben, „aus den uns zur Zeit noch unbekannten Urstoffen (Chladni's „Urmaterie) seyn dürfte, und wobey die Explosion und Zer„trümmerung der Masse nur Nebenwirkung wäre.“ Die ganze Länge des von dem Meteor während der Explosion und dem successiven Niederfallen durchlaufenen Raumes ergiebt sich aus dem Plane auf 5000 — 6000 Klafter, mit dem Nebenumstande, daß zuerst die größten und schwersten, hiernächst die kleinsten Steine niederfielen, und aus der, wenn gleich nach Schätzung ohne Zweifel viel zu groß angegebenen Dauer der einander folgenden Detonationen zu 6 bis 8 Minuten geht evident hervor, daß die Geschwindigkeit der Bewegung auf allen Fall nicht stark gewesen seyn kann. Uebrigens zieht der Verf. aus der großen Ausdehnung der Fläche, worüber diese Steine und andere z. B. bey l'Aigle ausgebreitet lagen, mit Rücksicht auf die bekannten Fallgesetze der Körper die Folge,

daß alle dieſe Thatſachen theils die große Höhe dieſer Meteore, theils die höchſt mannichfaltig und vielſeitig wirkenden Wurfkräfte unwiderleglich darthun.

Rec. bereuet es keineswegs, durch das Intereſſe dieſer gehaltreichen Schrift, über welche die Kritik im eigentlichen Sinne mit wenigen Worten ausgeſprochen werden konnte, verleitet, eine weit ausführliche Anzeige mitgetheilt zu haben, als urſprünglich in ſeinem Plane lag, und zweifelt nicht, daß hierdurch vorzüglich auch denen ein angenehmer Dienſt erwieſen ſeyn wird, in deren Händen ſich dieſelbe nicht befindet.

Hinterlaſſene Schriften von Auguſt Freſenius. Herausgegeben von Friedrich Baron de la Motte Fouque. Erſter Band. Thomas Aniello. Frankfurt am Main 1818. Auf Koſten der Mutter und Geſchwiſter des Verfaſſers.

Auch unter dem beſondern Titel:

Thomas Aniello Trauerſpiel in fünf Aufzügen u. ſ. w. 250 S. in 8.

Vorliegendes Trauerſpiel iſt das Werk eines durch weiter nicht als eine Sammlung zarter und lieblicher lyriſcher Gedichte in der Litteratur bekannt gewordenen Jünglings, der es 21 Jahr alt auf der Univerſität zu Heidelberg dichtete und 2 Jahre ſpäter ſtarb, ohne die letzte Hand an ſein Werk legen zu können. Möchte aber auch der Verf. durch die letzte Feile dem Werke noch Schönheiten, vorzüglich in Rückſicht des Ausdrucks, zugeſetzt haben, wir haben an dem Gegebenen ein ſchon in vieler Hinſicht trefflich zu nennendes Stück, vorzüglich von Seiten der Auffaſſung ſeines Gegenſtandes, welcher in dem 1647 zu Neapel vorgefallenen Aufſtand, von dem gewöhnlich ſogenannten Maſaniello geleitet, beſteht. Wenn man bedenkt, wie Aufſtände und Verſchwörungen der pathetiſchen Uebertreibung und den leidenſchaftlichen bombaſtiſchen Phraſenwüthereyen ausgeſetzt ſind, ſo gebührt dem Verf. großes Lob, der dies durchaus vermieden hat, was ſelbſt Schiller im Fiesko nicht vermied. Dieſe Gegenſtände der Poeſie gleichen gewiſſen

maßen den Märtyrerstücken in der Mahlerey, die gewöhnlich zu anatomischen Studien, oder alles Gefühl beleidigenden Schinderstücken werden, weil da die Mahler rechte Gelegenheit finden, starke Verzerrungen mit grellen Zügen anzubringen, und darüber die himmlische Verklärung, die aus dem irrdischen Leiden hervorbrechen sollte, aus dem Auge verlieren. Daß die Dichtkunst die wirkliche Geschichte nicht verkleinern dürfe, wäre manchem Dichter zur Aufmerksamkeit zu empfehlen, da sich wirklich historische Stücke vorfinden, wo der brausende Strom der Weltgeschichte verlassen ist, um in einem durch sein Austreten entstandenen Entenpfuhl zu plätschern. Genau zu folgen braucht man der Geschichte nicht, wenn sie nur, wie hier wirklich geschehen, zu höheren Zwecken angeordnet wird. Aniello erscheint hier anders, als in der Geschichte; doch wir wollen, damit jedermann selbst über die Behandlung der Geschichte urtheilen könne, eine Uebersicht des Stücks geben.

Im ersten Aufzug kommt Arcos, spanischer Vicekönig von Neapel, mit seiner menschenfreundlichen Gemahlin Rosalie und empfiehlt ihr Stolz gegen den neapolitanischen Pack und Troß, bis ihn sein Secretair Coppola, sein getreuer Helfershelfer, abruft. Nun erscheint auf der Straße ein vom allgemeinen Elend feist gemästeter Zollbedienter, der einen Obsthändler anhält, um nach unverzollten Dingen zu suchen, worüber sie sich zanken, bis mehrere Zollbediente kommen, und er zuletzt den Obsthändler mit einem Stelet in das Bein wirft. Advocat Vitale tritt hinzu mit gezogenem Degen, giebt sich für des Oberzollintendanten Vetter aus, und die Zöllner weichen vor ihm mit Bücklingen. Vitale übergiebt den Obsthändler einem feigherzigen Schneider zum Nachhausführen, während er selbst nach einem Wundarzt geht. Aniello der Fischer tritt auf, und fragt, nachdem er die Geschichte vernommen: „Wo sind sie denn, die Blutigel? Antw. auf den Markt. Aniello. Aha! das ist ja die Badstube Neapels, wo der Volks-Leibarzt „Vicekönig“ die Blut- und Marksauger an alle Glieder setzt.“ Der Schneider geht durch, als er einen Zöllner zu sehen glaubt, und Aniello führt den Obsthändler nach Haus. Vitale, sein Bruder Savino, Carmelitermönch und Wundarzt, der zum Obsthändler voran-

geht. Beyde Brüder unterhalten ſich über des Prinzen und Wüſtlings Joſeph Caraffa Frevel, der den Erzbiſchof getreten und dafür im Caſtell ſitzt, denn

Das Hochgericht? das iſt für Hohe nicht.

Zimmer Herzogs Matalone's, eines Zwillingbruders jenes Caraffa; der Herzog unterhält ſich mit Amitrano, einem ehemaligen und künftigen Banditen, ſeinem Vertrauten, über die Mittel, König von Neapel zu werden. Amitrano übernimmt einen Feuerwerker des Admiralſchiffs zu beſtechen, dieſes in die Luft zu ſprengen, weil der Verluſt des darauf befindlichen Geldes Arcos um ſeinen Poſten, und einen ſchwachen Dümmling an denſelben bringen würde. Aniello vor ſeinem Hauſe, wo ein Brunnen mit Karls V. Statue iſt, unterhält ſich mit ſeinem Weibe Maria und ſeinem Töchterchen Bianka, als ein durch Elend wahnſinnig Gewordener erſcheint. Mit der ſchmerzlichen Betrachtung Aniellos darüber, ſchließt der erſte Aufzug. Der zweyte zeigt den Markt mit einem neuen Zolledikt am Rathhaus, weil das durch die unterdeſſen erfolgte Sprengung des Admiralſchiffs verlorne Geld wieder herbeygeſchafft werden ſoll. Dem Volk, welches entſetzt iſt, daß das Blut des heil. Januarius nicht an dieſem Tag gefloſſen, ſagt Aniello, auf das Edikt zeigend:

Hier iſt der böſe Bannſpruch, welcher uns
Das heil'ge Blut heut in Erſtarrung hielt.

Das Volk weiß ſeinem Jammer keinen andern Rath, als Aniello beyzuſtimmen, der mit Greiſen und Kindern Arcos bitten will um Aufhebung des Edikts, dies geſchieht und Hohn ſtatt Gewährung iſt der Erfolg, jedoch ſegnet der Erzbiſchof in Arcos Begleitung, Aniello, was ihn dem Volk ehrwürdiger macht. Amitrano, Herzog Matalone's Vertrauter, von Banditen gefangen, ſoll geſtehen, wo Matalone ſey, weil deſſen Bruder Caraffa ihn für den Schiffbrand liefern ſoll, um alsdann deſſen Herzogthum zu erhalten. Die Banditen werden dagegen von Amitrano gewonnen, Matalone die Königskrone zu verſchaffen. Vitale erſucht ſeinen Bruder von ihrem geizigen Oheim, dem alten Procurator Genuino, Geld zu leihen, um den am Feſt der heil. Jungfrau herumziehenden Alorben, deren Anführer Aniello durchs Loos geworden, Waffen zu kaufen,

weil sie sehen, daß Waffen allein Neapel noch retten können. Der von Vitale angestiftete Obsthändler erscheint in Lumpen verkleidet mit Obst auf dem Markt, sonst kein Verkäufer, sobald er Händel mit den Zollbedienten angefangen hat, gesellen sich Alorben und Volk dazu, und jagen die Zöllner ins Rathhaus. Nauclerio will das Volk aus dem Fenster besänftigen, seine Worte sind aber kraftlos, Aniello sagt:

Machts Fenster zu; — hier ist schon voller Rath.

Er reißt das Edikt ab, ermahnt das Volk, das Joch abzuschütteln, und sie gehen das Zollhaus zu verbrennen. Dritter Aufzug. Hauptleute und Volk wollen Besignano zum Anführer wählen, dieser entschuldigt sich mit Unpäßlichkeit, Aniello kommt mit dem Degen in der Hand nebst Alorben und Vitale hinzu, welcher dann Aniello vorschlägt, dem sie nun den Eid schwören, sechs Tage treu zu seyn, ihr altes Recht zu erfechten. Aniello schwört ihnen alsdann und ahnt seinen baldigen Tod. Philipp von Spanien soll König bleiben, und zu Aniellos Beystand werden Galani und der alte Procurator Genuino gewählt. Arcos prahlt, wie er Aniello züchtigen wolle, der Erzbischof ermahnt ihn zum Guten, der Secretär Coppola abfertigt ihn ab, indeß Visignano kommt und den Aufstand schildert. Ein Officier meldet die Bewältigung der Hauptwache, ein Unterofficier den Verlust des Fort Lorenzo, wo Aniello der erste war, und Arcos verspricht dem Erzbischof, der fort will das Volk besänftigen, Widerruf des Zolledikts. Caraffa kommt mit der Hiobspost, Arcos Castell sey umzingelt, er sey nur hineingelassen, um zu melden, morgen solle es zerstört werden, im Falle die Urkunde Karls V. nicht ausgeliefert werde. Coppola geht eine falsche zu schreiben, die das Volk hinhalten soll, bis Entsatz kommt. Die Zöllnerpaläste werden niedergebrannt, ohne Plünderung, und Aniello läßt sogar einen erschießen, der ein Schnupftuch gestohlen. Caraffa flüchtet vor dem Volk ins Haus des Weins und der Lüste, wohin Matalone kommt mit Banditen und ihn, seinen Zwillingsbruder sammt seiner Hure ersticht. Auf dem Rathhause sind Aniello, Vitale, Genuino; Matalone kommt und wird, nachdem sie ihn über seinen Königsplan ausgeforscht, ins Gefängniß geführt. Vierter Aufzug. Der Matalone bewachende Hauptmann war Bandit, und läßt sich handeln, ihn zu befreyen, und Matalone gedenkt sich wenigstens zu rächen, wenn er nicht König werden kann. Der Geizhals Genuino, ehe er zu Arcos fährt, die rechte Urkunde zu holen, weil die falsche gleich erkannt worden, giebt seinem Neffen, dem Carmelitermönch, Erbauungsbücher zurück und bittet sich andere aus. Aniello erfährt von dem Versuch, Matalone zu befreyen, und überträgt die Wache einem andern,

der Erzbischof wird demüthig von ihm empfangen, und sein Gesuch um Einstellung des Brennens gewährt. Zu derselben Zeit langt ein aufgefangener Brief vom General des Entsatzes an, und Aniello ordnet nun einen Ueberfall desselben an. Zur Zeit des Abmarsches bieten 500 Banditen ihre Dienste, Aniello heißt sie zu Fuß vor ihm erscheinen, und als er sie anredet, schießen 7 auf seine Brust, aber ein am Halse hängendes Muttergottesbild schützt ihn, worauf die Banditen erschlagen oder gefangen werden, und der Abmarsch statt findet. Arcos und Coppola suchen nun Genuino zu bestechen, und als er kommt, forscht ihn Arcos aus, findet ihn für Geld zu allem fähig, und wird mit ihm einig, Aniello zu vergiften mit einem Pulver, das ihn erst wahnsinnig macht. Der Ueberfall des Entsatzes gelingt unterdeß, aber des sieggekrönten Aniello wartet zu Hause trauriger Lohn. Banditen vergifteten die Brunnen, und wiewohl es zeitig entdeckt wird, so sterben doch Aniellos Weib und Kind daran, und seine Klage schließt den vierten Aufzug. Den fünften eröffnet Genuino, auf Aniello wartend, ihm die Urkunde zu geben, er kommt, verspricht ihm 40000 Skudi für seinen Dienst und wird

— aufs Wohl der neuen bessern Zeit
Aufs Wohl des Volks und aller braven Männer

vergiftet. Das Volk bietet Aniello die Krone an, er schlägt sie aus; der Erzbischof, Zeuge dieses Auftritts, geht zu Arcos, den die Niederlage des Entsatzes zur Verstellung zwingt, um ihm die gute Wendung des Aufstandes ans Herz zu legen, und als Vitale mit der Urkunde zur Bestätigung und dem verbrecherischen Matalone nach Spanien absegeln will, erscheint Arcos, ist ganz freundlich und giebt ihm selbst noch ein Empfehlungsschreiben mit, dann bringt er Aniello eine goldne Kette auf, indessen das Gift seine Wirkung beginnt. Der Erzbischof nimmt den Kranken in seinem Wagen mit nach Haus. Genuino empfängt den Henkersold, sein Neffe der Mönch findet ihn im Golde wühlend, aber auch also bald vom Tode befallen und erhält das Geständniß seines Verbrechens. Alle Ehre, die nun Aniello angethan wird, kann ihn nicht mehr erquicken, denn sein Wahnsinn tobt gewaltig, zuletzt sehen wir ihn bey des Erzbischofs Pallast in Ketten, einen Arzt um ihn beschäftigt. Noch einmal bricht er fürchterlich los, und nachdem er ausgetobt, sinkt alles Irrdische von ihm, und seine Seele sieht den Himmel offen und schwebt hinauf, seiner Heimath als schönsten die vom König bestätigte Urkunde lesend, die Vitale zurückbringt.

Wie schön aber auch das Ganze nun dargestellt sey, so vermissen wir doch, was bey jedem ächten Kunstwerk nothwen-

dig ist, eine Seele des Stücks, welche alle Bewegungen desselben frey lenke, und auf welche alle sich beziehen. So viele Personen auch darin auftreten, und soviel auch darin gehandelt wird, so fehlt es doch eigentlich an dramatischer lebendiger Handlung, und gewissermaßen an höherer Einheit derselben. Es scheint, als habe die Masse des Gegenstandes auf den Dichter gedrückt, und die Sonnenrosse der Poesie seyen mit ihm durchgegangen, wiewohl nicht bis zu Phaethons Sturze. Was die Charaktere angeht, so läßt sich wenig davon sagen, da es fast nur erste flüchtige Zeichnungen ohne sonderliche Tiefe und Wahrheit sind, und sie tragen zumal nichts an sich von jenen feinen Zügen, wodurch sie sich gleich von einander unterscheiden, worin Homer so meisterhaft ist. Am besten ist Genuino gezeichnet, Arcos sollte mehr spanische Grandezza und Steifheit haben, statt der etwas gar niedrigen Redensarten, so würde dies gegen die Lebhaftigkeit und Beweglichkeit der Neapolitaner, die freilich auch fehlt, und gegen die Einfachheit des Aniello wohlthätig abstechen, weil dadurch der Aufstand des Volks noch mehr bedingt würde. Daß Aniello nicht gleich anfangs stark auftritt, ist gut, denn nun erscheint die That mehr als Nothwendigkeit, und Aniello mehr als reines absichtloses Werkzeug in der Hand des Herrn. Aniello's Wahnsinn am Ende bringt ein höchst schauerliches Gefühl hervor, als ob alles Schöne in seiner höchsten Blüthe untergehen müsse, aber seine Verklärung zuletzt versöhnt wieder das Gefühl, er hatte das Höchste auf Erden erreicht; in Demuth sich selbst verläugnet, und für die Menschheit, so weit seine Kraft reichte, sich hingegeben, und nun erscheint jener Wahnsinn als ein Losringen der Seele aus der Endlichkeit. Wenn ein historisches Stück nicht ein solches ist, wo ein Theil der wirklichen Geschichte behandelt wird, sondern wo der Geist der Welthistorie die Seele bildet, und das Seyn und die Bedingung der Menschen entwickelt und enthüllt, so ist vorliegendes Stück durchaus nicht historisch, und so sehr auch Schakespeare Vorbild gewesen, so ist er, der größte historische Dichter, in nichts als oberflächlichem Sprachnachahmen zu verspüren. Die Sprache Schakespeare's muß sehr behutsam zum Vorbilde gewählt werden, denn seine Sprache war theils in seinem Zeitalter und seiner Lage bedingt, theils sind seine Personen auf einem solchen humoristischen Standpunkt, daß sie ihnen natürlich ist, mithin nothwendig. Die Anwendung davon wollen wir zur Seite lassen und bemerken, daß manche schöne Stelle rücksichtlich des Witzes bey unserm Dichter sich vorfindet. Matt und ganz verfehlt sind die Aufzug I. Sc. 5 — 12 stehenden Späße. Statt das Verfehlte noch einmal nachzuschreiben,

wollen wir einige Proben besserer Stellen geben. Aniello über die Zolledikte:

Es ekelt mich euch auch noch das zu lesen,
Was die Tabelle sagt, — die lechzende
Und lange Zung' des durstigen Papiers,
Die jede Frucht beleckt, von der Olive
Bis zu der Maulbeer, und ein jed' Gemüs,
Vom Blumenkohl bis zur armseligen
Wolfsbohn herab. — Das Brod ist uns schon längst
Ein Leckerbiß; nun hat der Zollwurm gar
Auch noch das Obst auf dieses Jahr gestochen,
Und frißt wie eine Raup', aus dem Gemüs
Das Herz heraus, daß wir uns freuen müssen,
Wenn welkes Kraut und frisches Gras nur noch
Gleich wie dem Vieh, zur Sättigung uns bleibt.

An einer andern Stelle der Oberstallmeister:

So ist es recht, das Volk ist nur ein Pferd,
Dem man kein Fett darf an das Futter thun.

Zuletzt stehe noch eine Phrase, die Matalone sagt:

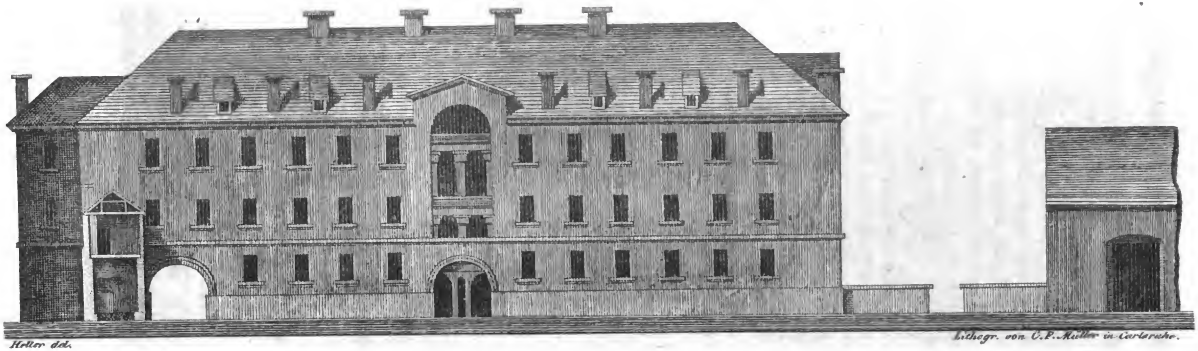
— der steife Stolz
Des hies'gen Adels, welcher vor dem Volk
Auf Stelzen geht, um nicht den gnäd'gen Fuß
Auf einen Stein zu setzen, wo vorher
Ein Bürger stand, — derselbe Stolz, der doch
Mit seinem steifen Rück auf Händ' und Füß' (sic!)
Im Kothe kriecht vor einem Vicekönig
Und unterthänig um Erlaubniß bettelt,
Mit dem hochadelichen Maul das Volk
Aussaugen ihm zu helfen. —

Wir glauben, daß es Niemand entgehen kann, wer diesen dramatischen Versuch aufmerksam durchliest, was der Verf. hätte leisten können, wenn ein früher Tod ihn der Litteratur nicht entzogen hätte.

C. S.

Heidelberg,

Engelmannsche Buchdruckerey.



Akademisches Hospital zu Heidelberg.

Grundriss
des
akademischen Hospitales
zu
Heidelberg.

Intelligenzblatt 1820.

Nro. VI.

Chronik der Universität Heidelberg.

In der Nacht vom 1ſten auf den 2ten July d. J. ſtarb an einer unheilbaren Leberkrankheit der hieſige ordentliche Profeſſor der Staats-Wirthſchaft Dr. Heinrich Eſchenmayer in einem Alter von 57 Jahren.

In der Leipziger Literatur-Zeitung 25. April St. 101. 1820 ſteht eine Recenſion meiner Schrift, betitelt:

ΣΧΟΛΙΑ ΕΙΣ ΘΟΥΚΥΔΙΔΗΝ ΚΑΙ ΔΥΟ ΔΗΜΟΣΘΕΝΟΥΣ ΛΟΓΟΥΣ ΤΟΝ ΜΕΝ ΚΑΤ' ΑΝΔΡΟΤΙΩΝΟΣ ΤΟΝ ΔΕ ΚΑΤ' ΑΡΙΣΤΟΚΡΑΤΟΥΣ ΚΑΙ ΤΗΝ Α'ΥΤΟΥ ΓΝΩΜΗΝ ΠΕΡΙ ΤΟΥ ΠΑΝΗΓΥΡΙΚΟΥ ΙΣΟΚΡΑΤΟΥΣ γέγραφε ΙΩΑΝΝΗΣ Α'ΥΓΟΥΣΤΟΣ ΓΟΔΟΦΡΗΔΟΣ 'ΡΟΣΤ (ROST) Ἐν ΒΟΥΔΩΡΙΔΙ (Heidelbergae) ΦΙΛΟΤΙΜΩι ΔΑΠΑΝΗι 'ΟΣΒΑΛΔ (OSBALD) ΒΙΒΛΙΟΠΩΛΟΥ *χαιρ'*.

Hier wird λέλεχε als unrichtig verworfen. Daß ich auch εἴλοχε ſagen konnte, war mir von der Schule her aus der Welleriſchen Grammatik S. 9. nach der 2ten von Joh. Fr. Fiſcher beſorgten Ausgabe bekannt. Ich wählte dieſes, weil ich glaubte, ein Mann, der griechiſch ſchreiben könnte, bewieſe es durch den Styl. Das Perfectum λέλεχε zu gebrauchen glaubte ich mich durch das in Welleriſchen Grammatik S. 132. in der von Fiſcher beſorgten 2ten Ausgabe Geſagte berechtigt, indem die von dieſem Perfecto abgeleiteten Tempora vorkommen. Daher ich dieſes in der Halliſchen Grammatik

S. 91. angeführte Perfectum zu gebrauchen kein Bedenken getragen habe.

Als Beyspiele, daß ich den Artikel gar nicht zu gebrauchen verstände, werden angeführt: ἐν ἐκείνῃ δέλτῳ, τῇ βιβλιοθήκῃ ἀκαδημικῇ ἱεροκήρυκος τῆς ἐκκλησίας τὰ ἱερὰ ὑπὸ Λοῦθερ δεδιδαγμένα σεβομένης. Bey ἐκείνῃ δέλτῳ habe ich den Artikel weggelassen, weil, wie jeder Schüler weiß, die Alten, wenn sie ein Pronomen demonstrativum setzen, ihn häufig weglassen, z. E. οὗτος ἐκεῖνος Ἀρμονίδης ἐστί, welches Beyspiel Scapulae Lexicon unter ἐκεῖνος hat. Matthiä große griechische Grammatik §. 264. S. 370. Daß ich nicht gesagt habe τῇ βιβλιοθήκῃ τῇ ἀκαδημικῇ, kommt daher, weil wie Matthäi in seiner großen griechischen Grammatik S. 383. sagt, der Artikel in solchem Falle gesetzt werden, aber auch wegbleiben kann. Freylich hätte ich auch sagen können: τῇ ἀκαδημικῇ βιβλιοθήκῃ, τῆς τὰ ὑπὸ Λοῦθερ δεδιδαγμένα ἱερὰ σεβομένης ἐκκλησίας. Daß aber die Alten sich nicht allezeit an die gewöhnliche Ordnung banden, zeigt auch Eurip. Bacch. 649. ex editione Barnesii Lipsiae sumtu Suikerti τοὺς γὰρ λόγους εἰς φέρεις καινοὺς ἀεί. Eurip. Cycl. 173. τὸν ὀφθαλμὸν μέσον. Aristot. Analyt. Posterior. I. 25. §. 3. τῷ δὲ Γ. ὑπάρχον παντὶ τὸ Β. In Ansehung der Participien hat es Κοραῆς (Coray) nachgeahmt in Σημειωσ. εἰς Αἰλιανοῦ Ποικίλην Ἱστορίαν B. Z. κ. ϛ'. ἡ κροκωτοῦ παρὰ τὴν κρόκην πλείονα οὖσαν. Weil vom Artikel die Rede ist, so sey es mir vergönnt, eine Stelle aus der mir nebst andern Büchern aus der Heidelberger Universitätsbibliothek gefälligst geliehenen Schrift herzusetzen, die betitelt ist: Ἀνωνύμου σύνοψις περὶ συλλογισμῶν und sich in dem Buche befindet, das folgenden Titel führt: Ἰωάννου Γραμματικοῦ Φιλοπόνου εἰς τὰ πρότερα ἀναλυτικὰ τοῦ Ἀριστοτέλους ὑπόμνημα. Magentivou σχόλια εἰς τὰ αὐτά. Σύνοψις περὶ τῶν συλλογισμῶν. Joan. Gramm. Philoponi Commentaria in priora Analytica Aristotelis. Magentini Commentaria in eadem. Libellus de syllogismis. Venetiis 1536. Hier steht sie p. r. 42. εἰ δὲ συμβῇ ἀπροσδιορίστους εἶναι τὰς προτάσεις τουτέστι μὴ ἔχειν πᾶς ἢ τὶς ἢ οὐδεὶς ἢ οὐ πᾶς, εἰ μὲν ἄῤῥητον ἔχει, ἰσοδυναμεῖ τῇ καθόλου προτάσει. οἷον ὁ πιστεύων ζήσεται. εἰ δὲ ἄῤῥητον οὐκ ἔχει, ἰσοδυναμεῖ τῇ καθόλου προτάσει· οἷον ἀπόστολός εἰμι ἐθνῶν· οὐκ ἔχουσα γὰρ τὸ ἄῤῥητον ἰσοδυναμεῖ τῇ λεγούσῃ τὶς ἀπόστολός εἰμι ἐθνῶν. Weiter heißt es: „An Gewandtheit und Eleganz des Styls ist noch weniger zu denken, vielmehr muß gleich die erste verschrobene unverständliche Periode jeden — zurückschrecken“ Hier hat der Recensent so wenig als anderswo seine Gewandtheit und seine Eleganzen gezeigt, er hat nicht gezeigt,

worin das Verschrobene liegt. Daß ihm die Periode unverständlich gewesen, glaube ich. Aber ich schrieb nicht für Leute, die kein Griechisch verstehen. Daß ich die mit griechischen Buchstaben geschriebenen deutschen Eigennamen noch mit lateinischen Lettern, um Mißverständnisse zu verhüten, habe drucken lassen, wird wohl jeder Vernünftige billigen.

Ferner sagt Recensent: „die Titel und Städtenamen sind oft auf eine für Recensent ganz unbegreifliche Weise ausgedrückt, z. E. Professor καθηγητής". Professor habe ich ausgedrückt: καθηγητὴς κατ' ἐπάγγελμα. Daß ich κατ' ἐπάγγελμα nicht zwischen den Artikel und καθηγητὴς gestellt habe, glaube ich damit, daß ich ὢν supplire, entschuldigen zu können. In Beziehung der Städtenamen, die ganz griechisch gebildet sind, habe ich mich auf Bayers Lexicon verlassen, von dem ich geglaubt, daß es treulich die recipirten Namen angäbe.

„Auf andern Seiten sind einige unbedeutende Anmerkungen zu Thucydides und gelegentliche grammatische Erinnerungen vorgebracht. Wie wenig es mit diesen zu bedeuten hat, kann man, wäre es nicht nach dem Style des Vrf. schon von selbst zu erwarten, daraus abnehmen, daß er schreibt: ὥστε μὴ τοῦτο πλεονάκις εὑρίσκεται ἢ ὥσε οὔ und darauf Beyspiele anführt, wo auf ὥστε der Indicativ folgt und es gar nicht anders heißen kann als ὥσε οὔ, so daß die Zahl der Beyspiele ohne alle Mühe um einige Dutzend sich vermehren ließe". Hätte der Recensent mit Aristoteles und seinen Auslegern Bekanntschaft gemacht, besonders mit dem Werke περὶ ἀκροάσεως Φυσικῆς, so würde er die Zahl, um die sich die Beyspiele vermehren ließen, weit größer angegeben haben.

Der Rec. fährt fort: über οὐ nach εἰ sind einige Stellen angebracht, aber es ist nicht gesagt, warum es in ihnen οὐ heißen muß". Auch hier hätte der Rec. sagen können, daß sich die Beyspiele vermehren ließen, z. E. ὥστ', εἰ μὲν κατὰ τὸ σχῆμα καὶ τὴν μορφὴν οὐ λέγεται τὸ γεγονός, ἐν ᾧ ἐστὶ τὸ σχῆμα, κατὰ δὲ τὰ πάθη καὶ τὰς ἀλλοιώσεις λέγεται, Φανερὸν, ὅτι etc. Ἀριστοτ. Ἀκροασ. Φυσ. L. VII. c. 3. εἴτερ γὰρ οὐδὲ τοῖς κακῶς δεδρακόσι Aristot. rhet. II. c. 23. εἰ δὲ οὐ τυγχάνει τοῦ κατ' ἀξίαν, ἀνῄρηται πρόνοια. Joan. Philop. in der angeführten Ausgabe S. 11. r. εἰ οὐκ ἀνάγκη παντὶ ἀνθρώπῳ τὸ λευκὸν ὑπάρχειν, ἐνδέχεται μὴ παντὶ ὑπάρχειν. Ebendaselbst S. 15. r. Diese und die in meiner Schrift

befindlichen Stellen anzuführen, wurde ich durch die Buttmannische Grammatik bewogen, wo so wie in dem Viger ed. Hermann mir von der Sache mit vielem Scharfsinn gesprochen zu seyn schien. Ich gerieth durch mehrere der angeführten Stellen auf den Gedanken, daß die Alten sich nicht immer genau an die aufgestellten Regeln hielten.

Folgende von jedem Anfänger zu bemerkende aber vom Recensent nicht gerügte Fehler stehen in meiner Schrift durch meine Schuld, indem ich die Correctur selbst besorgt habe. S. 3. muß εὐκολια ohne ι subscriptum stehen, S. 7. fehlt das ι subscriptum unter ἀποζῆν, S. 9. muß στρατοπέδῳ ebenfalls ein ι subscriptum haben; S. 16. muß τῆς ohne ι subscriptum geschrieben seyn, εἰ muß ohne Ton seyn, ὦν hingegen mit dem acutus inversus.

Kenner der griechischen Sprache mögen beurtheilen, ob Recensent nach den Kenntnissen, die er gezeigt, es verdient, daß ich in Zukunft, was er auch gegen mich schreibe, darauf Rücksicht nehme.

Heidelberg den 17. May 1820.

Johann August Gottfried Rost.

Buchhändler-Anzeigen.

In der Verlagshandlung der Heidelb. Jahrb. ist neu erschienen:

Abegg, D. J. F. Oratio de Joanne Baptista, 4. 4 gr. od. 15 kr.

Baehr, J. C. F. de Apolline Patricio et Minerva Primigenia Atheniensium. 4. 8 gr. oder 30 kr.

Conradi, Dr. J. W. H. Einrichtung der Medicinischen Klinik im academ. Hosp. zu Heidelberg nebst einigen Bemerkungen über die darin behandelten Krankheiten. Mit der Abbildung u. d. Grundriß des Hospitals in Steindr. gr. 8. geh. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Roßhirt, Dr. C. F. Beyträge zum römischen Rechte und zum römisch-deutschen Criminalrechte. 1s Heft. Mit 3 Kpfrtfln. 8. geh. 18 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Auch unter dem Titel:

— — Beytrag zur Bearbeitung der Quellen des Rechts in einer Beschreibung und Ankündigung. Mit 3 Kpfrtfln.

Kaestner, D. C. W. G. Grundriß der Experimental-Physik. 1r Band. Zweite verm. u. verb. Aufl. Mit 1 Kpfrt. gr. 8. beide Bde 4 thl. 16 gr. oder 8 fl. 24 kr. (der 2te Bd. folgt zu Mich.)

Versuche über die Wege, auf welchen Substanzen aus dem Magen und Darmkanal ins Blut gelangen, über die Verrichtung

der Milz und die geheimen Harnwege; von Fr. Tiedemann und Leop. Gmelin, Prof. in Heidelb. gr. 8. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Neue Verlagsbücher, welche in der Ostermesse 1820 bey Friedr. Christ. Wilh. Vogel in Leipzig erschienen, und für beigesetzte Preise in allen soliden Buchhandlungen zu haben sind.

Actensammlung über die Entlassung des Prof. Dr. de Wette vom theologischen Lehramte zu Berlin. Zur Berichtigung des öffentlichen Urtheils von ihm selbst herausgegeben. gr. 8. geh. 6 Groschen.

Auswahl deutscher Gesellschaftslieder nach bekannten Melodieen, 8. 8 gr.

Bardesanes Gnosticus Syrorum primus hymnologus. Commentatio historico-theologica, quam scripsit Aug. Hahn.

Charta impress. — 16 gr.
— script. — 20 gr.
— membran 1 thl. 4 gr.

Bröders, Chr. Gottl. praktische Grammatik der lateinischen Sprache, cum lectionibus latinis. 14te vermehrte und verb. Originalausgabe. Mit Königl. Sächs. Baiersch. und Würtemb. Privilegien. gr. 8. 16 gr.

— — lectiones latinae etc. Editio decima quarta. Cum Privilegiis Reg. Sax. Bavar. et Würtemb. 8 Maj. 4 gr.

— — kleine lateinische Grammatik, mit leichten Lectionen für die Anfänger. 17te vermehrte und verbesserte Originalauflage. Mit Königl. Sächs. Baiersch. u. Würtemb. Privilegien. gr. 8. 8 gr.

— — Ch. G. Wörterbuch zu seiner kleinen lat. Grammatik für Anfänger. 14te vermehrte und verb. Originalausgabe. Mit Königl. Sächs., Baiersch. und Würtemb. Privilegien. gr. 8. 6 gr.

Frotscher, M. K. H. kritische und erklärende Bemerkungen über einige Stellen aus Cicero's Rede für den Archias, und etwas über die Construction des Sageworts Memini. gr. 8. 8 gr.

Gesenius, D. W. der Prophet Jesaia, übersetzt und mit einem vollständigen philolog. kritisch. und histor. Commentar begleitet. 3 Theile. gr. 8.

Der erste Theil, welcher die Uebersetzung enthält, 18 gr. der 2te und 3te Theil enthalten den Commentar, und erscheinen zur Mich. Messe.

Haenle, G. F. Lehrbuch der Apothekerkunst, mit zweckmäßiger

Benutzung der neuesten Entdeckungen und Berichtigungen zu vollständigem Selbstunterricht für angehende Aerzte, Apotheker und Materialisten. Erster Band, enthaltend: Pharmaceutische Naturkunde. gr. 8. (wird in vier Wochen fertig)

Lindners, F. W. musikalischer Jugendfreund, oder instructive Sammlung von Gesängen für die Jugend. 2tes Heft. 3te verb. Auflage. 4. 1 thlr. 8 gr.

Pompeji Commentum artis Donati et ejusdem in Donati de barbarismis et metaplasmis commentariolus. Utrumque nunc primum edid. et brevibus notis instruxit. Fried. Lindemann. 8 maj. (wird zu Johannis fertig.)

ΜΑΞΙΜΟΥ ΦΙΛΟΣΟΦΟΥ ΠΕΡΙ ΚΑΤΑΡΧΩΝ. Recensuit et cum annotationibus criticis edidit. E. Gerhardius. 8 maj.

Charta impress. — 7 gr.
— script. — 9 gr.
— membran. — 12 gr.

Müller, A. von der Nothwendigkeit einer theologischen Grundlage der gesammten Staatswissenschaften und der Staatswirthschaft insbesondere. gr. 8. 9 gr.

Reichenbachii, H. Th. L. Monographia generis Aconiti, omnium specierum iconibus coloratis illustrata. Mit lat. und deutsch. Text. Fasc. Ius et Ilus. Fol. maj. 6 thlr.

Salzmann, Chr. Gotth. moralisches Elementarbuch 2r Theil. Neue verb. Aufl. 8. 16 gr.

Schneider, Prof. J. Gottl. Saxo. Handwörterbuch der griechischen Sprache. Nach der 3ten vermehrten Ausgabe seines großen kritischen Wörterbuches der griechischen Sprache, mit besondrer Berücksichtigung des Homerischen und Hesiodischen Sprachgebrauchs u. s. w. nebst genauer Angabe der Sylbenlängen. Für Schulen ausgearbeitet von Dr. Franz Passow. 2 Theile. Lexiconformat. 5 thlr. 12 gr.

Dasselbe weiß Druckp. großes Format 6 —
— Schreibp. — — 7 — 12 gr.

Des 1sten Bandes 2te Abtheilung wird in einigen Wochen beendigt, und an die resp. Herren Subscribenten unverzüglich versandt werden, bis dahin noch bey 25 Exempl. der Parthie-Preiß à 3 thlr. 18 gr. Sächs. für das vollständige Exempl. Statt findet.

Der Druck des zweiten Bandes wird unverweilt beginnen und so schnell beendigt werden, als es die vielseitigen Berufsgeschäfte, und

die gediegene sorgfältige Arbeit des Herrn Herausgebers nur immer gestatten wollen.

Schraders, G. L. Handbuch für Söhne und Töchter, zum Gebrauch bey und nach ihrer Confirmation und Abendmahlsfeyer, nebst kurzen Lebensregeln und Gebeten. 2te verbesserte Ausgabe. 8. broch. 9 gr.

Staeudlins, Dr. C. F. und Dr. H. G. Tzschirners, Archiv für alte und neue Kirchengeschichte, 4ten Bandes 3tes Stück, gr. 8. 20 gr.

Trommsdorfs, Dr. J. B. neues Journal der Pharmacie für Aerzte, Apotheker und Chemiker u. s. w. 3ten Bandes 2tes Stück. 8. 2 thlr.

— — 4ten Bandes 1stes Stück, 8. 1 thlr. 8 gr.

— — physikalisch-chemische Untersuchung der Mineralwasser des Kaiser-Franzbades bey Eger in Böhmen. Angestellt an den Quellen, im August 1819. 8. 6 gr. (Aus dem neuen Journal der Pharmacie 4ten Bandes 1tes Stück besonders abgedruckt.)

Bey H. L. Brönner in Frankfurt a. M. ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. Heß, Ph. C., zweiten Professors an der hohen Landesschule in Hanau, Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Griechische, für Anfänger zur Einübung der Formenlehre, 8.

Dieses Werkchen, in welchem die Formenlehre gründlich durchgenommen ist, und von dessen Brauchbarkeit und zweckmäßigen Bearbeitung man sich leicht überzeugen wird, verdient allen Lehranstalten um so mehr empfohlen zu werden, da mit demselben ein sehr fühlbar gewordenes Bedürfniß abgeholfen, und für den Schulunterricht in der griechischen Sprache ein zweckmäßigeres Uebungsbuch zu griechischen Exercitien für Anfänger geliefert wird als die seither bekannten Werke dieser Art darbieten. Es bildet dasselbe den 1sten Band des nun aus drey Bänden bestehenden Uebungsbuches zum Uebersetzen in das Griechische, von Heß und Bömel, und kostet in allen Buchhandlungen 12 gr. sächs. oder 54 kr. rhein.

Der vom Herrn Professor Bömel ausgearbeitete 2te Band desselben Uebungsbuchs für höhere Classen, wovon bereits die 2te Auflage erschienen, kostet 16 gr. oder 1 fl. 12 kr., und der 3te Band, die ebenfalls vom Herrn Professor Bömel ausgearbeitete

griechische Synonyk enthaltend, als zum Ganzen gehöriges unentbehrliches deutsch-griechisches und grammatikalisches Wörterbuch, 1 thlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Alle drey Bände zusammen werden an Lehranstalten in Parthien zu 25 Exemplaren, statt des Ladenpreises à 2 thlr. 12 gr. pr. Exempl. für 2 thlr. oder 3 fl. 36 kr. abgegeben.

Vom Herrn Professor Heß ist bey mir noch erschienen:

Observationes criticae in Plutarchi vitam Timoleontis. Praefixa est epistola ad vivum celeberrimum Fridericum Creuzerum. gr. 8. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Anzeige für Prediger.

Von des Herrn Ober-Consistorialrath Bail's Archiv für die Pastoral-Wissenschaft theoretischen und praktischen Inhalts ist nunmehr auch der zweyte Theil erschienen, dessen Reichhaltigkeit des Inhalts den ersten Theil noch übertrifft, welcher vor Kurzem erst in den Schuderoffschen Jahrbüchern vortheilhaft angezeigt wurde. Ein Alphabet und 4½ Bogen in gr. 8. Preis 1 thl. 8 gr.

Es enthält dieser 2te Theil Abhandlungen und Briefe von Bail, Bobertag, Gründler, Köhler und Worbs. Predigten von Ancillon, a. d. Franz. übers. von Gründler, ferner von Bineck, Liebich, Michaelis, Schreiber, Wehmer u. a. m. Casualreden von Hoffmann, Liebich, Michaelis, Wehmer und Worbs. Liturgische Beiträge von Michaelis, Müller und Worbs. Katechetik. Acht Unterredungen über die biblische und Religionsgeschichte. Miscellen von Bail, Gabler, Gubalke, Plank und Tzschirner, Anzeige der wichtigsten theologischen Schriften aus der neuesten Zeit.

Zu dem 3ten Theil dieses Archivs haben mehrere als Schriftsteller rühmlichst bekannte Geistliche Beiträge versprochen.

Anzeige für Gymnasien und Schulen.

M. Tullii Ciceronis de Oratore ad Quintum fratrem libri tres. Recensuit, illustravit, aliorum suasque animadversiones adjecit Dr. O. M. Müller. 8. maj. Preis auf Schreibpapier 4 thl. auf weißes Druckpapier 3 thl, 8 gr.

Sowohl im Repertorium der neuesten in- und ausländischen Literatur als auch in dem literärischen Wochenblatte ist diese Ausgabe der gediegensten Schrift des Cicero nicht allein den studierenden Jünglingen der obersten Classen, sondern auch Schulmännern und Philologen empfohlen worden. Es wird unter andern dort gesagt:

„Schon vor einigen Jahren hat der Herausgeber in verschiedenen „kleinen Schriften kritische und erklärende Bemerkungen über diese treff„lichen Bücher mitgetheilt, um so mehr konnte man nach einer so lan„gen Vorbereitung eine vorzügliche Ausgabe derselben erwarten, und „diese Erwartung findet man auch nicht getäuscht. Außer der Dresdner „Handschrift hat Herr Inspector Müller vorzüglich mehrere alte Aus„gaben schon ehemals verglichen und auch am Schlusse die Collation „einer alten merkwürdigen Ausgabe, wahrscheinlich vom Jahre 1470, „vollständig mitgetheilt.“ Ferner: „In Ansehung der Recension des „Textes, die allerdings als eine neue angesehen werden kann, hat sich „der Verf. zwischen zu großer Bedenklichkeit einiger und der Aen„derungslust anderer neuer Herausgeber gehalten; er hat daher öfters „die alten verdrängten Lesearten wieder hergestellt, und auch seine Ver„besserungsvorschläge oft in die Noten verwiesen, wohl aber nach Hand„schriften und alten Ausgaben den Text berichtiget, auch muthmaßliche „Aenderungen, wenn sie ihm wahrscheinlich waren, in denselben auf„genommen. Der Verf. hat aber auch auf die Erklärung vielen Fleiß „verwandt und, was zum Verständniß der Sachen und Lehren, zur „Kenntniß der erwähnten Personen, zur genauern Einsicht in die Spra„che und den Sprachgebrauch erforderlich war, beigebracht. Er hat „dabei öfters den Aristoteles, Quinctilian, Nonius Marcellus, Lactan„tius verglichen; er hat nicht nur die Commentarien oder Anmerkun„gen der vorigen Herausgeber, sondern auch die in andern Schriften „vorkommenden Bemerkungen über einzelne Stellen benutzt, übrigens „auf die Bestimmung der Ausgabe für Schüler der ersten Classen „immer Rücksicht genommen und daher auch die erforderliche Kürze „beobachtet, also kein Register über die Noten, sondern nur eines „über die Eigennamen, die in diesen Büchern vorkommen, beigefügt.“

In dem literär. Wochenblatte heißt es:

„Auch nach der Bearbeitung eines Pearce, Ernesti, Harles und „Schütz wird diese neue Ausgabe der gediegensten Schrift des Cicero „den Freunden der alten Literatur willkommen seyn, da sie in frucht„barer mit Vollständigkeit gepaarter Kürze enthält, was zur Erklä„rung der Worte des Sprachgebrauchs und der Sache dient, und zu„gleich an vielen Stellen Lesart und Interpunktion berichtigt. Sie

„ist zwar zunächst für studirende Jünglinge der obersten Classen be„stimmt, sucht durch kritische Bemerkungen das Selbstdenken zu we„cken und das Urtheil zu schärfen, doch wird sie auch sehr vielen Schul„männern und Philologen nützlich seyn, indem der Herausgeber die „Bemerkungen anderer Sprachforscher mit kluger Auswahl anführt, „die rhetorischen Schriften des Aristoteles und Quintilian, den Nonius „Marcellus, auch den Lactantius und neuere Schriften zur Erklärung „anwendet. Verglichen ist der jüngere Dresdner Codex, benutzt eine „Menge alter Ausgaben, darunter auch die auf der Leipziger Univer„sitäts-Bibliothek von Ernesti so wichtig befundene sine loco et „anno deren Lesarten am Ende aufgeführt sind. Beigefügt ist ein „Index nominum propriorum von Thienemann."

Kaulfuß, Dr. J. G. Warum ist die deutsche Sprache und Litteratur als Hülfsmittel zur Fortbildung der französischen vorzuziehen? gr. 8. 6 gr.

Diese Abhandlung erschien zuerst im Jahre 1816. sowohl in polnischer als in deutscher Sprache, und wurden die deutschen Exemplare sehr bald vergriffen, welche auch gar nicht im Buchhandel gekommen sind. Dieser neuen Ausgabe ist als Vorwort ein Auszug aus der in der Warschauer Literatur-Zeitung enthaltenen pohlnischen Recension in das deutsche übersetzt, beigefügt worden, und wird das Interesse an dieser lesenswerthen Schrift noch dadurch erhöht, daß der Herr Verfasser den Muth hatte, zuerst in pohlnischer Sprache das Studium der deutschen Literatur vor der französischen zu empfehlen.

Nachricht für Schulinspektoren, Lehrer und Schulamts-candidaten.

Lange, Fr., die allgemeine Stadtschule. Für angehende Lehrer, Schulamtscandidaten und Seminaristen, so wie für Eltern und Freunde des Schulwesens. 8. 22 gr.

Dieses Werkchen wird allen denen, für welche es nach dem Titel bestimmt ist, sehr willkommen seyn. Der Verfasser spricht in dieser Schrift über die Behandlung der Lehrgegenstände, sowohl in den Knaben- als in den Mädchen-Schulen, über das Innere der Schule überhaupt, über die Wichtigkeit des Lehramtes, über die Verhältnisse der Lehrer unter sich und zu den Eltern der Schuljugend, und giebt beherzigenswerthe Winke für solche junge Männer,

welche sich dem Schulfache widmen, wie solches das nachstehende Inhaltsverzeichniß näher nachweiset. Es wird dieses Buch auch besonders Eltern in den Stand setzen, vortheilhaft auf den Unterricht ihrer Kinder mit einzuwirken und bei dem häuslichen Unterrichte sie belehren, welche Lehrweise bei jedem Unterrichtsfache die richtige sey. Es verdient daher auch gewiß in den Händen vieler Eltern zu seyn.

Inhaltsverzeichniß.

Abschnitt I. 1. Einige Worte über die Wichtigkeit der allgemeinen Stadtschule und über das Verhältniß derselben zu Gymnasien. 2. Grundidee, von der jede Jugendbildung ausgehen müßte. 3. Gegenstände des Unterrichts in einer allgemeinen Stadtschule. 4. Behandlung der Lehrgegenstände. 5. Lectionsplan durch 5 Classen, nebst einem kurzen Verzeichniß der wichtigsten Schulbücher.

Abschnitt II. 1. Die Wichtigkeit der allgemeinen Mädchen- oder Töchter-Schule mit Gründen belegt. 2. Wie sich diese von der Knaben-Schule unterscheiden müsse, Trennung der Knaben von den Mädchen, und warum? 3. Unterrichtsgegenstände für das weibliche Geschlecht. 4. Behandlung der Unterrichtsgegenstände. 5. Lectionsplan durch 3 Classen.

Abschnitt III. 1. Schulgesetze. 2. Vom Bestrafen und Belohnen der Schuljugend. 3. Oeffentliche Schulprüfung. 4. Schulferien. 5. Schulconferenzen.

Abschnitt IV. 1. Schuldeputation. 2. Verhältniß zwischen Lehrern und Eltern der Schuljugend, und wie die häusliche Erziehung in die Schule eingreifen müsse. 3. Das Verhältniß der Lehrer unter einander.

Abschnitt V. 1. Ueber die Wichtigkeit des Lehramtes. 2. Die äußeren Verhältnisse der Lehrer. 3. Winke für Schulamtscandidaten oder solche junge Männer, welche sich dem Schulfache widmen.

Abschnitt VI. 1. Ueber die Erziehung und den Unterricht des weiblichen Geschlechts aus der niedern Volksklasse. Große Verwahrlosung dieses Geschlechts und die hieraus entspringenden üblen Folgen, rücksichtlich der weiblichen Dienstbothen. 2. Vorschlag, diesem Uebel durch die Errichtung einer besondern Anstalt zur Bildung dieses Geschlechts für ihren künftigen Beruf entgegen zu arbeiten. Die Einrichtung einer solchen Anstalt in einer jeden Stadt durch leichte und einfache Mittel. 3. Ueber die Errichtung der Lehrer-Wittwen Cassen.

Schlüßlich ist noch zu erinnern, daß überall in dieser lesens- und beherzigenswerthen Schrift, wo es heißen soll: das Forschen Ein-

dringen) in die Natur, aus Verſehen des Setzers in der Natur geſetzt worden iſt, welches alſo zu berichtigen ſeyn würde.

Anzeige für Lehrer der Forſtwiſſenſchaft, Forſtbeamte und junge Männer, welche ſich dem Forſtweſen widmen.

Pfeil, W., über forſtwiſſenſchaftliche Bildung und Unterricht. 8. broch. 21 gr.

Dieſe Schrift iſt beſtimmt, darauf aufmerkſam zu machen, auf welche Abwege man bei dem forſtlichen Unterrichte gerieth, und rügt rückſichtlos das Zweckloſe der gelehrtrn Verbildung unſerer jungen unpraktiſchen Forſtwirthe. Der Lehrer findet darin entwickelt, was, in welcher Art und in welchem Umfange er es zweckmäßig lehren ſoll, der Lernende eben ſo was ihm zu wiſſen nöthig iſt und wie er es erlernen kann, ſo daß eben ſo wenig etwas zu ſeiner vollkommenen Ausbildung fehlt, als er mit Sachen belaſtet wird, die ihm als Forſtmann unnütz ſind. Vorzüglich ſoll ſie auch einen Leitfaden für ſolche Forſtmänner abgeben, bei welchen ſich junge Männer aufhalten, um die Forſtwiſſenſchaft zu erlernen, um deren Studien zu ordnen, und zweckmäßig darauf hinzuleiten, worauf es ankommt.

Nächſtens ſoll von dieſem Verfaſſer auch eine vollſtändige Anleitung zur Behandlung, Benutzung und Schätzung der Privat-Forſten erſcheinen, und es läßt ſich, nach dem, was der Herr Forſtmeiſter Pfeil bereits in dieſer Sache geleiſtet hat, mit Recht erwarten, das dieſes Werk ein willkommenes Handbuch für Forſtmänner, Guthsbeſitzer, Oekonomiebeamte, Magiſträte u. Privat-Forſtbediente ſeyn wird.

Anzeige für Freunde der Obſtbaumzucht.

Schreiber's, J. C., kurze und gründliche Anweiſung zum Beſchneiden der Fruchtbäume. Mit 1 Kupfer. 8. broch. 9 gr.

Alle Gartenliebhaber und insbeſondere die Freunde der Obſtbaumzucht, welche ſich näher über das ſo wichtige Beſchneiden der Fruchtbäume unterrichten wollen, finden in dieſer Schrift eine kurze aber deutliche und gründliche Anweiſung zum zweckmäßigen Beſchneiden, Auszeigen oder Abkneipen der jungen Triebe, zum Anheften oder dem Sommerbande und zum Erſetzen der Fruchtreiſer zu gehöriger Zeit, ſowohl beim Kern- als bei dem Stein-Obſte, und insbeſondere in

der Behandlung des Pfirsich-Baumes, welcher die mehrste Aufmerksamkeit erfordert; weshalb dieses von einem erfahrnen Gärtner verfaßte Büchlein alle Empfehlung verdient.

Nachstehende Schriften

des Criminalrathes und Prof. Dr. J. Chr. F. Meister, welche zum Theil noch gar nicht in den Buchhandel gekommen sind, habe ich von dem Herrn Verf. an mich gekauft, so wie früher dessen Lehrbuch des Naturrechtes, (gr. 8. 2 thlr. 8 gr.)

Anleitung zur verständigen Ansicht jeder Hieroglyphen-, jeder symbolischen Wortsprache. gr. 8. broch. 3 gr.

Commentatio ad legem VII. pro D. de legatis et fideicommissis III. 4. 6 gr.

De Antonini Caracalla vero civitatis per orbem Romanum propagatore. 4. 6 gr.

Specimen posterius, de eis, quae apud Vivianum relata etc. 4. 3 gr.

Juristische und physiologische Erörterung der Lehre von den Mißgeburten, gr. 8. 3 gr.

Ueber Entsagungen eines Verschuldeten auf Erbschaften. gr. 8. 12 gr.

Varronis atque Ulpiani in recensendis rebus mancipi etc. 8. 4 gr.

Binnen Kurzem werden folgende Bücher in meinem Verlage erscheinen:

Bail, J. S., Archiv für die Pastoralwissenschaft theoretischen und praktischen Inhalts. 3r Thl. gr. 8.

Lange, Fr., Erdbeschreibung. Ein geographisches Lehrbuch für Knaben- und Mädchenschulen in 2 Abtheilungen. gr. 8.

Platonis Phaedon. Accedit varietas lectionis et brevis adnotatio, cura I. D. Körner. 8.

Schmidt, Z. W., Lehrbuch der speciellen Bierbrauerei, oder: die Bierbrauerei in ihrem ganzen Umfange nach den neuesten Entdeckungen, Erfahrungen u. Erfindungen durchaus praktisch bearbeitet. gr. 8.

Desselben Handbuch der mechanischen Technologie für Fabriken, Künste, Handwerke und technische Gewerbe in alphabet. Ordnung theoretisch und praktisch bearbeitet. 3r Thl. gr. 8.

Dessen physikalisch-chemisch-technisches Quodlibet, in belehrenden und

beluſtigenden Aufgaben und Auflöſungen. Ein Taſchenbuch auf das Jahr 1821. 8.

Seydel, F S., Nachrichten über Feſtungen und Feſtungskriege. 3r Thl. gr. 8.

Zullichau den 1. July 1820.

Darnmannſche Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Pindarus Werke, Urſchrift, Ueberſetzung in den pindariſchen Versmaßen und Erläuterungen von Friedrich Thierſch. 2 Theile gr. 8. Leipzig bei Gerhard Fleiſcher 1820. Preis 5 thlr. 12 gr.

Die unterzeichnete Verlagshandlung kündigt hiermit die Vollendung eines Werks an, in welchem der erhabenſte und ſchwierigſte lyriſche Dichter der Griechen zum erſtenmale vollſtändig, ſelbſt die Bruchſtücke nicht ausgenommen, in ſeinen urſprünglichen Versmaßen deutſch überſetzt worden iſt. Außer der Ueberſetzung ſelbſt, die bei der möglichſten Treue ſich beſtrebt, die Schranken des in der deutſchen Sprache Zuläſſigen nicht zu überſchreiten, übrigens aber das Urbild ſo unverfälſcht als möglich wieder zu geben, enthalten die beiden Bände, den griechiſchen Text, mit Benutzung der neueſten Bearbeitungen und nach des Verfaſſers eigenen Anſichten angeordnet, die vollſtändige Anzeige alles deſſen, was im Texte und von wem es geändert worden, erläuternde Anmerkungen zu der Ueberſetzung, eine ausführliche Einleitung über griechiſche Muſik und Rythmik in Bezug auf Pindarus, über Beſtimmung und Veranlaſſung der pindariſchen Geſänge, ihre Darſtellung durch den Chor und die Einrichtung deſſelben, über ihre Stoffe und die Behandlung derſelben, endlich über ihr Verhältniß zur Tragödie, beſonders zu der lyriſchen der Dorer, wobei eine Unterſuchung über den Urſprung der dramatiſchen Poeſie in Attika und zu Sikyon und über die Verbindung beider Gattungen zur attiſchen Tragödie eingeſchaltet wird. Den Beſchluß macht die Beſtimmung der chronologiſchen Folge, in welcher die Gedichte des Pindarus nach einander entſtanden ſind. Die Verlagshandlung glaubt ihrerſeits nichts verſäumt zu haben, um einem Werke, deſſen Erſcheinung nicht nur dem Philologen und Alterthumsforſcher, ſondern auch jedem Freunde ächter und wahrer Poeſie angenehm ſeyn dürfte, den erwünſchten Eingang zu verſchaffen.

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung ist so eben erschienen und an alle solide Buchhandlungen versandt worden:

Der Nibelungen Lied, zum erstenmal in der ältesten Gestalt aus der St. Galler Urschrift mit Vergleichung aller übrigen Handschriften herausgegeben von Friedr. Heinr. von der Hagen. 3te berichtigte, mit Einleitung und Wörterbuch vermehrte Auflage. gr. 8. 1820. 500 Seiten. Weiß Druckpapier 1 thlr. 18 gr. Velinpapier und kartonnirt 2 thlr. 18 gr.

Dasselbe, große Ausgabe. 1r Band. Mit den Lesarten aller Handschriften unter dem Text, und Erläuterungen der Sprache, Sage und Geschichte, herausgegeben von Friedr. Heinr. von der Hagen. gr. 8. 1820. 710 Seiten. Weiß Druckp. und kartonnirt. 3 thlr. 16 gr. Velinp. und kartonnirt 4 thlr. 20 gr.

Zugleich machen wir auf eine, das Nibelungen Lied erläuternde, und hiezu gehörige Schrift von neuem aufmerksam:

Die Nibelungen: ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer, von Fried. Heinr. von der Hagen. 8. 1819. geh. 1 thlr. 4 gr.

Buchhandlung Joseph Max und Comp.
in Breslau.

Steffens über Universitäten.

In allen soliden Buchhandlungen Deutschlands ist folgende höchst wichtige Schrift zu haben:

Ueber Deutschlands protestantische Universitäten von Henrich Steffens. gr. 8. 1820. Verlag von Joseph Max in Breslau. geh. 10 gr.

In der Dieterich'schen Buchhandlung in Göttingen ist erschienen:

De Fontibus et auctoritate vitarum parallelarum Plutarchi commentationes quatuor; auctore A. H. L. Heeren; in consessibus Regiae Soc. Scient. Götting. praelectae, jam vero editionibus Plutarchi Reiskii et Huttenii appendicis loco accommodatae. 1820. 8vo. 13 Bogen. 18 gr.

Auf mehrfaches Verlangen hat der Verfasser den Abdruck dieser vier Societätsabhandlungen, durch welche die historische Kritik der

Biographien Plutarchs zuerst begründet ist, in dem Format der Ausgaben von Reiske und Hutten besorgt; so daß sie jetzt als Anhang zu demselben betrachtet werden können; womit ihren Besitzern, so wie überhaupt den Freunden der Kritik der alten Geschichte, ein angenehmer Dienst geleistet seyn wird. Die Abhandlungen sind zugleich von dem Verfasser revidirt; und mit den nöthigen Indices versehen.

In der Kesselring'schen Hofbuchhandlung zu Hildburghausen ist so eben erschienen:

Βατραχομυομαχια ὁμηρικη. Für Anfänger mit Zurechtweisungen und einem Wortregister versehen vom Professor Dr. Klein. 8. 4 gr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Vertraute Briefe über Bücher und Welt. Von Friedr. Köppen. 8. Leipzig bei Gerhard Fleischer 1820. 2 thlr.

Der bekannte Verfasser hat in diesen Briefen vielerley Gegenstände berührt, welche unserer Zeit nahe liegen, z. B. die christliche und unchristliche Philosophie, in Bezug auf die neuern theologischen und philosophischen Parteyen, den Mysticismus, Pietismus, Separatismus, Spanien und seine Inquisition, das Mittelalter, die Behandlung der Moralphilosophie, Friedrich Heinrich Jacobi's Leben und Charakter, die Geschichtschreibung und deren Styl bei andern Völkern und bei den Deutschen. Weil die Briefe ursprünglich an einen Freund gerichtet wurden, erklärt der Verf. dem Leser in dem Vorbericht, sey manches Einseitige, aber auch Frische darin geblieben, seyen Sachen und Menschen mit Namen genannt, gehe Lob und Tadel gerade heraus, was er selber liebe, und das Publikum vielleicht mit ihm. Auch sey überhaupt die Einseitigkeit, Raschheit, Offenheit vertrauter Mittheilung so schlimm nicht, und könne das eigene Urtheil des Lesers anfrischen; was man aber liebe, solle man loben. Wir empfehlen daher dieses Werk gebildeten und denkenden Lesern.

Intelligenzblatt 1820.

Nro. VII.

Buchhändler-Anzeigen.

An die verschiedenen, von den scharfsinnigsten Gelehrten gemachten Versuche, die ehrwürdigen Denkmäler der althebräischen Dichtkunst in unsere Sprache überzutragen und die morgenländische Weise ganz in ihrem Lichte darzustellen, reihen sich die geistvollen, mit dem allgemeinsten Beyfall aufgenommenen Arbeiten des Herrn Superintendenten Dr. und Prof. Justi in Marburg, welche bey mir unter folgenden Titeln erschienen sind:

Joel	neu übersetzt und erläutert von Dr. K. W. Justi. 8. 12 gr.
Amos	. . . . . Dr. K. W. Justi. 8. 18 gr.
Micha	. . . . . Dr. K. W. Justi. 8. 12 gr.
Nahum	. . . . . Dr. K. W. Justi. 8. 1820. 10 gr.
Habakuk	. . . . . Dr. K. W. Justi. 8. 1820.

Joels bilderreiche Sprache, das feurige, patriotische Wesen des Amos, Micha's drohende und klagende Weisheitsreden in begeisterten Gesängen, die die trefflichste Wahrheit und Sittlichkeit mitten in einem erschlafften Zeitalter athmen, Nahums hochherziger Geist und Dichtercharakter, und Habakuks herrliche, in das goldne Zeitalter der hebräischen Dichtkunst gehörende Sprache werden jeden unwillkührlich ergreifen und insonderheit junge Theologen für das Studium der alttestamentlichen Bücher gewinnen. Dem geschmackvollen

und gelehrten Herrn Bearbeiter aber gebührt um so mehr Dank, als gerade in diesem Geiste nur sehr wenig ältere Uebertragungen, gleichgelungene wohl gar keine, existiren.

Eben so dringend zu empfehlen sind die schönen Ergießungen des hebräischen Dichtergeistes, welche Herr Dr. Justi aus den verschiedenen einzelnen alttestamentlichen Schriften sorgfältig ausgehoben hat, und welche unter dem Titel:

Nationalgesänge der Hebräer, neu übersetzt und erläutert von Dr. K. W. Justi. 3 Theile. 8. 3 thlr. 2 gr.

ebenfalls in meinem Verlage herauskamen. Diese in glühender Herzenssprache, hohen Fluge der Phantasie und Fülle poetischer Malerey ausgezeichneten sianitischen Gesänge sind treu und mit Dichterkraft in unserer Sprache wiedergegeben worden. Die Anmerkungen in sämmtlichen oben aufgeführten Büchern enthalten alles, was zur richtigen Erklärung derselben nöthig schien.

Leipzig, im August 1820.

Joh. Ambr. Barth.

Bey H. L. Brönner in Frankfurt ist so eben erschienen:

Blätter für höhere Wahrheit. Aus ältern und neuern Handschriften und seltenen Büchern. Mit besonderer Rücksicht auf Magnetismus. Herausgegeben von Johann Friedrich v. Meyer. Zweyte Sammlung; nebst einer Abbildung in Steindruck. Preis geh. 3 fl.

Auf die vielfach geschehene Nachfrage kann endlich die Erscheinung dieser zweyten Sammlung angezeigt werden. Es gilt von ihr, was von der ersten gesagt worden; es ist auch hier ein großer Reichthum geistlicher und philosophischer Ansichten unter anmuthiger Form und mit Mannigfaltigkeit der Gegenstände entwickelt. Für die Kritik der so oft mißverstandenen Mystik, für Naturwissenschaft und Magnetismus finden sich bedeutende Beyträge, Aufschlüsse und Andeutungen. Die eingestreuten poetischen Blumen sind höherer Natur, und den edelsten Zwecken der Menschheit entsprechend. Die metrische Uebersetzung Orphischer Hymnen ist fortgesetzt. Wenn einiges Wunderbare des Inhalts ans Unglaubliche zu grenzen scheint, so zeigt sich überall die Unpartheilichkeit des Herausgebers, der bey der Vielseitigkeit seiner Aufgabe und ihrer Behandlung, immer zugleich an seinen Ort zu stellen weiß, was für das wichtigste Bedürfniß des Menschen unwesentlich ist, und was als Schwärmerey gefährlich werden kann. Nach dem Bey-

fall, welchen schon die erste Sammlung gefunden hat, ist zu hoffen, daß gegenwärtige nicht die letzte bleiben werde.

In der Jägerschen Buchhandlung in Frankfurt a. M. ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Abhandlung über den Mark und Blutschwamm, oder Fungus medullaris und haematodes. Eine gekrönte Preisschrift von J. C. Maunnoir, Prof. zu Genf ꝛc. aus dem Französischen übersetzt. Preis 12 gr. oder 54 kr.

Diese wichtige Abhandlung über eine Krankheit, welche neuerdings die Aufmerksamkeit der Aerzte und Wundärzte im höchsten Grade auf sich zog, hat die Erwartung der medicinischen Gesellschaft zu Bordeaux gänzlich befriedigt, und dem verdienstvollen Verfasser den ausgesetzten Preis erworben. Sie enthält eine sehr lichtvolle Unterscheidung des Mark- und Blutschwamms. Die Ursachen, welche diese fürchterlichen Krankheiten hervorbringen und die ihnen folgenden Zufälle, sind darin mit vieler Klarheit, Methode und Bestimmtheit dargestellt. Die freymüthig und einfach erzählten Beobachtungen zeigen einen Praktiker, der vieles gesehen und mit großem Erfolge Nutzen daraus gezogen hat.

Bey H. L. Brönner in Frankfurt a. M. ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen um beigesetzten Preis zu haben.

Dr. Radlof, J. G., ausführliche Schreibungslehre der teutschen Sprache für Denkende, vornehmlich für Schriftsteller, Lehrer und Beamte; durchaus neu bearbeitet. Nebst zwey Schrifttafeln. gr. 8. Preis 2 thlr. 16 gr. oder 4 fl. 48 kr.

Die richtige Schreibung der teutschen Sprache ist immer noch so vielen Zweifeln unterworfen, daß es wohl zu den verdienstlichsten Unternehmungen gehört, dieselbe durch neue, durchgedachte und auf ein vielseitiges Forschen gestützte Regeln näher zu bestimmen, und Allen, denen es um ein gründliches Studium unserer Muttersprache zu thun ist, wird in dieser Hinsicht die Erscheinung des hier angekündigten Werks um so erfreulicher seyn, da in demselben diese schwierige Aufgabe mit eben so viel Scharfsinn als Sachkenntniß gelöst ist. Unstreitig steht dieses Werk wohl als eins der gediegensten in der Reihe der bekannten geistreichen Arbeiten des Verfassers da, von denen in meinem Verlage noch erschienen ist:

Die Sprachen der Germanen in ihren ſämmtlichen Mundarten dargeſtellt und erläutert; gr. 8. Preis 2 thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Zugleich empfehle ich allen Sprachforſchern noch das ebenfalls in meinem Verlage herausgekommene ſehr intereſſante und gehaltreiche Werk des Herrn E. G. von Arndt:

Ueber den Urſprung und die verſchiedenartige Verwandtſchaft der europäiſchen Sprachen. Nach Anleitung des ruſſiſchen allgemein vergleichenden Wörterbuchs. Herausgegeben von Dr. J. L. Klüber, gr. 8. Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 thlr.

Anzeige für Leihbibliotheken und Freunde einer angenehmen Lecture.

Der gebildeten Leſewelt zeige ich mit Bezugnahme auf meine desfallſige Bekanntmachung vom Januar d. J. hierdurch an, daß man fortwährend Fr. Rochlitz ſämmtliche Schriften für den ermäßigten Preis, nemlich 18 thlr. ſtatt 28 thlr. 5 gr. duech alle Buchhandlungen beziehen kann. Es wird denen Freunden einer ſittlichangenehmen Unterhaltung willkommen ſeyn, zur Complettirung der ganzen Sammlung auf die einzelnen Werke dieſes mit Recht ſo beliebten Schriftſtellers für einen ermäßigten Preis erhalten zu können, nemlich:

Charaktere intreſſanter Menſchen, in moraliſchen Erzählungen dargeſtellt. 4 Thle. ſtatt 6 Thlr. für 4 thlr. 12 gr.

Denkmale glücklicher Stunden, 2 Thle mit Kpfrn. ſtatt 4 thlr. 8 gr. für 3 thlr. 6 gr.

Erinnerungen in Erzählungen, 4 Thle. ſtatt 4 thlr. 16 gr. für 3 thlr. 12 gr.

Neue Erzählungen, 2 Thle. ſtatt 3 thlr. 12 gr. für 2 thlr. 16 gr.

Glycine, 2 Thle. mit Kupfern, ſtatt 3 thlr. 8 gr. für 2 thlr. 12 gr.

Kleine Romane und Erzählungen, 3 Thle. ſtatt 4 thlr. 12 gr. für 3 thlr. 8 gr.

Schauſpiele, ſtatt 1 thlr. 21 gr. für 1 thlr.

Wenn jedoch der Termin bald abgelaufen ſeyn wird, während welchem die Ermäßigung der Preiße ſtatt findet, ſo wolle man etwanige Beſtellungen bald an die zunächſt gelegenen Buchhandlungen gelangen laſſen.

Züllichau am 1. Juli 1820.

Darnmannſche Buchhandlung.

So eben hat die Presse verlassen und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Wurzer, Dr. F., Handbuch der populären Chemie zum Gebrauche bey Vorlesungen und zur Selbstbelehrung bestimmt. Dritte ganz umgearbeitete Auflage. gr. 8. 1820. 1 thlr. 12 gr.

Auch die 2te Auflage dieses allgemein geschätzten Compendiums einer in diesen Tagen mit vollem Rechte so sehr beliebten Wissenschaft vergriff sich in wenigen Jahren. Der gelehrte Verfasser versäumte nichts, diese 3te völlig neue Umarbeitung mit allen den bis in die letzten Tage gemachten neuen Entdeckungen zu bereichern und somit zur größtmöglichsten Vollständigkeit zu erheben. Sein Verdienst ist dadurch am besten gewürdigt worden, daß ein berühmter Chemiker beide frühere Ausgaben ins Französische übersetzte und ein Nachdruck der 2ten Auflage in Wien erschien, der hoffentlich durch gegenwärtige neue Bearbeitung ganz verdrängt werden wird, da ihm alle in der Chemie seit 1814 gemachten Vorschritte gänzlich ermangeln. Die lichtvolle, in möglichster Gedrängtheit gegebene Darstellung wird niemand, auch beym Selbstunterricht nicht, vermissen. Der Verleger hat durch den verminderten Preis (die 2te Auflage kostete 2 thlr.) nach Kräften gemeinnützig zu werden, sich bestrebt.

Leipzig im August 1820.

Joh. Ambr. Barth.

In der Kesselringschen Hofbuchhandlung zu Hildburghausen ist erschienen:

Homers Hymnus an Demeter, mit einer neuen teutschen metrischen Uebersetzung zur Seite des griechischen Textes und ausführlichen, über den Zweck, den Gehalt und das Verhältniß dieses Hymnus zu den Eleusinischen Misterien sich verbreitenden Wort- und Sacherklärungen, von Dr. F. K. L. Sikler, 4. 1820. 1 thlr. 6 gr.

Jul. Graf von Soden, Natalie und Desaide. 8. 1820. 1 thlr. 6 gr.

Dr. F. K. L. Sikler, Auflösung der Hieroglyphen oder der sogenannten Sternbilder in dem Thierkreise von Tantyra. Mit einer Abbildung des Thierkreises nach dem großen Werke der Franzosen. 4. 1820. 6 gr.

Ankündigung.

Es ist nun im Verlage des Endsunterzeichneten die fünfte verbesserte Original-Ausgabe von den

Stunden der Andacht in acht Bänden

erschienen, und in allen Buchhandlungen auf weißem Papier zu 8 fl. 15 kr. oder 5 thlr. 12 gr., und auf ordinairem Papier zu 5 fl. 30 kr. oder 3 thlr. 16 gr. zu haben. Die vier ersten Bände sind davon eben versendet worden, und die vier letztern werden unfehlbar in der nächsten Herbstmesse nachfolgen. Auch diese neue Ausgabe ist nochmals durchgesehen worden, und man wird sich überzeugen, daß durchaus nichts Anstößiges in Glaubenslehren darin erscheint, und daß nur der Geist des reinen und wahren Christenthums darin waltet, dem alle Bekenner desselben, ohne Unterschied der Konfession, huldigen und immerdar huldigen werden. Die in so kurzem Zeitraum erfolgten fünf Auflagen sind der sprechendste Beweis für den entschiedenen Werth dieser Andachtsbücher, die man gelesen haben muß, um sie völlig zu schätzen und ganz lieb zu gewinnen.

Im gleichen Verlage ist eben auch die fünfte vollständige Original-Ausgabe von den beliebten

Allemannischen Gedichten von J. P. Hebel

erschienen, welche auf Velinpapier mit vier Kupfern 4 fl. 30 kr. oder 3 thlr., auf weißem Papier 3 fl. oder 2 thlr., und auf ordinairem Papier 1 fl. 30 kr. oder 1 thlr. kosten. Es ist diese Ausgabe um ein Drittheil vermehrt, mit Kupfern geziert, auf weißem Papier gedruckt und dennoch im Preise möglichst billig angesetzt worden. Ueber den klassischen Werth dieser Gedichte herrscht längst nur eine Stimme, und es wäre überflüssig, auch nur ein Wort zu ihrer weitern Empfehlung beizufügen.

Noch hat eine

Neue praktische französische Grammatik von C. Hirzel

bei mir eben die Presse verlassen, über deren vorzügliche Brauchbarkeit bereits Sachkundige entschieden haben, und die sich zugleich durch den äußerst wohlfeilen Preis von 54 kr. oder 14 gr. noch besonders empfiehlt. Ich biete mit Vergnügen denjenigen Herren Lehrern, welche für deren Einführung geneigt sind, ein Exemplar zum eigenen Gebrauch unentgeltlich an.

Aarau, den 15. Juli 1820.

H. R. Sauerländer.

Tacitus Germanien, übersetzt von Gustav Sprengel, mit dem lateinischen Text und Erläuterungen von Kurt Sprengel. Mit einer Karte. Zweite verb. Auflage. Halle 1819, bei Schimmelpfennig. Preis 16 gr.

Die erste Auflage dieses Buchs, welche vor zwei Jahren erschien, wurde mit einem Beifall aufgenommen, der, des bald darauf erfolgten Wiener Nachdrucks ungeachtet, jetzt eine zweite Auflage nöthig machte. Fast alle kritischen Blätter Deutschlands haben über die Vorzüglichkeit und Brauchbarkeit schon bei der ersten Ausgabe desselben, ehrenvoll entschieden. Die Hinweisungen durch scharfsinnige Kritik bedeutender Männer, haben die Verfasser fleißig benutzt und gewürdigt, auch die beigefügten Erläuterungen so vermehrt, daß dieses Buch fast in einer ganz neuen Gestalt erscheint; worüber in der gehaltreichen Vorrede desselben, das Nähere zu lesen ist.

Erklärung des Würtembergischen Verlags-Vereins, die Herausgabe der alten Classiker, nach den besten, aus dem Buchhandel verschwundenen, hauptsächlich holländischen Editionen, betreffend.

In unserem im December 1818 ausgegebenen Prospectus kündigten wir den Entschluß an, die trefflichen, im vorigen Jahrhundert von holländischen und englischen Gelehrten besorgten Ausgaben der griechischen und römischen Classiker, welche entweder ganz aus dem Buchhandel verschwunden, oder nur selten noch und zu unmäßigen Preißen zu haben sind, in einem schönen correcten Abdruck wieder zu geben, und den Anmerkungen jener Editoren neue, theils kritische, theils andere Bemerkungen beyzufügen, und diese Ausgaben auf solche Weise bis in die neuesten Leistungen und Entdeckungen herabzuführen. Nach diesem Plane ist denn auch bereits vollendet:

1.) Cornelii Nepotis quae exstant cum selectis superiorum Interpretum suisque animadversionibus edidit Augustinus van Staveren. Editio nova auctior curante Guilielmo Henrico Bardili, AA. LL. M. Eccl. Uracensis Diacono. Accedunt Cornelii Nepotis Fragmenta Guelpherbytana cum Jac. Frid. Heusingeri Defensionibus omniumque vocabulorum ac rerum Index Bosianus multo quam antea plenior et emendatior.

2 Tomi (1383 Seiten) maj. 8. 1820. Druckpapier 8 fl. 6 kr. oder 4 thlr. 12 gr. Schreibpapier 12 fl. 12 kr. oder 6 thlr. 20 gr.

Indeſſen hat uns, theils eigene Ueberlegung, theils der Rath ſachkundiger Männer überzeugt, daß auf dieſem Wege das Unternehmen allzu langſam vorwärts ſchreiten, und der ſo oft von den ausgezeichnetſten Philologen ausgeſprochene Wunſch, jene alten Editionen wieder in Vieler Händen zu ſehen, ſpät erfüllt werden würde. Es haben daher die mit uns zu dieſem Zweck vereinigten Gelehrten unſern Vorſchlag angenommen und ſich entſchloſſen vor der Hand jene alten holländiſchen Ausgaben rein und ohne Zuſatz abdrucken zu laſſen, und was ſie den Anmerkungen der Editoren nach dem früheren Plane gleich an Ort und Stelle beigegeben haben würden, für Supplementbände aufzuſparen, welche erſt nach dem Abdrucke der alten Ausgabe eines Claſſikers erſcheinen ſollen. Nach dieſem Plane iſt denn auch bereits erſchienen:

2.) T. Livii Patavini Historiarum ab urbe condita Libri, qui supersunt, omnes, cum notis integris Laur. Vallae, M. Aut. Sabellici, Beati Rhenani, Sigism. Gelenii, Henr. Loriti Glareani, Gar. Sigonii, Fulvii Ursini, Franc. Sanctii, J. Fr. Gronovii, Tan. Fabri, Henr. Valesii, Jac. Perizonii, Jac. Gronovii; excerptis Petr. Nannii, Justi Lipsii, Fr. Modii, Jani Gruteri; nec non ineditis Jani Gebhardi, Car. And. Dukeri, et aliorum: curante Arn. Drakenborch, qui et suas adnotationes adjecit. Accedunt Supplementa deperditorum T. Livii librorum a Jo. Freinshemio concinnata.

Tom. I. Pars I. (451 Seiten) maj. 8. 1820. Druckpapier 2 fl. 24 kr. oder 1 thlr. 8 gr. Schreibpapier 3 fl. 24 kr. oder 1 thlr. 21 gr.

Der Beſorger dieſes Abdrucks hat dabei (ſ. die Vorrede) nur

a) die Verbeſſerungen und Zuſätze, welche Drakenborch ſelbſt im ſiebenten Bande nachtrug, gleich in ihre Stellen eingeſchaltet;

b) die Varianten des Codex florentinus, welche Drakenborch erſt von Lib. 3. cap. 32. an in Händen hatte, und daher die früheren hinter dem zweiten Tomus beſonders aufführte, an ihrem Orte eingerückt;

c) waren wir ſo glücklich, das eigene Handexemplar Drakenborchs, in welchem derſelbe nicht wenige, zum Theil wichtige Zuſätze und Verbeſſerungen eigenhändig beiſchrieb, zur Benützung zu erhalten. Der neue Herausgeber hat dieſe handſchriftlichen Anmerkungen Drakenborchs in Parentheſen gleich in ihren Stellen mitgetheilt, und ſie betragen, die unter den Erratis im ſiebenten Bande nicht angegebenen Druckfehler mitgerechnet,

für das erste Buch allein 289 Nummern. Dieser neue Abdruck des Drakenborchschen Livius, an welchem mit der größten Thätigkeit und Genauigkeit gearbeitet wird, ist in kurzer Zeit vollständig zu haben. Nebenbei ist gegenwärtig Julius Cäsar von Oudendorp und eine kleine Abhandlung über Maaß und Gewicht als zum Gebrauch dieser Classiker vom Herrn Professor Wurm dahier unter der Presse; dann folgen die Ciceronischen Reden und Officien von Grävius, Virgilius von Burmann, Antoninus von Gataker u. s. f.

Ein besonderer Fleiß wird auch auf dee Indices eines jeden Schriftstellers verwendet werden, damit einst ein vollkommener General-Index aller Classiker daraus entstehen möge.

Auch selbst die alten Mathematiker sollen in diese Sammlung aufgenommen werden, und es wird nächstens Euclid griechisch und lateinisch durch Herrn Professor Camerer dahier bearbeitet, unter die Presse kommen. Hiebei wird außer der Hervagischen Ausgabe die Oxforder von David Gregorii, so wie die Pariser von F. Peyrard benutzt werden. Der Herausgeber wird alles, was ihm zweckmäßig scheint, aus den Commentarien des Proklus, Clavius, Savilius, Robert Simson und anderer, auch neuerer vaterländischer Mathematiker, besonders auch aus Herrn Professor Pfleiderers in Tübingen Dissertationen über das zweite, fünfte und sechste Buch der Elemente hinzufügeu.

Ueber den bisherigen langsamen Gang unsers nun begonnenen Geschäftes werden wir Entschuldigung finden, wenn man bedenkt, welche beträchtliche Vorbereitungen zu einem so bedeutenden Unternehmen erfordert werden, um den großen Hoffnungen, die man billig bei Schätzen hat, die kein uns bekannt.s Volk bis jetzt zu überwiegen vermochte, zu entsprechen, es mußte eine neue Druckerei mit auserlesenen Schriften errichtet, mit Papierfabriken über schönes, solides Papier auf mehreee Jahre Accorde geschlossen, die vorzüglichsten, oft seltenen Ausgaben der alten Classiker mit vieler Mühe, oft nach mehreren Versuchen, aus aller Welt herbeigeschafft, Dissertationen, Programme u. s. f. aufgesucht, zum Theil Codices verglichen werden u. s. w.

Die nun gelieferten Proben mit dem Cornelius Nepos und Livius werden das gelehrte Publikum von der Vortrefflichkeit dieser Ausgaben und von der Vortrefflichkeit dieser Ausgaben und von der Solidität dieses Unternehmens überzeugen. Wenn wir bedenken, daß Griechen und Römer die einzigen Völker in der uns bekannten Weltgeschichte sind, die wir als die würdigsten zur Nachahmung und Nachbildung anerkennen, sey es in Wissenschaften und Künsten, in Ein-

richtungen des geselligen Lebens, überhaupt in allem, was wir Cultur der Menschheit nennen: so dürfen wir hoffen, daß dieses verdienstliche, mit so großer Aufopferung und Anstrengung begonnene Unternehmen — die Welt unterstützen werde.

Der Subscriptions-Termin ist für den Cornelius Nepos noch vier Monate, für den Livius noch sechs Monate offen.

Die strengste Correktheit, schönes Papier und wohlfeiler Preis, sind die Gesetze, welche sich der Verlagsverein auferlegt und unverbrüchlich befolgen wird.

Das Alphabet im größten Median-Octav wurde nach unserer ersten Ankündigung im Subscriptionspreis zu 2 fl. 24 kr. oder 1 thlr. 8 gr. sächs.; auf Schreibpapier 3 fl. 36 kr. oder 2 thlr. sächs. (mathematische Autoren ausgenommen) angekündiget; nun aber ist der Ladenpreis um ¼ höher.

Niemand ist gebunden, die ganze Sammlung zu nehmen, sondern es ist jeder Autor einzeln zu haben.

Freunde der alten Literatur, welche zur Beförderung des Unternehmens sich der Mühe der Pränumeranten-Sammlung unterziehen, erhalten auf acht Exemplare ein neuntes gratis oder den Geldbetrag davon, wenn sie sich directe an den Verlagsverein wenden und den Betrag entweder baar oder in Wechseln auf Frankfurt am Main, Leipzig oder Stuttgart einsenden.

Vor jeder Versendung werden alle Werke genau collationirt, damit jede Nachlieferung von Defekten unterbleibt.

Bestellungen von Privaten nehmen wir selbst an, man kann sich aber auch an jede Buchhandlung wenden, und diese entweder an uns, oder unsere Haupt-Commissionaire

Die Herrmann'sche Buchhandlung in Frankfurt am Main.

Herrn C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Stuttgart, im Mai 1820.

Würtembergischer Verlags-Verein
für die alten Classiker.

Die Preise sind im Conventions-24 Guldenfuß ausgesetzt. Neun Gulden dieser Währung (zu 60 Kreuzern) betragen 5 thlr. sächs. oder 1 fl. 48 kr. — 1 thlr., 4½ kr. — 1 gr.

Bey H. L. Brönner in Frankfurt a. M. ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

J. B. von Sind's sicher und geschwind heilender Pferdearzt, oder gründlicher Unterricht über die Erkenntniß, Ursachen und Heilung der Krankheiten der Pferde. Völlig umgearbeitet von Carl Wilhelm Ammon, und mit Anmerkungen und Zusätzen versehen von Seyfert v. Tennecker. 8te vermehrte und verbesserte Aufl. gr. 8. 1820.

Auch unter dem Titel:

Handbuch für angehende Pferdeärzte, auch für Oekonomen und Pferdeliebhaber nützlich zu gebrauchen. Von K. W. Ammon. Mit Anmerkungen und Zusätzen versehen von S. v. Tennecker. gr. 8. 1820.

Diese achte Auflage des längst als sehr brauchbar anerkannten Sind'schen Pferdearztes ist nicht allein von dem letzten Herausgeber desselben, Herrn Gestütmeister Ammon, auf das sorgfältigste revidirt und mit einer Menge neuer Erfahrungen vermehrt, sondern auch durch die ganz neu hinzugekommenen Zusätze und Anmerkungen des Herrn Seyfert von Tennecker dergestalt bereichert worden, daß dieses Werk nun wohl unstreitig zu den gründlichsten und belehrendsten Büchern zu zählen ist, die über diesen Gegenstand erschienen sind. Die große Menge der neu hinzugekommenen Bemerkungen haben den Inhalt im Vergleich zur vorigen Auflage fast um das Doppelte vermehrt; demungeachtet ist durch einen möglichst ökonomischen Druck dafür gesorgt worden, den bisherigen sehr billigen Preis von 1 thlr. 4 gr. oder 2 fl. beibehalten zu können, um die Gemeinnützigkeit des Werks desto mehr zu befördern; es ist daher in jeder Hinsicht allen Thierärzten, Pferdeliebhabern und Oeconomen als ein unentbehrliches und sehr wohlfeiles Handbuch zu empfehlen.

In meinem Verlag erscheint Ende September:

Christus, der Weg zu dem Vater. Auch ein Büchlein zur Unterweisung christlicher Confirmanten von dem Verfasser von Wahl und Führung.

Die Absicht des Verfassers bei diesem Büchlein ist: Ein System des rein Christlichen Lebens nach der heiligen Schrift aufzustellen. Christus ist der mächtige Träger, auf dem das Ganze ruht, von dem es ausgeht, und mit dem es endet.

Der Preis eines Exemplars wird nicht 3 gr. übersteigen, und ersuche ich die Freunde des Verfassers, ihre Bestellungen entweder unmittelbar bei mir, oder in den ihnen zunächst gelegenen Buchhandlungen zu machen.

Leipzig im Juli 1820.

H. A. Köchly.

Verzeichniß der Bücher, welche in der Ostermesse 1820 in der Weidmannischen Buchhandlung in Leipzig fertig geworden sind.

Aristophanis Comoediae auctoritate libri praeclarissimi saeculi decimi emendatae a Phil. Invernizio etc. Vol. VIIum. 8 maj.

Etiam sub titulo:

Commentarii in Aristophanis Comoedias. Collegit, digessit, auxit C. G. Dindorfius. Vol. Vum, Commentarios in Acharnenses et Vespas continens. 8 maj. Charta scriptoria. 3 thlr. 12 gr. od. 6 fl. 18 kr.

* — — Idem liber, charta belg. opt. 6 thlr. od. 10 fl. 48 kr.

Aristophanis Nubes, fabula nobilissima integrior edita auctore Carolo Reisigio, Thuringo. 8 maj. Charta impress. 1 thlr. od. 1 fl. 48 kr.

— — Idem liber, charta script. gall. 1 thlr. 6 gr. od. 2 fl. 15 kr.

* — — Idem liber, charta membran. 1 thlr. 16 gr. od. 3 fl.

Benedicti, Traug. Fred., Observationes in septem Sophoclis Tragoedias. 8 maj. Charta impress. 1 thlr. 6 gr. od. 2 fl. 15 kr.

— — Idem liber, charta script. 1 thlr. 12 gr. od. 2 fl. 42 kr.

* — — Idem liber, charta membran. 2 thlr. 8 gr. od. 4 fl. 12 kr.

Eichhorn's, Joh. Gottfr., Einleitung ins Neue Testament. 1r Theil. Neue umgearbeitete Auflage. gr. 8.

Auch unter dem Titel:

— — kritische Schriften, 5r Theil. gr. 8. 3 thlr. od. 5 fl. 24 kr.

Erasmi, Desid., Roterdami, Ecclesiastes sive de ratione concionandi libri IV. Ad fidem editt. princ. recensuit, divisionem capitum instituit, indices rerum ac verborum copiosissimos adjecit Dr. F. A. Klein. 8 maj. Charta impress. 2 thlr. 18 gr. et 3 thlr. od. 4 fl. 57 kr. et 5 fl. 24 kr.

— — Ieem liber, charta script. gall. 4 thlr. od. 7 fl. 12 kr.

Hesychii, Milesii, Opuscula duo quae supersunt, I. de hominibus doctrina et eruditione claris. II. de originibus vrbis Constantinopoleos et Cardinalis Bessarionis epistola de educandis filiis. Joannis Palaeologi lingua graeca scripta. Graece et Latine. Recognovit, notis Hadr. Junii, Henr. Stephani, Joa. Meursii, Petri Lambecii, Gisb. Cuperi; F. J. Bastii aliorumque et suis illustravit Joa. Conr. Orellius. Cum indicibus necess. 8 maj. Charta impress. 1 thlr. 18 gr. od. 3 fl. 9 kr.

— — Idem liber, charta script. 2 thlr. od. 3 fl. 36 kr.

* — — Idem liber, charta membran. 2 thlr. 8 gr. oder 4 fl. 12 kr.

Phrynichi Eclogae nominum et verborum Atticorum. Cum notis P. J. Nunnesii, D. Höschelii, J. Scaligeri et Corn. de Pauw partim integris partim contractis edidit, explicuit Christ. Aug. Lobeck. Accedunt fragmentum Herodiani et notae, praefationes Nunnesii et Pauwii et Parerga de vocabulorum terminatione et compositione, de aoristis verborum authypotactorum etc. 8 maj. Charta impress. 3 thlr. 12 gr. od. 6 fl. 18 kr.

— — Idem liber, charta script. gall. 4 thlr. 8 gr. oder 7 fl. 48 kr.

* — — Idem liber, charta membran. 6 thlr. od. 10 fl. 48 kr.

Platonis, quae exstant Opera. Accedunt Platonis quae feruntur Scripta. Ad opt. librorum fidem recensuit, in linguam latinam convertit, annotationibus explanavit indicesque rer. ac verborum accuratiss. adiecit Fridericus Astius. Tom. IIus. continens Theaetetum, Sophistam et Politicum. 8 maj. Charta impress. 1 thlr. 18 gr. et 2 thlr. od. 3 fl. 9 kr. et 3 fl. 36 kr.

— — Idem liber, charta script. gall. 2 thlr. 8 gr. od. 4 fl. 12 kr.

* — — Idem liber, charta membran. 3 thlr. 16 gr. oder 6 fl. 36 kr.

Pölitz, K. H. L., die Sprache der Teutschen, philosophisch und geschichtlich für akademische Vorträge und für den Selbstunterricht dargestellt. gr. 8. 1 thlr. 12 gr. od. 2 fl. 42 kr.

— — Dasselbe Buch auf Schreibpapier. 1 thlr. 18 gr. od. 3 fl. 9 kr.

Prisciani, Caesariensis Grammatici, Opera. Ad vetustiss. Codicum, hunc primum collatorum, fidem recensuit, emaculavit, lect. varietatem notavit et indices

locupletiss. adjecit Augustus Krehl. Vol. IIum et ult. 8. maj. Charta impress. 2 thlr. 18 gr. od. 4 fl. 57 kr.

Prisciani, Idem liber, charta script. 3 thlr. 6 gr. oder 5 fl. 51 kr.

Schleusneri, Joh. Frid., novus Thesaurus philologico-criticus sive Lexicon in LXX et reliquos interpretes graecos ac scriptores apocryphos Veteris Testamenti. Post Bielium et alios viros doctos congessit et edidit. Pars I et II. *A* — *E*. 8 maj. Charta impress. 4 thlr. 12 gr. et 5 thlr. od. 8 fl. 6 kr. et 9 fl.

— — Idem liber, charta script. gall. 6 thlr. od. 10 fl. 48 kr.

— — Idem liber, charta membranacea. 7 thlr. 12 gr. oder 13 fl. 30 kr.

Vega, Georg Freih. von, logarithmisch-trigonometrisches Handbuch, anstatt der kleinen Vlackischen, Wolfischen und anderen dergleichen, meistens sehr fehlerhaften Tafeln, für die Mathematikbeflissenen eingerichtet. Fünfte, verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. Auf Druckpapier 1 thlr. 12 gr. od. 2 fl. 42 kr.

— — Dasselbe Buch, auf Schreibpapier 1 thlr. 18 gr. oder 3 fl. 9 kr.

Etiam sub titulo:

Vega, Georgii lib. Bar. de, Manuale logarithmico-trigonometricum in matheseos studiosorum commodo editum etc. 8 maj.

Ankündigung.

Geschichte der Entdeckungen und Eroberungen der Portugiesen im Orient vom Jahr 1415 bis 1539, nach Anleitung der Asia des Joaõo de Barros.

Unter diesem Titel wünsche ich eine kurzgefaßte Uebersetzung eines Werks herauszugeben, welches die glänzende Periode der Entdeckungen und des Waffenglücks der Portugiesen im westlichen und östlichen Afrika und in Asien ganz umfaßt, und welches wegen seines klassischen Gehalts nicht nur für den Geschichtforscher einen hohen Werth hat, sondern auch dem Nichtgelehrten eine eben so angenehme, als belehrende Unterhaltung verspricht.

Um die Ausgabe meines Werks zu befördern, wähle ich den Weg der Subscription. Es wird in fünf Octavbänden in Median-

format erscheinen, und im Druck 5½ bis 6 Alphabet betragen. Die Subscribenten erhalten das broschirte Exemplar auf weißem Median-Druckpapier zu 5 thlr., und auf Schreibpapier zu 7 thlr. in grober Conventionsmünze. Wer für 10 Exemplare unterschreibt, erhält das 11te frei. Für Deutschland bleibt die Subscription bis zum Ende des Octobers, und für das Ausland bis zum Ende des Decembers dieses Jahrs offen. Sobald die Kosten des Papiers und des Drucks durch dieselbe gedeckt sind, wird mit dem Druck angefangen, und bis zur Vollendung unablässig fortgefahren werden; indem das ganze Manuscript bereits fertig liegt.

Bei Ablieferung des 1sten Bandes zahlen die Subscribenten ein Drittel, bei Ablieferung des 2ten Bandes das zweite, und bei Ablieferung des 4ten Bandes das letzte Drittel des Betrags.

Nach geschlossener Subscription wird der Ladenpreis für das Exemplar auf Druckpapier 7½ thlr., und auf Schreibpapier 10½ thlr. seyn.

Den Druck hat die rühmlich bekannte Viewegsche Officin in Braunschweig übernommen. Alle Buchhandlungen Deutschlands sind ersucht, Subscriptionen anzunehmen und sich an die Schulbuchhandlung in Braunschweig zu wenden.

Lüneburg, den 25. Juli 1820.

D. W. Soltau.

J. Frank, Buchhändler in Brüssel,

zeigt hiermit ergebenst an, daß der erste Jahrgang des seit Juli 1819 hier erscheinenden naturwissenschaftlichen Journals:

Annales generales des Sciences physiques par Bovi de St. Vincent. de l'institut de France. Drapiez de plusieurs académies et van Mons, membre de l'institut des Pays-Bas, Professeur de Phisique et de Chemie à l'université de Louvain etc. etc.

mit dessen alleinigem Debit obige Buchhandlung beauftragt ist, mit Juli dieses Jahrs vollendet, und schon mit Anfang August das erste Heft des zweiten Jahrgangs versendet worden ist.

Dieses Werk, welches Männer zu Verfassern hat, die sich schon früher durch wissenschaftliche Productionen einen gegründeten Ruf in Europa erworben, erscheint mit der größten Pünktlichkeit in monatlichen Heften von 8 bis 9 Druckbogen in 8. mit 4 Kupfertafeln, welche nach Erfordern der Umstände colorirt sind.

Die resp. Herren Abonenten des ersten Jahrgangs haben sich auch überzeugen wollen, welchen Werth die Verfasser darauf setzen, ihre Erwartung noch zu übertreffen, indem beim vorigen Jahrgang statt versprochenen 96 Druckbogen 101, wovon 7 — 8 in kleinem Text, und statt 48 Kupfertafeln, 71 geliefert wurden.

Unter den ausgezeichneten Naturforschern, welche diese Sammlung des ersten Jahrgangs mit schätzbaren Beiträgen bereichert haben, bemerkt man mit Vergnügen Bridel, Cuvier Chaptal, Döbereiner Geoffroy de St. Hilaire, Gradeloop, de Hemptienne, Lisfranc Leon Dufrier, Marcet de Serre Moreau de Jonnes Percy, Curt Sprengel, Wurzer etc. etc.

Dieses Werk, welches zunächst den naturwissenschaftlichen Forschungen der Verfasser nach die Bestimmung hat, jene der vorzüglichsten Gelehrten, sowohl in- als ausserhalb Europa aufzunehmen, ist diesem Zweck schon dadurch näher gekommen, indem die Akademie der Wissenschaften zu Paris, um den Verfassern einen Beweis der Achtung für ihre Verdienste zu geben, bestimmt hat, daß die Protokolle ihrer jedesmaligen Sitzungen dem Herrn Doctor Flourens einem der Mitarbeiter der Annalen, mitgetheilt worden: ein Beweis der Schätzung, dessen sich kein bisher in Frankreich herausgekommenes wissenschaftl. Journal rühmen kann. Auch hat die französische Regierung die Annalen in Schutz genommen, und deren Eingang Abgabenfrei verstattet.

Ferner haben sich die unter so vielen Rücksichten, und besonders der als Naturforscher im spanischen Amerika berühmte Herr Zea Barmadez und Herr Roffinesque, Professor der Universität zu Lexington in Nordamerika den Verfassern als Correspondenten in jenen reichen Weltgegenden erboten, und schon hat einer dieser achtbaren Gelehrten Sendungen gemacht, wovon in den nächsten Heften wird berichtet werden. Der erste Band dieser Annalen wurde dem Freiherrn Alex. v. Humbold, der zweite dem Herrn v. Sivinder, der dritte dem Herrn General Carnot, der vierte dem Herrn Banks, und der fünfte (II. Jahrg. 1. 2. 3.) dem Herrn Zea Bermudez gewidmet.

Die Verfasser werden deswegen ihre Sorgfalt und ihren Eifer verdoppeln, sowohl hinsichtlich der Vervollkommnung des Textes, und auch der Schönheit der Kupfer und Reinheit des Colorits. Ihr Forschen soll das unermeßliche Gebiet der Naturwissenschaft umfassen, und Chemie, Physik, Botanik, Mineralogie, Zoologie, Orictologie, Etymologie, Technologie, Ackerbau und allgemeine Oeconomie, werden mit gleicher Gründlichkeit abgehandelt werden.

Der Abonnementspreis ist für den Jahrgang 15 thlr. od. — fl.

Herr J. A. Barth in Leipzig und die Herrmannsche Buchhandlung in Frkfrt. nehmen hierauf Bestellungen an.

Ferner:

Esprit, Origine et Progrés des Institutions judiciaires des principaux pays de l'Europe par Mr. le Chevalier J. D. Meyer, membre de l'institut des Pays-Bas, des Academies des Sciences de Bruxelles et de Göttingue, 3 Vol. in Fol.

La Haye 1819. 5 thlr.

Dieses schätzbare Werk ist schon von den berühmtesten Rechtsgelehrten in Europa so vortheilhaft gewürdigt worden, um keine weitere Anpreisung zu bedürfen, und ist bloß noch hinzuzufügen, daß der 4te Theil enthaltend: Institutions judiciaires des Pays-Bas, unter der Presse ist, und baldigst versandt wird.

Intelligenzblatt 1820.

Nro. VIII.

Chronik der Universität Heidelberg.

Am 20sten September hatte unsere Universität das Glück, ihren allverehrtesten Landesherrn und gnädigsten Beschützer, Sr. Königl. Hoheit, Ludwig, Großherzog von Baden u. s. w. zum erstenmale hier zu sehen, und Allerhöchstdemselben auch ihrerseits neben den übrigen Behörden und Einwohnern der Stadt im frohen Gefühle eines so sehr erwünschten Ereignisses ihre Huldigungen darzubringen. Einfach und schmucklos, aber aus der Fülle treuer Ergebenheit, begrüßte diese alte Lehranstalt den erhabenen Sohn ihres hochgepriesenen Wiederherstellers gleich nach Höchstseiner Ankunft mit einer Inschrift, welche transparent an der Westseite des reichlich illuminirten Universitätsgebäudes mit folgenden Worten zu lesen war:

LUDOVICO
Caroli. Friderici. Genitoris. Aemulatori
Patriae. legum. civium. Sospitatori
Literarum. artium. tutori
Hanc. musarum. primum. adeunti. sedem
Ruperto. Carola
grata. felix.

Am folgenden Morgen hatte die academische Corporation die Gnade persönlich ihre tiefste Devotion zu bezeugen, und Sr. Königl. Hoheit geruheten allergnädigst zu befehlen, daß die academischen Lehrer einzeln durch den zeitigen Prorector vorgestellt werden sollten, wobei Allerhöchstdieselben der Kürze der Zeit ungeachtet Sich mit mehreren derselben sehr herablassend zu unterhalten die Gnade hatten. Bald darnach wurden einige Institute der Universität, vorzüglich die erst kürzlich neu eingerichteten, so weit es die beschränkte Zeit verstattete, in allerhöchsten Augenschein genommen, als namentlich die Sammlun-

gen für die Anatomie, Physik, Technologie, Chemie, Botanik u. s. w. Diejenigen, welchen die Gnade geworden, hierbei gegenwärtig zu seyn, mußten an dem erhabenen Beschützer dieser Lehranstalt eben so sehr die kenntnißreiche Beurtheilung der verschiedenen wissenschaftlichen Gegenstände, als die herablassende Unterhaltung bewundern. Ueberhaupt ist den sämmtlichen academischen Lehrern durch die huldreichen und wahrhaft landesväterlichen Aeußerungen unsers allergnädigsten Großherzogs der bleibende Eindruck zu Theil geworden, daß sie nicht bloß sich jener frohen Stunden dankbar erinnern, sondern sich zur thätigen Wirksamkeit in den Wissenschaften und unerschütterlichen Treue aufs Neue belebt fühlen.

Im Gefolge Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs befanden sich namentlich des Staats- und Cabinets-Ministers Freiherrn v. Berstett, Excellenz, welche nicht ohne großes Interesse die Institute dieser Hochschule genauer kennen lernten, und Ihre Geneigtheit einer fortdauernden Wirksamkeit für den bleibenden Flor derselben zu erkennen gaben.

Nach zwei Uhr reiseten Sr. Königl. Hoheit, unter dem Jauchzen der versammelten Menge und von den Segnungen aller Anwesenden begleitet, wieder von hier.

Vom Königlichen Cabinets-Ministerio zu Hannover ist mittelst Rescripts vom 19ten Junius d. J. dem Rector Magister Fortlage zu Osnabrück der Titel eines Directors des evangelischen Gymnasii daselbst beygelegt worden.

Buchhändler-Anzeigen.

In der Hertelschen Buchhandlung in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Anfangsgründe der nothwendigsten Theile der Mathematik zum Gebrauch der Schulen. Herausgegeben von Joh. Jacob Ebert, Professor der Mathematik zu Wittenberg ꝛc. ꝛc. Mit Kupfern. Vierte berichtigte und verbesserte Auflage. 8. Leipzig, 1820. 27½ Bog. Preis 1 rthl.

Für Anfänger in dieser wichtigen jetzt so allgemein gewordenen Wissenschaft giebt es rücksichtlich des Plans, der Sprache und Bestimmtheit der Begriffe kein kürzeres, deutlicheres und faßlicheres, so wie bei der verhältnißmäßig starken Bogenzahl auch kein wohlfeileres

Lehrbuch, als daß es zum Privatstudium sowohl als zunächst zum Gebrauch der Schulen, wo es schon längst, vorzüglich in Süd- und Norddeutschland, häufig eingeführt worden und mit Nutzen gebraucht wird, noch einer besondern Empfehlung bedürfte.

Für Forstmänner, Gutsbesitzer und Freunde der Botanik.

In der Schüppelschen Buchhandlung in Berlin ist kürzlich erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Abbildung der deutschen Holzarten, für Forstmänner und Liebhaber der Botanik, herausgegeben von Prof. Fr. Guimpel, mit Beschreibung v. Prof. C. L. Willdenow u. Prof. Fr. Gottl. Hayne, 35s. u. 36s. Heft, mit 12 sauber ausgemalten Kupfern und vollständigem Register, gr. 4. 3 rthl. 6 gr.

Mit diesem 36sten Heft ist das ganze Werk nunmehr beendigt und geschlossen, das auf 216 sauber gestochenen und illuminirten Kupferplatten sämmtliche in Deutschland wild wachsende Bäume und Sträucher, und auf 39 Bogen Text die genaue Beschreibung derselben enthält. Jede Platte zeigt einen vollständig blühenden Zweig, Zergliederung der Blume und Frucht, und treue Abbildung der Knospe. Alle Holzarten sind von H. Prof. Guimpel, einem der besten jetzt lebenden Pflanzenmaler, genau nach der Natur gezeichnet und lassen an täuschender Aehnlichkeit nichts zu wünschen übrig; so daß auch Herr Ober-Landforstmeister und Staatsrath Hartig, in seinem Forst- und Jagd-Archiv von und für Preußen, Jahrg. 2. Heft 1. bei der Anzeige von diesem Werk sagt:

„Unter den bisher erschienenen Kupferwerken der Art, zeichnet sich „das vorhin erwähnte durch naturgetreue Darstellung sehr vortheilhaft aus, und verdient daher besonders empfohlen zu werden, da „es das Studium der Holzpflanzenkunde sehr erleichtert."

Der Preis für das ganze Werk ist 54 rthlr. 6 gr.

Bei Franzen und Große zu Stendal ist so eben erschienen:

Euripides Hecuba et Phoenissae in usum scholarum accurate editae et illustratae. Adjecta est Elementorum metricae disciplinae succincta expositio secundum God. Hermanni rationem. Preis 18 gGroschen.

Wir machen die Herren Vorsteher und Lehrer der Gymnasien aufmerksam auf diese für den Gymnasialgebrauch berechnete Bearbeitung

zweyer vielgelesener Stücke des Euripides, wodurch der Herausgeber, Herr Rector Haacke, zu Stendal, durch die neueste Ausgabe des Thucydides bekannt, die erste Beschäftigung mit den dramatischen Dichtern Griechenlands zu erleichtern, und auf Sophocles vorzubereiten beabsichtigt. Für grammatische und kritische Behandlung ist vorzüglich gesorgt, doch fehlt es auch nicht an den erforderlichen Sacherläuterungen. Auch der Anhang über die Metrik, der Lehrern ein bequemer Leitfaden beym Unterricht über diese Disciplin seyn wird, ist wahrscheinlich Manchem eine angenehme Zugabe.

In meinem Verlage sind folgende neue Bücher erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Anacreons Lieder. Aus dem Griech. nebst einer Abhandlung über dessen Leben und Dichtkunst, von J. Fr. Degen. 2te verbess. Aufl. 8. 1820. 1 fl.

Ciceros Kato der Aeltere, oder Abhandlung vom Griechenalter, lateinisch und deutsch, von Dr. Euchfr. Ch. Oertel. 8. 1820. 30 kr.

— — — dasselbe lateinisch 8. 1820. 12 —

— — — dasselbe deutsch. 8. 1820. 18 —

Fabers, Dr. F., Katechismus für Katechumenen und Konfirmanden. 2te verb. Ausgabe. 8. 1819. 24 kr.

— — — historischer Katechismus, enthaltend die heilige Geschichte, eine kurze Einleitung in die biblischen Schriften, und eine Erklärung der christlichen Sonn- Fest- und Feyertage, für Schulen, 8. 1819. 24 kr.

Kleinknechts Anweisung zum perspectivischen Zeichnen, für Kunstschulen und Kunstfreunde mit 23 Kupfertafeln. gr. 4. geheftet. 2 fl. 24 kr.

Lamperts liturgische Blätter, aus meiner Amtsführung. Versuche. gr. 8. 1819. 1 fl. 30 kr.

Mayers christliches Gebet- und Andachtsbuch. gr. 8. 1819. 2 fl.

Stillers Betrachtungen über die Episteln des ganzen Jahres. 3 Th. gr. 8. 1819. 4 fl. 30 kr.

Ansbach, den 1. Aug. 1820.

W. G. Gaffert.

zu haben bey Mohr und Winter in Heidelberg.

Subscriptions-Eröffnung
auf die
sämmtlichen Werke Ulrichs von Hutten.

Udalrici ab Hutten. Equitis. Oratoris. Poetae. Germani. Opera, quae extant, omnia. — Collegit, ac cum notis historicis, criticisque edidit: Ernestus Jos. Herman. Münch. Scaphusiae typis Joann. Henrici Schwarz. Tomus I. M.D.C.C.C.XX.

Ich erfülle hiemit das im August verflossenen Jahrs gegebene Versprechen. Der Eifer meiner Freunde, und die thätige Unterstützung mehrerer Bibliotheken, und Beförderer vaterländischen Wissens, wovon ich unter jenen vorzüglich die Universitäts-Bibliothek zu Freiburg im Breisgau, unter diesen aber den hochverdienten Herrn Regierungsrath Wagenseil in Augsburg anführe — haben mich in den Stand gesetzt, eine vollständige Herausgabe der Werke Ulrich von Hutten's bereits ankündigen zu können. Dieselbe liegt größtentheils schon bearbeitet vor; von der thätigen Mitwirkung der Freunde teutschen Sinns und teutscher Geschichte, und dem Fortgange der Subscription wird es abhängen, ob nicht auch diese, mit unsäglicher Mühe, Selbstverläugnung und mannigfachem Zeitaufwand gewagte Unternehmung, den frühern gleich, ad acta zu legen sey. Die Subscription wird also hiemit eröffnet, und von allen soliden Buchhandlungen Deutschland's und der Schweiz angenommen werden.

Das Ganze erscheint in vier Bänden, groß Oktav, auf schönem Papier, mit Titelkupfern in Steindruck gestochen. Für jeden Band, welcher mindestens 30 Bogen enthält, wird nach dessen Empfang bezahlt fl. 3 • 30 kr. rhein.

Der erste Band, geziert mit Hutten's Bild, enthält:

I. Uebersicht des Zustandes der europäischen überhaupt, insbesondere aber der teutschen Litteratur unter Maximil. I., und der ersten Hälfte der Regierung Karls V., oder Huttens Zeitalter.

II. Historisch-chronologischer Ueberblick dessen, was von Huttens, Schriften, oder über ihn, und letztere durch neuere Schriftsteller zu uns gekommen ist.

III. a) Carmina Juvenilia. — b) Adversus utrumque Lossium Querelarum. Libri duo. — c) Ars versificatoria, cum epist. didicat. ad Osthenos. — d) Croti Rubiani ad Hutt. Epistola. — e) Epistola ad Phachum. — f) Vir Bonus.

— g) Ad invict. Princip. Maximil. ut bell. in Venetos proseq., Carm. exhortator. — h) Nemo. (Edito prima.) — i) Epigrammatum ad Maximil liber. — k) Marcus, Heroicum. — l) Quod ab illa antiquitus German. claritudine nondum degenerarint Nostrates, Heroicum. — m) Epistola Italiae ad Maximil. Caesar. — n) Responsoria ad Italiam; aut. Eob. Hesso. — o) In laudem Alberti Archiepisc. Mogunt. Panegyricus cum praef. ad Eitelwolf. a Lapide.

NB. Jeder einzelne kleinere Aufsatz ist hier nicht aufgezählt.

Der Herausgeber war früherhin entschlossen, diejenigen Schriften Huttens, so in lateinischer Sprache geschrieben, mit teutscher Uebersetzung zu begleiten, und hatte auch größtentheils die, besonders bei den Gedichten schwierige Uebersetzung bereits vollendet. Allein durch mehrere vollgewichtige Gründe, welche an geeigneter Stelle darzuthun, er sich vorbehält bewogen, bescheidete er sich dahin, von den teutschen Volksliedern, und den volksthümlichsten, und allgemein interessantesten lateinischen Schriften Huttens in Uebersetzung, nach vollendeter Gesammtausgabe, eine besondere in etwa zwey Bänden, für solche, die der lateinischen Sprache nicht kundig, zu veranstalten.

Sämmtliche Schriften erscheinen in chronologischer Reihe. Eine neue, gänzlich umgearbeitete Lebensgeschichte und Charakteristik Huttens, hat Wagenseil der vollendeten Herausgabe nachzuliefern versprochen.

Aarau, im Augustmonat 1820.

E. Münch,
Professor der teutschen Litteratur an der Argauischen Kantonsschule.

* * *

Dieses, dem thätigen und achtungswürdigen Herrn Professor Ehre bringende, mit ausserordentlicher Mühe verbundene Unternehmen, soll auch noch dadurch höheren Gehalt bekommen; daß dieses classische Werk mit besonderer Aufmerksamkeit bearbeitet werde. Schönes Papier, neue geschmackvolle Schriften, eleganter und reiner Druck sollen unsern Helden von Hutten auch in typographischer Rücksicht der Jetzt- und Nachwelt in einer seiner würdigen Gestalt übergeben. — Gar nicht daran zweifelnd, daß dieses treffliche Unternehmen die gebührende Unterstützung finden werde, läßt es sich also zum voraus hoffen, daß dasselbe vermittelst zahlreicher Sub-

ſcribenten, deren Namen dem erſten Bande vorgedruckt werden, in Arbeit genommen werden könne.

Schafhauſen, im Auguſtmonat 1820

Johann Heinrich Schwarz,
Buchdrucker.

Auf obiges Werk nehmen wir mit Vergnügen Subſcription an.

Heidelberg.

Mohr und Winter.

In Commiſſion bey Hemmerde und Schwetſchke in Halle iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt:

Beyträge zur Hebräiſchen Grammatik von Dr. Th. Fr. Stange. gr. 8. 16 gGr.

Halle, im Auguſt 1820.

In unſerem Verlage hat ſo eben die Preſſe verlaſſen und wurde bereits an alle gute Buchhandlungen verſandt:

Syſtematiſcher Grundriß des praktiſchen Europäiſchen Völkerrechts. Für akad. Vorleſ. und zum Selbſtunterrichte entworfen vom Dr. Jul. Schmelzing ꝛc. 3r Thl. gr. 8. Preis rthlr. 2. — oder fl. 3. 36 kr.

Mit vorliegendem dritten Theile ſchließt ſich nun dieſes ausführliche und intereſſante Werk, welches dem literariſchen Publikum ſchon aus den über die zwei erſten Theile erſchienenen Rezenſionen im Hermes, den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur u. ſ. w. vortheilhaft bekannt iſt, und deſſen Brauchbarkeit insbeſondere auch daraus erhellt, daß es bereits auf einigen deutſchen Univerſitäten als Leitfaden bey den Vorleſungen über dieſen praktiſchen Rechtstheil gebraucht wird. Alle 3 Bände koſten Rthlr. 5. — oder fl. 9. —

Rudolſtadt, den 20. Auguſt 1820.

F. S. A. priv. Hof- Buch- und Kunſthandlung.

Bey Joh. Ambr. Barth in Leipzig iſt erſchienen und bey Mohr und Winter in Heidelberg zu haben:

Dr. W. G. Tennemanns Grundriß der Geſchichte der Philoſophie für den akademiſchen Unterricht.

Dritte vermehrte und verbesserte Auflage, herausgegeben von Dr. Amad. Wendt. gr. 8. 1820. Rthlr. 1. 16 gr.

Auf das vortheilhafteste zeichnet dieses Compendium sich vor allen früher erschienenen aus, und seine beyden ersten Auflagen haben sich allen Forderungen und Bedürfnissen der Zeit Genüge leistend, gar bald vergriffen. Mit Vermeidung der Fehler und Mängel der älteren stellte der Verf. die Hauptdata der Geschichte und die vorzüglichsten Richtungen philosophirenden Geistes mit Treue, Deutlichkeit und in zweckmäßigster Kürze dar und gab somit Lehrern und Lernenden einen sichern Leitfaden für die fruchtbare Betrachtung der stufenweisen Entwickelung der Vernunft in ihrem Streben nach Wissenschaft, den der geschätzte Herausgeber der dritten Ausgabe durch reiche Zusätze, Nachträge (besonders für die neueste Philosophie) Berichtigungen, Abänderungen im Ausdrucke und in der Anordnung zu noch größerer Brauchbarkeit und Vollkommenheit erhob. In Hinsicht auf die beygefügte philosophische Literatur, kann es als vollständiges Repertorium angesehen werden, dessen Gebrauch mehrfache Register ungemein erleichtern. Der äußerst wohlfeile Preis bey weit sparsamerem Drucke und vermehrter Bogenzahl dürfte dem Buche wohl auch günstige Meynung erhalten. Ueber die Fortsetzung und völlige Beendigung von

Tennemanns Handbuch der Geschichte der Philosophie (11 bis 111 Band Rthlr. 20. 8 gr.)

wird bald Näheres angezeigt werden.

Auch ist noch ein kleiner Vorrath von

Tennemanns System der Platonischen Philosophie 4 Bde. Rthlr. 3. 8 gr.

vorhanden, den hiermit gebührend in Erwähnung bringe.

Intelligenzblatt 1820.

Nro. IX.

Buchhändler-Anzeigen.

So eben ist erschienen:

Archiv für die Civilistische Praxis. Herausgegeben von Gensler, Mittermaier und Schweitzer. Vierten Bandes erstes Heft. gr. 8. Heidelberg bey Mohr und Winter. Preis 16 gr. oder 1 fl.

Inhalt. I. Kann ein Vormund Grundstücke des Mündels über die Dauer der Vormundschaft vermiethen oder verpachten? Von Prof. Dr. Gesterding zu Greifswalde. II. Ist die Wohlthat der Ordnung dem Bürgen zu versagen, der sich als Selbstschuldner verbürgt hat? Von demselben. III. Ueber die Rechtsvermuthung, die aus der drey Jahre nach einander geleisteten Zahlung jährlicher Abgaben, z. B. Zinsen, entstehen soll, daß von früherer Zeit her dergleichen nicht rückständig seyen. Von demselben. IV. Kann der Schuldner eine Quitung fordern? Von dems. V. Ist der Verkäufer verpflichtet, Mängel zu gewähren, die nur dem Auge des Kenners sichtbar sind? Von dem s. VI. Auch etwas über das qualificirte Geständniß. Mit Bezug auf die Abhandlung von Herrn Prof. Dr. Gesterding in diesem Archiv. Bd. 2. Nro. XVIII. S. 217. f. Von Dr. Sommer, in Kirchhundern. Nebst einem Zusatz von Gensler. VII. Auslegung der L. 34. §. 2. de pignoribus. Von dem Professor der Rechte Dr. Baumbach, in Jena. VIII. Läßt sich eine Ausdehnung der Const. 2. Cod. de rescindenda venditione. 4 44. auf den Käufer rechtfertigen? Von dem Dr. v. Weissenek, in Freiburg. IX.

Versuch einer Beantwortung der Frage: „Bey welchen Rechtsgeschäften findet die 2 Jahre lang dauernde exceptio non numeratae pecuniae statt? Von Andr. Hansen, aus Holm im Herz. Schleswig. X. Bemerkungen über den Werth u. s. w., des Provocations-Processes u. s. w., Abth. II. 1) Finden die beyden Provocationen bloß in Ermangelung anderer Rechtsmittel statt? 2) Einiges über die außerordentl. Rechtsm. des P. R. ad L. 16. pr. D. 44. Von Hofg. Adv. Dr. Breidenbach, zu Darmstadt. XI. Bemerkungen zu der Lehre der erwerbenden Verjährung der Grunddienstbarkeiten. Von dem Präsidenten und Staatsrath Frhrn. v. Seckendorf, zu München. XII. Einiges über die Restitutionen in dem Gange des Civilprocesses, insonderheit gegen eröffnete, dem Ablauf der Zeit nach rechtskräftige, richterliche Entscheidungen. Von Gensler. XIII. Ankündigung einer kritisch-exegetischen Hand-Ausgabe des Corpus juris civilis, nebst Aufforderung zu Hülfeleistung bei derselben.

Das 2te Heft des 4ten Bandes dieses Archiv's so wie die zweite Auflage des ersten Bandes desselben ist unter der Presse und erscheinen noch in diesem Jahre.

Ferner ist bey den Verlegern dieses Archives nun erschienen:

Teutsche Denkmäler, herausgegeben und erklärt von Batt, v. Babo, Eitenbenz, Mone, Weber. Erste Lieferung.

Enthält die Bilder zum sächsischen Land- und Lehnrecht. 34 Tafeln und 1 Farbentafel Bilder in ganzen Foliobogen, 29 Bogen erklärender Text in gleichem Format; Preis des schwarzen Exemplars mit der illuminirten Farbentafel 4 Rthl. sächs. oder 6 fl.

Wir beziehen uns auf die frühere Ankündigung dieses wichtigen Werkes, und wiederholen daraus für Jene, denen sie etwa nicht zu Gesicht gekommen, daß diese erste Lieferung ein vollständiger Bilderabdruck der ältesten Handschrift des sächsischen Land- und Lehnrechts ist, mit fortlaufender Erklärung und Einleitungen über die erste Abtheilung wie über das Ganze versehen. Um die Anschaffung dieses für Rechtsgelehrte so bedeutenden Werkes jedem Liebhaber zu erleichtern, so haben wir nicht nur den gewiß äußerst billigen Preis gesetzt, sondern benachrichtigen auch das Publikum, daß jede Lieferung dieses Werkes einzeln abgegeben wird, weil dieß durch seinen verschiedenen Inhalt möglich ist, also Niemand durch Anschaffung der ersten Lieferung für das Ganze verbunden.

Exemplare auf Schreibvelinpapier mit ganz ausgemalten Bildern werden erst später, und nur auf bestimmtes Verlangen geliefert.

Ferner ist bey denselben neu erschienen:

Roßhirt, E. F. Beiträge zum römischen Rechte u. zum römisch-teutschen Criminalrechte 18 Hft. mit 3 Kupfertafeln (fac simile alter Handschriften) 8. geh. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Auch unter dem Titel:

— Beytrag zur Bearbeitung der Quellen des Rechts in einer Beschreibung und Ankündigung.

Reise Sr. Durchl. des Prinzen von Neuwied in Brasilien in den Jahren 1815 bis 1817. Zwey Bände wohlfeile Ausgabe in gr. Octav auf schön weißem Druckpapier mit zwey Landcharten, in sauberen Umschlag geheftet. Preiß 2 Rthl. 16 gr. oder 4 fl. 48 kr.

Die Erscheinung eines in Brünn veranstalteten Nachdrucks dieses interessanten Werks, hat mich veranlaßt, obige für diesen Fall in Bereitschaft gehaltene wohlfeile Ausgabe jetzt herauszugeben. Ich zeige demnach hiermit an, daß der Erste Band derselben bereits in allen Buchhandlungen zu haben ist, so wie auch, daß der Zweite Band unverzüglich nach Erscheinung der großen Quart-Ausgabe nachfolgt, und hoffe daß der sehr billige Preis der beyden Bände die Concurrenz des oben erwähnten geschmacklosen Nachdrucks unterdrücken wird.

Mit dieser Ausgabe ist zugleich die Annehmlichkeit verbunden, daß man die sämmtlichen Kupfer, Vignetten und Charten der großen Ausgabe in einen besondern Atlas vereint, apart dazu haben kann, der Preis desselben ist 14 Rthlr sächsisch oder 25 fl. 12 kr. rhein., jedoch werden davon nur Exemplare auf bestimmte Bestellung versandt.

An der Vollendung des zweiten Bandes der großen Quart-Ausgabe wird eifrig gearbeitet, und wenn derselbe um etwas später erscheint, als man erwartet, so bitte ich die Menge von Kupfern und Vignetten zu berücksichtigen, welche dazu geliefert werden, und mit welchen bereits mehrere der geschicktesten Künstler, namentlich: die Herren Haldenwang und Schnell in Carlsruhe; Eßlinger und Lips in Zürich; Nahl in Wien; Mayer in Berlin; Krüger in Paris; Schleich in München; Birthäuser in Würzburg ꝛc., unabläßlich beschäftigt sind, und deren vollendete Arbeiten ohne Zwei-

fel eine jede Erwartung befriedigen werden. — Bis zur Erscheinung dieses zweyten Bandes bleibt der Pränumerations-Preis auf das Ganze noch offen, und man beziehet fortwährend gegen baare Einsendung des Betrags

Ein Exemplar auf Royal-Schreibpapier zu fl. 41.
" " auf groß Imperial-Velin
mit den Ersten Kupfertrabdrücken zu fl. 66.

Frankfurt a. M. den 1. Nov. 1820.

H. L. Brönner.

Neuigkeiten zur Ostermesse 1820. Von Christian Hahn in Altenburg.

Behauptung, über die, eines rationalen Supernaturalisten, daß für die christliche Religionswissenschaft, zwar der formale, aber kein materialer Vernunftgebrauch gelte. 8. 8 gr.

Blätter, aus der Brieftasche Alexis des Wanderers. Mit einer Titelvignette. 8. 1 Rthlr. 18 gr.

Blätter, osterländische, für Landes-Natur- und Gewerbkunde, herausgegeben von den Secretären der naturforschen Gesellschaft in Altenburg, für 1820. 1s und 2s Quartal. 4. 1 rthl. 8 gr.

Demme, Dr. H. G., Rathspredigt, am Sonntage Estomihi gehalten, und auf Verlangen zum Druck befördert. Nebst der Stiftungskunde eines wohlthätigen Vermächtnisses. gr. 8. 4 gr.

Directorium diplomaticum, oder chronologisch geordnete Auszüge von sämmtlichen über die Geschichte Obersachsens vorhandenen Urkunden, vom Jahre 704 bis zur Mitte des sechszehnden Jahrhunderts. I. Bandes 1s und 2s Heft. 4. 2 rthl.

Lüders, L., das Schloß zu Altenburg, mit 4 Ansichten, Folio illum. 2 rthl. 8 gr.
Die Ansichten einzeln 2 rthl.

Schmidt, Carl, Characteristik eines höhern pädagogischen Zeichenunterrichts. An die Behörden der Gelehrtenschulen und Vorsteher höherer Privaterziehungsanstalten Deutschlands gerichtet. Mit 2 Kupfertafeln. gr. 8. 1 rthl. 12 gr.

Thümmel, Hans von, (Herzogl. Sächs. Geh. Rathe, Minister ꝛc.) historische, statistische, geographische und topographische Beiträge zur Kenntniß des Herzogthums Altenburg. Mit 39 Portraits, 2

Karten und facsimile der Handschrift Joh. Friedrich II. kl. Fol.

auf Velinpapier illum. 12 rthlr. 12 gr.
dasselbe schwarz 16 rthlr.
auf Canzleipapier illum. 20 rthlr.
dasselbe schwarz 12 rthlr. 12 gr.
auf Velinpapier ohne Kupfer 7 rthlr. 12 gr.
auf Canzleipapier ohne Kupfer 6 rthlr. 6 gr.

Dessen tabellarische Uebersicht der Getraidepreise im Herzogthum Altenburg vom Jahre 1650 bis 1817. Nebst patriot. Vorschlägen zur Einführung eines allgemeinen Getreidemaaßes. gr. 4. 15 gr.

Dessen Lettres á Clio. gr. 4. Velinpapier 16 gr.

Dessen Portrait, gemahlt von Grassi und gestochen von J. C. B. Gottschick. gr. Fol. 1 Rthlr. 8 gr.

Zeittafeln zur allgemeinen Geschichte. Eingeführt auf dem Gymnasium in Altenburg. 8. 6 gr.

Karten.

General-Karte der Aemter Altenburg und Ronneburg, als Tableau der 1813 herausgegebenen topographischen Karte. Aufgenommen von Koch, die Situation gestochen von Tardieu in Paris, und die Schrift von Pelisier daselbst. Größtes Royalfolio, auf Atlas 12 rthlr. net. sächs.
auf Leinwand gezogen 10 rthlr. net. sächs.
auf Velinpapier 6 rthlr. net. sächs.

Topographische Karte der Aemter Altenburg und Ronneburg, aufgenommen von Koch, und gestochen von Tardieu nnd Pelisier in Paris, in 21 Blättern oder Sectionen. Folio, auf Atlas 90 rthr. net. sächs.
auf Leinwand gezogen 60 rthlr. net. sächs.
auf Velinpapier 35 rthlr. net. sächs.
Auch ist jede Section einzeln à 1 Rthlr. 20 gr. net. sächs. zu haben.

Neuigkeiten zur Michaelismesse 1820. Von Christian Hahn in Altenburg.

Anekdoten, akademische, vom Verf. der medic. jurist. ꝛc. 8. 15 gr.

Blätter, osterländische, für Landes-, Natur- und Gewerbkunde, herausgegeben von den Secretären der naturforschenden Gesellschaft in Altenburg, für 1820. 3. und 4. Quartal. 1 rthlr. 8 gr.

Brümmer, C. H., Märsche zur 100jährigen Secularfeyer des Vogelschießens in Altenburg, für das Pianoforte eingerichtet. 4. 12 gr.

Directorium diplomaticum, oder chronolog. geordnete Auszüge von sämmtlichen über die Geschichte Obersachsens vorhandenen Urkunden, vom Jahre 704 bis in die Mitte des sechszehnden Jahrhunderts. I. Bandes 3. Heft. 4. 1 rthlr. 6 gr.

Landwirth, der, in seinem ganzen Wirkungskreise, herausgegeben von Dr. C. W. E. Putsche. 5r Band. gr. 8. 2 thlr.

Liechtenstern, J. M. von. Was hat die Diplomatie als Wissenschaft zu umfassen, und der Diplomat zu leisten) Ein Umriß der Hauptmomente des Erstern, und der Pflichten des Letztern. gr. 8. 12 gr.

Ludwig. C. Das Menschenleben, in Dichtungen, gebundener und ungebundener Rede. 8. 1 thlr. 18 gr.

Möller, C. F. Denkwürdigkeiten aus der Geschichte Sächsischer Prediger. 8. 18 gr.

Mörlins, F. A. C., Erbauungsreden, gehalten im Gymnasio zu Altenburg 1802 bis 1806. Nebst Mörlins Biographie und Todtenfeyer und einem Anhange einiger Schulreden, herausgegeben von August Matthiä. 8. 3 thlr.

Pain, J., die Reise auf gut Glück. Aus dem Franz. übersetzt von Alexis dem Wanderer. 2 Thle mit Vignetten. 8. 2 thlr

Say, über Menschen und Gesellschaft, a. d. franz. übersetzt von C. Ludwig. gr. 12. 18 gr.

Tage, die fünf merkwürdigsten, des Königreichs Neapel, aus d. ital. 8. 6 gr.

Unterhaltungsblatt, für den deutschen Bürger und Landmann. Mit Beyträgen von Alexis dem Wanderer, Alpin, Insp. Böhme, Generalsuperintendent Demme, Vice-Director Dolz, Dr. Greiner, Pastor Hecker, Pastor Hempel in Stünzhain, Oberpfarrer Löhr, Rath Ludwig, Rath Lüders, Isaak Maus, Pastor Möller, Schullehrer Rausch, Diaconus Reimschüssel, Diaconus Sachse, Superintenden

Thienemann, Garnisonpr. Dr. Winkler, Dr. Carl Witte sen., Cantor Wohlfahrt in Frohburg, Wohlfahrt in Kirchhasel, Wunibald der Thüringer, Varisens. 4. 1. und 2. Quartal. 1 thlr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Geographisch-statistische Darstellung der Staatskräfte, von den sämmtlichen, zum deutschen Staaten-Bunde gehörigen Ländern, mit einer großen Verhältnißcharte von Deutschland: von Dr. August Friedrich Wilhelm Crome. Erster Theil, welcher — außer der Vorrede und Einleitung, zur allgemeinen Uebersicht von ganz Deutschland — das Königreich Bayern, Hannover, Würtemberg, Sachsen, und das Großherzogthum Baden enthält. — Leipzig bey Gerhard Fleischer 1820. in gr. 8. Preis 4 thlr. 12 gr.

Das Interesse, welches die, im vorigen Jahre in unserem Verlage erschienene, Verhältniß-Karte von Europa, mit dem dazu gehörigen Buche: Allgemeine Uebersicht der Staatskräfte, von den sämmtlichen europäischen Ländern ꝛc. im Publikum erweckte, und der Beyfall, mit welchem dies Werk aufgenommen wurde, munterten den Verfasser sowohl, als den Verleger kräftig auf, die vorliegende, früher schon angekündigte, Verhältniß-Karte von den sämmtlichen, zum deutschen Staaten-Bunde gehörigen Ländern, so bald es nur thunlich war, nachfolgen zu lassen. — Sie glaubten, um so mehr einer ähnlichen, allgemeinen Theilnahme sich dabey schmeicheln zu dürfen; da es für jeden gebildeten Deutschen Mann doch interessant seyn muß, hier auf einem Blatte, und mit einen Blick zu übersehen; wie die verschiedenen, zum Theil heterogenen, deutschen Bundesstaaten in der Größe und Bevölkerung von einander abweichen? und in welchem Verhältnisse sie in dieser Hinsicht gegen einander stehen? — Auch wird es gewiß einiges Interesse gewähren, die Idee des Verfassers realisirt zu sehen, vermöge welcher diese 39 Staaten, nach ihrer verhältnißmäßigen Größe, auf dieser Karte durch Zeichnung dargestellt werden; wobey das kleine Fürstenthum Liechtenstein z. B. nach eben demselben Maasstabe dargestellt ist, wie die übrigen Länder; wenn es sich gleich in Betreff des Flächenvereins gegen das K. K. Bayern z. B. verhält, wie 1 zu 490. und zu den K. Preußischen Deut-

ſchen Ländern wie 1 zu 1105⅔, ſo wie zu den k. k. Oeſtreichiſchen deutſchen Ländern, wie 1 zu 1238⅓. Zugleich drücken die, auf beyden Seiten des Randes dieſer Karte, angebrachten Tabellen, die vorzüglichſten Staatskräfte ſowohl, als die übrigen weſentlichen Beziehungen dieſer Bundes-Staaten, in Schrift und Zahlen deutlich aus.

Das zu dieſer Verhältniß-Karte von Deutſchland, gehörige Buch, wovon hier der erſte Theil erſcheint, iſt in eben dem Geiſt geſchrieben, welcher in dem vorgenannten Werke über Europa waltet; und man wird dabey nicht verkennen, daß der würdige Verfaſſer mit unermüdeter Thätigkeit und mit möglichſter Anſtrengung, — bey noch ungeſchwächten Geiſtes-Kräften, — (welches im 67ſten Lebens-Jahre auch nicht immer bey allen Gelehrten der Fall zu ſeyn pflegt,) unſere deutſchen Staaten, in ſtatiſtiſch-geographiſcher und ſtaatswirthſchaftlicher Hinſicht, eben ſo vollſtändig und richtig geſchildert, als anſchauend und lebendig dargeſtellt habe; ſo viel nämlich ſeine individuelle Lage es nur immer erlaubte.

Auch hat dieſer Veteran in unſerer Literatur, deſſen Wünſche ſich ganz auf das Wohl unſeres deutſchen Vaterlandes beſchränken, (wie die Vorrede und Einleitung zu dieſem Werke darthun) eben ſo freymüthig, als umſichtig, über die Bedürfniſſe und Wünſche unſerer Staaten, namentlich in landſtändiſcher Hinſicht ſich geäußert: iedoch mit der lobenswerthen Beſcheidenheit, welche den wahren Gelehrten ziert, und die eben ſo weit entfernt iſt, von Schmeicheley, als von Pedanterey und von den unſchicklichen derben Kraft-Ausdrücken, wodurch unſere angehenden Schriftſteller nicht ſelten ihre Deutſchheit beurkunden zu müſſen wähnen. Sein Zweck war nur der: Wahrheit nach ſeiner beſten Ueberzeugung zu verbreiten, und dem Guten Eingang zu verſchaffen ohne alle Privat-Rückſichten.

Uebrigens konnte das ganze Werk nicht auf einmal erſcheinen, wenn nicht die, ſo oft von uns verlangte, Verhältniß-Karte von Deutſchland, noch länger zurückgehalten werden ſollte. Wir übergeben dieſelbe alſo mit dem Publikum hier, mit dem 1ſten Theil des dazu gehörigen Werks, und fügen die feſte Zuſicherung hinzu: daß der 2te und letzte Theil deſſelben, welcher die noch übrigen deutſchen Bundes-Staaten ſämmtlich enthalten wird, unfehlbar und ſpäteſtens zur Oſter-Meſſe 1821 von Uns wird ausgegeben werden.

Wir ſchmeicheln uns endlich, durch Stich und Illumination

der Karte, so wie durch Druck und Papier, dies gemeinnützige Werk so ausgestattet zu haben, daß der Beyfall des Publikums dadurch noch erhöhet werden dürfte.

Bey Daisenberger in Regensburg ist erschienen:

Addreßbuch der Gasthöfe in den Residenz-, Haupt- und vorzüglichsten Provinzialstädten Deutschlands, nebst einer Uebersicht der Reisestraßen, Wagenspuren, Münzen, Maaße und Gewichte, Messen, Jahr-, Vieh- und Wollenmärkte, Freimaurerlogen, Bäder ꝛc. 16 Berlin. 3 fl. brosch.

Aronzo der edle Räuberhauptmann, ein Schrecken in Spaniens Thälern und Gebirgen. 2 Thle. 8. Leipz. 5 fl.

Bekenntnisse, aufrichtig und belehrende, eines Hypochondristen und seine glückliche Heilung, von ihm selbst herausgegeben, neue wohlfeile Ausgabe. 8. Chemnitz. 1 fl. 36 kr.

Berger, J. M., Laterne am Abend. Enthaltend: 150 Anekdoten, Diebskniffe, Gaunerstreiche, Geschichtchen, viele Gesellschaftsspiele, 258 Denksprüche, 66 magische und andere Kunststückchen, Räthsel, Charaden ꝛc. zur lehrreichen Unterhaltung in langen Winterabenden, für melancholische und heitere Gemüther. Mit einer illuminirten allegorischen Karikatur. 3te Aufl. 8. Regensb. 1 fl. 30 kr. Auch unter dem Titel: Lustiger Zeitvertreib ꝛc.

Dessen angenehmer Gesellschafter. Enthaltend: Eine Auswahl von meist lächerlichen Anekdoten, Diebskniffen, Gaunerstreichen, interessanten Geschichtchen, magischen, u. a. Kunststückchen, Räthseln, Aufsätzen, Denksprüchen ꝛc. nebst Unterricht im Schach- u. a. Spielen, zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung in den langen Winterabenden. Auch unter dem Titel: Lustiger und nützlicher Zeitvertreib, 3ter Band. 8. das. 1 fl. 30 kr.

Bettler, die glücklichen, ein tragisch-komisches Maskenspiel in 5 Aufzügen. Frey nach dem Italienischen des L. Gozzi, für die Bühne bearbeitet von G. N. Barmann. 8. Leipz. 1 fl. 12 kr.

Binni, K., Bildungsbriefe für die Jugend, als Uebung im Styl und zur angenehmen Unterhaltung. 2te verbes. und mit einigen Briefen verm. Aufl. 8. Chemn. 1 fl. 12 kr.

Fouque, F., Hieronymus von Stauf, Trauersp. in 5 Aufzügen. 8. Berl. 2 fl. gebdn.

Hell, Th., die Burg Alphausen oder Ziprians Frauenwohl, komischer Roman aus dem Engl. 8. Leipz. 2 fl.

Hell, Th., das Haus Anglade oder die Vorsehung macht. Schauspiel in 3 Akten. Nach dem Französischen. 8. das. 1 fl. 12 kr.

Kolbeck's, J. P., Abhandlung über Taubenzucht. Ein Geschenk für alle Taubenliebhaber. 8. Regensb. 15 kr.

Kreußler, Dr. M., Luthers Andenken in Münzen, nebst Lebensbeschreibungen merkwürdiger Zeitgenossen desselben. Mit 47 Kupfern und der Ansicht Wittenbergs und Eisenachs zu Luthers Zeit. gr. 8. Leipz. 5 fl. brosch.

Dessen Lebensbeschreibung der Reformatoren. Ein belehrendes und unterhaltendes Lesebuch für gebildete Bürger und die Jugend. Mit mehreren Portraits. gr. 8. das. 2 fl. 24 kr. brosch.

Laun, F., für Winterabende, Erzählungen von Leander. 2 Thle. 8. das. 3 fl.

Marius, neue Biographien der Wahnsinnigen aus der wirklichen Welt, dargestellt im romantischen Gewande. Neue Ausgabe. 8. Chemn. 1 fl. 45 kr.

Neumaier, Dr. G. A. F., die sichersten Mittel wider Magenkrampf und Magenschwäche, welche oft von den schlimmsten Folgen sind, und schon im Anfange, Mangel an Appetit, Schwindel, Herzklopfen, kalte Füße, Kopfwehe, unruhigen Schlaf, blasse Gesichtsfarbe ꝛc. veranlassen. 8. Leipz. 1 fl. 12 kr.

Rhapsodien eines Denkers über die wichtigsten Gegenstände der Menschheit. Herausgegeben vom Verfasser der merkwürdigen Maskerade. Neue Ausgabe. gr. 8. Berl. 2 fl. 15 kr. brosch.

Rittergeschichte der Mauern von Granada, von Ginez Perez de Hita, nebst einigen Bemerkungen über die Mahomedaner in Spanien. Mit histor. und literarischen Noten von M. Sané. Aus dem Französischen. 2 Bde. 8. Bremen. 4 fl.

Scheller, Fr. J., Mythologie der nordischen u. a. deutschen Völker. Mit 1 Titelk. 8. 1 fl. br.

Schwarz, J. W., kurze Nachricht von der Entstehung und Feier der christlichen Sonn- und Festtage. 2te durchaus verbesserte und vermehrte Ausgabe. 8. Chemn. 24 kr.

Stube, die graue, auf der Burg Ulmenhausen, oder das stille Kind, vom Verfasser Urach des Wilden. 2 Thle. 8. Leipz. 4 fl.

Train, J. K. v., Blüthen der Erinnerung. Für Ernst und Frohsinn gesammelt. 1r Band. 8. Regensb. 1 fl. 48 kr.

Dessen Ernst und Frohsinn. Eine Sammlung interessanter Lese-

früchte und Aufsätze, charakteristischer Anekdoten, belehrender und erheiternder Miscellen, aus dem Gebiete der Physiologie, der Völkerkunde der Dramaturgie und aus dem Buche der Vergangenheit ꝛc. 8. Leipz. 1 fl. 48 kr.

Vergißmeinnicht 182 . Ein Taschenbuch. Enthält Abbildungen von 12 Schönheiten Baierns nebst Beschreibung, und der Kunst der Weiber mit Männern glücklich zu seyn, von L. v. Knigge. kl. Taschenformat. Regsb. in schönem Umschlag und mit Goldschnitt gebunden. 1 fl.

Dasselbe in Maroquin elegant gebunden. 2 fl.

Dasselbe auch mit der Kunst mit Weibern glücklich zu seyn, mit Goldschnitt ꝛc. gebunden. 1 fl. 12 kr.

Dasselbe in Maroquin elegant gebunden. 2 fl. 12 kr.

Dasselbe mit der Kunst der Männer mit Weibern glücklich zu seyn mit Goldschnitt ꝛc. gebd. 1 fl.

Dasselbe in Maroquin ꝛc. 2 fl.

Voß, J. v., satyrische Zeitbilder in scharfen Umrissen nach dem Leben, oder Erzählungen, Schwänke und Possen aus der neuern und neuesten Zeit kurzweilig und erbaulich niedergeschrieben. 2 Bde. neue Ausgabe. 8. Bresl. 3 fl. brosch.

Wenzel, F. A., Mathias Korvinus und Maria, Konsulstochter von Breslau. Neue Ausgabe. gr. 8. 2 fl. 12 kr. brosch.

Zimmermann, J. P. F., Anweisung zur Filz-, Leder-, Holz- und Steinlackirug, auf Erfahrung gegründet. 8. 30 kr.

Reuß, G. J. L., System der reinen, populär-praktischen, christlichen Religions- und Sittenlehre. Ein Handbuch für Religionslehrer und angehende Theologen. Erster Theil, die Religionslehre. Zweyter Theil, die Sittenlehre in 2 Bänden. gr. 8. 1r Theil 1 rthl. 20 gr. 2r Thl. 1r. Band 1 rthlr. 20 gr.

Die Lehre Jesu und seiner Apostel in ihrer edlen Einfachheit, Lauterkeit und Schönheit, als das, was sie ist und seyn soll, als eine durchaus praktische, populäre, vernünftige, für die Menschen aller Zeiten passende, göttliche Religionslehre in allgemein verständlicher Sprache und zugleich den Denker befriedigend darzustellen, zu dem Ende also den wahren Kern der Jesuslehre von seiner Hülle und allen aus dieser hervorgegangenen fremdartigen Theilen zu scheiden,

die verschiedenen Lehren des Christenthums systematisch zu ordnen, nach richtigen exegetischen Grundsätzen zu erläutern und weiter zu entwickeln, ihre Harmonie mit der gesunden Vernunft und ihre praktische Tendenz zu zeigen und des Christenthums herrliche Sittenlehre in das gehörige Licht zu setzen, so wie es für den praktischen Theologen im Amte Bedürfniß ist, ist der Zweck dieses Werkes und mit demselben in einer Reihe kleiner systematisch geordneter Abhandlungen, geeignet zur Vorbereitung auf Religionsvorträge und katechetische Unterweisung, gewiß einem wahren Bedürfniß der Religionslehrer und angehenden Theologen abgeholfen. Der zweyte Band der Sittenlehre, der das Ganze beschließt, erscheint unfehlbar zur Ostermesse 1821.

Desselben Verfassers

Beweis der Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion für Jedermann, nebst fünf Paragraphen aus dem Kirchenrechte der gesunden Vernunft. gr. 8. 8 gr.

ist eine bey der sinkenden Achtung für diese hochwichtige Angelegenheit der Menschheit aller Confessionen wahrhaft erfreuliche Erscheinung und in Hinsicht auf die Behandlung gleich neu und interessant, so wie die fünf Paragraphen ein gewiß nicht mißlungener Versuch, das protestantische Kirchenrecht aus der Vernunft zu begründen.

Leipzig im September 1820.

Joh. Ambr. Barth.

Im Verlag der Keßelringischen Hofbuchhandlung zu Hildburghausen ist erschienen:

F. W. Haßfeld, Reformation der Forstwissenschaft und die canonischen Lehren derselben encyclopädisch abgefaßt. 8. 1820. 8 gr.

F. W. Lomler, Jesus Christus, oder Predigten auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres über neugeordnete evangelische Texte. Ein Hausbuch zur Verbreitung einer bessern Einsicht in die Geschichte und Lehren unsers Herrn.

Diese Predigten erscheinen in broschirten Heften. Jeder Heft kostet 6 gr. und enthält eine Zugabe von Beyträgen zur vaterländischen Kirchengeschichte. Der 1ste und 2te Heft ist bereits erschienen.

Bey H. L. Brönner in Frankfurt a. M. ist so eben erschienen:

Thilo, Dr. Ludw., Professor der Mathematik und Physik, Lehrbuch der reinen Elementar-Mathematik. Mit 79 eingedruckten geometrischen Figuren. gr. 8.

Dieses Lehrbuch soll für diejenigen Theile der reinen Mathematik, welche im Durchschnitte an den besseren deutschen Gymnasien gelehrt werden, zu einem kurzen und gedrängten Leitfaden dienen, an den sich ein gründlicher und lebendiger Schulunterricht anknüpfen läßt. Der Verfasser hat sich bemüht alles Ueberflüßige in der Darstellung zu vermeiden, ohne durch unzeitige Auslassungen undeutlich zu werden, oder durch bloße Andeutungen dem repetirenden Schüler das Gefühl der Lücke zu lassen; der Lehrer wird seine Kenntnisse beym Gebrauch dieses Lehrbuchs mit Leichtigkeit zur Belehrung seiner Schüler anwenden können, und, indem er von denselben den Ersten und stets gegenwärtigen Besitz aller in der Schule durchgearbeiteten Lehren dieses Compendiums fordert, daran eine sichere Grundlage zur Fortsetzung seines Unterrichts haben. Ein Lehrbuch dieser Art ist seither ein fühlbares Bedürfniß gewesen, dem die Erscheinung des Gegenwärtigen auf eine sehr zweckmäßige Weise abhilft, weswegen es auch allen Lehranstalten mit Recht empfohlen werden kann.

Dasselbe ist in allen Buchhandlungen um 1 fl. 21 kr. oder 18 gr. zu haben.

Eine höchst interessante Schrift hat so eben die Presse verlassen.

Ueber Behandlung, Futter und Mastung des Viehs der Landwirthschaft vom Staatsrath von Hazzi.

München den 15. August 1820.

(Geheftet mit blauen Umschlag 30 kr.)

Die Fleischmannsche Buchhandlung in München.

Literarische Anzeige für Juristen.

Ich beehre mich hiermit bekannt zu machen, daß eben die dritte verbesserte und vermehrte Auflage

des Lehrbuchs des heutigen römischen Rechts von Dr. F. Mackeldey,

erschienen, und nun um den alten Preis von 5 fl. 24 kr. wieder in allen Buchhandlungen zu haben ist.

Gießen, den 13. Nov. 1820.

G. F. Heyer.

Bey H. R. Sauerländer in Aarau sind folgende neue Werke erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Staats-National-Bildung. Versuch über die Gesetze zur sittlichen und geistigen Vervollkommnung des Volks. Von Julius Graf von Soden. Ladenpreis 2 fl. oder 1 Thlr. 8 gr.

Dieses Werk bildet zugleich den achten Band von des Herrn Verfassers größerm Werke von der National-Oekonomie; es ist auch dieser Sammlungstitel obigem Werke beygedruckt worden.

Bruchstücke aus den Ruinen meines Lebens. Von H***** Preis 2 fl. oder 1 Thlr. 8 gr.

Nur einen kleinen Theil meiner Leiden und Freuden, sagt der Verfasser am Schlusse dieser interessanten Bruchstücke, habe ich hier aufgezeichnet. Haben diese anspruchslosen Ergießungen theilnehmende Leser gefunden, wünschen sie mir noch fürder in das Labyrinth dieser Ruinen zu folgen, so will ich gern noch reichere Bruchstücke zu Tage fördern.

Die Großmama in der Wochenstube. Guter Rath für angehende Mütter über die erste Kinderpflege. In einer Sammlung ächter Familienbriefe mitgetheilt von einer Jugendfreundin. Preis 2 fl. oder 1 thlr. 8 gr.

Es verdient dieses nützliche Buch allen wackern und sorgsamen Müttern bestens empfohlen zu werden; sie finden darin einen reichen Schatz von Erfahrungen und Belehrungen aus dem mütterlichen Leben und manchen guten Rath über die erste Kinderpflege und Erziehung, die von so wichtigem Einfluß für das ganze übrige Leben, sicherlich aller Aufmerksamkeit werth zu achten ist.

Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung. Acht Bände. Fünfte verbesserte Original-Ausgabe.

Auf weißem Papier à 8 fl. 15 kr. oder 5 Thlr. 12 gr.
Auf ordin. Papier à 5 fl. 30. oder 3 Thlr. 16 gr.

Es ist nun auch die fünfte Ausgabe im Druck vollendet, und in allen Buchhandlungen findet man nun vollständige Exemplare davon vorräthig, die sich auch vorzüglich zu Weihnacht- und Neujahrs-Geschenken eignen. Der reichhaltige Inhalt dieses Werks, in 113 Betrachtungen bestehend, so wie der äußerst wohlfeile Preis desselben, da sich das Ganze auf 253 Druckbogen beläuft, erregt eine so fortdauernd tägliche Nachfrage, daß auch der Vorrath dieser neuen fünften Ausgabe sehr bald wieder vergriffen seyn dürfte. — Da sich dieses Werk unter allen Ständen und bey allen Konfessionen nun verbreitet, so ist diese neue Ausgabe nochmals durchgesehen, und es sind darin einzelne Stellen im Sinn und Ausdruck möglichst deutlicher und bestimmter gegeben worden, um jede unrichtige Auslegung, besonders über die Göttlichkeit der Person Jesu Christi, gänzlich zu verhüten. Hingegen sind darin alle jene trefflichen Stellen, die ewigen und göttlichen Wahrheiten der reinen Christus-Religion und ihre Geschichte betreffend, unverändert geblieben, und nichts wird mich vermögen können, je daran etwas abzuändern. Es bleibt dem freyen Willen eines jeden evangelischen Christen überlassen, dies Werk zu lesen oder nicht; man wird es weder Katholiken noch Protestanten aufdrängen; im Gegentheil stelle ich es jedem Käufer frey, das Werk zurückzugeben, insofern es gegen seine Ueberzeugung, gegen seinen Glauben und gegen seine Ansichten streitet; denn das Prinzip der Glaubensfreiheit soll von Jedermann heilig geachtet bleiben. — Was aber von vielen Tausenden als gut und trefflich längst schon anerkannt worden, das werden die heutigen Zeloten vergeblich verunglimpfen.

Eugenia von Nordenstern. Von M. v. Pfister. Zwey Theile, mit Kupfern. 1820. 8.
Preis 5 fl. oder 3 Thlr. 8 gr.

Dies Meisterwerk gehört zu den seltenen Geisteserzeugnissen, auf welche unser Vaterland stolz seyn darf, und um so inniger beklagen wir den frühzeitigen Tod des Verfassers, der kaum seine Eugenie vollendet hatte, als er schon ins Grab sank.

Die Geschichte selbst ist aus den höhern Verhältnissen des Lebens genommen, und schreitet, obgleich der Verfasser die Briefform wählte, ohne Störung des Interesse, wie dies sonst nicht leicht der Fall ist, mit kühnem, raschem Gange fort. Eine tiefe Kenntniß des menschlichen, besonders des weiblichen Herzens; ein fast unerschöpflicher Reichthum an den erhabensten und geistreichsten Gedanken und Bemerkungen; eine heitere, blühende Phantasie; ein hoher, edler, von Allem,

was gut, schön und liebenswerth ist, bis in das Innerste durchdrungener Geist; eine Zartheit und Innigkeit des Gefühls; ein überaus leichter, hinreissender Erzählungston; eine schöne, reine und kraftvolle Sprache geben diesem Werke einen wahrhaft klassischen Werth.

In unserm Verlage ist erschienen und in allen Buch- und Musikhandlungen zu haben oder darauf Bestellung zu machen:

Allgemeines Commers- und Liederbuch, enthaltend ältere und neue Burschenlieder, Trinklieder, Vaterlandsgesänge, Kriegs- und Turnlieder mit dreystimmig ausgesetzten Melodieen, herausg. von A. Methfessel. 2te durchaus umgearbeitete und sehr vermehrte Original-Ausgabe in Quer-Octav, in schönem Umschlag von Prof. Gubitz; cartonnirt auf Druckpapier 1 rthlr. 4 gr. auf Schreibpapier 1 rthlr. 12 gr.

Das höchst günstige Urtheil, welches sechs verschiedene Recensionen der geachtetsten Zeitschriften, namentl. der Leipz. musikal. Zeitung, der Abendzeitung, der Zeit. für die elegante Welt, Berliner Zeitung und dergl., über dieses Werk ausgesprochen haben, hat sich vollkommen bestätigt; denn eine Auflage von 2000 Exemplaren ist kaum in Jahresfrist völlig vergriffen, und das Publikum erhält hier eine neue sehr vermehrte und vielseitig verbesserte Auflage eines Werks, das bald in keinem häuslichen und geselligen Kreise mehr fehlen wird, und das wegen seiner compendiösen, anständigen und höchst zweckmäßigen Einrichtung und sorgsamen Auswahl auch nicht von ferne mit ähnlichen Sammlungen verglichen werden kann. Schon ein flüchtiger Blick wird die Vermehrung dieser neuen Auflage zeigen. Sie enthält nämlich allein 26 neue Lieder, so daß die ganze Anzahl der Gesänge nun auf 105 gestiegen ist. — Ferner sind sämmtliche Melodieen dreystimmig gesetzt, wodurch der doppelte Vortheil erreicht ist; daß man sie dreystimmig singen, und wenn die 3te Stimme eine Octave tiefer gespielt wird, vollständig mit dem Fortepiano begleiten kann.

Die Verlagshandlung ist mit Lust und Liebe an die äussere Ausstattung dieses Werkes gegangen, und zeigt mit wahrer Freude die Erscheinung desselben hiermit an.

Rudolstadt, den 18. October 1820.

F. S. A. priv. Hof-Buch- und Kunsthandlung.

Intelligenzblatt 1820.

Nro. X.

Buchhändler-Anzeigen.

Vom:

Archiv für die civilistische Praxis. Herausgegeben von Gensler, Mittermaier und Schweitzer, ist des vierten Bandes zweites Heft erschienen, folgenden Inhalts:

XIV. Beitrag zu der Lehre von den Interventionen in dem Civilproceß. Von Gensler. XV. Verwandtschaft der Adcitatio, Nominatio autoris, und Litisdenunciatio, mit den Interventionen, nebst einigen Bemerkungen über derselben Begriff und Wirkung. Von demselben. XVI. Bruchstücke aus der Lehre von der Eintheilung, Benennung und Wirkung, der Decrete, der Fristen, und des Ungehorsams, in dem bürgerl. Proceß. Von dems. XVII. Wird ein nach dem positiven Gesetz wegen Mangel gebotener Förmlichkeiten nichtiges Rechtsgeschäft dadurch gültig, daß es die Bestätigung des Regenten erhält? Von einem Ungenannten. XVIII. Ist nach den römischen Gesetzen das Stufenalter eines Unmündigen ein Maßstab bei der Frage: ob die von ihm verübte schädliche Handlung für dolos, culpos, oder für nicht imputabel, zu achten sey? Von Gensler. XIX. Ueber den nach des Mandators Tode zu vollziehenden Auftrag. Von Dr. S. Zimmern. XX. Unterscheidet sich das römische: via, actus, iter, dem Sprachgebrauch nach wirklich von dem deutschen: Fahr- oder Fuhrweg, Viehtreibeweg, Fußweg? Von Gensler. XXI. Grundzüge der Hauptregeln, welche der Richter bei der Ertheilung eines Enderkenntnisses nach geführten Beweisen zu berücksichtigen hat. Von demselben. XXII. Einige Worte über das Juramentum in litem. Von demselben. XXIII. Aeußere Ei-

genschaft und Wirkung der Vermuthungen in dem Gebiete der Beweisführung. Von ebendemselben.

Preis 16 Gr. oder 1 fl.

Das dritte Heft ist unter der Presse. — Ferner ist vom 11 Bande das 1te u. 2te Heft der zweiten Auflage erschienen, und werden nun die häufigen Bestellungen auf vollständige Exemplare befriedigt werden. Der schnelle Absatz der sehr beträchtlichen ersten Auflage dieses Archivs beweist, wie sehr es einem Bedürfniß begegnet, und dies wird ihm in dieser neuen Auflage auch neue Theilnehmer erwerben. Die Namen der Herren Herausgeber bürgen dafür, daß das Unternehmen sich stets in seinem Werthe behaupten, und auf dem ernsten und humanen Wege der Wissenschaft, in dieser Zeit der Umwandlungen, in seinem wichtigen Felde in gemessenen Schritten fortschreiten wird.

Da früher von folgendem im vorigen Jahre in unserm Verlage erschienenen Werkchen der Titel unrichtig bekannt gemacht worden, so geben wir ihn wiederholend und berichtigend, nämlich:

Beiträge zum römischen Rechte und zum römisch-deutschen Criminalrechte, von Dr. E. F. Roßhirt, öffentl. ordentl. Lehrer des Rechts zu Heidelberg, 1. Hft. Mit 3 Kupfertafeln, (fac simile alter Handschriften). 8.

Auch unter dem Titel:

Beitrag zur Bearbeitung der Quellen des Rechts in einer Beschreibung und Ankündigung ꝛc. Preis 18 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Von demselben Herrn Verfasser erscheint im Laufe des Sommers d. J. in unserm Verlage ein

Lehrbuch des Criminalrechts

dem dann die neue Hand-Ausgabe der in obigem Werkchen angekündigten Bambergischen Halsgerichtsordnung vom J. 1507., und der gemeinen deutschen Halsgerichtsordnung (Carolina) folgen wird.

Heidelberg im Jan. 1821.

Mohr u. Winter.

In der Simon Müllerschen Buchhandlung sind erschienen:

Sammlung der seit dem Reichs-Deputations-Hauptschluß vom 25. Febr. 1803 in Bezug auf Rheinhan-

del und Schifffahrt erschienenen Gesetze, Verordnungen und allgemeinen Instructionen.

Kurze Inhalts-Anzeige.

1) Rheinschifffahrts-Oktroi-Convention vom 15. August 1804., samt Art. 39. des Reichs-Haupt-Deputations-Schlusses vom 25. Febr. 1803., worauf dieser Traktat gegründet ist.

2) Handbuch der Rheinschifffahrts-Beamten vom Oktober 1805., und Ministerial-Verordnung vom 13. Fruktidor 13., nebst Detail-Instruction vom 5. December 1805., die Stationshäfen Mainz und Cöln betreffend.

3) Mainzer und Cölner Schiffer-Gilde-Verordnungen vom December 1807.

4) Wiener Congreß-Akten vom 24. März 1815. über die Freiheit der Schifffahrt auf dem Rhein, dem Neckar, dem Main, der Mosel, der Maas, der Schelde und auf den Flüssen, die in ihrem schiffbaren Laufe verschiedene Staaten trennen oder durchströmen. Samt Auszug aus dem Wiener Hof-Raths-Commissions-Urtheil vom 26. März 1816., die Renten-Liquidation, und Art. 59. des Reichsrezesses, die Pensionirung der Rheinschifffahrts-Beamten betreffend.

Nebst Anhang, enthaltend:

Den Rheinschifffahrts-Gebühren-Tarif auf dem ganzen Rhein — die Erhebungsart — Classification der Güter nach den verschiedenen Gebühren — Frachtpreise derselben.

Die Schiffs-Aiche.

Maaß und Gewicht bei Erhebung der Schifffahrts-Gebühren.

Floßen-Vermessung und Verzollung.

Krahnen-, Wage, Werft- und Magazin-Gebühren zu Cöln, Mainz ꝛc.

Assekuranz-Prämien zu Cöln und Mainz.

Tax-Fracht der Wasser-Dilligencen.

Den Zoll- und Verbrauchs-Steuer-Tarif in den preußischen Rheinprovinzen, und die neueste Maaß- und Gewichts-Verordnung daselbst.

Den Curs aller bekannten Silber- und Goldmünzen im 24 Guldenfuß.

Alle auf beiden Ufern des Rheins gelegene Ortschaften, ihre Entfernung von einander. — Postroute.

Bauart der Schiffe und Floßen ꝛc. für Rheinschifffahrts-Beamte, Kaufleute, Schiffer, Flößer ꝛc.

Von

H. Herman,

General-Secretär der Central-Commission für die Rhein-Schifffahrts-Angelegenheiten zu Mainz.

Preis 4 Gulden 48 Kreuzer.

Zu vorstehendem Werke sind die Abbildungen der Schiffe extra für 3 Gulden zu haben:

Leibnitzens System der Theologie, nach dem Manuscripte von Hannover (den lateinischen Text zur Seite) ins Deutsche übersetzt von A. Ráß und N. Weiß, Professoren im bischöflichen Seminar in Mainz. Mit einer Vorrede von Hrn. Lorenz Doller. Zweite berichtigte Aufl. gr. 8. 2 fl. 24 kr.

Denkwürdigkeiten, Briefe und Urkunden, das Leben und den Tod Sr. königl. Hoh. Karl Ferdinand von Artois, Sohnes von Frankreich, Herzogs von Berry, betreffend; gesammelt durch Hrn. Vic. von Chateaubriand. Nach der zweiten französischen Ausgabe übersetzt von Andreas Ráß und Nikolaus Weiß, Professoren im bischöflichen Seminar in Mainz. gr. 8. 1 fl. 12 kr.

Ries, Dr. Chr., Exegetische Beweise, daß in den Schriften des neuen Testaments, nach ihrem wahrscheinlicheren Sinne, die Bandesauflösung gültiger Ehen allein für Juden, doch eingeschränkt, zugestanden, für das Christenthum aber allgemein und unbedingt verboten werde. Ein Auszug der Schrift: „Meine Privatgedanken über die Praxis der kathol. Kirche" ꝛc. 2r Thl. Nebst einem Nachtrag zur Beleuchtung der Recension in der Felderischen Literaturzeitung. Jahrg. 8., Bd. 3., Hft. 7., S. 142., Landshut 1817., den ersten Theil der Privatgedanken über die Praxis der katholischen Kirche betreffend. 8.

(Ist unter der Presse, und erscheint bis October.)

Liebermann, Fr. L. B., Institutiones theologicae, Tom. II. complectens demonstrationem religionis catholicae. Moguntiae, seminario episcopali. 8.

(In Kommission.)

Mainz, im August 1820.

Neueste Ankündigung.

Von der

Allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften u. Künste in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber, Professoren zu Halle

ist der 5te Theil erschienen (Appellation bis Arzilla) mit Kupfern und Charten; und beeilt sich der zu Ende unterzeichnete Verleger hierdurch das, diesem Theile von den Herausgebern und ihm Vorgedruckte, für die, so dieses Werk noch nicht besitzen, besonders vorzulegen.

Antwort auf einige Fragen.

Ungeduld ist in manchen Fällen schmeichelhaft, höchst lästig aber dann, wenn sie das Unmögliche verlangt. Von jenem und diesem haben die Herausgeber der Encyclopädie erfreuliche und unerfreuliche Beweise erhalten, und fühlen sich dadurch zu folgenden Erklärungen veranlaßt: 1) der Buchstabe A wird mit dem sechsten Theile geschlossen, und es bedarf nicht der Wiederholung, daß die Bände-Anzahl zu A nicht zum Maßstabe für das ganze Alphabet dienen könne; — 2) eben so wenig darf die verzögerte Erscheinung des fünften Theiles zum Maßstabe für den Zeitraum dienen, binnen dessen die folgenden Theile erscheinen werden, denn es wird z. B. möglich seyn, den 6ten Theil noch in diesem Jahre zu beendigen. Zuweilen können sich freilich die zu überwindenden Schwierigkeiten so häufen, daß Ein Theil nicht so schnell folgen kann, als sonst zwei oder gar drei sich folgen. Vor Fabrikarbeit muß man billig Scheu haben. — 3) Den Theilen nicht blos Inhalt, sondern den Artikeln Gehalt zu verschaffen, mußte der Herausgeber Hauptsorge seyn. Dieses ist eben so schwer als jenes leicht; nur das Schwere aber kann dem Werke seine Dauer sichern. Wer dabei bedenken will, daß bisher die Herausgeber für das Gegenwärtige und Folgende zugleich zu sorgen hatten — offenbar mehr als künftig nöthig seyn kann, — der wird nicht nur mit unbilligem Ansinnen sie verschonen, sondern ihnen wohl gar Dank wissen, daß sie aus ungeduldiger Eile nicht zu Uebereilung sich hinreißen ließen. Es liegt ja überdies klar am Tage, daß sie dabei nicht ihren eigenen Vortheil, sondern den des Publikums beabsichtigen konnten. Wer sie anklagt, hat oder will nicht ermessen, was alles zu leisten ihnen oblag.

Die Herausgeber der Encyclopädie.

Zu Vermeidung jedes Scheins von Unbilligkeit oder Uebertheuerung soll für den Theil der Nation, welcher entweder von der Erscheinung der allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften und Künste noch gar nicht gehörig unterrichtet ist, oder mit dem Werthe dieses in seiner Art einzigen und allgemeinsten Wörterbuches unbekannt war, soll der Subscriptionstermin und die Erlangung des Werkes zu dem äußerst billigen Pränumerations-Preis nicht aufgehoben seyn, sondern noch ferner der Eintritt zur Unterschrift zu den ersten Bedingungen frei stehen. Dieselben sind, bei Empfang der fertigen Lieferungen, deren eine jede aus zwei Theilen Text nebst den dazu

gehörigen Kupfern und Charten besteht, allemal auf die nächste noch nicht fertige Lieferung Vorausbezahlung zu leisten.

7 Thlr. 16 Gr. sächs. für die Lieferung von 2 Theilen Text nebst den dazu gehör. Kupfern auf fein weiß Druckpapier cartonirt.

10 Thlr. sächs. für dasselbe auf Velinpapier cartonirt.

Nur bei einer größern Entfernung vom Verlagsorte kann eine Erhöhung dieser Preise Statt finden.

In Gegenden und Orten, in denen die Anschaffung dieses Werkes schwer wird, in so fern die nächsten Buchhandlungen die Allgemeine Encyclopädie nicht verschaffen oder gehörig liefern würden, werden Sammler von Subscribenten ersucht, sich an die Verlagshandlung direkt zu wenden, in welchem Falle dieselben auf Vier bestellte Exemplare Eins gratis erhalten.

Leipzig im October 1820.

Johann Friedrich Gleditsch.

Bey A. G. Liebeskind ist zu haben:

Bode, Dr. J. E., Anleitung zur physischen, mathematischen und astronomischen Kenntniß der Erdkugel. Dritte verbesserte Auflage. Mit 1 Weltkarte und 6 Kupfertafeln. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Es ist Pflicht eines jeden Erdbewohners, sich von der allgemeinen physischen Beschaffenheit seines Planeten, dessen Gestalt und Größe, mathematisch-astronomischen Abtheilung der Oberfläche, geographischen Lage der Länder und Oerter, Stellung gegen die Sonne, Umwälzung und Lauf, auch in welchen Verhältnissen und Verbindungen er mit den übrigen Weltkörpern steht, richtige Begriffe zu sammeln; auch ist diese Kenntniß zugleich äußerst angenehm und unterhaltend, und gewährt einen vielfachen Nutzen. Alles dies hat sich der Hr. Verfasser deutlich darzustellen bemüht, und in wiefern ihm dies gelungen ist, beweist die nöthig gewordene dritte Auflage dieses Werks. Dieselbe hat der Hr. Verfasser mit rühmlichst bekanntem Fleiß durchgesehen, wo es nöthig war, Veränderungen vorgenommen, vieles verbessert, und Zusätze eingeschaltet. Mögen recht viele von diesem Werke einen nützlichen Gebrauch machen.

Nachricht für Freunde der griechischen Literatur.

Verminderter Preis der Weiske'schen Ausgabe von Xenophon's sämtlichen Werken.

Unterzeichnete Verlagshandlung hat sich entschlossen, die wenigen, noch vorhandenen Exemplare von:

Xenophontis Atheniensis Scripta, in usum lectorum, graecis literis tinctorum, commentariis, ad rerum et verborum intelligentiam, illustrata a Benjamin Weiske, Vol. I — VI.

statt des bisherigen Ladenpreises von 8 Rthlr. 8 Gr., für 4½ Rthlr. gegen bare Bezahlung, zu erlassen. Diese Preisminderung würde, für die einzelnen Werke, nach folgendem Verhältniß, eintreten:

Cyri disciplina (2 Tomi) würde kosten	statt 2 Rthl.	1 Rthl. 4 Gr.
Anabasis	statt 1 Rthl. 16 Gr.	1 — —
Historia Graeca	statt 1 Rthl. 16 Gr.	1 — —
Oeconomicus, Symposium, Hiero, Apologia Socratis, Memorabilia (zusammen)	statt 1 Rthl. 8 Gr.	— 20 —
Opuscula minora et Reliquiae (zusammen)	statt 2 Rthl.	1 — 4 —

Die Vorzüge dieser Ausgabe sind Lehrern und Lernenden bekannt genug, um sicher erwarten zu können, daß ein solcher Vorschlag allgemein willkommen erscheinen werde. Die Käufer erhalten den, mit ächtem gelehrten Fleiße ausgearbeiteten, fortlaufenden Commentar eines praktischen Schulmannes, und einen correcten, sauber gedruckten Text, dessen bequeme Lettern dem Auge wohl thun.

Hahnsche Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

Heinsius, Dr. Theodor (ord. Professor am Berlinisch-Köllnischen Gymnasium) volksthümliches Wörterbuch der deutschen Sprache, mit Bezeichnung der Aussprache und Betonung, für die Geschäfts- und Lesewelt. 3r Band. L bis R. 80½ Bogen gr. 8. Hannover, in der Hahn'schen Buchhandlung. Pränum. Preis

Druckpapier 2 Rthl. 12 Gr.
Schreibpapier 3 Rthl. 8 Gr.

Für das Publikum bedarf es nur der Anzeige, daß die Fortsetzung eines Werkes erschienen ist, welches vor den Richterstühlen der Kritik Anerkennung seines Werths und in der Geschäftswelt die seltene Auszeichnung gefunden hat, daß es von dem preußischen Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten der ehrenvollsten öffentlichen Empfehlung an sämtliche Provinzial-Regierungen der

preußischen Monarchie gewürdigt worden. Der Verfasser hat glücklich die Aufgabe gelöst, den ganzen reichen Sprachschatz der Deutschen, aus allen Gegenden, aus einheimischen und fremden Quellen alter und neuer Zeit, zu sammeln, und allen Ständen des gemeinsamen Vaterlandes, im Gebiete des höhern und niedern Wissens, im praktischen Leben des Umgangs, in der Welt der Geschäfte, wie der Schriftsteller und Dichter, ein sicherer Führer zu werden. — Der 4te Band, welcher das Ganze vollendet, wird schon im Laufe des Jahrs 1821 erscheinen. Der Pränumerationspreis eines jeden Bandes ist 2½ Rthl. auf Druckpap., und 3 Rthl. 8 Gr. auf Schreibpapier.

Heyse, J. C. A., theoretisch-praktisch-deutsche Grammatik, oder Lehrbuch zum reinen und richtigen Sprechen, Lesen und Schreiben der deutschen Sprache. Zweite verbesserte und durch einen Abschnitt von der Metrik vermehrte Aufl. gr. 8. Hannover, in der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 2 Rthl.

Dessen kleine theoretisch-praktisch-deutsche Grammatik. Ein Auszug aus dem größern Lehrbuche. 2te verm. Aufl. gr. 8. Daselbst. 16 Gr.

Der Verfasser dieser Sprachlehren hat mit strengem, durch Lehrerfahrung geleitetem Urtheil, die bewährten Resultate deutscher Sprachforschung kritisch gesichtet und mit einer Popularität dargestellt, die, von seltener Bestimmtheit gehoben, das größere, wie das kleinere Buch zum Schulgebrauch und zum Selbstunterricht, mit schönem Erfolge, längst geeignet hat: so daß beide in niederen und höheren Schulen, als angemessene Normalwerke, bereits eingeführt worden sind, und, zu solchem Zweck, ferner Empfehlung verdienen. Den einzelnen Abschnitten sind zweckmäßige Fragen angehängt, welche dem Lehrer beim Unterricht manchen bedeutenden Wink geben, und den Gebrauch der Beispiele erleichtern können, durch deren Zusammenstellung diese Sprachlehre sich so sehr empfiehlt. Willkommene Zugaben sind: eine pragmatische Bildungsgeschichte unserer Sprache, und ein Anhang, über deutsche Metrik, oder Verskunst. Die Einrichtung des Drucks zeichnet sich durch Nettigkeit und Oekonomie so sehr aus, daß, ohne diese, die Anzahl der Bogen fast doppelt so stark seyn würde.

Durch den Ankauf des ganzen Vorraths von

Heyse, J. C. A., kurzgefaßtes Verdeutschungs-Wörterbuch, zum Verstehen und Vermeiden der, in unserer Sprache mehr oder minder gebräuchlichen fremden Ausdrücke, mit Bezeichnung der Aussprache und Betonung, und den nöthigsten Erklärungen. Dritte Aufl. gr. 8.

ist die Hahn'sche Hofbuchhandlung zu Hannover in den Stand gesetzt, den Preis desselben auf Druckpapier von 1 Rthl. 20 Gr. zu 1 Rthl. 12 Gr., und auf Velinpapier von 2 Rthl. 12 Gr. zu 1 Rthl. 20 Gr. zu vermindern.

So eben ist erschienen:

Literärgeschichte der Sprach-, Dicht- und Redekunst der Deutschen, zum Leitfaden beim Schul- und Selbstunterricht für Deutschlands Jugend. Von Hellmuth Winter, Doktor der Rechte und der Philosophie. gr. 8. Druckpapier 1 Rthl.

Schulen, die sich direct an die Verlagshandlung wenden, zahlen nur 18 Gr., und erhalten überdies bei 30 Exemplaren 2 gratis.

Dasselbe Werk unter dem Titel:

Literärgeschichte der Sprach-, Dicht- und Redekunst der Deutschen für Freunde der schönen Literatur. gr. 8. engl. Druckpap. sauber geheftet in farbigem Umschlag 1 Rthl. 8 Gr.

Bureau für Literatur und Kunst in Berlin.

In der Ebner'schen Buchhandlung in Ulm ist zu haben:

Jais, K., Noch etwas vom Cölibate. 8. 18 kr.

Die erste Kommunion, ein Ostergeschenk für Kinder kathol. Religion. 2te Aufl. 8. 6 kr.

Materialien zu Lese- und Verstandesübungen für das reifere Alter. 2te verb. Aufl. 8. 1 fl.

Trostel, J., Vorlegblätter für Kinder. Eine Sammlung auserlesener Fabeln, Gedichte ꝛc. 8. 1 fl.

Unterricht über die Schafe, deren Zucht, Wartung und Benutzung, nebst Angabe ihrer Krankheiten und den sichersten Mitteln zur Heilung derselben. 8. 1 fl.

Unterhaltungen über die Nationalökonomie, worin die Grundsätze dieser Wissenschaft vertraulich erklärt werden. Aus dem Englischen mit Anmerkungen. gr. 8. 2 fl.

Baur (S.) kurze Gebete und Betrachtungen zur Beicht und Abendmahlfeier. 8. 24 kr.

Dies Kommunionbuch kann seines bequemen Formats wegen auch als Anhang an jedes Gesangbuch angebunden werden.

L. Annaei Senecae tragoediae, penitus excussis membran. Florentin. adhibitisque Codicibus Mss. Ultraject., editione principe Caroli Fernandi, et aliis spectatae fidei libris, item J. F. et Jacobi Gronoviorum libris ineditis. Vol. I. II. III. recognovit F. H. Bothe. 8. maj. Lips., sumt. Hahnii. 3 Rthl.

Es muß den Verehrern der Alter angenehm seyn, daß die lange vernachläßigten Stücke des römischen Tragikers von einem Manne bearbeitet worden, der, als Dichter und Philolog gleich geschätzt, für diese Ausgabe Alles leisten konnte, was Kritik, Kunst und Geschmack irgend fordern mögen. Die mitgetheilten Excerpte aus bisher noch ungedruckten Handschriften der beiden Gronove über Seneca sind von bedeutendem Interesse.

D. Junii Juvenalis Aquinatis Satyrae XVI. ad optimorum exemplarium fidem recensitae, varietate lectionis perpetuoque commentario illustratae a Geo. Alex. Ruperti. Editio altera et emendatior. Vol. I. II. 8. maj. Lipsiae, sumt. Hahnii. 7 Rthl.

Charakter und Werth dieser trefflichen Ausgabe sind längst entschieden. Der sorgsam fortschreitende Fleiß des würdigen Herausgebers zeigt sich auf jeder Seite: die neue Auflage kann daher mit Recht eine ganz neue Ausgabe genannt werden.

Pindari Carmina. Recensuit, metra constituit, lectionisque varietatem adjecit Christ. Guil. Ahlwardt. Editio minor, in usum praelect. academ. et scholarum. 8. maj. Lips. sumt. librar. Hahnianae. 18 Gr.

Das Verdienst des Herausgebers um die Kritik, besonders um die äußerst schwierige Metrik Pindar's ist lange als classisch anerkannt. Mit seiner Arbeit beginnt eine neue Periode in der Geschichte des Textes, von welchem er eine gereinigte kritische Recension liefert.

M. Tullii Ciceronis libri tres de natura Deorum, ex recensione J. A. Ernesti, et cum omnium Eruditorum notis, quas Jo. Davisii editio ultima habet. Accedit apparatus criticus, ex amplius XX Codicibus Mss. nondum collatis, digestus a Geo. Henr. Mosero, Phil. D. et in Gymnasio Ulmensi Professore, qui idem suam annotationem interposuit. Copias criticas congessit, Dan. Wyttenbachii selecta scholarum suasque animadversiones adjecit Fridericus Creuzer, Theol. et Philos. Dr. et literarum in academia Heidelbergensi Professor. 8. maj. Lipsiae, sumt. Hahnii. 3 Rthl. 12 Gr.

Die Herausgeber haben es unternommen, einen neuen, kritisch bearbeiteten Text dieses viel gelesenen Meisterwerks zu constituiren; und zwar auf den Grund der sehr selten gewordenen Ausgabe von Davis. Die Arbeiten der Kritiker und Ausleger aller Jahrhunderte sind, ihrem Kern nach, hier geprüft, um eine Recension zu liefern, die keinem, mit ächter Bildung und philologischer Wissenschaft befreundeten Gelehrten fehlen darf.

In der neuen Verlagsbuchhandlung von August Schmid in Jena sind zu haben:

Erzählungen, von Baronin Caroline de la Motte Fouqué. Neue Sammlung, 2 Thle. 4 Thlr.

Knauff, die Herbst-, Winter- und Frühlings-Abende, oder Belehrungen, wie man seine Bienen vom Herbst bis ins Frühjahr sicher und gewiß überwintert. 8. 1 Thlr. 9 Gr.

Für müßige Stunden, 48 Bdch. geh. 1 Thl. 9 Gr.

Zeitschrift für Moral I. 3s Hft. Enthält:

„Die Göttlichkeit des Pflichtgesetzes. Von Böhme. — Verhältniß der stoischen Moral zum Christenthum; angedeutet von Dr. Schwabe. — Welche Pflicht gibt es für die Verbreitung der Wahr-

heit? (Beschluß.) Von Müller. — Ueber das Wort: Der Kantianer gibt sich selbst des Gesetz. Von Müller. — Beurtheilung der Aktensammlung über die Entlassung des Prof. Dr. de Wette vom theol. Lehramt zu Berlin u. s. w. — Aufgaben und Probleme, von Müller. Preis des ersten Bandes 2 Thlr.

John Millars, Professor der Rechte zu Glasgow, historische Entwickelung der englischen Staatsverfassung. Aus dem Englischen, von Dr. K. E. S. 2r Bd. gr. 8. broch.

Schmidt, Dr. J. K., Allgemeine ökonomisch-technische Flora, oder Abbildungen und Beschreibungen aller in Bezug auf Oekonomie und Technologie merkwürdigen Gewächse. 1n Bds. 2s Hft. Pränumerationspreis auf den 1n Bd. von 5 Heften 3 Rthlr. 8 Gr.

Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri VIII. ad optimorum codicum fidem, adhibitis doctorum virorum observationibus, recensuit, summariis et notis illustravit, indicesque rerum et verborum adjecit Chr. Fried. Ferd. Haackius, Gymn. Stendal. Rector. Vol. I. II. Lipsiae, sumtibus librariae Hahnianae. 8. maj. 4 Rthl.

Ungeachtet seither mehrere Textes-Abdrücke vom Thucydides erschienen, fehlte es doch ganz an einer zweckmäßigen Handausgabe. Eine solche hat, nach dem Urtheil sachkundiger Richter, der Herausgeber geliefert, und dadurch einem allgemein gefühlten Bedürfniß abgeholfen.

A. Tibulli Carmina, textu ad Codd. Mss. et editiones recognito, insigniori lectionis varietate, notis indicibusque adjectis, edidit Ern. Car. Chr. Bach. 8. maj. Lipsiae, sumt. Hahnii. 1 Rthl. 16 Gr.

Diese von dem mit dem Alterthum ganz vertrauten Herrn Pastor Bach besorgte wohlfeile Ausgabe steht zwischen dem reichen Apparate großer Kritiker und dem Bedürfniß solcher Freunde der Poesie, welche, zur Bildung oder zur Erheiterung, römische Dichter, lesen, befriedigend in der Mitte.

P. Terentii Afri Comoediae. Ad codices Mss. et optimas editiones recognovit, varietate lectionis, commentario perpetuo et indice verborum instruxit Fried. Christ. Gottl. Perlet. 8. maj. Lips. sumt. librar. Hahnianae. 3 Rthl.

Auch für die Erklärung und Behandlung dieses trefflichen Komikers der Römer ist von Herrn Prof. Perlet eine neue Bahn gebrochen. Was vollständige Kenntniß und Benutzung aller vorhandenen Hülfsmittel, was ein, mehrere Decennien umfassendes, eifriges Studium des Dichters vermöge, dem der Herr Herausgeber schon mehrere gelungene Arbeiten widmete, wird das Urtheil der Kenner bald würdigen. Die Varianten dreier, hier zuerst verglichenen Handschriften des Terenz, auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel, sind eine neue Bereicherung für das Gebiet der höhern Kritik.

An alle deutsche Buchhandlungen ist versandt:

Die Schule der Verstandesübungen nach der Stufenfolge für Bürger- und Landschulen entworfen, von Dr. F. G. Nagel, 2r Tbl., Logik, 312 Seiten. Preis 18 Gr. (25 Exemplare werden für 15 Rthl., und 12 Exemplare für 8 Rthl. erlassen.)

Die öffentlichen Beurtheilungen und die gute Aufnahme des ersten Theils dieser Schule ꝛc., welcher vorbereitende Sinnanschauungen und grammatische Vorübungen enthielt, hat den Herrn Verfasser bestimmt, hier die Fortsetzung zu liefern, in der Hoffnung, auch durch diese den redlich beabsichtigten Nutzen zu stiften, wozu er nach seiner Ueberzeugung weder Fleiß noch Mühe gespart hat.

Magdeburg, den 1. Dez. 1820.

Creutzsche Buchhandlung.

Bei A. G. Liebeskind in Leipzig ist zu haben:

v. Valentini, General, Freiherr, Abhandlung über den kleinen Krieg, und über den Gebrauch der leichten Truppen, mit Rücksicht auf den französischen Krieg. Vierte ganz umgearbeitete und vermehrte Ausgabe. Mit 13 Planen. Preis 3 Rthl. 12 Gr.

Auch unter dem Titel:

v. Valentini, General, Freiherr, die Lehre vom Krieg. Erster Theil. Der kleine Krieg und die Gefechtslehre. Vierte ganz umgearbeite und vermehrte Ausgabe. Mit 13 Planen. Preis 3 Rthl. 12 Gr.

Seit 20 Jahren ist diesem Werke der Beifall von einer ausgezeichneten Klasse von Lesern gezollt, ja es ist sogar bei höheren militärischen Lehranstalten als Lehrbuch gebraucht worden. Dies gab dem Herrn Verfasser Veranlassung, diese neue Ausgabe von neuem mit dem größten Fleiße umzuarbeiten. Die wesentlichen Veränderungen der Taktik, welche die neueren Zeitereignisse herbeigeführt haben, machten eine gänzliche Umänderung des Kapitels von dem Verhalten der Actionen, oder vielmehr der Gefechtslehre, nöthig, so wie ein ganz neues Kapitel über Streifzüge hinzugefügt werden mußte, ein Kapitel, worüber erst die neuere Zeit richtige Ansichten gegeben hat. Letzteres ist also ein ganz neuer Theil des Werks, so wie die Bemerkungen über Volkskriege, welche in der Einleitung enthalten sind. Sonach ist es ein praktisches Buch, aus dem man lernen kann, wie es im Krieg zugeht, und das die Summe aller erwünschten Eigenschaften des Kriegsmannes angibt, nützlich also für jeden, der fortwährend das Kriegshandwerk treibt, oder nur dann, wenn das Vaterland seines Armes bedarf. Das Kapitel von den Streifzügen enthält zugleich die Hernennung der Verdienste alter und neuer Partheigänger, von Emmerich u. s. w., bis auf Wallmoden, Schill, Marwitz, Colomb, Hermitscheff u. a. Der zweite Theil des Werks, welcher die Lehre vom höhern Krieg enthalten wird, soll innerhalb einiger Monate erscheinen.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

De Aure et Auditu Hominis et Animalium. Pars I. De Aure Animalium Aquatilium auctore Ern. Henr. Webero, Philos. et Med. Doct. in Universitate Lit. Lips. Prof. Anat. Comp. extraord. Cum X Tabulis aeneis. Lips, apud Gerhardum Fleischerum 1820. Preis 3 Rthl 12 Gr.

Als Einleitung ist eine Abhandlung über die Thiere, deren Gehörwerkzeug noch nicht mit Gewißheit gekannt ist, vorausgeschickt. Dann folgt die Darstellung der Gehörwerkzeuge der Krebse, — der Sepien, — der Fische, denen die halbcirkelförmigen Kanäle und die Steinchen des Labyrinthes fehlen, — der Fische, deren häutiges

Labyrinth in keinem besondern knorplichen oder knöchernen Labyrinthe, sondern zugleich mit dem Gehirne in der Schedelhöhle eingeschlossen liegt, — der Fische, deren Schwimmblase durch drei Gehörknöchelchen mit dem häutigen Labyrinthe verbunden, und die Stelle des Trommelfelles vertritt, — der Fische, deren Schwimmblase durch häutige in den Kopf eintretende Kanäle mit dem Labyrinthe des Ohrs in Verbindung steht, — der Fische, deren häutiges Labyrinth in einem von der Schedelhöhle getrennten knorplichen Labyrinthe eingeschlossen ist. Die Kupfertafeln, welche diese Reihe von Bildungen darstellen, sind von Schröter und Richter gestochen, und von dem Verfasser selbst gezeichnet.

Mannert, Dr. Conrad, (Hofr. u. Prof. zu Landshut) der Norden der Erde, von der Weichsel bis nach China; nach den Begriffen der Griechen und Römer. 2te, ganz umgearb. Aufl. Mit 2 Charten. gr. 8. Leipzig, in der Hahn'schen Verlagshandlung. 2 Rthl. 12 Gr.

Herr Hofrath Mannert fährt fort, seine, dem Publikum gegebene Zusage, (in einer neuen Darstellung seiner Geographie der Griechen und Römer, Resultate vieljähriger Forschungen mitzutheilen), aufs Erfreulichste zu erfüllen. Den Anfang macht Homer's Kunde vom Norden der Erde. Des Verfassers unermüdetes Studium hat, besonders hier, den Lesern einen Gewinn bereitet, der mit jedem Schritte reicher und überraschender wird.

Déscription de l'Égypte, ou Recueil des observations et des recherches faites en Égypte pendant l'expédition de l'armée; seconde édition in 8.

Dem unternehmenden Buchhändler C. E. F. Pankouke in Paris ist durch eine königliche Ordonnanz die Erlaubniß ertheilt worden, von diesem prachtvollen Werke eine zweite Ausgabe zu veranstalten, um dasselbe durch einen niedrigern Preis gemeinnütziger, und durch lieferungsweise Erscheinung dem Privatgelehrten zugänglicher zu machen.

Diese Ausgabe wird in dem zum Studieren bequemen groß Octav-Formate, in 25 Bänden, erscheinen, wovon die fünf ersten die Beschreibung alter Städte mit ihren Monumenten, der 6te bis 10te an-

tiquarische Abhandlungen, der 11te bis 18te den heutigen Zustand Egyptens und Nubiens, der 19te bis 22ste Zoologie, der 23ste Botanik, der 24ste Mineralogie und der 25ste die Erklärung der Kupfer enthalten wird. Jeder Band Text kostet 7 Franken.

Dieselben Originalkupfer, welche auf Kosten der Regierung zu der groß Folio-Ausgabe gestochen worden, werden auch zu dieser Ausgabe geliefert. Die bisherige sparsame Benutzung der Platten hat dieselben noch völlig neu erhalten, und da sie nicht anders als auf eben so schönes Velinpapier wie zu jener Ausgabe abgezogen werden, so werden die Abdrücke jenen nicht nachgeben.

Diese Kupfer, 901 an der Zahl, sind in großem Atlas-Format, 26 Zoll lang, einige derselben in noch größerm Format, 40 Zoll lang, und einige sogar in dem allergrößten Format, 50 Zoll lang; noch nie war vorher ein so großes Papier fabrizirt worden. Da indessen die Breite dieser drei Formate dieselbe ist, und 20 Zoll beträgt, so können auch die größeren zusammengelegt zu den andern in einen Atlas gebunden werden; 429 derselben sind den Alterthümern, 170 dem neuern Zustande, 250 der Naturgeschichte und 52 der Geographie bestimmt. Sie erscheinen in Lieferungen je zu fünfen, wovon 2 bis 3 zum ersten, 1 oder 2 zum zweiten, 1 zum dritten oder vierten dieser Fächer gehören; die ganz großen werden für zwei gerechnet. Der Subscriptionspreis jeder dieser Lieferungen beträgt nicht mehr als zehn Franken, und nur die beiden letztern werden vorausbezahlt.

Die Subscribenten erhalten demnach um diesen geringen Preis Kupferabdrücke der vorzüglichsten Meister in Frankreich, worunter viele von Kennern einzeln auf 30 bis 40 Fr., und die ganz großen auf 60 bis 80 Fr. geschätzt, ja einige schon zu 100 und 150 Fr. verkauft worden sind.

Die zweite Lieferung ist bereits erschienen, und die übrigen werden schnell nachfolgen, da alle Platten bereits gestochen sind, also daß das Ganze in zwei bis dritthalb Jahren vollendet seyn kann.

Außer obiger Anzahl werden noch 28 Kupfer zu dem Texte geliefert, welche nicht besonders berechnet werden.

Man subscribirt für dieses Werk bei dem Verleger in Paris, rue des Poitevins no. 14., so wie auch bei den Buchhändlern Treuttel und Würz daselbst, rue Bourbon no. 17., in Straßburg Schlossergasse Nro. 30., und in London 30 Schosquare, woselbst ein weitläufigerer Prospectus desselben gratis ausgegeben wird, und wo auch das Werk, so weit es erschienen ist, eingesehen werden kann.

Intelligenzblatt 1820.

Nro. XI.

Chronik der Universität Heidelberg.

Se. Königl. Hoheit der Großherzog haben allergnädigst geruhet, die außerordentlichen Professoren der Philosophie Dr. Erb und Dr. Hillebrand zu ordentlichen Professoren zu ernennen.

Desgleichen haben Allerhöchstdieselben allergnädigst geruhet, dem Prof. Mone für die Zueignung und Ueberreichung des Werkes: Deutsche Denkmäler, für ihn und seine Mitherausgeber fünf goldene Medaillen zu übersenden, und mit einem huldvollen Schreiben vom 29. Dec. zu begleiten.

Die Wetterauische Gesellschaft für die gesammte Naturkunde hat den Geheimen Hofrath und Professor Dr. Conradi zu ihrem Mitgliede ernannt.

Die Königl. Societät der Wissenschaften zu Turin hat den Geh. Rath und Professor Dr. v. Leonhard zu ihrem auswärtigen correspondirenden Mitgliede ernannt.

Am 26. Dec. vertheidigte pro facultate legendi der Privatdocent Dr. Silvester Jordan sein programma continens: Observationes quasdam in doctrinam de Morgengaba Germanica. Heidelb. bey Groos. 1821. 8.

Am 28. October ertheilte die Juristen-Facultät dem Herrn Menno Pöhls aus Hamburg nach bestandenem Examen und eingereichter Dissertation de contractibus innominatis die Doctorwürde. Desgleichen den 17. November dem Herrn Rath Mühlenbacher in Mannheim dieselbe Würde ohne Examen.

Die Anzahl der hiesigen Studierenden, nach Angabe der Logis-Liste, beträgt in diesem Semester

Ausländer:		
Theologen	36	
Juristen	240	
Mediciner und Chirurgen	49	
Kameralisten	21	
Philologen	22	
Zusammen		368
Inländer:		
Theologen	24	
Juristen	38	
Mediciner und Chirurgen	27	
Kameralisten	17	
Philologen	17	
Zusammen		123
Im Ganzen —		491

Buchhändler-Anzeigen.

Ankündigung.

Ich zeige hiemit an, daß in meinem Verlage unter dem Titel:

Allgemeines encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe, begründet von Dr. L. Hain, und nach einem erweiterten Plane bearbeitet von einer Gesellschaft von Gelehrten, 4 Bände in Lexikonformat,

ein Werk erscheinen wird, welches sich über das ganze Gebiet des menschlichen Wissens verbreiten, und durch seinen reichen und gemeinnützigen Inhalt gewiß alle gebildete Classen des Publikums in hohem Grade interessiren wird. Schon der Name des als Mitredacteur des Conversations-Lexikons und durch andere literarische Arbeiten vortheilhaft bekannten Begründers muß auch für dieses Werk die günstigsten Erwartungen erregen; daß diese nicht unbefriedigt bleiben werden, wird die von einem Probebogen des Werks selbst begleitete ausführlichere Anzeige beweisen, welche in allen Deutschen Buchhandlungen gratis zu

haben ist, und auf welche ich mich mit dem Wunsche beziehe, daß sie von keinem Gebildeten möge unbeachtet gelassen werden. Da diese Anzeige sich über Tendenz, Inhalt, Umfang und Behandlungsart vollständig ausspricht, letztere auch, so wie die äußere Einrichtung, aus dem Probebogen hinlänglich erkannt werden kann; so begnüge ich mich hier nur anzuführen, daß das ganze Werk nach einem ungefähren Ueberschlage über 100,000 Artikel aus allen Wissenschaften, Künsten und Gewerben enthalten, und ungefähr aus zwölf Alphabeten in Lexikonformat bestehen, mithin den größten Sachreichthum mit der äußersten Gedrängtheit verbinden wird. Das Ganze wird 4 Bände bilden, jeder Band aber in 2 Abtheilungen erscheinen. Die erste Abtheilung des 1sten Bandes, welche die Buchstaben A und B enthält, wird mit Neujahr 1821 im Drucke beginnen. Die Herausgeber werden alles aufbieten, die Fortsetzung möglichst schnell nachfolgen zu lassen, so daß ich die Beendigung des ganzen Werks im Jahre 1823, also im Laufe von 3 Jahren versprechen kann.

Der Subscriptionspreis auf das ganze Werk beträgt, für Druckpapier 10 Thlr. (18 Fl. Rheinisch), für Schreibpapier 15 Thlr. (27 Fl. Rheinisch). Dieser überaus niedrige Preis macht es auch den Unbemittelten möglich, sich dieses gemeinnützige Werk, das an umfassendem Gehalt in der deutschen Literatur nicht seines Gleichen hat, und seine Brauchbarkeit für den Gelehrten, wie für den Ungelehrten, gewiß bewähren wird, anzuschaffen, und ich will den Ankauf auch dadurch erleichtern, daß ich jetzt keine Vorausbezahlung bedinge, sondern erst bey Ablieferung der ersten Abtheilung des 1sten Bandes die Hälfte des Betrags, nämlich 5 Thlr. auf Druckpapier und 7 Thlr. 12 Gr. auf Schreibpapier bezahlt erhalte.

Subscription nehmen alle deutsche Buchhandlungen an, und der Termin dafür ist bis Johanni 1821 bestimmt. Privatsammlern sollen angemessene Vortheile bewilligt werden, und ich lade alle diejenigen, welche sich diesem Geschäft unterziehen wollen, ein, sich sowohl wegen der Bedingungen als wegen der nöthigen Anzeigen u. s. w. direct an mich zu wenden.

Altenburg, den 1sten Dec. 1820.

Christian Hahn.

In Heidelberg nimmt die Verlagshandlung dieses Jahrbuches Subscription an.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Wilhelm Thomas Brande's, Secretärs der königl Gesellschaft in London ꝛc. Handbuch der Chemie für Liebhaber. Aus dem Englischen. 2 Theile. Mit 3 Kupfertafeln und vielen in den Text eingedruckten Holzschnitten. Leipzig bey Gerhard Fleischer. 1820. Preis 4 Rthlr.

Der durch mehrere wichtige Entdeckungen bekannte, und als Lehrer der Chemie an der königl. Lehranstalt von Großbrittannien angestellte Verfasser arbeitete dieses Handbuch zunächst für seine Vorlesungen aus, hat aber, indem er es durch den Druck bekannt machte, jedem Liebhaber der Chemie ein sehr angenehmes Geschenk gemacht. Lichtvolle Darstellung der abgehandelten Materien, zweckdienliche Kürze, wobey jedoch die Deutlichkeit und Verständlichkeit nicht leidet, nützliche Anwendung der chemischen Lehren auf die Künste, und endlich die Versinnlichung der erwähnten chemischen und physikalischen Apparate durch in den Text eingedruckte Figuren zeichnen dieses Werk zu seinem Vortheile aus. Da es jetzt so viele Liebhaber der Chemie giebt, so wird ihnen ein solches Werk, das auch treu und fließend übertragen worden ist, gewiß höchst willkommen seyn.

ARCHÉOLOGIE
FRANÇAISE,
OU

Vocabulaire de mots anciens tombés en désuétude, et qu'il serait bon de restituer au langage moderne; accompagné d'exemples tirés des écrivains français des XIIe, XIIIe, XIVe, XVe et XVIe siècles, manuscrits ou imprimés:

Par Charles Pougens,

De l'Institut de France, académie royale des inscriptions et belles-lettres, auteur du Trésor des origines et du dictionnaire grammatical raisonné de la langue française etc. etc. Trois volumes in 8°, de 400 pages chacun, beau papier, beaux caractères, imprimerie de M. Firmin Didot. — Prix, de chaque volume 7 francs, pour ceux qui auront souscrit avant le 31 décembre 1820; passé cette époque, le prix sera de 8 francs. On ne reçoit point d'argent à l'a-

vance mais seulement une simple inscription avec engagement de retirer chaque volume à mesure qu'il paraitra.

S'adresser à MM. A. A. Renouard, rue Saint-André-des-Arcs, No. 55. — Treuttel et Wurtz, rue de Bourbon, No. 17, Paris. — Les mêmes, Soho-square, No. 30, Londres. — Les mêmes, rue des Serruriers, Strasbourg.

En considérant comme le poison des langues les invasions du néologisme, et ces audaces de langage que se sont permises plusieurs de nos écrivains modernes, je n'ignore pas qu'indépendamment de la nécessité d'introduire certains mots techniques qu'exige le progrès des sciences, on peut admettre, toutefois après un sage examen, quelques mots nouveaux, lorsqu'ils sont nécessaires, sonores, et de bonne origine. Si, par exemple, Desportes, Malherbe, Amyot, Montaigne, et tant d'autres, se fussent traînés servilement sur les pas de leurs devanciers; s'ils eussent craint d'enrichir, par d'heureuses innovations, notre langue alors indécise et entachée de son impureté primitive, elle serait encore ce qu'elle était du temps de Guyot de-Provins, de Gautier-de-Coinsi, de Jehan-de-Meung, de Marie de France, d'Eustache Deschamps etc. etc. C'est, comme personne ne l'ignore, à ce même Desportes, à qui Boileau n'a pas rendu assez de justice, que nous devons le mot pudeur, aussi cher à la poésie qu'à la prose: avant Malherbe, on ne connaissait point les mots insidieux, sécurité, gracieux, incendie, transfuge, ambitionner, insulter, etc. Mais, sans exclure les nouvelles créations, pourquoi ne chercherions-nous pas préalablement, comme l'ont répété plusieurs fois MM. de Voltaire et Marmontel, à rappeler d'un injuste exil, une foule d'expressions nécessaires, souvent même élégantes, que nous avons, par je ne sais quelle fausse délicatesse, laissé tomber en désuétude, et dont les étrangers ont eu le bon esprit de conserver un assez grand nombre?

— J'ose assurer que plusieurs des mots que je cherche à racheter de l'oubli ne contribueront pas médiocrement, à multiplier ces nuances aussi précieuses à l'éloquence qu'à la poésie, et qui constituent, lorsqu'elles sont renfermées dans de justes limites, la véritable richesse des langues. Par exemple, le verbe assavourer, que je retrouve dans Willaume-li-Viniers, voyez recueil de poètes manuscrits, avant 1300, dans Perceforest etc., est plus rapide et plus expressif que donner de la

saveur : conflagrations et embrasement ne sont pas exactement la même chose : désanimé et inanimé sont loin d'être synonymes : désestimer n'est pas mépriser ; désembellir n'est point enlaidir ; désaimer n'est point haïr, c'est cesser d'aimer ; dévouloir, cesser de vouloir : équanimité est plus rapide qu'égalité d'ame etc.

Un grand nombre de ces mêmes mots, si injustement proscrits, en complètent aussi plusieurs autres. — Par exemple, on se sert du composé inadvertance, et nous avons perdu le simple advertance, employé par Eustache Deschamps, Amyot, Montaigne, etc. On ne dit plus angoisser, et nous avons le substantif angoisse : on connaît la médisance, es nous avons perdu le mot biendisance : nous avons aguerrir, anoblir, asservir, captiver, favoriser, et nous n'avons plus désaguerrir, désanoblir, désasservir, décaptiver, défavoriser : les verbes dévorer, engloutir, envahir, ont perdu leurs subsantifs dévorateur, engloutisseur, envahisseur : enfin nous voyons des hommes étranges, des choses étranges, et l'on ne dit plus étrangeté : les adjectifs aigu, üe, aqueux, euse, ont perdu leurs substantifs acuïté, aquosité, etc. ; et cependant tous ces mots, dont plusieurs de nos écrivains distingués ont souvent fait de nos jours un heureux usage, quoiqu'ils ne se trouvent point dans le dictionnaire de l'académie, édition de 1762, seule autorité légale, ont été employés avec succès par nos auteurs français des siècles précédents.

Toutefois, en revendiquant des mots essentiellement français, conservés par les écrivains classiques des nations étrangères, et qui, proscrits chez nous par un injuste caprice, n'en sont pas moins, à raison de leur énergie et de leur harmonie, nécessaires aux orateurs et aux poètes ; dont la langue ne saurait être trop abondante, j'apelle ici la sévérité des gens de goût sur ces régénérations, précieuses sans doute, mais dont on ne doit faire usage, qu'avec circonspection et une sage économie.

Je n'ai point, au reste, accompagné mes définitions de phrases de pure invention : j'ai cité les textes mêmes des ouvrages, soit manuscrits, soit imprimés, en suivant, autant qu'il m'a été possible, l'ordre des siècles.

A la suite des exemples tirés des anciens écrivains français, j'ai placé divers passages anglais, italiens, espagnols, dans lesquels le mot oublié par nous, et le plus souvent d'origine fran-

çaise, se trouve conservé par les écrivains de ces trois langues, sauf les modifications et les désinences propres à chaque idiôme.

Cette archéologie française sera suivie d'une bibliographie des ouvrages imprimés ou manuscrits d'où l'on a tiré chacun des termes qui la composent, ainsi que les divers exemples dont ils sont accompagnés.

Es ist nun erschienen:

Aristotelis Ethicorum Nicomacheorum Libri Decem. Ad Codicum et veterum editionum fidem recognovit, commentario illustravit latinamque Lambini interpretationem castigatam adjecit Carol. Zell. II Vol. 8 maj. Heidelbergae. Mohr et Winter.

Dieser neuen Ausgabe von Aristot. Eth. ad Nicom. widmete der Herausgeber mehrere Jahre in der Vorbereitung und Ausführung. Der erste Band derselben enthält den möglichst berichtigten Text, wozu auf das gewissenhafteste folgende Apparate als Hülfsmittel benutzt worden. A. Handschriftliche Mittheilungen, 1) ein Codex der Pariser Biblioth. No. 1417 verglichen von Herrn Professor Schweighäuser d. ält., 2) ein Breslauer, vergl. theils von Herrn Professor Passow, theils vom Herausgeber. B. Gedruckte Mittheilungen, die zwey Aldiner Ausgaben, die drey Baseler, die Casaubonischen der ges. Werke des Aristot. Die bes. Ausg. der Eth. bei Aldus 1536, von Victorius 1547, Lambin und Zwinger 1566, Sylburg 1584, Bergh. 1596, Wilkinson 1716, ferner die alte latein. Uebersetzung des Argipopylus und des Aretinus. Der beigefügte Commentar als zweyter Band, legt kritische Rechenschaft vom Text ab, und enthält zugleich alles, was zum unmittelbaren Verständniß des Werks nöthig ist, ohne sich auf histor. oder philos. Entwicklung der Lehrsätze und auf Vergleichungen mit den Systemen anderer Philosophen einzulassen, als nur da, wo es die Worterklärung durchaus nöthig machte. Besondre Rücksicht ist genommen worden auf die Ausmittelung und Erklärung Aristot. Sprachgebrauchs sowohl des allgem. als des bes. philosophischen, sowohl in grammatical. als lexical. Hinsicht. Dabey ist bey veranlassenden Stellen aufmerksam gemacht auf das Charakteristische in der philosoph. Behandlungsweise des Schriftstellers. Zugleich enthält

dieſer Commentar vollſtändig, jedoch mit möglichſter Kürze, im Auszug und mit Ausſcheidung des Außerweſentlichen und Unbedeutenden, Alles, was von den frühern Herausgebern und Commentatoren gegeben worden iſt. Dabei ſind benutzt worden die gedruckten griechiſchen Scholiaſten, noch ungedr. kurze Scholien in dem obgenannten Pariſer Codex, der von Heinſius edirte Andronicus, die Commentare von Piſtorius, Camerarius, Muretus, Lambin, Zwinger, Giphan.

Mit dem griech. Text iſt die lateiniſche Ueberſetzung des Lambinus revid. verbunden und auf jeder Seite gleichlaufend abgedruckt.

Ueber alles dies giebt der Verf. in der Vorrede und Einleitung hinlängliche Rechenſchaft, und widmet das ganze Werk ſeinem ehemaligen Lehrer und nun auch Rathgeber bei dieſem ſeinem Vornehmen, Creuzer, er ſpricht darüber in der Vorrede u. a. Quam quidem rem non ambitione narro, nec quo cujusquam interesse putem exploratas habere opellae meae origines, sed ita tantum, ut quidquid in hoc consilio aut suscipiendo aut perficiendo laudabile sit, ad Creuzerum auctorem lectores referent, quidquid reprehensione dignum, me commisisse meminerint etc.

Das Werk iſt mit aller Sorgfalt gedruckt, über ſechzig Bogen ſtark, in zweyerley Ausgaben: auf weißem Druckpapier und feinem Schreibpapier; erſtere Ausgabe koſtet 5 Rthlr. oder 9 fl., letztere 6 Rthlr. oder 10 fl. 48 kr. und iſt durch alle Buchhandlungen Deutſchlands, ſo wie die vorzüglichen des Auslandes zu erhalten.

Mit dieſer Anzeige bringen wir in Verbindung auch die der nunmehrigen Vollendung von:

Schwarz, F. H. A., chriſtliche Ethik, Handbuch für Theologen, auch andre gebildete Chriſten. gr. 8. Heidelberg, bei Mohr und Winter. Preis 2 Rthlr. 6 gr. oder 4 fl.

Ein Werk, das wohl in unſerm Vaterlande ganz zu ſeiner Zeit erſcheint. Das wahre deutſche Ehrenkleid ſoll nun einmal chriſtlich-evangeliſche Geſinnung und Handlungsweiſe ſeyn und bleiben, dieſe immer klarer zu erfaſſen, und dann mit Sicherheit, im Vertrauen und Schauen auf Urſprung und Offenbarung jener Weisheit zu üben, das muß doch wohl die Hauptſorge ſeyn, wenn von Aenderungen und Beſſerungen die Rede iſt, die fruchtbringend und Völker ewig wahrhaft

kräftigend und veredelnd seyn sollen. Dann treten freilich aller Irrthum und besonders der Aberglaube an die Götzen, Ehr- und Ruhmsucht als Triebfedern ganz an ihre Stelle heidnischen Begriffs zurück, und nur der Christ erscheint im Glanze des ihm geoffenbarten Glaubens, treu, einfach, wahr und rein in dieses Glaubens Wachsthum und Reife. Der ehrwürdige Herr Verfasser hat sein Werk als Theologe, der da Glauben und Wissen in sich vereinigt, hauptsächlich für das Studium der Geistlichen bestimmt, allein es wird auch überhaupt dem Christen unserer Zeit, als welchem es besonders darum zu thun seyn muß, gewisser und fester in seinem Wesen und Wirken zu werden, dienen. Es gilt dann freilich Nachdenken, Aufgeben und sich zu Eigenmachen, nicht blos Ergriffenseyn, dann phantastisch und in trügerischen Formen bey sich tragen, was nicht unser eigen ist, noch werden darf.

Der Herr Verfasser macht ganz menschlich wohl keinen Anspruch auf vorzüglichste Erschöpfung seines Gegenstandes vor vielen andern Werken gleicher Art, indeß wird es doch klar werden, daß hier einer unserer verdientesten Pädagogen und geistigen Beobachter der menschlichen Erscheinungen, wozu die Vorzeit und vor allem die geistig merkwürdige Epoche der neuern Zeit die herrlichste und reichste Gelegenheit gegeben und uns besonders giebt — das Seinige gethan, den Weg zu zeigen, der dem Christen aufgeschlossen ist und ihn dem rechten Ziele näher führt.

Wir können nun den Besitzern der beyden ersten Bände der

Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter von C. F. von Savigny

die Versicherung ertheilen, daß der Druck des dritten Bandes dieses Werks mit nächstem beginnt und derselbe längstens zur Herbstmesse 1821 erscheinen wird.

Mohr u. Winter.

Gesammelte Werke der Brüder Christian und Friedrich Leopold, Grafen zu Stolberg.

Unterzeichnete Buchhandlung wird von diesen Werken bis zur nächsten Leipziger Oster-Messe die ersten fünf Theile liefern; diese werden enthalten:

Im 1sten und 2ten Theile: Oden, Lieder, Balladen;
— 3ten Theile: die Insel und die Jamben;
— 4ten und 5ten Theile: die Schauspiele und die weiße Frau;
und folglich die Sammlung der poetischen Werke bilden.

Diesen sollen, in einer ohngefähr gleichen Anzahl von Bänden, die prosaischen Schriften folgen und der Inhalt derselben wird bestehen:

aus den Reisen nach Italien
kleinen Aufsätzen und Abhandlungen,
dem Lebrn Alfreds und
dem Büchlein von der Liebe.

An diese werden sich dann die Uebersetzungen anschließen, nämlich:
die der Ilias,
des Aeschylos,
Sophokles,
Gedichte aus dem Griechischen,
Plato und
Ossian.

Die angekündigte Ausgabe wird um so willkommener seyn, da man versichern darf, daß sie die der letzten Hand ist. Man wird bey den ersten fünf Theilen nicht blos die wohlgetroffenen Bildnisse der Grafen zu Stolberg, sondern auch Fascimile's ihrer Handschriften und Vignetten finden, die zum Theil selbst ein historisches Interesse erhalten haben. Es ist das nämliche Format gewählt worden, in welchem Herder's, Göthe's 2c. Werke erschienen sind.

Pränumeration oder Subscription auf Werke bewährter und von der Nation anerkannter Autoren ist weder nöthig, noch scheint sie zu eröffnen schicklich; die Verleger geben daher diesen Werken einen allgemeinen Verkaufspreis, welcher, wie eine Vergleichung darthun wird, den sonst üblichen wohlfeilen Pränumerationspreisen gleich kömmt.

Die ersten fünf Bände, von circa 125 Bogen, kosten zehn Thaler; diejenigen, welche sich beym Ankauf dieser ersten Abtheilung auch für die folgenden anheischig machen, erhalten dieselbe zu acht

Thaler. Die Verleger dürfen versprechen, daß die Abtheilung der prosaischen Schriften bis Ostern 1822 und im Laufe desselben Jahres auch noch die der Uebersetzungen erscheinen wird.

Hamburg, im December 1820.

Perthes und Besser.

Ankündigung

deutscher Uebersetzungen.

Aristofanes Lustspiele, vom Hofrath J. H. Voß. Mit erläuternden Anmerkungen von seinem Sohne, dem Professor Voß. 3 Bände. Subscriptions-Preis 4 Rthlr. 16 Ggr.

Neue sehr verbesserte Ausgaben

von

Virgils Werken, von J. H. Voß. 3 Bände. Subscriptions-Preis 4 Rthlr.

und

Horaz Werken, von Demselben. 2 Bände. Subscr. Preis 2 Rthlr. 16 Ggr.

Livius Römische Geschichte, mit kritischen und erklärenden Anmerkungen vom Professor Conrad Heusinger. 5 Bände. Subscr. Preis 6 Rthlr.

Griechenlands und Roms auserwählte Schriftsteller haben die Prüfung von Jahrtausenden überstanden und leben als Muster fort, die selten erreicht und niemals übertroffen sind. Was Gelehrte an ihnen besitzen, ist weltkundig, aber nur Vorurtheil kann den Genuß ihrer Werke auf Gelehrte beschränken wollen.

Eine allgemeine Stimme huldigt dem Deutschen, dessen Meisterschaft in der Kunst zu übersetzen schwerlich zu übertreffen seyn dürfte. Herr Hofrath Voß fährt fort sie zu beweisen; er giebt seinen Virgil und Horaz in abermaliger Verbesserung und in vollendeter Gestalt; den Aristofanes, an welchem er zwölf Jahre arbeitete, mit erläuternden Anmerkungen seines Sohnes, und scheute die Mühe nicht, die letzte Korrektur dieser Werke selbst zu übernehmen.

Von Livius Geschichtsbuche erscheint eine deutsche Uebersetzung vom Professor Heusinger, einem Manne, der mit der Sprache des Römers und der seinigen gleich vertraut war, und sein Werk mit vielen kritischen und historischen Erläuterungen begleitete. Philologen vom ersten Range, denen die Handschrift vorgelegt worden, wetteifern in der Anerkennung ihrer Vorzüge. Aber sie ist auch die Frucht zwanzigjähriger unablässiger Anstrengung!

Auf diese vier Werke, welche zur nächsten Leipziger Ostermesse erscheinen, wird in allen Buchhandlungen die Subscription bis Ende April d. J. angenommen und eine ausführlichere Ankündigung ausgegeben.

Vorsteher und Lehrer an Gymnasien und Schulen, so wie andere Beförderer wissenschaftlicher Unternehmungen, welche sechs Subscribenten sammeln und mir selbst bis Ausgang April den Betrag einsenden, bitte ich, das siebente Exemplar für ihre gefällige Bemühung anzunehmen. Vorzugsweise erhalten die Herren Subscribenten ihre Exemplare auf besserem Papier und dennoch um ein Viertel wohlfeiler, als sie nachher im Buchhandel zu haben seyn werden.

Den Eltern, auch wenn sie ihre Söhne nicht dem gelehrten Stande bestimmten, können diese Werke, zu wahrer Bildung fürs Leben, empfohlen werden, mit Ausnahme des Aristophanes, den Göthe „einen ungezogenen Liebling der Grazien“ nannte, und der also wohl das männliche Alter fodert.

Braunschweig, im Januar 1821.

Friedrich Vieweg.

Ankündigung.

Zwey Rechtsgelehrte in Genf, Professor Rossi und Dr. Meinier, haben sich zur Herausgabe einer juristischen Zeitschrift vereinigt, die jährlich in wenigstens 6 Heften, von zwey zu zwey Monaten in französischer Sprache erscheinen soll. Die Absicht der Herausgeber ist, von den Fortschritten der Gesetzgebung und Rechtswissenschaft in dem civilisirten Europa Rechenschaft zu geben, und durch Mittheilung in einer allenthalben verständlichen Sprache, einem Bedürfnisse abzuhelfen, das sich schon seit geraumer Zeit auf eine drückende Art fühlen läßt. Sie haben es sich besonders mit zum Augenmerk gemacht, die

Gelehrten nicht germanischer Nationen mit den Bestrebungen deutscher Rechtsgelehrten und den Resultaten deutscher Rechtsgelehrsamkeit zu befreunden. Das Wort juristische Zeitschrift ist von ihnen in seiner weitesten Bedeutung genommen, und schließt deshalb keinen Theil der Wissenschaft aus, der irgend von einem allgemeinen Interesse seyn kann. Auch in Hinsicht der Form haben die Herausgeber sich keine bestimmte Gränzen vorgeschrieben. Eigene Aufsätze, Auszüge, eigene und mitgetheilte, Beurtheilungen von Gesetzbüchern, juristischer Schriften, Anzeigen, Uebersetzungen und Mittheilungen mancherley Art sollen mit einander abwechseln, doch so, daß alles, was nur ein lokales Interesse hat, davon ausgeschlossen bleibt. Der Titel ist:

Annales de législation et de jurisprudence, publiées par Mrs. Rossi et Meynier à Geneve.

Das erste Heft ist zu Ende Septembers erschienen. Es enthält 1) den Prospektus, einen Aufsatz über das Verhältniß des Studiums des Rechts zu der Civilisation unserer Zeit und über den jetzigen Zustand der Wissenschaft, von Herrn Rossi, 2) einen Auszug aus Savigny's Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter von Herrn Dr. Meynier, 3) einen Aufsatz über einen national-ökonomischen Gegenstand, mitgetheilt von Herrn Sismondi, 4) eine Uebersetzung von Heeren's Abhandlung über die Entstehung der politischen Theorieen in dem neuern Europa. Jedes Heft hat ohngefähr 200 Seiten.

Für Deutschland hat die unterzeichnete Buchhandlung die Besorgung übernommen, und es ist bey ihr nicht blos ein Plan der Zeitschrift, sondern auch das 1ste Heft selbst zu haben. Der Preis eines ganzen Jahrgangs ist 16 fl. 30 kr.

Tübingen, im Sept. 1820.

H. Laupp.

So eben ist bey mir erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Sartorius, Ernst, die lutherische Lehre vom Unvermögen des freyen Willens zur höheren Sittlichkeit, in Briefen, nebst einem Anhange gegen Herrn Dr. Schleiermachers Abhandlung über die Lehre von der Erwählung. 8. 14 gr.

Diese Schrift stellt die Grundlehre der lutherischen Kirche vom Unvermögen des freyen Willens zur höheren Tugend als eine von der

gesammten neueren Philosophie weder geläugnet, noch geläugnet werden könnende psychologische Wahrheit dar, und zeigt, wie nur durch die Wirkungen des geoffenbarten göttlichen Worts aufs Innere, verbunden mit der dem Willen in äußerlichen Dingen zustehenden Freyheit, der Mensch wahrhaft sittlich und wahrhaft frey wird. Im Anhange werden Schleiermachers Einwürfe gegen die Consequenz der lutherischen Erwählungslehre aus den symbolischen Büchern widerlegt und die Unverträglichkeit der kalvinischen Prädestinationslehre mit dem wahren Christenthume gezeigt.

Göttingen, d. 12. Febr. 1821.

Joh. Chr. Dan. Schneider,
Buchhändler.

Bey Ph. Krüll in Landshut ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Mittermaier, Prof. in Bonn, Anleitung zur Vertheidigungskunst im deutschen Criminalprozesse und in dem auf Oeffentlichkeit und Geschwornengerichte gebauten Strafverfahren. Zweyte durchaus verbess. und vermehrte Auflage. gr. 8.
1 Thlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr. Rhein.

In der Hall. Literat. Ztg. Ergänzungsblatt 1820, No. 65. sagt Recens. darüber:

„Die zweyte Auflage dieses mit verdientem und ungetheiltem Beyfalle aufgenommenen Werkes, hat nicht nur durch die Hinzufügung der neuern Literatur, durch Benutzung der rhetorischen Werke der Franzosen und Engländer, durch die Anführung von Beyspielen und Rechtsfällen u. s. w., sondern auch ganz vorzüglich durch die Ausdehnung des Plans auf das öffentliche Criminalverfahren bedeutend gewonnen. Um so mehr muß das Werk gegenwärtig Defensoren und Richtern empfohlen werden, als es schon in Hinsicht der ersten Ausgabe mit inniger Ueberzeugung von dem Recens. geschehen ist.“

Anzeige
des herabgesetzten Preises
der
Heidelberger Jahrbücher.
1r — 13r Jahrgang.

Beym Schlusse des dreyzehnten Jahrgangs der bis daher in unserm Verlag erschienenen Heidelberger Jahrbücher der Literatur machen wir bekannt, daß sämmtliche 13 Jahrgänge nun um folgende herabgesetzte Preise gegeben werden und auch durch alle Buchhandlungen zu haben sind:

Der erste Jahrgnng in 15 Heften 3 Rthlr. 8 gr. oder 6 fl.
— zweyte und dritte Jahrgang jeder in 52 Heften à 4 Rthlr. 6 gr. oder 7 fl. 36 kr.
— vierte bis und mit siebente Jahrgg. jeder in 12 Heften à 2 Rthlr. 12 gr. oder 4 fl.
— achte, neunte und zehnte Jahrgg. jeder in 12 Heften à 3 Rthlr. oder 5 fl.
— eilfte, zwölfte und dreyzehnte Jahrgang, jeder in 12 Heften à 3 Rthlr. 8 gr. od. 5 fl. 30 kr.

Die drey ersten Jahrgänge 1808, 9 und 10 sind bekanntlich auch in folgenden fünf einzelnen Abtheilungen erschienen:

1) Für Theologie, Philosophie und Pädagogik. Ir Jahrgang in 3 Heften 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.
IIr und IIIr Jahrg. jeder in 12 Heften à 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

2) Für Jurisprudenz und Staatswissenschaft. Ir Jahrgang in 3 Heften (2te Aufl.) 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.
IIr u. IIIr Jahrg. jeder in 8 Heften à 22 gr. od. 1 fl. 36 kr.

3) Für Medizin und Naturgeschichte. Ir Jahrgang in 3 Heften 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.
IIr und IIIr Jahrg. jeder in 8 Heften à 1 Rthlr. 2 gr. oder 1 fl. 54 kr.

4) Für Mathematik, Physik und Cameralwissenschaften. Ir Jahrgang in 3 Heften 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.
IIr u. IIIr Jahrg. jeder in 8 Heften à 22 gr. od. 1 fl. 36 kr.

5) Für Philologie, Historie und schöne Literatur und Kunst. Ir Jahrgang in 3 Heften 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.
IIr und IIIr Jahrgg. jeder in 16 Heften
à 1 Rthlr. 18 gr. oder 3 fl. 12 kr.

Vom vierten Jahrgg. 1811 an erschienen solche wieder gemischt in zwölf Monatheften, deren jedes auch einzeln zu 12 gr. oder 48 kr. erlassen wird.

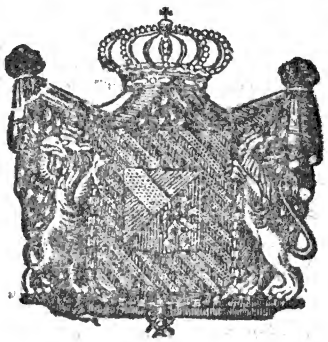
Indem wir dies zur Kenntniß bringen, erbieten wir uns noch, bey uns zugewandten directen Bestellungen von mehreren Jahrgängen zu einem weitern Nachlaß von Zehn vom Hundert bey baar eingehender Zahlung.

Heidelberg.

Mohr und Winter.

Anzeige
der
Vorlesungen,
welche
im Winterhalbenjahre 1820 — 1821
auf der
Großherzoglich Badischen
Ruprecht-Karolinischen Universität
zu Heidelberg
gehalten werden sollen.

Die Vorlesungen werden den 23sten October eröffnet.



Heidelberg,
gedruckt bei dem Universitätsbuchdrucker Gutmann.

I. Gottesgelahrtheit.

Encyklopädie der Theologie, nach Planks Grundrisse (Göttingen 1813): Geheimer Kirchenrath Daub, 6mal wöchentlich von 9 — 10 Uhr.

Exegese der Sprüche Salomo's und der Prophezeihungen Daniels: Geh. Kirchenr. Paulus, 6mal wöchentlich von 11 — 12 Uhr.

Exegese des Koheleth: Prof. Umbreit, 2mal in der Woche, öffentlich.

Exegese der Johanneischen Schriften: Geh. Kirchenrath Schwarz, 5mal wöchentl. v. 5 — 6 Uhr.

Erklärung der drei ersten Evangelien: Prof. Lewald, 6mal wöchentlich von 3 — 4 Uhr, oder in einer andern passenden Nachmittagsstunde.

Erklärung des Evangeliums des Lukas (oder statt dessen, Erklärung des Briefs an die Hebräer): Doctor Ullmann, 3mal wöchentlich von 3 — 4 Uhr.

Erklärung der Briefe des Apostels Paulus an die Römer und an die Galater: Kirchenr. Abegg, Montags, Dienstags, Mittwochs und Donnerstags von 2 — 3 Uhr.

Zweite Abtheilung der Kirchengeschichte, vom

Jahre 715 bis zur Reformation, nach J. E. Chr. Schmidts Lehrbuche der christl. K. Geschichte: Geh. Kirchenr. Paulus, 5mal wöchentl. v. 4 — 5 Uhr.

Dritter Theil der Kirchengeschichte, von der Reformation bis auf die neueste Zeit: Prof. Lewald, nach Dictaten, 6mal wöchentlich von 4 — 5 Uhr.

Patristik, oder vom Leben und den Schriften der ausgezeichnetsten Griechischen und Lateinischen Kirchenväter: Doctor Ullmann, Mont., Dienst. und Mittw. v. 8 — 9 Uhr.

Christliche Dogmatik, erste Abtheilung: Geh. Kirchenrath Schwarz, nach seinem Lehrbuche, 3mal wöchentl. v. 10 — 11 Uhr.

Christliche Ethik: derselbe, 3mal wöchentlich von 10 — 11 Uhr.

Fortsetzung des speciellen Theils der theologischen Moral, nach Stäudlins Lehrbuche: Geh. Kirchenr. Daub, 6mal wöchentl. v. 11 — 12 Uhr.

Homiletische Uebungen nach auserlesenen Stellen aus dem Evangelium des Lukas: Kirchenr. Abegg, Mont. u. Donnerst. von 3 — 4 Uhr, im theologisch-homiletischen Seminarium.

Katechetik in Verbindung mit der speciellen Methodik (s. pädag. Semin. S. 19.): Geh. Kirchenr.

Schwarz, 2mal in der Woche von 6 — 7 Uhr Abends, öffentlich.

Zu Vorlesungen über die christliche Symbolik erbietet sich derselbe.

II. Rechtsgelahrtheit.

Naturrecht: Geh. Hofrath Zachariä, nach eignen Sätzen, 4mal v. 3 — 4 Uhr.

Juristische Encyklopädie und Methodologie: Prof. Walch, nach eignem Plane, 4mal v. 11 — 12 U.

Innere Geschichte des Römischen Civilrechts und Civilprocesses, nach den Institutionen des Gajus: Dr. Zimmern, täglich von 5 — 6, und in 2 andern noch zu bestimmenden Stunden.

Institutionen des Römischen Rechts: Prof. Rosshirt, nach Mackeldey's Lehrb. des Röm. Rechts 2e Aufl. und hinsichtlich des geschichtlichen Theiles unter Verweisung auf Hugo's Lehrb. der Geschichte des R. Rechts 7te Aufl., täglich von 9 — 10 Uhr.

Institutionen des Römischen Rechts: Professor Walch, nach eignem gedruckten Plane, täglich von 9 — 10, und 2mal v. 11 — 12 Uhr.

Institutionen des Römischen Rechts: Dr. Zimmern, nach Mackeldey's Lehrb. 2. Aufl. u. mit einer encyklopädischen Einleitung, 6mal v. 2 — 3 U.

Pandecten: Geh. Hofr. Thibaut, nach der 5ten Ausg. s. Lehrbuchs, täglich v. 10 — 12, und von 2 — 3 Uhr.

Ueber Intestaterbfolge: derselbe, Mont. und Dienst. Abends v. 6 — 7 Uhr.

Erbrecht: Prof. Willy, 5mal v. 4 — 5 Uhr.

Ueber die Klagen: Prof. Roßhirt, unter besonderer Berücksichtigung von Gaji Institutionum commentarius quartus, öffentl., in noch zu bestimmenden Stunden.

Ein Conversatorium über die Institutionen: Prof. Walch, nach dem Plane seiner Vorles. über die Inst., in einer oder 2 noch zu bestimmenden St.

Schriftliche Uebungen im Interpretiren der Quellen des Röm. Rechts: Prof. Willy, Dienst. von 6 — 7 Uhr.

Reichsgeschichte, oder Geschichte der Deutschen Nation und ihres öffentlichen Rechtes: Prof. Morstadt, nach Dictaten und nach Heinrichs Handbuch der D. Reichsgeschichte, Lpz. 1800, 8., 5mal von 5 — 6 Uhr.

Staatsrecht der Deutschen: derselbe, nach Dictaten und Klübers öffentlichem Rechte des Deut-

schen Bundes und der Bundesstaaten, Frankf. 1817, 8. 5mal von 2 — 3 Uhr.

Katholisches und protestantisches Kirchenrecht: Geh. Hofr. Zachariä, nach Böhmer, täglich von 9 — 10 Uhr.

Deutsches Privatrecht; Hofrath Cropp, nach eignem Plan und mit Benutzung des Lehrbuchs von Runde, 5e Ausg., tägl. v. 3 — 4 und Sonnabends von 8 — 9 Uhr.

Lehenrecht: derselbe, nach eignem Plane, mit Zuziehung des Lehrbuches von Pätz, Göttingen 1818, an den 4 ersten Werktagen von 10 — 11 Uhr.

Gemeines Deutsches Criminalrecht: Prof. Roßhirt, nach eignem bis zum Anfange der Vorlesungen erscheinenden Leitfaden, und unter Beziehung auf Feuerbachs Lehrb. 7. Aufl., und Grolmans Grundsätze 2c. 3e Aufl., tägl. v. 4 — 5 Uhr.

Einleitung in die ältern und neuern Gesetze des Großherz. Baden: Hofr. Cropp, 2mal in noch zu bestimmenden Stunden, öffentlich.

Exegetische Vorlesungen über den Titel des Cod. Napoleon von Schenkungen und Testamenten: Geh. Hofr. Zachariä, 2mal in noch zu bestimmenden Stunden, öffentl.

Code Napoleon, mit Rücksicht auf das Landrecht von Baden und der übrigen Deutschen Länder, von welchen solcher angenommen ward: Dr. Kaucher, 6mal wöchentl. v. 11 — 12 Uhr.

Ueber das 8e Badische Organisationsedict, die Verwaltung der Strafgerechtigkeitspflege betreffend: derselbe, Mont. und Donnerst. v. 3 — 4 Uhr, öffentlich.

Civilproceßtheorie: Prof. Morstadt, nach von Grolmans Theorie des gerichtl. Verfahrens in bürgerl. Rechtsstreitigkeiten, 4e Aufl. 1819, mit Zuziehung seiner Materialkritik von Martins Civilproceß-Lehrbuch, Heidelb. 1820, 8., 6mal von 4 — 5 U.

Theorie des Strafprocesses, mit Rücksicht auf das öffentliche Verfahren: Geh. Justizrath Gensler, nach Martins Lehrb. n. Ausg. 1820, tägl. v. 8 — 9 Uhr.

Civilproceßpraxis: derselbe, nach seiner Anleitung zur gerichtlichen Praxis in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten (Heidelb. b. Engelmann 1820), und nach seinen Rechtsfällen für die Proceßpraxis (daselbst, 1817), als Grundloge der Ausarbeitungen, an den 5 ersten Werktagen von 10 — 11 Uhr.

Referir- und Decretirkunde: derselbe, nach

seinen Grundsätzen der juristischen Vortrags- und formellen Entscheidungskunde (Jena bei Cröker, 1815), in Verbindung mit dem Lehrbuch: Anleitung zur gerichtlichen Praxis, an den 5 ersten Wochentagen von 11 — 12 Uhr.

Ueber den Begriff und die Folgen des sogenannten qualificirten Geständnisses sowohl in dem Strafproceß, als in dem bürgerlichen Rechtsstreite, derselbe, Sonnabends von 11 — 12 Uhr, öffentlich.

III. Arzneigelahrtheit.

Anatomie des Menschen: Geh. Hofr. Tiedemann, 11mal wöchentl. v. 10—11 u. von 3—4 U.

Examinatorium über Anatomie: derselbe, Sonnabends um 3 Uhr.

Die Secirübungen leitet Prosector Fohmann, täglich von 8 — 12 und von 2 — 4 Uhr.

Lehre von der Zeugung und Bildung des Fötus: Geh. Hofr. Tiedemann, 2mal wöchentlich v. 8 — 9 Uhr.

Physiologie der Alter: derselbe, Sonnab. v. 8 — 9 Uhr, öffentl.

Arzneimittellehre, in Verbindung mit Pharmacie, durch Versuche erläutert, nach Grens Handbuch der

Pharmakologie: Hofrath Gmelin, 6mal wöchentl. von 8 — 9 Uhr.

Materia medica, nach chemischen Grundsätzen: Prof. Mai, nach Pfaff, täglich Morgens v. 9 — 10 Uhr.

Recapitulation der experimentellen Pharmacie: derselbe, nach dem erklärenden Commentar von Hermbstädt, Nachmittags von 2 — 3 Uhr.

Toxikologie, mit besonderer Rücksicht auf Orfila's Abhandlung über die Gifte: Prof. Dierbach, 3mal in noch zu bestimmenden Stunden.

Receptirkunst: derselbe, nach seinem Lehrbuche, 2mal von 1 — 2 Uhr.

Erklärung des Corn. Celsus de medicina: derselbe, privatissime.

Pharmaceutische Experimentalchemie, nach Döbereiners Elementen der Pharmacie: Dr. Geiger, 4mal wöchentlich von 8 — 9 Uhr.

Pharmacognosie, nach eignem Plane, mit Vorzeigung der rohen und zubereiteten Arzneien: derselbe, 4mal wöchentlich von 3 — 4 Uhr.

Diätetik, mit Rücksicht auf Gegenstände der medicinischen Policei: Prof. Sebastian, wöchentl. 3mal von 9 — 10 Uhr.

Allgemeine Pathologie und Therapie: Geh. Hofrath Conradi, die erste nach der zweiten Ausgabe seines Lehrbuchs, die zweite nach Hufeland (Lehrb. d. allg. Heilkunde, 1818, 8.) um 4 Uhr.

Grundsätze der allgemeinen Pathologie und Therapie: Prof. Schelver, wöchentlich 5mal von 6 — 7 Uhr.

Pathologie und Therapie der chronischen Krankheiten: Prof. Sebastian, wöchentl. 5mal v. 4 — 5 Uhr.

Krankheiten der Weiber: Hofr. Nägele, wöchentl. 3mal von 5 — 6 Uhr.

Specielle Chirurgie: Prof. Moser, nach Arnemann, mit Vorzeigung der dazu gehörigen Instrumente, Maschinen und Verbandstücke, wöchentlich 4mal von 2 — 3 Uhr.

Lehre der chirurgischen Krankheiten und ihrer Heilung: Hofr. Chelius, wöchentl. 12mal von 2 — 3 und von 5 — 6 Uhr.

Syphilitische Krankheiten, Manuscript: Prof. Moser, wöchentl. 4mal von 5 — 6 Uhr.

Ueber die Krankheiten der Zähne, Manuscript: derselbe, Mittwochs und Sonnab. von 5—6 Uhr.

Ueber die Krankheiten des Gehörorgans: Hofr. Chelius, in noch zu bestimmender Stunde, öffentl.

Geburtshülfe mit praktischer Anleitung im Gebärhause: Hofr. Nägele, nach seinem Entwurf einer systematischen Darstellung der Geburtshülfe, täglich von 12 — 1 Uhr.

Literaturgeschichte der Geburtshülfe: derselbe, wöchentlich 2mal von 5 — 6 Uhr, öffentlich.

Die magnetische Heilkunst: Prof. Schelver, wöchentl. 5mal v. 4 — 5 Uhr.

Anleitung zur magnetischen Praxis; derselbe, privatissime.

Einleitung in die medicinische Klinik: Geh. Hofrath Conradi, nach seiner Schrift: über die Einrichtung der medicinischen Klinik in dem acad. Hospitale zu Heidelberg, 1820, 8., Mont. und Donnerst. v. 6 — 7 Uhr, öffentlich.

Anleitung zur medicinischen Klinik: Geh. Hofr. Conradi, um 9 Uhr.

Chirurgische Klinik: Hofr. Chelius, von 11—12 Uhr.

Klinischer Besuch im Gebärhause: Hofr. Nägele, täglich um 8 und um 4 Uhr.

IV. Staatswirthschaft.

Landwirthschaft, nach Beckmanns Lehrbuche: Oberforstrath Gatterer, 5mal wöchentl. Morgens von 8 — 9 Uhr.

Technologie, oder Fabrikenwissenschaft: derselbe, nach Beckmanns Lehrbuche, wöchentlich 5mal v. 10 — 11 Uhr.

Forstwissenschaft, zwar nach eignem Plane, aber mit besonderer Rücksicht auf Hartigs Lehrbuch (in 3 Bänden): Oberforstr. Graf von Sponeck, Mont., Dienst., Donuerst. u. Sonnab. v. 10—11.

Forst- und Jagdrecht: derselbe, in Ermanglung eines Lehrbuchs nach eignem Plane, Montags- Dienst. u. Mittw. v. 4 — 5 Uhr.

Forstliche Geschäftslehre, oder Anleitung zu den bei dem praktischen Forstwesen vorkommenden schriftlichen Arbeiten, mit Ausarbeitungen aller Art verbunden: derselbe, Mittw. u. Freitags von 10 — 11 Uhr.

Forstdirection, nach Hartigs Lehrbuch: derselbe, Donnerst., Freit. u. Sonnab. v. 4 — 5 Uhr.

Handelslehre, nach Büsch: Prof. Reinhard, Mittw. u. Sonnab. v. 9 — 10 Uhr.

Finanzwissenschaft, nach von Sonnenfels: Prof. Semer, Mont., Dienst. u. Freit. v. 8 — 9 Uhr.

Finanzwissenschaft, nach Jung, mit einer encyklopädischen Einleitung über die Staatswirthschaftslehre, und mit einem Anhang über das Staatscassen- und Rechnungswesen: Prof. Reinhard, Mont., Dienst., Donnerst. u. Freit. v. 9 — 10 Uhr.

Der Staatsverwaltung Theorie und Praktik, als Einführung in das administrative und finanzielle Geschäftsleben: Geh. Rath Ritter von Leonhard, nach der Schrift: Darstellung des Organismus einer Staatsverwaltung, 1820, verbunden mit schriftlichen Ausarbeitungen, an den 5 ersten Werktagen v. 5 — 6 Uhr.

Staatswirthschaft und Finanzwissenschaft: Hofr. Erb, nach Krugs Abriß der Staatsöconomie, 6mal wöchentl. v. 11 — 12 Uhr.

Policeiwissenschaft, nach Jung: Prof. Reinhard, Mont., Dienst., Donnerst. u. Freit. v. 11 — 12 Uhr.

Policeiwissenschaft in ihrem ganzen Umfange: Hofr. Erb, nach Harl, an den 5 ersten Werktagen von 9 — 10 Uhr.

Allgemeine Policeipraktik, aus bestehenden Gesetzen und Verordnungen entwickelt, und unter steter

Hinweisung auf dieselben: Geh. Rath von Leonhard, nach Dictaten, und mit besonderer Rücksicht auf Roßhirts Begriff und Bestimmung der Staatspolicei, 1817, Mont., Mittw. u. Freit. v. 6 — 7 Uhr Abends.

Die Landbaukunst, für Cameralisten, Oeconomen, Landwirthe, Baumeister und Bauliebhaber: Dr. Leger, nach seinem Handbuche: Theorie der bürgerl. Baukunst, Freib. u. Constanz, 1811, 6mal wöchentl. Morgens von 8 — 9 Uhr.

Anm. Die durch den Tod des Prof. Eschenmayer erledigten Vorlesungen sollen anderweitig ersetzt werden.

V. Zur philosophischen Facultät gehörige Lehrfächer.

A. Philosophische Wissenschaften.

Logik, verbunden mit Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften: Prof. Hillebrand, nach seinem Handbuche der Logik und philosophischen Vorkenntnißlehre (Heidelberg bei Groos, 1820), an den 5 ersten Werktagen von 4 — 5 Uhr.

Logik: Prof. Erb, nach Dictaten, an den 5 ersten Werktagen von 11 — 12 Uhr.

Anthropologie, besonders Psychologie: Professor

Hillebrand, Mont., Dienst., Donnerst. u. Freit. von 11 — 12 Uhr.

Philosophische Anthropologie und Psychologie: Prof. Erb, nach Dictaten, Mont., Dienst., Donnerst. u. Freit. v. 4 — 5 Uhr.

Psychologie: Hofr. Weise, nach seinem neuen Systeme, täglich v. 3 — 4 Uhr.

Anthropologie: Doctor Hinrichs, nach eignem Plan, jedoch mit Beziehung auf Hegels Encyklopädie der philosoph. Wissenschaften, §. 307 — 329, Mont., Dienst. u. Mittw. v. 10 — 11 Uhr.

Kritik der heutigen Physiologien (der für philosophisch sowohl, als auch der für empirisch sich ankündigenden): Prof. Erb, nach Dictaten, Montags, Mittw., Donnerst. u. Freit. v. 6 — 7 Uhr.

Rechtsphilosophie und Politik: Hofr. Weise, nach seinem gedruckten Plane, tägl. v. 9 — 10 Uhr.

Aesthetik, verbunden mit Geschichte der schönen Literatur Deutschlands: Prof. Hillebrand, nach Dictaten, an den 5 ersten Werktagen v. 5 — 6 U.

Geschichte der Philosophie bis auf unsere Zeiten: Dr. Hinrichs, täglich von 3 — 4 Uhr.

Ueber das nothwendige Verhältniß der neueren Philosophie zur Religion: derselbe, mit Hinwei-

sung auf seine während der Vorlesungen erscheinende Schrift über diesen Gegenstand, Donnerst., Freitags u. Sonnab. v. 10 — 11 Uhr.

Erklärung der Aristotelischen Bestreitung der der aristotelischen Philosophie vorhergegangenen Philosophien überhaupt, insbesondere aber der Eleatischen Schule und der Philosophie des Plato vom 3ten Kapitel des ersten Buchs der Metaphysik, bis zum 7ten Kapitel: derselbe, 1mal in der Woche, öffentlich.

B. Philologie und Alterthumskunde.

α. Orientalische Philologie.

Hebräische Grammatik: Prof. Umbreit, 5mal wöchentlich von 3 — 4 Uhr.

Die Fundamente der Arabischen Sprache: derselbe, 4mal wöchentlich von 4 — 5 Uhr.

Die Fundamente der Persischen Sprache: derselbe, privatissime.

β. Alte classische Philologie.

a. Propädeutischer Unterricht.

Zu Privatissimis in Griechischer und Lateinischer Sprache erbieten sich Prof. Lewald und Doctor Bähr.

b. Humaniſtiſcher Cyklus.

1. Erklärung von Claſſikern.

Cicero's zweite Staatsrede gegen den Antonius (Philippica IIda), mit den Fragmenten der Ciceroniſchen Bücher vom Staat, oder, falls die beſtellten Exemplare ſpäter erſcheinen ſollten, mit ſchweren Stellen der Bücher von den Geſetzen: Geh. Hofr. Creuzer, Mont., Dienſt., Mittw. u. Donnerſt. von 11 — 12 Uhr.

Horazens Oden: Prof. Voß, Mont., Dienſt., Donnerſt. u. Freit. v. 10 — 11 Uhr.

Ariſtophanes Theſmophorien, Ekkleſiazuſen und Plutus; derſelbe, Mont.. Dienſt., Donnerſt. und Freitags v. 6 — 7 Uhr Abends.

Sophocles König Oedipus: Prof. Kayſer, Mittw. und Sonnab. von 2 — 3 Uhr.

Thucydides: Dr. Bähr, Mont., Dienſt., Donnerſt. und Freitags von 3 — 4 Uhr.

Uebungen im Lateinſchreiben: derſelbe, 1 St. wöchentlich.

2. Wiſſenſchaftliche Vorleſungen.

Geſchichte der Philologie: Geh. Hofr. Creuzer, Freit. und Sonnab. von 11 — 12 Uhr.

Römiſche Antiquitäten: derſelbe, an den 5 erſten Werktagen von 9 — 10 Uhr.

Metrik mit praktischen Uebungen: Prof. Voß, nach der Zeitmessung von J. H. Voß, Mittw. und Sonnab, von 6 — 7 Uhr Abends.

3. Im philologischen Seminarium

werden unter der Leitung des Geh. Hofr. Creuzer die Mitglieder schwere Stellen des Herodotus auslegen, die bisher gewöhnlichen lateinischen Abhandlungen abfassen und Disputationen über Gegenstände der alten Literatur halten, in noch zu bestimmenden 2 Stunden.

Erklärung von Pindars isthmischen Gesängen: Prof. Voß, Mittw. u. Sonnab. von 5 — 6 Uhr Abends.

Erklärung des Homerischen Hymnus in Cererem, in Lateinischer Sprache, verbunden mit Uebungen im Griechischschreiben: Dr. Bähr, 2mal wöchentl. von 7 — 8 Uhr.

4. Im pädagogisch-katechetischen Seminarium.

Specielle Methodik und Katechetik mit Uebungen (s. S. 4.): Geh. Kirchenr. Schwarz, 2mal in der Woche von 6 — 7 Uhr Abends, öffentlich.

γ. Neuere Sprachen.

Französische Sprache: Lector Hoffmeister, auch Lambert und Du Bois.

Cursus der Französischen Literatur, nach La Harpe und andern Schriftstellern: Lambert, in noch zu bestimmenden Stunden.

Englische Sprache: Lector Hoffmeister, und Schnell aus England.

Italienische Sprache: Lector Hoffmeister, u. Doria aus Italien.

Spanische Sprache: Prof. Voß, und Nicolaus Vögele.

C. Geschichte mit ihren Hülfs- und Nebenwissenschaften.

Theorie der Statistik: Prof. Semer, nach Schlözer und Lüder, Sonnabends von 11 — 12 Uhr.

Theorie und Anwendung der Statistik: Prof. Mone, nach eignem Plane, mit Zuziehung seiner statistischen Urkundensammlung und Meusels Lehrbuch (4e Ausgabe, 1817), 5mal wöchentl. von 11 — 12 Uhr.

Griechische und Römische Geschichte: Hofrath Schlosser, mit steter Beziehung auf den ersten, einzeln zu erhaltenden Theil seiner Weltgeschichte, in zusammenhängender Erzählung (Frankf. bei Warren-

trapp, 1812), 4mal wöchentlich von 8 — 9 Uhr Morgens.

Deutsche Geschichte, erste Abtheilung, Verfassungs- oder Reichsgeschichte: Prof. Mone, 5mal v. 4 — 5 Uhr.

Allgemeine Geschichte des Mittelalters: Hofr. Schlosser, 5mal wöchentl. v. 4 — 5 Uhr.

Neuere Geschichte, Süden und Westen von Europa, nebst England und den Niederlanden; derselbe, 5mal wöchentlich v. 5 — 6 Uhr.

Diplomatik, oder Urkundenlehre: Oberforstrath Gatterer, nach seines Vaters Lehrbüchern, wöchentl. 3mal in noch zu verabredenden Stunden.

Heraldik oder Wappenkunde: derselbe, nach seines Vaters Lehrbuche, 3mal wöchentl. in noch auszumachenden Stunden.

Numismatik, oder Münzkunde: derselbe, nach seines Vaters Grundrisse, 2mal wöchentl. in noch zu bestimmenden Stunden.

Anm. In den sämmtlichen Vorlesungen des Oberforstr. Gatterer werden die eignen, dahin gehörigen Sammlungen benutzt.

D. Mathematische und astronomische Wissenschaften.

Reine Mathematik mit Einschluß der Trigonometrie: Prof. Schweins, 5mal wöchentlich von 10 — 11 Uhr.

Angewandte Mathematik: derselbe, 5mal wöchentlich von 11 — 12 Uhr.

Differential- und Integralrechnung: derselbe, Dienst., Donnerstags und Sonnabends von 8—9 U.

Analysis: derselbe, Mittw. u. Freit. v. 7—8 Uhr, öffentlich.

Rechnungen für das Geschäftsleben: derselbe, Mont., Mittw. u. Freit. v. 8 — 9 Uhr.

Kreisfunctionen und Trigonometrie, mit geometrischen Aufgaben verbunden: derselbe, Sonnabs. von 10 — 11 Uhr.

Populäre Astronomie: Hofr. Muncke, nach Dictaten, Mont., Dienst., und Mittw. von 4 — 5 Uhr.

Anmerk. Die Anzeige der Vorlesungen des Geh. Hofraths Langsdorf soll von ihm nachgetragen werden, sobald er nach seiner jetzigen Abwesenheit in Staatssachen wieder hier angekommen seyn wird.

E. Naturkunde.

Experimentalphysik: Hofr. Muncke, nach seinen

Anfangsgründen der Physik (Heidelberg 1819), täglich v. 9 — 10 Uhr.

Mathematische und physische Geographie, nebst Atmosphärologie: derselbe, nach seinen Anfangsgründen (Heidelb. 1820), 5mal wöchentl. von 11 — 12 Uhr.

Experimentalchemie: Prof. Gmelin, nach seinem Handbuche der theoret. Chemie, 6mal wöchentlich von 11 — 12 Uhr.

Oryktognosie oder specielle Mineralogie: Geh. Rath Ritter von Leonhard, nach eignem Plane, an den 5 ersten Werktagen, von 11 — 12 Uhr.

Ueber Steinsalzgebirge und das Aufsuchen von Salzquellen: derselbe, nach Dictaten, in einer noch zu bestimmenden Stunde, öffentlich.

Geschichte der Botanik: Professor Schelver, Sonnabends von 2 — 3 Uhr, öffentlich.

Physiologie des Gewächsreiches und theoretische Anfangsgründe der Systemkunde: Prof. Dierbach, 4mal in noch zu bestimmenden Stunden.

F. Schöne Wissenschaften und Künste.

Ueber dramatische Dichtkunst und die vorzüglichsten dramatischen Dichter alter und neuer Zeit: Prof. Hillebrand, Sonnab. von 4 — 5 Uhr, öffentlich.

Geschichte der Malerei: Prof. Roux, in noch zu bestimmenden Stunden.

Cursorische Erklärung der Nibelungen: Professor Moue, in 2 beliebigen Stunden, öffentlich.

Unterricht im Nachzeichnen anatomischer Gegenstände: Prof. Roux, von 1 — 2 Uhr.

Theoretisch-praktischer Unterricht im Figuren- u. Landschafts-Zeichnen und Malen: derselbe, in noch zu bestimmenden Stunden.

Perspectivische Zeichnungslehre und ihre Anwendung auf Compositionen und Nachbildung der Natur, für Architekten und Landschaftsmaler: Dr. Leger, nach eignen Ansichten, Entdeckungen und Portefeuilles, Mont., Dienst., Donnerst. und Freitags von 11 — 12 Uhr.

Bei demselben wird täglich von 1 — 4 Uhr der Lehrsaal eröffnet seyn, worin

Geometrische Constructionslehre als nothwendiges Element aller zeichnenden Künste;

Geometrische Zeichnungslehre und ihre Anwendung auf Bauriße;

Zeichnungsübungen in Entwerfung und Ausarbeitung von Ornamenten, architectonischen Theilen, Holz- und Steinconstructionen, von Bauriſſen zu Wohn- und Wirthschaftsgebäuden, öffentlichen und Pri-

vatgebäuden, antiken und modernen Gebäuden aller Art

vorgenommen werden, und die Akademiker sich zu den ihren Studienplanen und Absichten gemäßen Gegenständen subscribiren.

* * *

Auf der Violine, Altviola, Flöte, Clarinette und andern Blasinstrumenten ertheilt Unterricht: Musiklehrer Schultheiß.

Im Gesang, auf der Guitarre und Violine: Musiklehrer Docetti.

Im Gesang, auf der Harfe, Guitarre, Violine, Viola und dem Violoncello: Musikmeister Weippert.

Auf der Violine, dem Violoncello und der Flöte: Musiklehrer Völkel.

In der Reitkunst: die Stallmeister Lamine und Wippermann.

In der Fechtkunst: der Fechtmeister Leßmann.

In der Tanzkunst: der Tanzmeister Ebeling.

* * *

In der doppelten Buchhaltung für Oekonomen und Kaufleute, in der Berechnung von jeder

Art Wechsel- und Waarengeschäfte, und dem damit verbundenen Briefwechsel in deutscher, französischer, englischer und italienischer Sprache, ertheilt Unterricht Lector Hoffmeister.

Unterricht im englischen Schönschreiben, wie auch in der Rechenkunst nach der kaufmännisch-praktischen Kürze, in Einrichtung der Handlungsbücher aller Art, nebst Stellung der Conti correnti und Facturen mit englischer Großschrift, in Führung der Correspondenz und Wechselgeschäfte, nach Büsch, endlich in der doppelten Buchhaltung nach der von Berghauß bearbeiteten Helwingschen Anleitung, giebt Schreibmeister Feyh.

Verzeichniß
der
Professoren und Privatlehrer,
mit
Angabe ihrer Lectionen.

I. Gottesgelahrtheit.

Ordentliche Professoren.

Geh. Kirchenrath Paulus: Exegese der Sprüche Salomo's und der Prophezeihungen Daniels; Kirchengeschichte, zweiter Theil.

— Daub: Encyklopädie der Theologie; theologische Moral.

— Schwarz: Exegese der Johann. Schriften; christl. Dogmatik; christl. Ethik; Katechetik in Verbindung mit der speciellen Methodik, im pädagogisch-katechetischen Seminarium; christliche Symbolik.

Kirchenrath Abegg: Erklärung der Briefe Paulus an die Römer und an die Galater; homiletische Uebungen im pädagogisch-homilet. Seminarium.

Ausserordentliche Professoren.

Prof. Lewald: Erklärung der drei ersten Evangelien; Kirchengeschichte dritter Theil; Privatissima in der Griechischen und Lateinischen Sprache.

Professor Umbreit: Exegese des Koheleth; Hebräische Grammatik; die Fundamente der Arabischen Sprache; die der Persischen.

Privatdocent.

Doctor Ullmann: Erklärung des Evangeliums des Lukas; Patristik.

II. Rechtsgelahrtheit.

Ordentliche Professoren.

Geh. Hofrath Thibaut: Pandecten; über Intestaterbfolge.

— Zachariä: Naturrecht; katholisches und protestantisches Kirchenrecht; über Schenkungen und Testamente.

Geh. Justizrath Gensler: Theorie des Strafprocesses; Civilproceßpraxis; Referir- und Decretirkunde; über das sog. qualificirte Geständniß.

Hofrath Cropp: Deutsches Privatrecht; Lehenrecht; Einleitung in die Badischen Gesetze.

Prof. Roßhirt: Institutionen des Röm. Rechts; über die Klagen; gemeines Deutsches Criminalrecht.

Ausserordentliche Professoren.

Prof. Walch: Juristische Encyklopädie und Methodologie; Institutionen des Röm. Rechts; Conversatorium über die Institutionen.

— Morstadt: Reichsgeschichte; Staatsrecht der Deutschen; Civilproceßtheorie.

— Willy: Erbrecht; Interpretiren des Röm. Rechts.

Privatdocenten.

Doctor Zimmern: Innere Geschichte des Röm. Civilrechts und Civilprocesses; Institutionen des Röm. Rechts.

— Kaucher: Code Napoleon; über die Verwaltung der Strafgerechtigkeit.

III. Arzneigelahrtheit.

Ordentliche Professoren.

Prof. Moser: Specielle Chirurgie; syphilitische Krankheiten; über die Krankheiten der Zähne.

Geh. Hofrath Conradi: Allgem. Pathologie und Therapie; Einleitung in die medicinische Klinik; Anleitung zur medic. Klinik.

— Tiedemann: Anatomie des Menschen; Examinatorium über Anatomie; Lehre v. der Zeugung und Bildung des Fötus; Physiologie der Alter.

Prof. Schelver: Grundsätze der allgem. Pathologie und Therapie; die magnetische Heilkunst; Anleitung zur magnetischen Praxis; Geschichte der Botanik.

Hofrath Nägele: Krankheiten der Weiber; Geburtshülfe mit praktischer Anleitung im Gebärhause; Literaturgeschichte der Geburtshülfe; klinischer Besuch im Gebärhause.

Prof. Sebastian: Diätetik; Pathologie und Therapie der chronischen Krankheiten.

Hofrath Gmelin: Arzneimittellehre in Verbindung mit Pharmacie; Experimentalchemie.

— Chelius: Lehre der chirurgischen Krankheiten u. ihrer Heilung; über die Krankheiten des Gehörorgans; chirurgische Klinik.

Aufferordentliche Professoren.

Prof. Mai: Materia medica; Recapitulation der experimentellen Pharmacie.

— Dierbach: Toxikologie; Receptirkunst; Erklärung des Corn. Celsus de medicina; Physiologie des Gewächsreiches und theoretische Anfangsgründe der Systemkunde.

Privatdocent.

Prosector Fohmann: Secirübungen.

IV. Staatswirthschaft.

Ordentliche Professoren.

Oberforstrath Gatterer: Landwirthschaft; Technologie; Diplomatik; Heraldik; Numismatik.

Hofkammerrath Semer: Finanzwissenschaft; Theorie der Statistik.

Prof. Reinhard: Handelslehre; Finanzwissenschaft; Policeiwissenschaft.

Oberforstrath Graf von Sponeck: Forstwissenschaft; Forst- und Jagdrecht; forstliche Geschäftslehre; Forstdirection.

Professor honorarius.

Hofrath Erb: Staatswirthschaft und Finanzwissenschaft; Policeiwissenschaft.

V. Philosophie.

Ordentliche Professoren.

Geh. Hofrath Langsdorf, s. Seite 22.

Geh. Hofrath Creuzer; Cicero's zweite Rede gegen Antonius; Geschichte der Philologie; Römische Antiquitäten: Auslegung des Herodotus und Disputationen im philologischen Seminarium.

Hofrath Weise: Psychologie; Rechtsphilosophie und Politik.

Prof. Voß: Horazens Oden; Aristophanes Thesmophorien, Ekklesiazusen und Plutus; Metrik; Erklärung von Pindars isthmischen Gesängen; Spanische Sprache.

Hofrath Muncke: Populäre Astronomie; Experimentalphysik; mathemat. und physische Geographie, nebst Atmosphärologie.

Prof Schweins: Reine Mathematik mit Einschluß der Trigonometrie; angewandte Mathematik; Differential- und Integralrechnung; Analysis; Rechnungen für das Geschäftsleben; Kreisfunctionen und Trigonometrie mit geometrischen Aufgaben.

Hofrath Schlosser: Griechische und Römische Geschichte; allgem. Geschichte des Mittelalters; neuere Geschichte von Europa.

Geh. Rath von Leonhard: Staatsverwaltung; allgemeine Policeipraktik; Oryktognosie; über Steinsalzgebirge.

Aufferordentliche Professoren.

Prof. Erb: Logik; philosophische Anthropologie und Psychologie; Kritik der heutigen Physiologien.

— Hillebrand: Logik nebst Encyklopädie der Philosophie; Anthropologie; Aesthetik mit Geschichte der schönen Literatur Deutschlands; über dramatische Dichtkunst.

Prof. Kayser: Sophocles König Oedipus.

— Roux: Geschichte der Malerei; Zeichnen anatomischer Gegenstände; Figuren- und Landschaftzeichnen und Malen.

— Mone: Statistik und Politik; Deutsche Geschichte; Erklärung der Nibelungen.

Privatdocenten.

Doctor Leger: Landbaukunst; perspectivische Zeichnungslehre; geometrische Construktionslehre; geometr. Zeichnungslehre; Zeichnungsübungen.

— Geiger: Pharmaceutische Experimentalchemie; Pharmakognosie.

— Hinrichs: Anthropologie; Geschichte der Philosophie; über das Verhältniß der neuern Philosophie zur Religion; Erklärung der Aristotelischen Bestreitung früherer Philosophien.

— Bähr: Privatissima in der Griechischen u. Lat. Sprache; Thucydides; Uebungen im Lateinschreiben; Erklärung des Homerischen Hymnus in Cererem, im philologischen Seminarium.

Die zur Universität gehörigen Sammlungen von Naturalien und physicalischen Apparaten, die im Großherzoglichen Schloßgarten angelegten forst- und landwirthschaftlichen Plantagen, die beiden medicinisch-botanischen Gärten, das anatomische Theater, das akademische Spital und die Entbindungsanstalt, werden nicht nur bei den Vorlesungen benutzt, sondern können auch, auf Anmelden bei den Vorstehern derselben, von Reisenden außer den Vorlesungen gesehen werden.

Die Universitätsbibliothek wird Mittwochs und Sonnabends Nachmittags von 2 — 4 Uhr, an den übrigen Wochentagen Vormittags von 10 — 12 Uhr geöffnet. Ueber die bei dem Verleihen stattfindenden Bedingungen geben die gedruckten und auszugsweise im IX. Titel der allgemeinen akademischen Gesetze enthaltenen Bibliotheksgesetze Auskunft.

Ueber die Bedingungen der Theilnahme an der mit der Universitätsbibliothek in Verbindung stehenden akademischen Leseanstalt ertheilt die Direction derselben Auskunft.

Ueber den sittlichen Zustand der Studirenden wird das Ephorat, in dessen Geschäfts-

kreis die Aufsicht über die Sittlichkeit und den Fleiß der Akademiker gehört, sich mit den Eltern und Vormündern in Correspondenz setzen.

Ueber Wohnung und Kost ertheilt der Commissär, Universitätssyndicus und Hofgerichtsrath von Kleudgen, Nachricht, und übernimmt die dahin gehörigen Commissionen. Die Herren, die hier Wohnungen suchen, werden daher ihres eignen Vortheils wegen hiermit aufgefordert, sich nur an den genannten Logis-Commissär, oder an die Oberpedellen, und nicht an sich eindrängende Zwischenleute zu wenden.

Österreichische Nationalbibliothek
+Z159788606